Die Grenzboten


Dei
Sub Numine
Viget

Die
Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

---

46. Jahrgang.

Zweites Vierteljahr.

Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1887.

Inhalts-Verzeichnis.

Jahrgang 1887. Zweites Vierteljahr.

Politik. Volkswirtschaft. Rechtspflege. Unterrichtswesen.

Geschichte und Kulturgeschichte.

Sprach- und Literaturwissenschaft.

Kunstwissenschaft und Kunstpflege.

Verschiedenes.

Kleinere Mitteilungen.

Besprochene Bücher.

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größeren Aufsätzen behandelt worden.)



Die Kriegsbefürchtungen

und die Revue des deux mondes.



Deutschland will den Frieden, Frankreich die Revanche. Niemals hat es sich in die Verluste von Gebiet und Einfluß ergeben, die seiner Niederlage gefolgt sind. Seine wachsenden innern Schwierigkeiten können den Krieg beschleunigen, statt ihn unwahrscheinlich zu machen. Schon hat sich ein Soldat zum einzigen populären Manne der Nation erhoben; dies plötzliche Glück hat keinen Grund, wenn es nicht die Wiederkehr des kriegerischen Eifers bezeugt; es würde keine Dauer haben, wenn der Führer, der den Nationalstolz durch seine Worte geweckt hat, ihn nicht durch Thaten befriedigte. Der Kampf kann in zehn Jahren oder in zehn Tagen ausbrechen. So hat Deutschland gesprochen.

Mit diesen Worten beginnt ein „Die Besorgnisse des Tages“ überschriebener Aufsatz in der Revue des deux mondes vom 15. Februar d. J. Es ist kaum nötig, den deutschen Leser daran zu erinnern, daß die obigen Sätze in diesem Zusammenhange nie und nirgends gesprochen worden sind, daß sie aber im wesentlichen — nur mit einem Einschiebsel in Betreff Boulangers — den Sinn der vom Fürsten Bismarck in seiner großen Reichstagsrede am 11. Januar d. J. ausgesprochenen Ansicht über das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich und insbesondre über die uns durch die Revanchesucht der Franzosen drohende Kriegsgefahr wiedergeben.

Und welches ist der Zweck der an dies erdichtete Zitat geknüpften Gedanken? Man höre und staune: den Beweis zu liefern, daß Frankreich seit 1871 nie daran gedacht habe, Krieg mit Deutschland anzufangen, daß auch jetzt jede Regierung, die eine solche Absicht kundgebe, vor dem Unwillen des Volkes fallen

werde, daß für das ganze Kriegsgeschrei der letzten Monate, die dadurch hervorgerufenen Besorgnisse, die Unsicherheit, die Verluste in Europa Deutschland ebenso allgemein verantwortlich sei, wie von ihm die Gefahr des Krieges allein ausgehe.

In Deutschland wird diese kühne Behauptung nur ein spöttisches Lächeln oder ein unwilliges Achselzucken hervorrufen. Anders in Frankreich. Das französische Volk in seiner Mehrheit will ohne Zweifel den Krieg so wenig wie das unsrige; aber, wie der Reichskanzler hervorhob, nicht die träge Masse der Nation, sondern die rührige Minderheit hat von jeher den Gang der französischen Politik bestimmt, und denen, die das Volk am Gängelbande zu führen wissen, paßt es vortrefflich in den Kram, die schon in diesem Sinne gründlich vorbereitete Bevölkerung in den Glauben zu versetzen, die bösen Deutschen seien noch nicht zufrieden mit allem, was sie Frankreich seit 1870 auferlegt und geraubt hätten, sie rüsteten zu neuem Kriege, um, ihre Übermacht mißbrauchend, das unglückliche Land noch mehr zu schädigen, noch tiefer zu demütigen, wenn nicht ganz zu vernichten. Deshalb müsse Frankreich — natürlich nur zur Verteidigung gegen den drohenden Überfall — die größten Anstrengungen machen, dürfe die größten Opfer nicht scheuen. Und nach allen bisherigen Erfahrungen darf man nicht zweifeln, daß der mit jesuitischer Kunst in Bezug auf das simulare und dissimulare, das Verschweigen und Heucheln verfaßte und doch zugleich scheinbar im Brustton der Überzeugung redende Aufsatz, obgleich er die Wahrheit geradezu auf den Kopf stellt, nicht nur in Frankreich, sondern auch hie und da im Auslande, wo man uns unsre Machtstellung nicht gönnt und außerdem gewöhnt ist, seine „Informationen“ und „Inspirationen“ von Paris zu beziehen, in Petersburg und Moskau, auch in gewissen Kreisen von Pest und Rom, wenn nicht überall vollen Glauben finden, so doch sehr beifällig aufgenommen werden wird. Es ist deshalb vielleicht der Mühe wert, denselben etwas näher zu zergliedern, um dem deutschen Leser zu zeigen, zu welchen Künsten der Lüge und Verdrehung man in der angesehensten und im Auslande verbreitetsten Zeitschrift Frankreichs seine Zuflucht nimmt, um Deutschland ins Unrecht zu setzen, es als Unheilstifter, als stete Gefahr für den Weltfrieden und für die Unabhängigkeit der europäischen Völker hinzustellen.

„Nach 1871 — so beginnt der Aufsatz — hegte Frankreich nur noch einen Ehrgeiz: es wollte so viel Kraft wiedergewinnen, um sich gegen neue Angriffe (!) zu verteidigen. Wegen der ihm entrissenen Provinzen hegte es wenigstens den entfernten Trost, daß sie ihm hoffentlich nicht auf immer verloren seien — welches Volk verzichtet auf seine Hoffnungen? Alle seine militärischen Maßregeln waren nur auf die Verteidigung berechnet. Es führte die allgemeine Wehrpflicht ein, aber auf eine minder lange Dauer, trotz der langsam zunehmenden Bevölkerung; es verzichtete damit auf die Gleichheit der Zahl Deutschland gegenüber. Es ergänzte seinen Waffenvorrat und befestigte die neue Grenze — eine unnütze Arbeit, wenn es einen Angriffskrieg beabsichtigt hätte.“ (!)

Der folgende Abschnitt, in dem der bittere Haß der als konservative Republikaner verkappten Orleanisten sowohl gegen die Opportunisten als gegen die weiter links stehende Gruppe, welche seit Ferrys Fall ans Ruder gekommen ist, zu Tage tritt, hat weniger Interesse für uns. Zur Zeit von Gambettas Tode sei die Militärreform vollendet gewesen. Seither aber seien die an der Spitze des Kriegsdepartements stehenden Generale Politiker geworden, und hätten, um sich populär zu machen, begonnen, das vollendete Werk wieder zu zerstören, zumal indem sie die Verkürzung der Dienstzeit befürworteten, welche aber freilich noch nicht über die Stufe des Projekts hinausgekommen sei. Dazu komme, daß durch den steten Wechsel im Kriegsministerium die Durchführung eines einheitlichen Gedankens, eines festen Planes unmöglich geworden sei. Allerdings scheine sich der derzeitige siebzehnte Kriegsminister der Republik von 1870 besser zu halten als seine Vorgänger; er sei populärer als sie alle. „Aber es wäre der allerschwerste Irrtum, die Popularität des Generals Boulanger dem Wiederaufleben des kriegerischen Geistes zuzuschreiben. Er ist ein tapferer Offizier; man nennt ihn einen guten General; aber seine Popularität ist nicht die eines Soldaten, sondern eines Politikers." Seine Popularität beruhe auf zwei einfachen Mitteln, deren er sich vortrefflich zu bedienen verstehe: er mache soviel von sich reden, daß das Publikum seinen Namen täglich und überall sehe und höre, und benutze zugleich seine einflußreiche Stellung, um sich unzählige Menschen zu verpflichten, wie er das ganze Volk durch die Abkürzung der Dienstpflicht auf weniger als drei, beziehentlich auf weniger als ein Jahr zu gewinnen hoffe.

„Und dieser Minister soll der drohende Vertreter der Revanche sein? Dies Volk, das so begierig ist, sich dem Drucke des Militärdienstes zu entziehen, soll in seinem Herzen die Sehnsucht (la nostalgie, eigentlich das Heimweh) nach dem Kriege empfinden?" Tunis, Ägypten und Tonkin hätten gezeigt, wie unpopulär jetzt der Krieg bei dem französischen Volke sei.

„Gegenwärtig haben die kaum verhüllten Drohungen der deutschen Regierung und die direkten Herausforderungen der deutschen Presse, welche in eine leicht entzündliche Nation wie ein Funke in ein Pulverfaß gefallen sein würden, nicht einmal die unbesiegbare Anhänglichkeit Frankreichs an den Frieden erschüttert. An dem Tage, wo der General Boulanger in den Verdacht geraten würde, auf einen Angriff zu sinnen, würde der Zorn, den er einflößte, der Popularität,*) die er sich erworben hat, gleichkommen, und von dem Tage an, wo er dem Volke verhaßt geworden wäre, würde er auch von den öffentlichen Gewalten verlassen sein."

Den zweiten Abschnitt des Artikels geben wir, als besonders charakteristisch, unverkürzt wieder.

*) Der Verfasser benutzt den etwas zweideutigen und weniger ehrenvollen Ausdruck: notoriété.

„Deutschland wünscht den Krieg ebenso wenig wie Frankreich. Aber ihm ist von Natur der Kultus der Gewalt und eine ganz besondre Art von Gedächtnis eigen, die ihm nicht gestattet, die einst erduldeten Leiden zu vergessen. Das Heer erinnert einen jeden an seinen Anteil an dem Ruhme von Metz und Sedan, und zugleich scheint es, als habe Deutschland ewig für Jena Rache zu nehmen. Eine solche Gemütsbeschaffenheit bewahrt die militärischen Tugenden, läßt die Opfer, die sie erfordern, erträglich erscheinen und gestattet, den Haß, der unter der deutschen Gemütlichkeit (placidité) immer gegen den Fremden wach ist, zu rechter Zeit in Flammen zu setzen.

Aber diese das Heer immer und den Krieg leicht begünstigende Denkungsart bestimmt nicht allein die Ereignisse. Der Kaiser ist nicht nur dem Namen nach, sondern auch thatsächlich der Regent des Staates (l'empereur règne et gouverne); und wenn er zuweilen gestattet, das die Parlamente das Zepter mit ihm teilen, so hat er doch allein die Hand am Schwerte; er hat sich als besondre Pflicht seines Amtes die Leitung der auswärtigen Politik und des Heeres vorbehalten. Eine feste, erbliche Macht, die das Geheimnis ihrer Pläne bewahrt und jedermann denselben dienstbar macht, sichert die Vollkommenheit derjenigen Dienstzweige, welche am meisten Einheitlichkeit, Klugheit und Schnelligkeit in der Stunde der Entscheidung verlangen.

In dieser Weise sind alle Erfolge der Nation vorbereitet worden. Nach dem glänzendsten von allen wurde die Arbeit festgesetzt, als ob sich in dem Verhältnis der Mächte nichts verändert hätte. Am Tage nach dem Frankfurter Frieden hat der Kaiser mit Bismarck und Moltke die stille Thätigkeit wieder aufgenommen, der Europa so viele Überraschungen und das Heer so große Kraft verdankte.

Statt die Militärlast des vergrößerten und für den Augenblick ohne Nebenbuhler dastehenden Deutschlands zu erleichtern, hat die Regierung dem Heere die stets wache Sorgfalt eines nach Rache begierigen Besiegten gewidmet. Die Präsenzziffer ist zweimal erhöht, die Bewaffnung zweimal geändert worden. Die Infanterie hat soeben den Mehrlader erhalten, die Artillerie ist mit Geschossen versehen worden, die mächtig genug sind, die stärksten Befestigungen zu vernichten, und das deutsche Heer ist das einzige, das mit diesem Gewehr und mit diesen Wurfgeschossen ausgerüstet ist. Dennoch hat die Regierung es für nötig erachtet, den Präsenzstand abermals zu erhöhen, und verlangt von den Kammern (!) die dazu erforderlichen Ergänzungskredite, fordert, daß das Kriegsbudget auf sieben Jahre bewilligt werde, erklärt dem Parlament, daß sie keine Weigerung annehme, daß jeder Widerstand die sofortige Auflösung herbeiführen, daß jeder ebenso unfolgsame Reichstag dasselbe Schicksal haben werde, daß man im Notfalle Geld und Menschen ohne parlamentarische Zustimmung sans aucun vote beschaffen und daß die Verwerfung des Septennats den Krieg wahrscheinlich machen würde.

Die Kammer bewilligte Kredite und Mannschaften für drei Jahre; die Regierung wies das Geschenk zurück und vernichtete (brisait) die Kammer. Sie ergriff Maßregeln, um die neuen Kontingente ohne parlamentarische Bewilligung dem Heere einzuverleiben; die Pferdeausfuhr wurde verboten; 73 000 auf unbestimmte Zeit einberufene Reservisten stießen zum Heere und sind jetzt den Grenzregimentern einverleibt. (!) Ganze Armeekorps sind auf die Kriegsstärke gebracht (!), und eine Mobilisation, welche diesen Truppen im Augenblicke der Eröffnung der Feindseligkeiten einen Vorzug von mehreren Tagen gewähren würde, ist schon vollendet.

Welches von beiden Völkern kann die größte Zahl von Menschen bewaffnen? Welches hat die Maßregeln ergriffen, die gewöhnlich den Krieg verkünden? Wenn der Haß gegen den Erbfeind und die kriegerischen Instinkte durch den Charakter des Landes und durch die Art der Regierung begünstigt werden, ist dies in Frankreich oder in Deutschland der Fall? Wenn die innern Schwierigkeiten eine Regierung nötigen können, eine Ablenkung nach außen zu suchen, ist in Deutschland oder in Frankreich ein schwerer Kampf zwischen der Regierung und der Landesvertretung ausgebrochen?*) . . . Und wenn endlich das Übergewicht eines beherrschenden und des Ehrgeizes verdächtigen Willens der Armee eine Drohung für den Frieden ist, tritt dieser gebieterische Wille in Deutschland oder in Frankreich zu Tage? Würde in Deutschland ein ohne Zustimmung des Landes von einem Minister erklärter Krieg das Verbrechen eines Aufrührers (factieux) sein? Ist in Frankreich derselbe Akt die Ausübung eines einem Kaiser durch die Verfassung zuerkannten Rechtes?

Auch fragt sich in Europa, obwohl der Reichskanzler versprochen hat, Frankreich nicht anzugreifen, und obgleich Frankreich geschwiegen hat, niemand, ob Frankreich den Krieg wolle; jedermann fragt sich dagegen, ob Deutschland den Frieden wolle. Und an dem Tage, wo der Friede gestört würde, würde das Verdikt der ganzen Welt einstimmig sein. Sie würde aussprechen, auf wen die volle Verantwortlichkeit des entfesselten Elends zurückfiele. Das Deutschland von 1887 würde sie an das Preußen von 1866 erinnern; es würde ihr einfallen, daß damals Preußen, nachdem es sein Heer reorganisirt, die Bewaffnung verändert hatte und allein im Besitze des Zündnadelgewehres war, plötzlich durch die Intriguen Österreichs gegen den Frieden in Aufregung versetzt wurde, daß es die Vorbereitungen dieser Macht öffentlich denunzirte, so lange es Zeit bedurfte, um die seinigen zu vollenden; daß es endlich, um einer unerträglich gewordenen Gefahr zu entgehen, sich auf einen Feind stürzte, der noch beschäftigt war, seine Truppen zu sammeln, und daß es, gezwungen, den Sieg, den die gerechte Sache verdient, davonzutragen, sich vor allem darüber freute, daß es nicht die Verantwortlichkeit des Angriffes zu tragen hatte.“

*) Der Artikel ist natürlich vor den Reichstagswahlen vom 21. Februar geschrieben.

Im dritten Abschnitte seines Aufsatzes versteigt sich der Verfasser, der bisher sein Vaterland so zahm und schwach geschildert hat, daß es dem gläubigen Leser als ein unschuldiges Lamm erscheinen müßte, welches der Wolf Deutschland im Begriffe stehe zu verschlingen, zu einer drohenden Warnung. Man würde sich gewaltig irren, wenn man das Frankreich von 1870 wiederzufinden meinte: es fehle jetzt weder an Waffen noch an Menschen, noch an dem damals mangelnden Hasse gegen den Feind.

„Frankreich ist das Land der plötzlichen Verwandlungen. Dies Volk, das heutzutage noch ganz durch seine Interessen in Anspruch genommen ist und seine Blicke nicht über den vaterländischen Boden hinausschweifen läßt, so frei von allem Hasse, daß es nicht glaubt, daß man es hassen könne, bietet keine Ähnlichkeit dar mit dem Volke, das, wenn es diese Interessen zu Grunde gerichtet, diesen Boden von Feinden überschwemmt sähe, wenn es endlich begriffe, daß man ihm ans Leben wolle, in seinem Herzen zugleich den Abscheu vor der Ungerechtigkeit und vor dem Tode empfinden würde."

Fürst Bismarck hat leider mit nur allzugutem Grunde darauf hingewiesen, daß ein neuer Krieg mit Frankreich in jeder Beziehung furchtbarer und folgenschwerer sein würde als der letzte, daß der Sieger wie Napoleon I. im Jahre 1807 saignerait à blanc, d. h. den Besiegten so entkräften würde, daß er auf lange Zeit durchaus ohnmächtig bleiben müßte. „Der Krieg von 1870 — schloß er — würde ein Kinderspiel sein gegen den von 1890 — ich weiß nicht, wann — in seinen Wirkungen für Frankreich. Also das wäre auf der einen Seite wie auf der andern das gleiche Bestreben: jeder würde versuchen de saigner à blanc.

Während der Reichskanzler diese Aussicht natürlich als Grund gegen den Krieg verwendet, erblickt unser Verfasser darin nur eine Drohung. Daß der Fürst vorher Deutschland im Falle der Niederlage das schlimmste Schicksal verkündet, ignorirt er.

Ob er die berühmte Rede vom 11. Januar überhaupt gelesen hat? Wir möchten zu seiner Ehre das Gegenteil annehmen, weil wir ihn sonst notwendig der Lüge und der Verleumdung der deutschen Regierung dem französischen Volke und dem Auslande gegenüber anklagen müßten. Freilich ist es verdächtig genug, daß er das fortwährende Schüren des feu sacré de la revanche, dessen sich die französische Presse zum größten Teile, die Patriotenvereine und hie und da sogar hohe Staatsbeamte befleißigen, den wahrhaft fanatischen Haß, wie er sich in der lächerlichen Spionenriecherei, in dem Verhalten gegen deutsche Arbeiter und andre in Frankreich lebende Deutsche, gegen deutsche Kaufleute und deutsche Waaren äußert, ebenso vollständig ignorirt wie die klaren Worte Bismarcks: „Wir haben ja unserseits nicht nur keinen Grund, Frankreich anzugreifen, sondern auch ganz sicher nicht die Absicht. Der Gedanke, einen Krieg zu führen, weil er vielleicht späterhin unvermeidlich ist, und dann unter ungünstigern Ver-

hältnissen geführt werden könnte, hat mir immer fern gelegen, und ich habe ihn immer bekämpft.“ Dagegen mahnt der Verfasser die Deutschen feierlich, ihre kriegerische Ungeduld zu zügeln. Sie könnten auch einmal eine Niederlage erleben, und das bisher siegreiche Heer würde sich dann vielleicht nicht länger bewähren. Zugleich läßt er seine Hoffnungen „auf eine vielleicht nicht mehr ferne Zukunft“ durchblicken. Er betrachtet das deutsche Reich als ein unvollendetes Werk. Der staatmännische Genius, dem seine Schöpfung zu verdanken sei, habe, anstatt es in den Stand zu setzen, ohne ihn fertig zu werden, allmählich alle Gewalt an sich gerissen; mit ihm würde eine ganze Regierung, ein ganzes Regierungssystem verschwinden. Damit eine solche Macht bei einem Einzelnen nicht als ein unerträglicher Druck empfunden werde, müsse er sich fortwährend auf der Höhe der Lage halten, müsse, wenn er handeln wolle, noch größeres erzielen als bisher. Das würde sich aber nicht einmal durch einen abermaligen glücklichen Krieg mit Frankreich ermöglichen lassen. Wenn er Frankreich wirklich nochmals vollständig niederwürfe, so würde die Folge die vollständige Knechtung Deutschlands unter seinen despotischen Willen sein. „Der Kanzler wird sich der eroberten Macht bedienen, um seine innern Feinde endgiltig zu vernichten. Und der Feind wird dann das Land selbst sein. . . . Das sind die Gefahren des Krieges für Deutschland. Ein unglücklicher Ausgang bedroht seine Einheit, ein unentschiedener seine Regierung, ein glücklicher seine Freiheit.“

Der vierte Abschnitt untersucht die Stellung des übrigen Europas zu der Kriegsfrage.

„Es ist ein bleibendes Interesse Europas, daß keine Macht allzugroß werde. Das hat Frankreich 1870 empfunden, wo die Eifersucht der andern auf seine Größe es dem Sieger überließ. Seitdem ist Deutschland als Vormacht an seine Stelle getreten. Wenn die beiden Völker wieder handgemein würden, wäre die Gefahr für Europa offenbar. Entweder stellte Frankreichs Sieg seine alte Übermacht wieder her, oder das siegreiche Deutschland würde seine für Europa jetzt schon sehr beunruhigende Übermacht noch vergrößern.“

Der Verfasser untersucht nun, welche Maßregeln die deutsche Regierung im Falle eines abermaligen Krieges mit Frankreich ergreifen werde, und kommt zu dem Schlusse, daß es den andern Mächten carte blanche geben werde, ihre Begierde nach Vergrößerung und Machtzuwachs zu befriedigen und so seine Richter zu seinen Mitschuldigen machen.

„Es giebt besonders günstige Stunden für solche Versuchungen. Wenn plötzliche Glücksfälle, die Wirkungen einer starken Kraftentfaltung auf einander folgen und andauern, wenn sie das Gleichgewicht der Nationen und selbst das äußere Ansehen der Ehre (l'apparence de l'honneur) verändern, die Mäßigung als Erbärmlichkeit (misère) und die Pflicht als Albernheit erscheinen lassen: dann flößt die Unsittlichkeit dieses Schauspiels endlich ihr verderbliches Gift in die Seelen. In einer solchen Stunde befindet sich Europa. Die Umwälzungen

der letzten Zeit haben niemand zufrieden gestellt. Das unverschämt schnelle Wachstum (l'insolente promptitude) gewisser Größen hat den einen die Gewohnheit gegeben, zu nehmen, den andern eine wachsende Gier, zu bekommen. Die Völker gewöhnen sich daran, die verwegene Frechheit als ganz in der Ordnung zu betrachten. Welches hat nicht schon auf die Welt lüsterne Blicke geworfen und hält in seinem begehrlichen Herzen nicht schon für sein, was andern gehört!"

Genug dieses verworrenen, einer Sprache und einer Zeitschrift, die sich sonst der klassischen Klarheit ihres Ausdrucks nicht mit Unrecht rühmte, unwürdigen Gewäsches. Was die Grundgedanken betrifft, daß die Moral aus der Welt verschwunden sei und alles sich nur auf die niedrigste Interessenpolitik gründe, so ertönt die alte Klage seltsamerweise jetzt nicht nur an der Seine, wo sie immer hörbar wird, sobald Frankreichs Glücksstern erbleicht, sondern auch an der Newa und der Tiber stellt man elegische Betrachtungen an über die von der Erde entflohene Asträa. Natürlich, wenn auch der Name nicht genannt wird, ist es immer der „Einsiedler von Varzin," welcher die Göttin in den Himmel zurückgetrieben hat. Wenn die Herren uns nur auch einmal die Geschichtsperiode nachweisen wollten, wo das, was sie öffentliche Moral nennen, und nicht das Interesse der einzelnen Staaten in den internationalen Verhältnissen maßgebend gewesen ist! Es ist gewiß sehr schön, wenn beides zusammentrifft; wenn ein Staat, indem er für sein eignes Wohl kämpft, zugleich ideale Grundsätze verficht und die Sache der Schwachen und Unterdrückten zu der seinigen macht; im übrigen werden wir uns vorläufig wohl noch damit begnügen müssen, daß ein grundsätzliches Eintreten für die gute Sache fremder Völker seine feste Grenze in dem Salus reipublicae suprema lex esto findet, wenn auch italienische und englische Publizisten — von russischen und französischen zu schweigen — über die engherzige und selbstsüchtige deutsche Hegemonie murren und es uns kreuzübel nehmen, daß Fürst Bismarck um das „bischen Herzogewina" oder Bulgarien die Knochen des pommerschen Grenadiers nicht in Gefahr setzen will. Wie es die italienischen Politiker dabei fertig bringen wollen, das Verhalten des von ihnen stolz dem deutschen Reichskanzler entgegen gehaltenen Grafen Cavour, zumal im Jahre 1860 Neapel gegenüber, mit der „öffentlichen Moral" in Einklang zu bringen, müssen wir ihnen überlassen.

Wir kehren zu unserm Franzosen zurück. Deutschland, meint er, könne allerdings gewisse Leute bei einer neuen Unternehmung gegen Frankreich durch die Anlockung zu erwerbenden französischen Bodens gewinnen; das seien aber — er meint natürlich Italien — die Kleinen unter den Großen, die nichts entschieden. Rußland, Österreich und England könne es nur im Orient befriedigen, indem es ihnen das türkische Reich als Beute überlasse. Nun, Deutschland so darzustellen, als brauche es nur durch den Mund seines Bismarck-Zeus zu rufen: Nehmt hin die Welt! mag für uns sehr schmeichelhaft sein. Leider ist

nur die Teilung nicht ganz ohne Schwierigkeiten. Das sieht auch unser Publizist ein. Die drei Mächte würden sich schwerlich in Frieden über ihren Anteil an der Beute auseinandersetzen, und der Vermittlung Deutschlands würde die Einigung wahrscheinlich ebensowenig gelingen, wie sie bis jetzt betreffs Bulgariens gelungen ist. Der Verfasser hebt besonders hervor, daß die deutsche Vermittlung in dieser Frage niemand befriedigt, und daß sein Ansehen dadurch einen ersten kleinen Stoß erhalten habe. Weil nun Deutschland jenen drei Staaten nur eine ganz unsichere Aussicht auf künftige Gewinne eröffnen könne oder sich durch besondre Begünstigung eines einzelnen die beiden andern zu Feinden machen müsse, was es niemals wagen werde, so habe deshalb die Fortdauer des Friedens die größten Chancen. Er meint, Regierungen und Völker hätten den entsetzlichen Folgen des Krieges ins Antlitz geschaut und bebten davor zurück. Wir wollen wünschen, daß er Recht behalte, so kühn die Behauptung seinem eignen Volke gegenüber klingt.

„Die Regierung — fährt er fort —, welche bei einem Kriege die größten Chancen für sich zu haben scheint, hat erklärt, daß sie ihn nicht provoziren werde. Ihr Interesse bürgt für ihre Aufrichtigkeit. Selbst für sie wären die Triumphe zweifelhaft und fern, die Leiden sicher und unmittelbar; auch hat sie nicht mehr so viel zu gewinnen wie zu verlieren. Die Gründer des Reiches haben von dem Schicksal verlangt und erhalten, was dasselbe nie vorher bewilligt hat; es ist ihnen gelungen, Europa ein bisher von niemand geduldetes, maßloses Übergewicht annehmbar zu machen; sie haben in einem Menschenalter den Ruhm und die Thaten von Jahrhunderten zusammengehäuft."

Wenn aber unser Politiker selbst zugiebt oder zuzugeben scheint, daß die Führer des deutschen Reiches den Krieg nicht wünschten, so meint er doch, derselbe sei nichtsdestoweniger zu fürchten, wenn der Gang der Ereignisse von der Weisheit oder Thorheit eines Einzelnen abhinge. Aber in diesem Augenblicke sei er nur durch die Thorheit aller möglich. „Die kleinen Nationen, mit Vernichtung bedroht, müßten lebensmüde sein, die großen müßten sich verbunden haben, um die schwachen unter sich zu teilen, und alle müßten an die Mäßigung, die Gerechtigkeit, die ewige Freundschaft Deutschlands glauben. (!) ... Es genügt, daß eine einzige dieser Mächte ihre Stimme hören läßt, damit der Krieg unmöglich werde. An der Spitze dieser Länder stehen zu klarblickende Staatsmänner... Es entgeht ihnen nicht, daß jede unbeschränkte Macht eines Staates eine Gefahr für ihn selbst und für die andern wird, und daß, wenn in ganz Europa noch Mächte genug bestehen, um seine Unabhängigkeit zu verteidigen, doch nicht eine zu viel da ist. Wir werden immer unsern Platz unter ihnen bewahren, unfähig die Herrschaft auszuüben, doch noch mächtig genug, die Freiheit aller zu verteidigen. Wir bedürfen Europas; es bedarf unser nicht minder, denn alles, was Frankreich geraubt wurde, wurde dem Gleichgewicht der Welt geraubt."

So schließt der Aufsatz. Ist nun dies rührende Plaidoyer für die eigne Unschuld und Friedfertigkeit, diese flehentliche Bitte an Europa: Helft uns! der Oger Deutschland will den kleinen Däumling Frankreich verschlingen! helft uns, schützt uns, sonst kommt auch an euch die Reihe, gefressen zu werden — ist das Ernst oder Heuchelei? Der Franzose kreuzigt die sonst so rege Eitelkeit, nur um sein Vaterland dem übermächtigen Nachbar gegenüber, der ganz Europa tyrannisirt, recht harmlos und zugleich schwer gefährdet darzustellen. Er läßt uns 73000 auf unbestimmte Zeit einberufene Reservisten in die an der Grenze — natürlich der französischen — liegenden Regimenter stecken, läßt heimlich verschiedne Armeekorps auf die Kriegsstärke bringen, kurz, Maßregeln ergreifen, die nur in der Voraussicht eines nahe bevorstehenden Krieges erklärlich sein würden. Und was thut Frankreich indessen? Nichts — es schwärmt nur für die Abkürzung der Dienstzeit, die sein schmählich als Chauvinist verleumdeter Kriegsminister durchsetzen will. Daß seit 1871 die Zahl der Linientruppen verdoppelt, die der Reserven verdreifacht worden, daß dadurch thatsächlich die französische Armee der unsrigen an Zahl überlegen ist; die fortwährenden Verstärkungen der Grenztruppen, die Barackenlager, die anstandslose Bewilligung der außerordentlichen Aufwendungen des Militärbudgets: alles das wird ebenso einfach ignorirt wie die Hetzereien der Patriotenliga, das Treiben der sogenannten elsässischen Vereine, die Speichelleckereien der französischen Republikaner den russischen Autokraten und der panslawistischen Partei gegenüber, das ganze Buhlen um das russische Bündnis, die Haltung der meisten Organe der öffentlichen Meinung, die der Gerichte und Verwaltungsbehörden bis zu Mitgliedern des Ministeriums hinauf, ebenso wie die sechzehn Jahre hindurch ununterbrochen bewährte Friedensliebe unsers greisen Kaisers und seiner Regierung, die neben der erworbenen Machtstellung der wahre Grund ist, daß man dem deutschen Reiche, wenn auch nicht die Hegemonie, doch gewissermaßen den Vorsitz im europäischen Völkerrate zugestanden hat. Charakteristisch sind die Sophismen und logischen Bocksprünge, durch welche der Verfasser, wenn er durchaus nicht umhin kann, anzuerkennen, daß das deutsche Volk den Krieg nicht will, daß die deutsche Regierung wiederholt und entschieden erklärt hat, Frankreich unter keinen Umständen angreifen zu wollen, im nächsten Augenblick die Volte schlägt, um den Beweis zu führen, daß nur Deutschland allein schuld an der ganzen Kriegsfurcht, daß es allein dabei interessirt sei, weil es „den Kultus der Gewalt" habe, was hier offenbar heißen soll, daß es ganz Europa seine unbedingte Hegemonie aufzwingen wollte, und daß zugleich — risum teneatis, amici! — die deutsche Regierung durch ihre innern Schwierigkeiten genötigt sei, eine Ablenkung nach außen zu suchen.

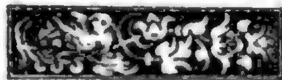
Daß es uns die tief verletzte Eitelkeit und die dadurch gestachelte Revanchelust unsrer Nachbarn im Westen nicht verzeihen kann, daß wir 1871 nicht auf unsern Lorberen eingeschlafen sind, um uns beim Erwachen plötzlich einem

übermächtigen, bis an die Zähne gerüsteten Gegner gegenüber zu finden, begreift sich. Schwerer wird es dem gesunden Menschenverstande zu fassen, daß der Verfasser und seine Landsleute glauben, der Welt einreden zu können, daß an der steten Unsicherheit des Friedens und den sich überbietenden Rüstungen nicht Frankreich und seit einem Jahrzehnt auch Rußland, sondern allein Deutschland die Schuld trage. Offenbar lautet jetzt die auf der ganzen Linie der französischen Presse ausgegebenen Parole dahin, gegen jeden Gedanken an kriegerische Gelüste auf Seiten Frankreichs zu protestiren und dagegen Deutschland als Störenfried vor Europa anzuklagen. So kommt man nicht in die Verlegenheit, auf verfängliche Fragen antworten zu müssen, wie die naheliegende, warum denn die französische Regierung nicht erklärt, wie die deutsche, daß sie unter keinen Umständen Krieg anfangen werde, daß sie den durch den Frankfurter Frieden geschaffenen Zustand der Dinge als einen endgiltigen anerkenne und auf eine Wiedereroberung der darin an Deutschland abgetretenen Provinzen verzichte. Zu einer solchen Erklärung gehörte eben ein moralischer Mut, wie ihn die gegenwärtige Machthaber nicht besitzen, da sie wissen, daß damit ihr letztes Stündlein gekommen sein würde. Das zeigt sich deutlich genug in der Art und Weise, wie die friedensfreundlichen Erklärungen des Herrn von Lesseps bei der Rückkehr von seiner Berliner Sendung durch die öffentliche Meinung Frankreichs aufgenommen worden sind. Für Deutschland wäre allerdings auch eine solche loyale Erklärung einer Regierung, die vielleicht über Nacht einer andern von entgegengesetzten Gesinnungen, welche sich durch die Versprechungen ihrer Vorgängerin keineswegs gebunden glauben würde, Platz machen muß, nur von sehr geringfügigem Werte.

In dieser steten Unsicherheit der Regierenden und des Regierungssystems in Verbindung mit dem weit verbreiteten und unablässig geschürten Rachedurst und der leichten Erregbarkeit der französischen Volkes liegt ja eben, wie Fürst Bismarck wiederholt hervorgehoben hat, die große Gefahr für Deutschland. Daß ihnen eine zuverlässige, dauerhafte, auf feste Ueberlieferung gegründete Regierung fehlt und daß wir eine solche dagegen in so vollkommener Weise besitzen wie kaum ein andrer Staat, das ist für viele Franzosen, und nicht die schlechtesten unter ihnen, das ist ganz besonders auch für die Revue des deux mondes, deren Mitarbeiter sich zwar zumeist ostensibel zur konservativen Republick nach Thiersschem Muster bekennen, im Grunde aber monarchisch gesinnt sind, und für ihren heimischen Leserkreis eine Veranlassung mehr zum Neid und zur Mißgunst, die sie gegen uns als die auf alle Weise vom Schicksal bevorzugten erbittert.

Der Aufsatz der Revue des deux mondes ist keineswegs bloß eine vereinzelte Kundgebung eines verschrobenen Kopfes. Das Bestreben, sich Europa gegenüber reinzuwaschen, Europa in Bezug auf Frankreichs Gesinnungen, Hoffnungen und Absichten in Sorglosigkeit einzuwiegen und dagegen Deutschlands

Verhalten als die einzige Ursache des unsichern und unerquicklichen Zustandes, in dem sich unser Weltteil gegenwärtig befindet, hinzustellen, ist jenseits der Vogesen so allgemein und wird so plangemäß verfolgt, daß es sich schon der Mühe verlohnte, dasselbe einmal an einem einzelnen Beispiele nachzuweisen und ins rechte Licht zu stellen, zumal da leider nicht wenig Stimmen, die uns aus der Presse andrer Länder entgegentönen, den Beweis liefern, daß das alte: Calumniare audacter, semper aliquid haeret, auch hier seine Geltung findet.



Die neue Bewegung für die Doppelwährung.



Kein Wohlmeinender wird dagegen gleichgiltig sein, daß unsre Landwirtschaft nun schon längere Zeit hindurch über einen Notstand zu klagen hat. Bereitwillig wird man auf die Frage eingehen, ob hier nicht durch irgend welche Mittel zu helfen sei. Aber in hohem Maße bedauerlich ist es, daß viele unsrer Landwirte bei dem berechtigten Streben, Mittel der Abhilfe zu finden, sich in einem Gedanken verfangen haben, den wir nur für einen Irrtum halten können: in dem Gedanken, es könne ihnen durch Einführung der Doppelwährung geholfen werden. Wohl hätte man erwarten sollen, daß nach allem, was darüber schon verhandelt worden ist, die Überzeugung durchgedrungen wäre, daß dieser von Einzelnen ausgegangene Gedanke ein Irrtum sei. Gleichwohl hat neuerdings noch der in Berlin tagende Kongreß deutscher Landwirte auf Antrag des Freiherrn von Mirbach fast einstimmig die Resolution gefaßt, „daß ohne Remonetisirung des Silbers ein Ende der wirtschaftlichen Krisis nicht abzusehen sei.“ Auch in der Verhandlung des Reichstages vom 14. März d. J. haben die Vertreter des Bimetallismus von neuem gezeigt, daß sie ihr Ziel beharrlich im Auge behalten.

Diesen Thatsachen gegenüber wollen wir versuchen, zumal da in diesen Blättern noch nicht ausführlicher über die Frage gehandelt worden ist, nochmals die Gründe auseinanderzusetzen, weshalb die von der Landwirtschaft an die Einführung der Doppelwährung geknüpften Erwartungen unbegründet sind, anderseits aber die Einführung der Doppelwährung für den Wohlstand Deutschlands in seiner Gesamtheit nur verhängnisvoll wirken könnte.

Man sagt, durch die Beseitigung des Silbers sei die Masse des vorhandenen Geldes erheblich verringert worden. Dadurch sei das Geld verteuert worden, und diese Verteuerung des Geldes habe ein Herabgehen sämtlicher Preise, namentlich auch der der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, herbeigeführt. Diese

niedrigen Preise seien das Unglück der Landwirtschaft. Nur Vermehrung des Geldes durch die Wiedereinführung des Silbers als Münze könne die Preise wieder heben.

Wir wollen einmal auf den Gedanken eingehen (obwohl sich noch sehr darüber streiten läßt und auch wirklich gestritten wird), daß in dem Golde nach dem Maße seiner Gewinnung kein so reichliches Zahlmittel gegeben sei, wie deren früher, als noch Silberwährung bei uns galt, vorhanden waren, und daß infolge hiervon die Preise bleibend zurückgegangen seien. Was würde daraus wirtschaftlich folgen?

Ein größerer Umschwung in dem Werte des Geldes ist zweimal in der Geschichte vorgekommen, und zwar jedesmal nur in der Richtung, daß das Geld sich erheblich vermehrt und dadurch an Wert verloren hat. Der erste Umschwung dieser Art knüpfte sich an die Entdeckung von Amerika. Von dort strömten Edelmetalle, und zwar vorzugsweise Silber, in nie gekannter Menge nach der alten Welt herüber. Ohne Zweifel hat hierin der Grund gelegen, daß im Laufe der letzten Jahrhunderte die Preise im Vergleich mit frühern Zeiten gewaltig gestiegen sind. Nach der Natur des damaligen Verkehrs trat jedoch dieses Zuströmen und die daran sich knüpfende Wirkung der Preissteigerung nur ganz allmählich ein. Auch blieb das Verhältnis des Wertes der beiden herrschenden Edelmetalle nicht dasselbe. Während früher das Silber im Verhältnis zum Golde höher gestanden hatte (etwa wie 1 : 11), sank infolge der Eröffnung der Bergwerke zu Potosi der Wert des Silbers im Verhältnis zum Golde immer mehr, bis er auf das Verhältnis von etwa 1 : 15,5 gelangte und darauf lange Zeit stehen blieb. Denken wir nun einmal, wir hätten in Amerika nicht mehr Edelmetalle gefunden, als auch in der alten Welt vorhanden waren, und auch in dieser hätte sich die Gewinnung der Edelmetalle nicht erheblich vermehrt. Dann würden wir wahrscheinlich auch heute noch die Preise des Mittelalters haben. Würde nun deshalb unser ganzes Leben ärmlicher sein? Vorausgesetzt, daß die Gütererzeugung im übrigen ganz so, wie es geschehen ist, fortgeschritten wäre, müßten wir diese Frage mit einem entschiedenen Nein beantworten. Nur Schmucksachen und Geräte von Gold und Silber würden wir weniger haben, sonst aber alles in gleichem Maße. Denn wir leben ja nicht von dem Gelde, das wir besitzen, sondern von den Gütern, die wir erzeugen, und das Geld dient nur dazu, den Austausch dieser Güter zu vermitteln. So lange wir also das Metall, das nun einmal das beste Austauschmittel bildet, noch so teilen können, daß wir alle Bedürfnisse damit zu bezahlen imstande sind, ist es ganz gleichgiltig, ob für diesen Austausch eine große oder kleine Menge Metall in der Welt vorhanden ist und ob wir danach jedes einzelne Bedürfnis mit einem größeren oder kleineren Stück Metall bezahlen.

Einen ähnlichen, aber weit schnelleren Umschwung in dem Werte des Geldes haben wir selbst erlebt, seit um die Mitte dieses Jahrhunderts die Goldfelder

Kaliforniens und Australiens entdeckt worden sind. Der Wert des Geldes ist seitdem erheblich gesunken; alle Preise sind höher geworden. Unleugbar ist nun während dieser Zeit auch der Volkswohlstand in allen Kulturländern mächtig gewachsen. Ist das nun etwa eine Folge der Vermehrung des Geldes? Hängt es mit der Steigerung der Preise zusammen? Wir müssen auch diese Frage verneinen. Der Volkswohlstand ist gewachsen infolge der ungeheuern Vermehrung der Gütererzeugung und der durch die neugeschaffenen Verkehrsmittel gegebenen Möglichkeit eines allgemeinen Güteraustausches. Wären diese Veränderungen eingetreten ohne Entdeckung der kalifornischen Goldfelder, so würden wir wahrscheinlich dieselben oder noch geringere Preise haben als früher; aber das Maß unsers Wohllebens würde nicht geringer sein als jetzt. Wäre zwar das kalifornische Gold entdeckt worden, daneben aber keine solche Vermehrung der Gütererzeugung eingetreten, so würden wir alles ebenso teuer und vielleicht noch teurer bezahlen als jetzt; aber wir würden nicht besser leben als früher. Beide Dinge sind unabhängig von einander.

Nur auf den Wohlstand einer Klasse von Menschen hat der gedachte Umschwung in dem Werte des Geldes einen unverkennbaren Einfluß geübt, nämlich auf den der Besitzer von Geld und Geldforderungen, beziehungsweise der Schuldner von solchen Forderungen. Hätte jemand im Jahre 1825 sich einen Schatz an Geld in seinem Garten vergraben und hätte er ihn dann im Jahre 1875 wieder ausgegraben, so würde er zwar dieselbe Geldsumme in der Hand gehabt haben; aber diese Geldsumme wäre jetzt weit weniger wert gewesen als zu der Zeit, wo er sie eingegraben hatte. Ganz dasselbe würde eingetreten sein, wenn er die Summe im Jahre 1825 ausgeliehen und sie nun im Jahre 1875 von dem Schuldner zurückbezahlt bekommen hätte. Durch die Entwertung des Geldes litten also unverkennbar alle Gläubiger, welche auf einen in weiter Vergangenheit liegenden Schuldtitel Kapital oder Renten zu fordern hatten. Sie verloren an dem Werte ihrer Forderung, während die Schuldner daran gewannen. Für die Gläubiger älterer Schulden war also der Umschwung in dem Werte des Geldes ein wirtschaftliches Unglück. Dagegen wußten sich die laufenden Schuldverhältnisse sehr bald mit dem veränderten Werte des Geldes ins Gleichgewicht zu setzen. Die Arbeitslöhne stiegen mehr und mehr. Und auch die Gehalte der Beamten wurden in allen Ländern dem veränderten Geldwerte entsprechend erhöht.

Gesetzt nun, wir wären wirklich jetzt in einem ähnlichen Umschwunge begriffen, nur in umgekehrter Richtung, daß nämlich wegen Verminderung des Geldes dessen Wert und Kaufkraft sich wieder erhöhte: würde denn daraus eine allgemeine Niederlage des wirtschaftlichen Lebens hervorgehen? Wir müssen auch diese Frage entschieden verneinen, vielmehr behaupten, daß der veränderte Geldwert im ganzen auf das wirtschaftliche Leben ohne Einfluß bleibe. Das schließt freilich nicht aus, daß nicht bis dahin, daß die Ausgleichung aller

Verhältnisse in dieser Richtung geschehen wäre, manche Mißstände und für einzelne auch Verluste eintreten könnten. So z. B. ist es denkbar, daß, wenn die Preise im Großhandel bereits heruntergegangen sind, der Zwischenhandel doch noch eine Zeit lang die frühern Preise aufrecht zu halten versteht und dadurch dem kaufenden Publikum die Vorteile der Preisminderung vorenthält. Aber auf die Länge der Zeit wäre es ganz undenkbar, daß der Zwischenhandel, unabhängig von den Preisen des Großhandels, seine Preise festhalten könnte. Es ist auch nicht zu leugnen, daß aus der notwendig werdenden Verschiebung der Preise manche Mißhelligkeiten entstehen könnten. So z. B. würde es die unabweisliche Folge einer dauernden Wertsteigerung des Geldes sein, daß die Arbeitslöhne wieder herabgesetzt werden müßten. Die Arbeiter würden dadurch in Wahrheit nichts verlieren. Denn wenn alle Dinge entsprechend wohlfeiler geworden sind, so würden sie mit dem geringern Lohn gerade so gut, wie bisher mit dem höhern, leben können. Aber es würde schwer halten, ihnen dies begreiflich zu machen. Auch eine Verringerung der Beamtengehalte würde die naturgemäße und notwendige Folge einer dauernden Wertsteigerung des Geldes sein. Sie würde aber vielfach übel empfunden werden. Das alles aber wären nur vorübergehende Nachteile.

Wenn man ferner gesagt hat, durch den Minderwert des Silbers hätten diejenigen Länder, in welchen Silberwährung herrsche, in ihrer Produktion einen Vorsprung vor den Ländern der Goldwährung gewonnen, sodaß sie ihre Erzeugnisse dorthin wohlfeiler verkaufen können, so beruht auch dies auf einer Täuschung. Es ist ja möglich, daß Länder mit minderwertiger Valuta noch auf kurze Zeit ihre Preise so berechnen, als ob ihre Valuta der der andern Länder gleichstünde. Auf die Länge der Zeit ist aber auch dies undenkbar. Wenn die Indier ihre aus Europa bezogenen Waren mit Preisen nach dem Goldwerte bezahlen müssen, so wären sie die ärgsten Tröpfe, wenn sie jahraus jahrein für ihren Weizen nur Preise nach dem Silberwerte berechneten. Sie erhöhen natürlich ihre Preise in Silber so, daß sie den Preisen in Gold entsprechen. Wenn Indien trotz seiner weiten Entfernung mit seinen Weizenpreisen unsrer Landwirtschaft Konkurrenz machen kann, so liegt der Grund nicht darin, daß Indien Silberwährung und Deutschland Goldwährung hat, sondern darin, daß der indische Boden weit fruchtbarer und das indische Volk weit bedürfnisloser ist.

Endlich ist es auch nicht anzuerkennen, daß etwa denjenigen durch die Wertsteigerung des Geldes ein Schaden erwachse, welche unter der Herrschaft früherer höherer Preise Wertgegenstände erworben haben. Ein Landgut, das zur Zeit der Geldentwertung teuer erstanden ist, trägt jetzt, auch wenn der Geldwert inzwischen gestiegen wäre, gerade soviel Früchte wie früher. Und wenn der Besitzer diese Früchte jetzt nur zu geringeren Preisen verkaufen könnte, so würde er doch in diesen Preisen ebensoviel an Wert erhalten, wie in den

früheren Jahren. Auch wenn er das Gut selbst verkauft und dafür wegen Steigerung des Geldwertes weniger erhält, als er früher dafür gegeben hat, würde er doch in diesem niedern Preis gleichen Wert besitzen. Allerdings, wenn er früher sein Geld nicht zum Gutsankauf verwendet, sondern in den Kasten gelegt oder ausgeliehen hätte, so würde er bei Wertsteigerung des Geldes in der unverändert gebliebenen Geldsumme einen Gewinn gemacht haben. Dieser Gewinn wäre ihm durch den Gutskauf entgangen. Aber ein entgangener Gewinn ist noch kein Verlust.

Einen wirklichen Schaden durch die Steigerung des Geldwertes — die wir ja, wie wir hier nochmals ausdrücklich betonen wollen, immer nur als eine Hypothese unsrer Betrachtung zu Grunde legen —, würden nur diejenigen erleiden, welche in früherer Zeit Schulden eingegangen wären, die sie jetzt in unverminderten Geldbetrage zu lösen hätten. Sie müßten in der That an Wert mehr bezahlen, als sie empfangen hätten. Wenn daher unsre Bimetallisten zwar nicht für den Grundbesitz im allgemeinen, wohl aber für den verschuldeten Grundbesitz aufträten und erklärten, diesem letztern durch Wiedereinführung der Silberwährung seine Lage erleichtern zu wollen, so würde in dieser Richtung das von ihnen ins Auge gefaßte Ziel kein ganz leeres sein.

Nun fragt es sich aber, wie denn das für diesen Zweck angestrebte Mittel beschaffen ist, und ob dieses Mittel vom Standpunkte der Gesamtinteressen für unverfänglich und unschuldig gehalten werden könne? Das Mittel soll also in Einführung der Doppelwährung bestehen. Neben dem Golde soll auch Silber als Geld geprägt werden und als gesetzliches Zahlungsmittel gelten. Und zwar soll diese Prägung freigegeben werden, d. h. es soll jeder das Recht haben, Silber zur Münze zu bringen und dafür Geld in gleichem Betrage (unter Abzug eines geringen Schlagschatzes) einzutauschen.

Dadurch würde zunächst, der jetzt angenommenen Minderung des Geldbestandes gegenüber, voraussichtlich eine Vermehrung des Geldbestandes eintreten, welche über das, was früher bestanden hat, weit hinausginge. Früher haben die meisten Länder nur eine Währung gehabt, Silber oder Gold. Nun würden beide Metalle in freier Prägung zusammenfließen und den Geldbestand verdoppeln. Dazu kommt, daß seit Ende der sechziger Jahre durch Erschließung der Bergwerke Nordamerikas sich die Silbererzeugung gewaltig vermehrt hat. Während in den Jahren 1851—1860 alljährlich im Durchschnitt 895000 Kilo Silber gewonnen wurden, wurden im Jahre 1882 2634000 Kilo gewonnen. Auch in den Banken haben sich seitdem ungeheure Vorräte an Silber aufgehäuft. Alle diese Massen würden sich voraussichtlich in die Münzstätten der bimetallistischen Staaten ergießen. Kein Zweifel, daß dadurch eine Überschwemmung mit Zahlmitteln herbeigeführt werden würde, welche alle bisherigen Geldmengen hinter sich ließe. Alle die Nachteile, welche jetzt an die angenommene Verminderung des Geldbestandes geknüpft werden, würden sich

in noch weit höherem Maße an die alsdann eintretende Vermehrung des Geldbestandes knüpfen, nur in umgekehrter Richtung. Statt der Schuldner würden die Gläubiger an ihren Forderungen Einbuße erleiden. Die Arbeiter, die Beamten würden, bis es ihnen gelungen wäre, die entsprechende Erhöhung ihrer Löhne und Gehalte herbeizuführen, die Verteuerung aller Lebensbedürfnisse schwer empfinden. Es würden sich alle die Schäden wiederholen, die vor zwei Jahrzehnten die fortschreitende Entwertung des Geldes als ein wirtschaftliches Unglück erscheinen ließen.

Es kommt aber noch weiter folgendes in Betracht. Das Wertverhältnis des Goldes zum Silber konnte man noch vor fünfzehn Jahren nach einem lange Zeit hindurch ziemlich gleichgebliebenen Bestande wie 15,5 : 1 annehmen. Seitdem ist der Wert des Silbers auf dem Weltmarkte fortwährend gesunken, und jenes Verhältnis steht jetzt ungefähr wie 20 : 1. Nun wollen unsre Bimetallisten nicht etwa, daß nach diesem jetzigen Wertverhältnis das Silber ausgeprägt werde, sondern sie wollen das alte Verhältnis von 15,5 : 1 der Prägung wieder zu Grunde legen. Sie wollen also in dem Silber nicht bloß mehr Geld, sondern auch unterwertiges Geld gewinnen. Sie behaupten, daß dies ohne Schaden geschehen könne, wenn nur eine Anzahl von Staaten sich einigten, nach diesem Wertverhältnisse die Ausprägung des Silbers geschehen zu lassen. Früher gaben sie noch zu, daß an dieser Vereinigung, wenn sie wirksam sein soll, jedenfalls England teilnehmen müsse. Seitdem sich aber gezeigt hat, daß England hierzu keine Lust hat, erklären sie auch dessen Teilnahme nicht für notwendig, meinen vielmehr, daß schon eine Vereinigung der Staaten des lateinischen Münzbundes (Frankreich, Italien, Schweiz und Belgien) mit Nordamerika und Deutschland für jenen Zweck genüge.

Nun ist es ja richtig, daß der Staat durch seine Autorität auch unterwertigen Geldzeichen einen den vollwertigen gleichen Wert beilegen kann, und daß dieser Wert auch bei normalen Verhältnissen in Handel und Wandel anerkannt wird. Wir sehen dies an der Scheidemünze, die regelmäßig unterwertig ausgeprägt wird; bei uns in Deutschland noch zehn Prozent unter dem Verhältnis von 1 : 15,5. Wir sehen dies noch mehr an dem Papiergelde, dessen Stoff ja völlig wertlos ist, das aber gleichwohl in gutgeordneten Staaten überall vollwertig gilt. Alle diese unterwertigen Wertzeichen werden getragen durch den Kredit des Staates, der sie ausgiebt. Daraus ergiebt sich die natürliche Schranke: sie dürfen den Kredit des Staates nicht übersteigen. Thun sie das, so kommt ihre wahre unterwertige Natur in Handel und Wandel zur Geltung, d. h. sie sinken den vollwertigen Geldzeichen gegenüber im Kurse.

Nun soll aber das neue Silbergeld nicht in bestimmt begrenztem Maße — in solchem besitzen wir schon Silbergeld teils in unsern Scheidemünzen, teils in dem uns verbliebenen Rest von 400 Millionen Mark in Thalern —, sondern zufolge der freien Prägung in unbegrenztem Maße geprägt und in Umlauf gesetzt

werden. Trotzdem, meinen unsre Bimetallisten, werde dadurch, daß die Vereinbarungsstaaten erklären, das also geprägte Silber habe einen Wert von $^1/_{15,5}$ des Goldes, das Silber wirklich diesen Wert erhalten. Wäre es richtig, daß der Staat einem Metall, sobald er es ausmünzt, dauernd einen beliebigen Wert verleihen könne, so würde man dieses Experiment ja auch noch an andern Metallen erproben können (z. B. am Aluminium, das sich zufolge seiner Leichtigkeit in manchen Beziehungen weit besser zu Geld eignen würde als Silber). In dieser Annahme liegt aber ein verhängnisvoller Irrtum.

Das Silber ist im Preise gesunken, nicht bloß deshalb, weil Deutschland und einige kleinere Länder zur Goldwährung übergegangen sind und der lateinische Münzbund die freie Silberprägung eingestellt hat, sondern die Entwertung des Silbers hat weit tiefere Gründe. Man kann dies schon an folgender etwas weiter zurückliegenden Erscheinung erkennen. Die seit der Mitte dieses Jahrhunderts eingetretene Vermehrung des Geldes beruhte auf dem Zufluß von Gold aus Kalifornien (seit 1848) und Australien (seit 1852); während der Silberzufluß um die damalige Zeit sich noch gleich blieb. Darnach hätte man erwarten sollen, der Wert des Goldes in Vergleich mit dem des Silbers müsse unter das Verhältnis von 15,5 : 1 herabgehen; gerade so wie bei dem ersten Zuströmen des Silbers aus der neuen Welt vor dreihundertfünfzig Jahren der Wert dieses Metalles sank. Merkwürdigerweise blieb aber das Wertverhältnis beider Metalle ziemlich unverändert. Die Schwankungen zu Anfang der fünfziger Jahre beschränkten sich auf zwei bis drei Prozent. Diese Erscheinung ist nur daraus erklärbar, daß gleichzeitig mit dem wachsenden Goldzuflusse das Aufnahmebedürfnis für Gold im Gegensatz zu Silber erheblich zunahm. Und dies hat auch einen sehr verständlichen Grund. Je mehr sich die Geldzeichen vermehrten, umsomehr mußte die Vorliebe für dasjenige Metall wachsen, welches es möglich macht, größere Summen in engem Raum aufzubewahren und mit Leichtigkeit hin- und herzuschaffen. Zu diesen innern Vorzügen des Goldes, welche trotz seines Anwachsens sein Verhältnis zum Silber ziemlich unverändert erhielten, trat dann noch die Thatsache hinzu, daß seit Aufschluß der Bergwerke in Nevada (1860) und Virginien (1868) auch der Silberzufluß unglaublich zunahm. Dieser Zufluß hat dann zu einer reißend fortschreitenden Silberentwertung geführt. Auch wo wie in Nordamerika zufolge der (von den Silberinteressenten durchgesetzten) Blandbill noch fortwährend Silber (allmonatlich zwei Millionen Dollars und zwar in dem Wertverhältnis von 1:16) ausgeprägt wird, geht doch dieses Silbergeld, weil es nicht beliebt ist, nur zum geringsten Teil in das Publikum über, lagert vielmehr größtenteils im Schatzamt, das dagegen an Gold oft Mangel hat.

Wenn also die oben gedachten Staaten kraft Vereinbarung die freie Silberprägung wieder aufnähmen und dabei das Wertverhältnis von 1:15,5 zu Grunde legten, so würde doch dieser Wert nur künstlich geschaffen und bei

ungemessenem Zufluß des Silbergeldes in Handel und Wandel schwerlich aufrecht zu halten sein, zumal wenn England mit seinem weltbeherrschenden Geldmarkte frei daneben stünde und diesen Wert nicht anerkännte. Die gedachten Länder würden daher in unabsehbarer Menge mit einer unterwertigen Valuta überschwemmt werden. Keine Vereinbarung könnte dagegen schützen. Eine solche würde nicht einmal dafür Garantie leisten, daß die beteiligten Länder wenigstens gleichmäßig von den Nachteilen eines solchen Zustandes betroffen würden. Wahrscheinlich würden die Nachteile am größten für dasjenige Land werden, welches am ehrlichsten die Vereinbarung einhielte. Fiele einstmals — was kaum ausbleiben könnte — die Vereinbarung auseinander, so würde vollends alles Unheil über die Länder hereinbrechen, welches an den Bestand einer unterwertigen Valuta sich knüpft.

Diese Nachteile wären doch zu groß, als daß man sie, nur um dem verschuldeten Grundbesitz die vermeintlich aus der Doppelwährung ersprießende Hilfe zuzuwenden, auf sich nehmen könnte. Überdies kommt den Schuldnern wenigstens der Trost zu statten, daß gleichzeitig mit der vermeintlichen Wertsteigerung des Geldes der Zinsfuß erheblich herabgegangen ist, was ihnen wenigstens für den Augenblick ihre Schuldenlast sehr erleichtert. Wir meinen hiernach, daß unsre patriotisch gesinnten Grundbesitzer selbst kaum verlangen können, daß man in ihrem einseitigen Interesse einen Schritt thue, den doch auch sie mindestens als höchst gefährlich erkennen müßten. Wenn gleichwohl hunderte von Petitionen aus agrarischen Kreisen für Einführung der Doppelwährung eintreten, so kann uns auch das nicht bewegen. Wirtschaftliche Fragen dieser Art sind in der That nicht geeignet, durch Massenpetitionen entschieden zu werden. Sie sind nur auf dem Wege wissenschaftlicher Erörterung auszutragen. Wir zweifeln nicht, daß auf diesem Felde die Anhänger der Doppelwährung unterliegen werden.



Ein fauler Fleck im Gerichtskostengesetz.



Dem Reichstage wird voraussichtlich bald der Entwurf des Gesetzes über Abänderung des Gerichtskostengesetzes und der Gebührenordnung für Rechtsanwälte zugehen, oder er ist ihm vielleicht in diesem Augenblicke schon zugegangen. Bekanntlich überwiegen darin die auf die Gebührenordnung bezüglichen Bestimmungen bei weitem die auf das Gerichtskostengesetz bezüglichen, und es ist zu erwarten, daß die Verhandlungen hauptsächlich die erstern zum Gegenstande haben werden. Über

sie ist von den beteiligten Kreisen schon viel geschrieben worden und wird noch viel gesprochen werden; wir enthalten uns jedes Eingehens auf diesen Teil des Entwurfs und wollen im folgenden nur einen Punkt des Gerichtskostengesetzes zur Erörterung bringen, der bedauerlicherweise in dem Entwurf keine Berücksichtigung gefunden hat, so sehr er auch eine solche verdient hätte. Alle Angriffe, welche seit Jahren gegen das Gerichtskostengesetz gerichtet worden sind, betreffen die Höhe seiner Sätze, wenden sich gegen die Härte, mit der es die kostenpflichtige Partei trifft; die Bestimmung, die hier bekämpft werden soll, ist nicht bloß eine Härte, sondern eine schreiende Ungerechtigkeit, sie trifft nicht den Schuldigen zu hart, sondern sie trifft einen Unschuldigen; es handelt sich um § 90 des Gerichtskostengesetzes, welcher bestimmt: „Die Verpflichtung zur Zahlung der vorzuschießenden Beträge (§§ 81—85) bleibt bestehen, wenn auch die Kosten des Verfahrens einem andern auferlegt oder von einem andern übernommen sind.“

„Unentgeltlichkeit der Rechtspflege“ oder auch „billiges Recht“ ist bekanntlich eine von demokratischer oder sagen wir lieber von demagogischer Seite oft erhobene Forderung. Die Forderung, so wie sie gestellt und von den Wortführern verstanden wird, ist eine Verkehrtheit, eine Unsittlichkeit; doch liegt ihr, wie den meisten verkehrten Forderungen, ein gesunder Gedanke zu Grunde. Eine Verkehrtheit ist die Forderung, daß der Staat die gesamten Kosten der Rechtspflege tragen, auf Sporteln oder Gebühren vollständig verzichten solle. Zwar würden alle Lumpen im deutschen Reiche eine solche Bestimmung mit Freuden begrüßen: der gerechtesten Forderung könnte man sich dann Wochen, Monate und Jahre lang mit mutwilligem Bestreiten straflos entziehen, straflos mit den mutwilligsten Ansprüchen einen ehrlichen Mann unablässig belästigen. Der gesunde Kern der Forderung aber liegt in dem Gedanken: wer nicht bloß Recht sucht oder zu suchen vorgiebt, sondern auch Recht hat, der soll von dem Staate, dem Träger und Schützer des Rechts, nicht mit Kosten beschwert werden. In diesem Sinne ist das Verlangen nicht bloß nach billigem, sondern auch nach unentgeltlichem Rechte durchaus berechtigt. Ebenso berechtigt ist dann aber auch das andre Verlangen: wer Unrecht hat oder Unrecht thut, der soll auch die Kosten des Unrechts tragen: billiges Recht — teures Unrecht!

Freilich stehen dem objektiven Unrecht sehr verschiedne Stufen des subjektiven Unrechts gegenüber; die Partei, die unterliegt, weil sie objektiv Unrecht hat, kann wider besseres Wissen — in grobem, thatsächlichem oder rechtlichem Irrtum —, sie kann aber auch in völlig gutem Glauben gestritten haben (von der Möglichkeit, daß sie in Wirklichkeit Recht gehabt hat und nur durch verkehrten Richterspruch unterlegen ist, müssen wir ganz absehen). Daß sie in allen drei Fällen gleich hohe Gebühren bezahlen muß, dadurch wird allerdings ein gesundes Rechtsgefühl verletzt, und es dürfte sich der Erwägung des Gesetzgebers empfehlen, ob nicht in dieser Richtung eine Änderung möglich wäre. Zunächst aber haben wir mit dem bestehenden Rechte zu rechnen, welches (regel-

mäßig) Kosten und Gebühren einfach demjenigen zur Last legt, der objektiv Unrecht hat.

Die notwendige Folge jedes Prozesses sind die Prozeßkosten im engern Sinne, die Kosten, welche die Parteien behufs Verfolgung oder Verteidigung ihres Rechtes aufwenden müssen: Kosten für Reisen, Anwaltskosten u. dergl. Diese notwendigen Kosten hat die unterliegende Partei der siegenden zu ersetzen, der Staat leiht der letztern seine Hilfe zur Beitreibung; mißlingt diese, so muß die Partei den Schaden leiden, der Staat ersetzt ihr denselben nicht, und, wie wir sehen werden, mit Recht. Zu den Kosten im weitern Sinne gehören auch die Gerichtsgebühren; sie sind keine notwendige Folge des Prozesses, sie haben nur den Zweck, dem Staat teilweise Ersatz für den auf die Rechtspflege gemachten Aufwand zu verschaffen. Wenn durch sie, wie die Motive zu dem Gesetzentwurf sagen, etwa ein Fünftel der Kosten der Rechtspflege gedeckt wird, während die übrigen vier Fünftel von der Gesamtheit der Steuerzahler als Gegenwert für das Dasein des Rechtsschutzes getragen werden, so ist dies sicherlich keine zu schwere Belastung der Prozessirenden, vorausgesetzt, daß die Belastung das Unrecht und nicht das Recht trifft. Allein eben diese Voraussetzung wird durch den angeführten § 90 des Gerichtskostengesetzes teilweise vereitelt.

Der Staat erhebt die Gerichtsgebühren teils bei Beginn des Prozesses als Vorschuß von derjenigen Partei, die das Verfahren in der Instanz (ersten, Berufungs-, Revisions-Instanz) beantragt, teils nach Beendigung des Prozesses als Schuld von demjenigen, der überhaupt die Kosten zutragen hat, nach § 86 des Gerichtskostengesetzes: „Schuldner der entstandenen Gebühren und Auslagen ist derjenige, welchem durch gerichtliche Entscheidung die Kosten des Verfahrens auferlegt sind, oder welcher dieselben durch eine vor Gericht abgegebene oder demselben mitgeteilte Erklärung übernommen hat.“

Die Auslagen und Auslagevorschüsse lassen wir ganz außer Betracht; sie haben eine völlig andre Natur als die Gerichtsgebühren, die Auslagen für eine Beweisaufnahme, die Kosten eines sogenannten „Augenscheins,“ die Gebühren von Zeugen und Sachverständigen sind Teile der Prozeßkosten im engern Sinne, diese Kosten hat zunächst diejenige Partei zu tragen, welche den Beweis durch diese Mittel führen will, und an dieser natürlichen Verpflichtung wird dadurch nichts geändert, daß die Ladung der Zeugen und Sachverständigen vom Gericht vermittelt wird und diese aus der Staatskasse entschädigt werden. Den Ersatz dieser von ihr aufzuwendenden oder „vorzuschießenden“ Kosten hat die siegende Partei gerade so wie den Ersatz aller andern eigentlichen Prozeßkosten von der unterliegenden Partei und nur von ihr zu fordern. Die Bestimmung des § 90, soweit sie sich auf Auslagevorschüsse bezieht, ist eben darum vollkommen sachgemäß.

Auch dagegen ist nichts einzuwenden, daß der § 90 die Verpflichtung zur Zahlung der (vom Kläger, Berufungskläger und Revisionskläger) vorzuschießenden

Gebühren bestehen bleiben läßt, obgleich die Kosten des Verfahrens von einem andern übernommen sind. Ein solches Übereinkommen mit dem Gegner abzuschließen oder nicht abzuschließen liegt im Belieben des Vorschußpflichtigen; schließt er es ab, so hat er dafür einzustehen, daß der Gegner die übernommene Verpflichtung erfüllt. Den Staat schlechthin auf denjenigen zu verweisen, der im Wege des Vergleichs die Kosten übernommen hat, wäre auch darum bedenklich, weil die Parteien dadurch leicht verleitet werden könnten, die Übernahme der Kosten auf denjenigen Teil zu vereinbaren, von dem ein Ersatz nicht oder nur schwierig zu erlangen ist.

Durchaus verwerflich aber ist die Bestimmung des § 90, daß die siegende Partei für den Gebührenvorschuß auch dann haftet, wenn der Gegner rechtskräftig in die Kosten verurteilt worden ist. Für diese Bestimmung läßt sich schlechterdings kein anständiger Grund, läßt sich kein andrer Grund anführen als — das Interesse des Fiskus.

Was ist die Bedeutung oder der Zweck des „Gebührenvorschusses“? Wird ein Kostenvorschuß für eine Beweisaufnahme gefordert, so ist die Leistung des Vorschusses Bedingung der Beweisaufnahme. Die Leistung des Gebührenvorschusses dagegen ist — wenigstens Inländern gegenüber — niemals Bedingung der Einleitung oder des Fortganges des gerichtlichen Verfahrens, die Vorschußpflicht soll vielmehr ein Sicherungsmittel gegen mutwilliges Prozessiren sein. Inwieweit sie wirklich als solches Mittel sich bewährt, kann dahingestellt bleiben, theoretisch wird gegen dieselbe kaum etwas einzuwenden sein, da, wie eben bemerkt worden ist, die Nichtleistung des Vorschusses nicht etwa eine Hemmung des Verfahrens zur Folge hat, eine unvermögliche Partei durch das Armenrecht geschützt ist, und ein vernünftiger Richter auch gegenüber einer nicht gerade armen, aber auch nicht wohlhabenden Partei, die eine anscheinend gerechte Sache führt, bei der Beitreibung des Vorschusses mit Schonung vorgehen wird. Aus dem Begriffe des „Vorschusses“ und aus dem Zwecke der Vorschußpflicht in Verbindung mit dem oben angeführten § 86 des Gerichtskostengesetzes würde sich nun ergeben, daß, wenn der Prozeß zu Gunsten der vorschußpflichtigen Partei rechtskräftig entschieden ist, der geleistete Vorschuß ihr zurückerstattet und, wenn sie ihn noch nicht geleistet hat, sie von der Verpflichtung zur Leistung befreit wird; denn es steht nunmehr fest, daß sie nicht mutwillig, sondern mit vollem Rechte prozessirt hat, und nach § 86 ist es jetzt gewiß, daß die Gegenpartei Schuldnerin der Gerichtsgebühr ist.

Der § 90 aber verfügt das Gegenteil: der geleistete Vorschuß wird der siegenden Partei nicht zurückgegeben, diese mag vielmehr zusehen, wie sich sich von dem Gegner Ersatz verschafft, obwohl doch kaum etwas gewisser ist, als daß sie den Vorschuß nicht für diesen, sondern für sich, für den Fall ihres eignen Unterliegens geleistet hat. Ja noch mehr: hat sie den Vorschuß nicht geleistet, so versucht zwar der Staat gemäß § 86 zunächst die Gebühr von dem

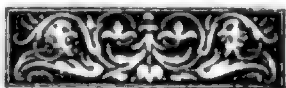
unterlegenen Gegner beizutreiben; gelingt dies aber nicht, weil dieser vielleicht in der Zwischenzeit verarmt ist, dann muß die siegende Partei nachträglich ohne alle Aussicht auf Ersatz die Gebühr aus ihrer Tasche bezahlen.

Die Entrüstung gewisser Volksmänner über die Höhe der Gerichtskosten halten wir für nicht mehr als für politische Heuchelei, wenn ja auch in einzelnen Fällen eine durch diese Kosten verhältnismäßig unschuldig betroffene Partei einiges Mitleid verdienen mag. Aber eine Rechtspflege, welche dem Vertreter einer gerechten Sache Gerichtsgebühren auflegt aus keinem andern Grunde, als weil der zahlungspflichtige Vertreter der ungerechten Sache sie nicht zahlen kann, eine solche Rechtspflege erfüllt den davon betroffenen mit der gerechtesten Erbitterung.

Wir wiederholen: ein andrer Grund als das fiskalische Interesse läßt sich für die angefochtene Bestimmung schlechterdings nicht entdecken. Der Geheime Revisor, der Geheime Rechnungsrat, dem das zweifelhafte Verdienst gebührt, den Entwurf des Gerichtskostengesetzes verfaßt zu haben, wird uns allerdings antworten: Die Bestimmung hat einen sehr guten Grund, du hast ihn selbst angegeben, sie bezweckt, die Leute von mutwilligem, leichtsinnigem Prozessiren abzuhalten. Allein etwas verkehrteres als diese Antwort ließe sich nicht wohl denken. Ein mutwilliges, leichtsinniges Prozessiren fällt demjenigen zur Last, der sich auf einen Prozeß einläßt, von dem er bei einiger Überlegung sich sagen muß, daß er ihn verliert, aber doch niemals demjenigen, der eine gerechte, durch Richterspruch für gerecht erklärte Sache vor Gericht vertreten hat. Die Alten haben die Themis mit einer Binde um die Augen abgebildet; das bedeutet: der Richter hat in seiner Berufsübung auf nichts zu achten als auf die Stimme des Rechtes, alle andern Rücksichten, alle Erwägungen der Zweckmäßigkeit sollen ihm vollkommen fremd sein. Eine Erwägung der Zweckmäßigkeit aber ist die Frage, ob der Gegner, gegen den ich einen Rechtsstreit unternehme, einen Anspruch auf dem Wege des Prozesses durchsetzen will, wohl auch die Mittel haben werde, mir im Fall meines Sieges für den Anspruch und für die Prozeßkosten, d. h. für das, was ich notwendig aufwenden muß, um den Prozeß zu gewinnen, aufkommen kann. Diese Frage hat die Partei sich selbst zu stellen und zu beantworten, den Richter geht sie ganz und gar nichts an. Und selbst wenn die Berufung auf den Leichtsinn, der in dem Prozessiren gegen einen vermögenslosen Gegner liegt, so statthaft wäre, wie sie unstatthaft ist, so wäre die Bestimmung des § 90 immer noch eine Verkehrtheit. Dem Kläger stünde dann allerdings die Einrede des eignen Verschuldens entgegen; aber § 90 trifft nicht bloß den Kläger, sondern oft genug auch den Beklagten, wenn dieser in die Lage kommt, gegen ein ungerechtes Urteil Berufung erheben zu müssen. Denn nicht bloß der Kläger, sondern auch der Berufungskläger und der Revisionskläger sind gebührenvorschußpflichtig, und dem Beklagten, gegen den von einem vermögenslosen Gegner eine ungerechte Klage

anhängig gemacht und der von einem ungeschickten Richter verurteilt worden ist, diesem kann doch niemals ein mutwilliges oder leichtsinniges Prozessiren vorgeworfen werden, wenn er zur Abwehr des ungerechten Angriffs und zur Beseitigung des ungerechten Urteils ein Rechtsmittel ergreift.

Der deutschen Reichskasse und den deutschen Staatskassen werden einige tausend Mark entgehen, wenn die angefochtene Bestimmung des § 90 aufgehoben wird; aber so bettelarm ist doch gottlob weder das Reich noch irgend ein deutscher Staat, daß er nicht diesen Ausfall einer ungerechten Einnahme ertragen könnte. Also fort damit — olet!



Beusts Erinnerungen.



Hätte das Geschick dem Grafen Beust noch ein halbes Lebensjahr gewährt, so dürfte man kein Bedenken tragen, ihn als die Ausnahme zu bezeichnen, welche den bekannten solonischen Satz bestätigt. Daran würde es auch nichts ändern, falls etwa das Erscheinen seiner Denkwürdigkeiten unangenehme Folgen für ihn gehabt hätte; die würden ihm nur als neue Beweise dafür gedient haben, daß es sein Loos sei, verkannt und mit Undank belohnt zu werden. Und dennoch wäre er glücklich zu preisen? Gewiß. Wenn jemand mit siebenundsiebzig Jahren auf ein ereignis- und wechselvolles Leben, auf vierzig Jahre Anteil an der praktischen hohen Politik zurückblickt, und im Grunde genommen nicht einen Fehler, nicht einen Mißgriff, nicht einen Irrtum auf seiner Seite zu entdecken vermag, vielmehr immer wieder konstatiren muß, daß Verblendung oder böser Wille seine weisen Absichten durchkreuzt haben, und wenn, wie er wiederholt versichert, alles Unrecht und aller Undank, die er erfahren hat, ihn nicht im Denken und Handeln zu beirren, ja kaum seine Laune zu trüben vermochten, dann ist man doch genötigt, ihn zu bewundern oder zu beneiden. Der gläubige Leser des zweibändigen Werkes Aus drei Vierteljahrhunderten. Erinnerungen und Aufzeichnungen von Friedrich Ferdinand Graf von Beust (Stuttgart, Cotta) kann nicht anders als nach Umwenden des letzten Blattes seufzen: Wäre Friedrich Ferdinand Graf von Beust vor vierzig Jahren — wenn schon nicht Selbstherrscher, doch wenigstens Großkanzler von Europa geworden, welche Periode des Friedens und allgemeinen Wohlergehens hätten wir durchlebt, auf wie festen Grundlagen stünde dann unsre Hoffnung auf eine ebenso glückliche Zukunft! An den Memoiren Metternichs ist ausgesetzt worden, daß

stellenweise offenbar Gedanken, welche sich angesichts vollendeter Thatsachen bei dem greisen Staatsmann eingestellt haben, in Zeiten zurückdatirt worden seien. in denen das Eintreten jener Thatsachen noch nicht vorauszusehen war. Aber welcher Stümper ist Fürst Metternich neben dem Grafen Beust! Wäre er, wie beabsichtigt war, schon im März 1848 sächsischer Minister geworden, so würde er das Überwuchern der Demokratie in Sachsen verhütet haben, und es wäre mindestens nicht zu dem Maiaufstande von 1849 gekommen. Hätte Fürst Windischgrätz ihn gefragt, so wäre Blum nicht erschossen worden, und „es ist nicht ganz zweifellos, ob ohne diesen Zwischenfall die Abstimmung in der Kaiserfrage die gleiche gewesen wäre," wobei nicht vergessen werden darf, daß Friedrich Wilhelm IV. erklärte, die Wahl gebe ihm ein Anrecht; „der Gedanke des Anrechts wurde seitdem nie aufgegeben." Folglich: ohne Blums Erschießung auch kein preußisches Kaisertum! Wäre es nach ihm gegangen, so hätte die Zusammenkunft in Olmütz nicht stattgefunden, sondern Österreich im Verein mit Sachsen und Baiern in Berlin den Frieden diktirt und den Hegemoniegelüsten Preußens ein- für allemal ein Ende gemacht. (Er erzählt hier, zu Anfang 1851 habe der damalige Prinz von Preußen ihm gesagt: „Sie wären bis Berlin gekommen, aber wie wieder hinaus?" „Die Ehrerbietung — setzt Beust hinzu — verbot mir zu antworten, daß, wenn man drin ist, das Hinausgehen nicht schwer, das Hinauswerfen aber nicht leicht ist." Daneben möge nun folgende verbürgte Anekdote einen Platz finden, welche Graf Beust vielleicht auch in Wien gehört haben würde, wenn zu seiner Zeit die beteiligten Personen noch am Leben gewesen wären. In dem Ministerrat oder Kronrat oder wie die Versammlung sonst hieß, in welcher das Ultimatum an Preußen beschlossen wurde, stimmte Marschall Radetzky gegen den Krieg und ergab sich mit den Worten: „Nun gut, wenn geschehen muß, was nicht geschehen sollte, so marschiren wir, und in vierzehn Tagen sind wir in Berlin." Allein geblieben mit dem Protokollführer, richtete Fürst Schwarzenberg an diesen die Frage, weshalb er vor sich hin gelächelt habe, und dieser legte auf das Drängen des Ministers seinen Gedankengang dar: wir schlagen die Preußen, wir nehmen den Prinzen von Preußen gefangen, wir besetzen Berlin — was dann weiter? Schwarzenberg stutzte einen Augenblick und meinte dann, darüber sich den Kopf zu zerbrechen, sei noch zu früh.)

Fahren wir indessen fort in dem Verlaufe der Weltgeschichte, wie Beust ihn geleitet haben würde. 1852 belehrte er den Kaiser Nikolaus, daß es weise sein würde, den dynastischen Rechtstitel des zweiten Kaiserreiches anzuerkennen. „Der Kaiser ließ sich nicht überzeugen. Wäre es mir gelungen, wie anders wären die Dinge gekommen! Die Frage des bon frère hatte dann kein Objekt mehr, und ohne diese Frage gab es keinen Krimkrieg." Während der Londoner Konferenz 1864 bat Beust, Österreich möge einen Bundesbeschluß auf Anerkennung und Einsetzung des Prinzen von Augustenburg als Herzog

von Schleswig-Holstein veranlassen; alsdann „hätte es kein Kondominium, keinen Gasteiner Vertrag und schließlich keinen österreichisch-preußischen Krieg gegeben.“ Und an andrer Stelle: „Hätte ich in allen deutschen Mittelstaaten Dalwigks zur Seite gehabt, die Organisirung Deutschlands auf Grund der Trias wäre thatsächlich ins Leben getreten, und — dies ist meine innigste Überzeugung — wir hätten keinen der drei Kriege von 1859, 1866 und 1870 erlebt.“ Vom deutschen Kriege aber, der ohne seine Schuld zum Ausbruch kam, wollte er wenigstens einen andern Ausgang besorgen. Er bestand darauf, daß das baierische Heer nach Böhmen geschickt würde; wäre das geschehen, so würde bei Königgrätz Preußen geschlagen worden sein, und das weitere können wir uns denken. Als die Dinge leider eine ganz andre Wendung genommen hatten, sagte er Louis Napoleon und Drouyn de l'Huys, wenn Frankreich nicht einschreite, werde es in fünf bis sechs Jahren Krieg mit Preußen und ganz Deutschland haben. Die Franzosen blieben verstockt, und hatten nachher höchstens die Ausrede, daß der sächsische Staatsmann die Frist zu lang bemessen hatte! 1869 bemühte er sich, die Herzogin von Genua zur Annahme der spanischen Krone für ihren Sohn Tommaso zu bewegen, leider vergeblich, denn „wäre mein guter Rat befolgt worden, so hätte es im nächsten Jahre keine hohenzollernsche Kandidatur und keinen deutsch-französischen Krieg gegeben.“ Daß Tommaso mehr Glück gehabt haben würde als sein Oheim Amadeo, ergiebt sich daraus, „daß die Berufung eines fremden Prinzen auf einen vakanten Thron dann am meisten Aussicht auf Dauer bietet, wenn der Berufene minderjährig ist, weil in diesem Fall die Verantwortung und damit die Unzufriedenheit zunächst ihm fern bleiben, sondern (!) die Regentschaft treffen.“ Daß Preußen die Kandidatur des Prinzen Leopold überhaupt zuließ, war unter allen Umständen eine „Provokation“ Frankreichs, „entweder Mißachtung des französischen Nationalgefühls oder Versuch, sich für einen Krieg mit Frankreich einen Bundesgenossen in dessen Rücken zu schaffen. ... Daß man in Berlin den Krieg vermeiden wollte, wäre nur dann anzunehmen erlaubt gewesen, wenn man von Haus aus die hohenzollernsche Kandidatur von der Hand gewiesen hätte.“ Beust warnte nun in Paris, man möge das Odium des Friedensbruches nicht auf sich nehmen, sich nur gegen den Prätendenten und die spanische Regierung wenden und eine Intervention Preußens abwarten; ebenso vergeblich gab er „den dringenden Rat, die Renunziation des Prinzen als diplomatischen Sieg auszunutzen.“ Den Vorschlag, von Brest oder Cherbourg ein Geschwader auszuschicken, um den etwa nach Spanien segelnden Kronprätendenten abzufangen, nannte man in Paris sogar une scène d'opéra-comique. Beust ist aber durchaus nicht der Ansicht, daß sein Einfall in die „Großherzogin von Gerolstein“ gepaßt haben würde. Erstens stehe derselbe nicht in einer Depesche oder einem vertraulichen diplomatischen Schriftstücke, sondern auf „einem Oktavblättchen“ an den Fürsten Metternich, „daher solche Ausdrücke wie empoigner nicht nach strengem Wort-

laut zu nehmen sind"; dann aber würde eine solche „maritime Demonstration" den Ernst Frankreichs gezeigt und doch weder Spanien noch Preußen den Vorwand zu einer Kriegserklärung gegeben haben. So zu lesen Band II, Seite 358!

Es wäre von psychologischem Interesse, zu wissen, ob der Verfasser das alles selbst geglaubt hat, als er es niederschrieb.

Natürlich könnte diese Blütenlese noch aus der Zeit seiner österreichischen Ministerschaft um ein beträchtliches bereichert werden. Allein da handelt es sich vielfach um Dinge von lediglich österreichischem Interesse, und dann kommt noch ein andrer Umstand ins Spiel. Von Wien aus verlautet nämlich, daß dort das Erscheinen der Beustschen Erinnerungen als „Fall Arnim Nummer 2" bezeichnet und die Wahrheitsliebe des Verfassers bemängelt werde. Um den letzteren Vorwurf beurteilen zu können, müßte man den Dingen sehr nahe stehen. Aber Indiskretionen der stärksten Art, ein mindestens taktloses Hereinziehen der Person des Kaisers müssen jedem auffallen. Wir wollen von den vielen charakteristischen Beispielen nur eins als Beleg herausheben, und zwar indem wir die Worte Beusts unverkürzt wiedergeben.

„Das Drama von Queretaro fiel in die Zeit der großen Pariser Ausstellung, welche durch die Gegenwart des Kaisers Alexander von Rußland und des Königs Wilhelm von Preußen verherrlicht, zugleich auch zu einem europäischen Rendezvous geworden war. Es war von Anfang an die Ansicht, daß der Kaiser ebenfalls die Reise nach Paris unternehmen sollte. Nach dem tragischen Ende des Kaisers Max erhoben sich Bedenken begreiflicher Art, und der Kaiser erblickte mehr noch als in der tiefen Familientrauer einen Grund der Absage darin, daß Kaiser Napoleon, nachdem er seinen Bruder zur Annahme der Krone veranlaßt, ihn durch Zurückziehung seiner Truppen im Stiche gelassen habe. Als der Kaiser in diesem Sinne sich gegen mich äußerte, erinnerte ich mich des gnädigen Wortes, ich solle ihm stets die Wahrheit sagen. So hatte ich denn den Mut zu dem Einwurf: »Und Hannover!« Der Kaiser Napoleon konnte es nicht auf einen Bruch mit den Vereinigten Staaten ankommen lassen, ebenso war es für den Kaiser [Franz Josef] eine Unmöglichkeit, nach Königgrätz für den König von Hannover einzutreten, trotzdem daß Georg V. aufgefordert worden war, das zu thun, was das Ende seines Königreiches im Gefolge hatte. Der Kaiser war groß genug, um mir diese Aufrichtigkeit nicht zu verübeln. Ich meinerseits war jedoch darauf bedacht, daß der Würde des Kaisers unter solchen Umständen volle Genüge geschähe, und erklärte es für eine Notwendigkeit, daß der Kaiser, wenn er nach Paris gehe, dies in Gestalt eines Gegenbesuches thue" u. s. w. Mag diese Erzählung wahr sein oder nicht, eine Bemerkung dazu ist wohl überflüssig. Daneben nimmt es sich allerdings sehr gut aus, wenn Beust sich über die „Gefühllosigkeit" Bismarcks entsetzt, der ihm „im heitersten Tone" erzählen konnte, wie er den endlosen Reden von Thiers und

Favre durch Deutschsprechen ein Ende gemacht habe, „denn welche Seelenqualen hatten jene beiden Männer in dieser entscheidenden Stunde zu bestehen!“ Dem Manne mit dem zarten Gefühl würde es freilich lieber gewesen sein, wenn die Szene in Berlin gespielt und Bismarck die Seelenqualen zu empfinden gehabt hätte.

Gegen den Vorwurf der Indiskretion sucht sich Beust schon in der Vorrede und später zu rechtfertigen, im allgemeinen durch den Hinweis auf Poschinger, der ihm überhaupt wie eine schwer verdauliche Speise fortwährend in Erinnerung kommt, im besondern bei Aktenstücken aus seiner sächsischen Periode mit Berufung darauf, daß ihm sein Amtsnachfolger Abschriften zur Verfügung gestellt habe, bei solchen aus bundestäglichen Verhandlungen, daß der Bund nicht mehr bestehe, mithin niemand mehr vorhanden sei, der die Veröffentlichung erlauben oder verbieten könne. Wie es mit den Schriften aus dem österreichischen Ministerium steht, bleibt unerörtert; aber nicht allein die erwähnte Wiener Auffassung seines Vorgehens deutet darauf hin, daß die Bewilligung zur Publikation nicht nachgesucht, geschweige erteilt worden sei. Wenn dem so ist, dann darf man wohl fragen, ob ein Monarch überhaupt noch zu irgend jemand Vertrauen haben könne, wenn sein erster Ratgeber mit solchem Beispiele vorangeht? Geradezu unfaßbar bleibt es, daß Beust Geheimnisse, die nicht seine persönlichen waren, für ein Werk benutzte, welches nicht etwa nach fünfzig Jahren, nicht einmal nach seinem Tode, sondern noch bei seinen Lebzeiten erscheinen sollte. Denn hierüber läßt das Vorwort mit der Anmerkung des Verlegers keinen Zweifel übrig. Als Erklärungsgrund bleibt nur die maßlose Eitelkeit übrig, von der, wie von seiner Vielgeschäftigkeit und seinem Preußenhaß, der Verfasser mehrmals in ironischem Tone spricht.

In diesen wie in andern Punkten bekundet er auffallend geringe Selbstkenntnis. Er versichert, „nicht neugierig“ zu sein, keinen „Hang zur Intrigue“ zu haben, und liefert Beweise für beide Anschuldigungen in Unzahl. Er tadelt sehr ernst die allgemeine Gewohnheit, die Ursache des Unglücks auf andre Schultern abzuwälzen, hat aber niemals geirrt, nur Feinde, falsche oder ungeschickte Freunde oder Untergebene haben das Scheitern seiner Unternehmungen verschuldet. Ein einziges mal, soviel wir uns erinnern, „bereut“ er eine Handlung — indessen kann ein oder der andre Fall übersehen worden sein, da wir bekennen müssen, nicht alle die „langen, langen Lehrgedichte,“ welche der eben so schreib- als redselige Staatsmann in Gestalt von Depeschen, Vorträgen und Reden zum Besten giebt, mit der von ihm gewünschten Aufmerksamkeit gelesen zu haben. Aber auch in dem einen Falle ist die Reue nicht am Platze, denn wie nachträglich herauskommt, war es das Verschulden des damaligen Statthalters von Böhmen, daß Beust mit den Tschechenführern unterhandeln mußte ohne Wissen des Ministerpräsidenten Fürsten Auersperg, der sich dadurch bestimmt sah, seine Entlassung zu geben. Beust will bis zum Übermaße versöhn-

lich sein, nie eine Kränkung nachgetragen, jedes fremde Verdienst freudig anerkannt haben, und rügt die Manier, Angriffe auf Personen mit Lobsprüchen auf dieselben einzuleiten. Nun kann man, wenn jemand von ihm gerühmt wird, mit einiger Sicherheit ein herbes Urteil erwarten, und es ist immerhin bezeichnend, daß unter den Wenigen, welchen uneingeschränktes Lob zu Teil wird, neben dem genugsam bekannten Herrn von Dalwigk, obenan stehen der Minister Giskra, dessen Beteiligung an finanziellen Unternehmungen es seiner eignen Partei schwer machte, ihn zu halten, Julian Klaczko, der polnische Jude und freiwillige Franzose, der von Beust in das Ministerium gezogen worden war, und auch in dieser Stellung seinen Deutschenhaß nicht zu bezähmen vermochte, und Ignaz Kuranda, der Franzosenfreund. Die meisten andern erhalten mehr oder weniger schlechte Noten, und nicht einmal Herr von Hoffmann, der doch bisher für den wahren Pylades seines Vorgesetzten galt, ist davon ausgenommen. Sehr übel kommen Fürst Auersperg und Graf Andrassy weg, am übelsten natürlich „bei aller Deferenz" Fürst Bismarck. Was er alles unverblümt oder zwischen den Zeilen dem Manne nachsagt, welcher das Verbrechen begangen hat, sein Nachfolger zu werden, ist kaum zu glauben, sogar für den Tod des Botschafters Baron Kübeck macht er ihn verantwortlich, weil Andrassy diesen nach Rom, anstatt, wie Beust wollte, nach Konstantinopel geschickt hat. Dem deutschen Kanzler kann er natürlich nicht verzeihen, in der Ausübung seiner providentiellen Mission gehindert worden zu sein. Bald empört ihn Bismarcks „Machiavellismus," bald sein „beispielloses Glück," bald seine deutliche Ausdrucksweise. Weiter zerbricht er sich den Kopf, weshalb Bismarck ihn „hasse," und empfängt von Savigny die ebenso einleuchtende wie ansprechende Erklärung: „Verschmähte Liebe." Köstlich ist folgende indirekt gegen seinen großen Rivalen gerichtete Stelle. In dem Buche „Unser Reichskanzler" sagt Moritz Busch mit Beziehung auf die Depesche, in welcher Beust die Sendung des Grafen Tauffkirchen beantwortete: „Was dieser [Bismarck] dazu gesagt hat, erfahren wir nicht. Vermutlich bewunderte er den guten Stil, in welchem der Wiener Herr Kollege ihm für sein Entgegenkommen Sottisen sagte" (Bd. I, S. 438). Dazu bemerkt Beust: „Ich will nicht in den gleichen Ton verfallen, allein mit mehr Recht ließe sich behaupten, daß das Tauffkirchensche Angebot ein angenehmer Scherz gewesen sei," und vergleicht dann die angebotene Garantie der deutschen Provinzen Österreichs mit „der Garantie, welche der italienische Räuberhauptmann dem Reisenden gegenüber, der sich mit ihm verständigen will, übernimmt." Augenscheinlich haben Eitelkeit und Neid den Mann so verblendet, daß er sich keine Rechenschaft mehr über das gab, was er in die Öffentlichkeit schicken wollte.

Wir sprachen von providentieller Mission. Daß Beust sich eine solche beigemessen hat, ist keine Frage: er sollte den Deutschen Bund erhalten, aber im Sinne der Triasidee umbilden. Deutsch hat er niemals empfunden, sondern

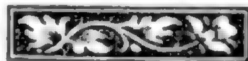
nur sächsisch, und weil der Partikularismus innerhalb des alten Bundes fröhlich gedieh, überhaupt nur innerhalb einer Verfassung gedeihen konnte, welche das Ganze zur Ohnmacht verurteilte, darum hielt er an dieser Form im wesentlichen fest, nur mit der Verbesserung, daß er als sächsischer Minister und geborener Vertreter der dritten Staatengruppe ebensoviel zu sagen hätte, wie die Minister von Österreich und Preußen. Angeblich war er für den Bund so eingenommen, weil sich niemand auf der Welt durch ihn beunruhigt fühlte, während er angegriffen eine unüberwindliche Widerstandskraft entwickelt — hätte. Diese Lehre wurde im Frühsommer 1870 durch seine Organe verbreitet, und noch 1886 bekennt er sich zu derselben. Die „übermächtige, gebietende Stellung" Deutschlands nach dem Kriege erfüllt ihn mit patriotischer Sorge, und damit diesem Unglück vorgebeugt würde, hätte natürlich die übermächtige gebietende Stellung Frankreichs aufrechterhalten werden müssen. Ja er fragt höhnisch, was der Sachse davon habe, daß jetzt mit auf seine Kosten eine Flotte dem deutschen Namen Respekt verschafft. Wie schade, daß er nicht mehr hat sehen können, wie in den letzten Februartagen seine sächsischen Landsleute gegen eine solche Spießbürgergesinnung Zeugnis ablegten! Aber nicht allein für das deutsche, für jedes Nationalgefühl mit Ausnahme des französischen geht ihm alles Verständnis ab. Ohne Februarrevolution keine deutsche Bewegung, keine Nationalversammlung, kein Kleindeutschland, und ohne das Einschreiten der katholischen Mächte für die Aufrechterhaltung der Kantonalverfassung in der Schweiz keine Februarrevolution — so doziert er. Wie sehr das deutsche Volk von dem Einheitsgedanken erfüllt war, viel früher und viel allgemeiner als von der Sehnsucht nach einer „Konstitution," davon scheint er nie etwas bemerkt zu haben, und läßt daher bei seinen vielen Wahrscheinlichkeitsrechnungen die Möglichkeit ganz außer Acht, daß durch einen andern zufälligen Umstand als die Schüsse am 24. Februar der Stein ins Rollen gebracht werden konnte. Wir haben schon oben von der unerhört kleinlichen Auffassung Notiz genommen, daß das an Blum vollstreckte Todesurteil das preußische Kaisertum ins Leben gerufen habe; noch in all den Differenzen bis 1852 ignorirt er die unüberbrückbare Kluft, welche durch Proklamirung der Kremsierer Verfassung zwischen Österreich und einem geeinigten Deutschland aufgerissen worden war. Die spätere nationale Bewegung möchte er einfach auf ein preußisches revanche pour Olmütz zurückführen. Und dementsprechend beurteilt er die italienischen Dinge. „Nach Novara hätte Österreich handeln müssen, wie Bismarck nach Königgrätz," dann wäre Italien glücklich der geographische Begriff geblieben. Und bei dieser Kritik der italienischen Politik Österreichs begegnet ihm das Mißgeschick, daß er die deutsche Politik Preußens rechtfertigt, ohne dessen gewahr zu werden: der Fehler Österreichs war nämlich, wie er auseinandersetzt, daß es die italienischen Fürsten gewähren ließ und sie dann schützen mußte, während es sie hätte „bevormunden" sollen!

Nachdem Beust aufgehört hat, Sachse zu sein, giebt er sich, wie man anerkennen muß, redliche Mühe, Österreicher zu werden. Freilich stellt er sich einen solchen Umwandlungsprozeß leichter vor, als er ist. „Es hätte einer meinem ganzen Wesen fremden Ziererei (!) bedurft, um mit der Annahme der an mich gelangten Berufung zu zögern." Aber die Folge hat gelehrt, daß mit der ohne „Zögern" angelegten österreichischen Uniform und mit der Beobachtung der österreichischen Dinge von Dresden aus doch nicht alles gethan war; er selbst freilich begreift garnicht, daß er den Österreichern immer ein Fremder bleiben konnte. Schreibt er doch manchmal ein Deutsch, welches er weder auf der Kreuzschule noch auf der Universität Göttingen gelernt haben wird: „ich bin gestanden, wir hatten uns begegnet, ich erinnere mich darauf" u. dergl. m.; und das gelegentliche Geistreicheln verrät wenigstens den guten Willen, sich nach Wiener Feuilletonmustern zu bilden. Hier kam ihm natürliche Neigung zu Hilfe. Denn unter seinen „Aufzeichnungen" findet sich auch jedes Witzwort, welches er einmal angebracht hat, selbst wenn es unter die Marke Kalauer fällt, und mit besonderm Behagen werden „Quatrains" mitgeteilt, die wohl mitunter an Gramonts opéra comique erinnern.

Wir dürfen auch nicht unterlassen, der Art zu gedenken, wie Beust, nicht immer mit Grazie, über Episoden hinweggleitet, in denen weder seine Gabe der Weissagung, noch seine überlegene Staatskunst zur Erscheinung gekommen ist. Die Reaktivirung der ständischen Vertretung in Sachsen war „gerechtfertigt," weil das Wahlgesetz von 1848 nur provisorischen Charakter hatte, wogegen die Beseitigung der österreichischen Verfassung von 1849 mit Recht als ein verhängnisvoller Fehler bezeichnet wird; die Universität Leipzig mußte vergewaltigt und so ausgezeichneter Kräfte wie Jahn, Haupt u. s. w. beraubt werden, weil ihr Widerstand dem Ministerium lästig war; die Nichtbestätigung von Stadträten, weil sie dem Nationalverein angehörten, bedarf gar keiner Rechtfertigung. Als Entlastungszeuge gegen den Vorwurf der Reaktion wird — Herr Bebel aufgerufen, der einmal im sächsischen Landtage der Regierung seine Anerkennung ausgesprochen hat, aber nur für die Zeit von 1861 bis 1866, in welcher Beust bekanntlich „liberal" war. Preußens Hilfe im Mai 1849 war „selbstverständlich," da Friedrich Wilhelm IV. den König von Sachsen aufgefordert hatte, die Reichsverfassung nicht anzuerkennen; folglich war Sachsen nicht zur Dankbarkeit verpflichtet, sondern umgekehrt Preußen, für das Sachsen die Kastanien aus dem Feuer geholt hatte. Die Veröffentlichung des Abschiedsbriefes des Königs Johann an Beust noch während der Friedensverhandlungen, die damals so böses Blut machte, kann nicht durch Beust veranlaßt worden sein, weil — der Brief in der „Wiener Zeitung" abgedruckt war, welcher Beust damals nichts zu befehlen hatte. Wen das nicht überzeugt, der ist freilich nicht zu überzeugen. Wer aber den Brief der „Wiener Zeitung" überlassen hat, das scheint unser Autor nicht ermittelt zu haben, als er die Macht dazu besaß.

Gramonts Mitteilungen über österreichische Versprechungen sind „Schwindel,“ das berüchtigte Nous considérons la cause de France comme la notre kommt auf Rechnung eines ungeschickten Konzipienten. Die Befestigung der Ennslinie im Sommer 1870 wird mit keinem Worte erwähnt, und auch an das famose türkische Lotterieanlehen erinnert sich der Verfasser nicht, es müßte denn in folgendem denkwürdigem Passus mitgemeint sein. Eine Anmerkung zu der Erzählung von der Teilnahmlosigkeit Wiens bei seinem Sturze beginnt: „Man hat versucht, den Umschwung mit gewissen mir zur Last gelegten Geldgeschäften zu erklären. Ich will diesen widrigen Gegenstand nicht ganz unbeachtet lassen. Denen, welche jene Behauptung aufstellten, ist zunächst vorzuhalten, daß selbst wenn die angebliche Verschuldung eine wirkliche gewesen wäre, die Schuld der Dankbarkeit, eine Schuld, die ich nie eingeklagt, zu der man aber bei meinem Rücktritt, wie ich nachgewiesen habe, massenhaft sich bekannt hat, unter keinen Umständen damit getilgt werden konnte, gleichwie im Privatleben der Schuldner nicht durch ein Vergehen des Gläubigers liberirt wird.“ Daran schließt sich die Erwähnung, daß in einem Preßprozesse zu Anfang des Jahres 1871 alle gegen ihn erhobenen Anklagen „durch die Zeugenaussagen widerlegt“ worden seien, und daß in dem Handschreiben, durch welches er von dem Amte des Reichskanzlers enthoben wurde, seine selbstlose Hingebung anerkannt werde.

Wir beklagen oft die Armut der deutschen Literatur an Denkwürdigkeiten solcher Personen, welche wirklich Denkwürdiges erlebt haben. Hier liegt nun ein solches Werk vor, verfaßt von einem hochbegabten Manne, den das Schicksal in Stellungen brachte, welche ihm Einblick in das Räderwerk der Politik gewährten und ihm gestatteten, in dasselbe einzugreifen — und was ist unser Gewinn? Wir hören vielerlei Klatsch und Tratsch, erfahren Staatsgeheimnisse, von denen ein Teil hätte Geheimnis bleiben müssen, ein andrer unbeschadet Geheimnis bleiben können, und dürfen uns schließlich erlauben, zu Oxenstiernas vielzitirtem Satz eine neue Variante vorzuschlagen: „Du glaubst nicht, welche Rolle in der Weltregierung kleinliche Gesichtspunkte, kleinliche Zwecke und kleinliche Mittel spielen können.“



Zwei Wiener Romane.



Im letzten Winter sind auch einige Romandichtungen an die Öffentlichkeit getreten, die als eine neue Spezies in dieser an Abarten so reichen Literaturgattung bezeichnet werden können. Es ist die Spezies des großstädtischen Romans. In Frankreich, woher diese Mode kommt, und das literarisch fast nur durch Paris vertreten wird, ist der großstädtische, der Pariser Roman längst eingebürgert.

Mancher Deutsche, der nie Paris betreten hat, kennt die schöne Stadt sehr gut bloß vom Lesen französischer Romane her; denn seit zwei Menschenaltern führen die bedeutendsten Werke dieser Gattung fast ausschließlich nach Paris, sei es in den Schatten der Kathedrale von Notre-Dame oder auf die weit sich hinstreckenden Boulevards oder in den volkreichen Louvre; jeder Teil, jedes quartier von Paris hat seinen Poeten gefunden und seine literarische Weihe erhalten. In Deutschland konnte dergleichen Romanpoesie bis in die Gegenwart nicht entstehen: es fehlte bisher jenes große Stadtzentrum, welches vermöge seiner überragenden politischen Stellung die Aufmerksamkeit und Teilnahme der Nation an sich hätte fesseln können. Mit dem Aufschwunge der Reichshauptstadt Berlin zur gewaltigen Großstadt und zum thatsächlichen Mittelpunkte der vereinigten deutschen Nation ist aber auch gleichzeitig der großstädtische Roman auf dem Markte erschienen. Und der herrschende realistische Geschmack in der Literatur, der auf das unvoreingenommene Erfassen der Wirklichkeit, womöglich auch der allerjüngsten Wirklichkeit, sein Augenmerk richtet, kommt dieser neuen belletristischen Aufgabe bereitwilligst entgegen.

Etwas ganz Eigenartiges ist das großstädtische Leben jedenfalls. Der nationale Roman Gustav Freytags, der sozial-politische Friedrich Spielhagens, der Künstlerroman Paul Heyses werden dieser Eigenart nicht gerecht. Die Großstadt ist eine Welt für sich, die neben ihrer eignen Post, Polizei und Eisenbahn ihre eigne Fauna und Flora im wörtlichen und übertragenen Sinne hat. Gewisse Existenzen sind nur in der Großstadt möglich, so gut wie diese ihre ganz eigne Industrie und ihre eigne Presse besitzt. Sie hat ihre eignen materiellen Lebensbedingungen, ihren eignen Umgangston, ihre eignen Moden, vielleicht auch ihre eigne Moral. Das Volk der Großstadt unterscheidet sich wesentlich von dem Volke der sie umgebenden Provinz: berlinisch ist nicht märkisch, wienerisch ist nicht niederösterreichisch; dieses Volk hat seinen eignen Dialekt, seine eignen Lieder, Vergnügen und Scherze. Die gewaltigen sozialen Gegensätze von Arm und Reich stehen nur in der Großstadt so kraß einander gegenüber; diese allein hat ihre „obern Zehntausend," ihre „Arbeiterbataillone," ihre „Halb- und Viertelwelt," ein Massenproletariat — durchaus neue, von der Großstadt untrennbare Begriffe. Sie hat ihre eigne Natur, ihr eignes Wetter, ihre eigne Atmosphäre. Unter einem unendlich verwickelten Netze künstlicher Bedingungen läßt die Großstadt ihre Menschheit aufwachsen und verleiht ihr ein originales (freilich nicht gerade ideales) Gepräge. Viele Eigentümlichkeiten dieser Bevölkerung kehren in allen Großstädten wieder: der Wiener und Berliner haben miteinander manchen Charakterzug gemein, der sie von dem Niederösterreicher und Märker trennt. Indes hat jede Großstadt wieder ihr eignes nationales Gepräge, und man wird nicht wienerisch mit berlinisch verwechseln.

Das Unternehmen, diese großstädtische Welt im Roman zu schildern, muß

demnach als durchaus berechtigt anerkannt werden. Mehr noch: es können solche Schilderungen für das geistige Leben dieser Städte geradezu epochemachend werden. Die Wechselwirkung von Kunst und Leben hat noch kein Mensch in allen ihren Folgen übersehen können. Man sieht es ja in Paris alle Tage, von welcher Rückwirkung die Romane der großen Schriftsteller auf die Bevölkerung sind: die Phantasie, welche sich aus dem Leben des Pariser Volkes den Stoff für ihre romanhaften Gemälde holte, liefert demselben Volke seine neuen Ideale, seine neuen Anregungen (oft freilich von sehr zweifelhaftem Werte, was wir hier nicht zu untersuchen haben). Wie Werthers Kostüm eine Zeit lang Mode in Deutschland wurde, wie Chateaubriands René das Ideal der jungen Männer seiner Zeit wurde, so werden die Redensarten, die Spitznamen, die Thorheiten der Pariser Romanheldinnen Mode beim Pariser Volk. Es macht immer große Wirkung auf die Menschen, wenn sie sich plötzlich im Bilde gespiegelt wiederfinden, es ist, als wenn sie sich selbst erst neu entdeckten — die rein elementare Freude an aller Kunst, welche von Haus aus nichts als Nachahmung ist. So allein erklärt sich die große Wirkung, welche einzelne großstädtische Romane bisher bei der Menge der Leser erreicht haben, soviel auch die Kritik an den Werken mit Recht oder Unrecht auszusetzen gehabt hat.

Auch die Wiener Schriftsteller haben zu wiederholten malen den Versuch gemacht, das Leben Wiens in Romanform zu schildern. Diese Aufgabe ist eine wesentlich verschiedne von der der wienerischen Lokalpoesie: sie ist erst durch den modernen Realismus gestellt worden. Wienerische Poesie ist reich genug und auch stattlich genug vorhanden: der Hinweis auf die urwienerischen und zugleich auch nationalliterarisch bedeutenden Lustspieldichter Bauernfeld und Raimund dürfte genügen. Allein etwas andres ist eine Poesie, welche den Lokalgeist eines Landes zum schöpferischen Genius hat, etwas andres ein Roman, welcher diesen Lokalgeist selbst in allen seinen Erscheinungsformen zu schildern und darzustellen unternimmt. Ein Wiener Sittenroman, der zugleich ernsthaft literarischen Wert beanspruchen dürfte, ist unsers Wissens bis auf denjenigen Roman,*) der uns Anlaß zu der heutigen Besprechung giebt, die Wiener Kinder von C. Karlweis, noch nicht erschienen.

Nichts ist lehrreicher als die Vergleichung, und die Bedeutung dieses neuen Romanes wird — trotz aller seiner Fehler — durch nichts klarer beleuchtet, als wenn man ihn mit dem vor einigen Monaten erschienenen Roman Friedrich Uhls: Farbenrausch**) zusammenstellt. Uhl hat sich mit glücklichem, aber voreiligem Griff den schönsten Romanstoff gewählt, den das Wiener Leben der letzten Jahrzehnte überhaupt aufzuweisen hat. Sein „Farbenrausch“ hat die epochemachend wirkungsreiche und glänzende Erscheinung des Malers

*) Wiener Kinder. Ein Roman von C. Karlweis. Stuttgart, Bonz, 1887.

**) Farbenrausch. Roman von Friedrich Uhl. Zwei Bände. Berlin, Paetel, 1887

Hans Makart zum Mittelpunkte. Es wird vielleicht eine Zeit kommen, welche bei Betrachtung jener siebziger Jahre viele wertvolle Erscheinungen auf künstlerisch-literarischem Gebiete in den innigsten ursächlichen Zusammenhang mit dem gleichzeitigen schwindelreichen wirtschaftlichen Aufschwunge Wiens bringen wird; man wird vielleicht in der Existenz des letztern die Existenzmöglichkeit der erstern erkennen; man wird vielleicht die Urteile berichtigen: da mildernd, dort verschärfend. Dies alles läßt sich aber jetzt noch garnicht überschauen. Wir stehen dieser ereignisreichen Zeit viel zu nahe, sind zu sehr mit der Heilung ihrer Schäden beschäftigt, zu sehr Partei, um unbefangen den geschichtlichen Sachverhalt zu überschauen, und diese Befangenheit rächte sich auch an dem Romane Uhls, dessen Stoff noch lange nicht reif für die Kunst dalag. Es erscheint unserm an die äußerste Lebenswahrheit im Roman gewöhnten Gefühle einfach komisch, wenn Uhl ohne Zweideutigkeit Wiener Verhältnisse schildert und doch nicht den Mut hat, geradezu Wien zu nennen. Ein gutes Klavier nennt er einmal einen „Gutstadt," die besten Wiener Klaviere macht Bösendorfer — daher der Name. Er giebt ein einleitendes Kapitel über die Entwicklung der Wiener Kunst- und Bauverhältnisse — spricht aber nach Art etwa des alten Wieland von einem Irgendwo, das man erraten möge. Er konterfeit Makart nach seinem üppigen Kunstgeschmack, seiner Vorliebe für überreife Gestalten, für welkendes Herbstlaub, er berichtet ausführlich von dem berühmten Kostümfestzug Makarts bei der silbernen Hochzeit des österreichischen Kaiserpaares, er hebt Makarts Wirkung auf das Gedeihen des Kunstgewerbes hervor, er schildert Makarts Art, die Frauen nur kühl und unpersönlich als „Modelle" anzuschauen, er führt in sein berühmtes Atelier ein, in dessen malerischen Räumen die Wiener Gesellschaft zu feenhaften Festen vereinigt wurde — und ist bei all diesen porträttreuen Zügen so geschmacklos, den Mann nicht Makart sondern „Steiner" zu nennen und ihm außerdem Eigenschaften beizulegen, die, wie ebenso alle Welt weiß, der wirkliche Mann nicht hatte: z. B. eine schlanke Gestalt, oder die Begabung, sich klar auszusprechen. Dieses fortwährend an die Wirklichkeit gemahnende und sie doch wieder mutlos und unglaublich kunstlos umgehende Verfahren verwirrt und ärgert den Leser am meisten. Der so schneidige Kritiker Uhl erweist sich damit in seinem Roman als ganz und gar poetisch unproduktiv. Dem sinnlich üppigen, in Farben schwelgenden Makart stellt er — wie es auch die Wirklichkeit im Maler Canon bot — im Maler Elsner einen idealistischen Künstler gegenüber; doch den reflektirenden, sich gern in theoretischen Betrachtungen ergehenden Charakterzug Canons legt Uhl einer besondern dritten Gestalt, dem Professor Conieri, bei. Allein zwei läppischere Tröpfe sind nie für tiefe Denker ausgegeben worden, als diese zwei Menschen hier. Der kritische Meister Conieri, der, wie versichert wird, alle Welt durch die Wahrheit seiner Bemerkungen ins Herz trifft, hat nicht Verstand genug, eine Irrsinnige als solche zu erkennen und nimmt sie zur Frau. Da ist doch

G. Keller klüger, wenn er ein solches Versehen seines Martin Salander dazu benutzt, um ihn lächerlich zu machen. Uhl hat nicht Erfindungsgabe und Erzählertalent genug, eine Handlung interessant darzustellen; ohne Spannung kriecht seine Erzählung von einer Station zur andern und zerflattert in Einzelheiten. Eine charakterlos schwache Frau Farren, welche dem verliebten Maler Elsner in dem Augenblicke den Laufpaß giebt, wo sich ein reicherer Mann um ihre Tochter bemüht, wird immerfort als die gute, ehrenwerte Frau Farren hingestellt. Und mit der Sentimentalität romanschreibender Frauen wird schließlich Malvine, die aus Vergnügungssucht ihrem Manne durchgegangen ist, die ihre Kinder verlassen, Geld erpreßt, den Maler Steiner bestohlen hat, als reuige Sünderin in die Arme ihres kraft- und marklosen Gatten zurückgeführt. Kurz: Friedrich Uhl mangelt es nicht bloß an einer Makart geistesverwandten Phantasie, um den „Farbenrausch" poetisch zu veranschaulichen, sondern auch an der nötigen poetischen Gestaltungskraft, die uns Menschen mit überzeugender Lebendigkeit vorzuführen, eine Handlung klar und spannend zu entwickeln vermöchte. Man ist immer ganz andrer Meinung über die Menschen seines Romans, als Uhl selbst — das ist das schlimmste.

Gerade hier, im rein künstlerischen Können, liegt die Stärke des Autors der „Wiener Kinder," der sich mit diesem seinem ersten größern Werke vorteilhaft in die deutsche Romanliteratur eingeführt hat, nachdem er bisher nicht immer erfolgreiche Versuche, die Bühne zu gewinnen, gemacht hatte. Der Roman von Karlweis führt uns nicht wie der Uhls in die Kreise der Gebildeten, sondern in die des wienerischen Volkes. Sein Schauplatz ist kein Künstleratelier, sondern der neuestens durch die humoristischen Sonntagspredigten Vincenz Chiavaccis als „Frau Sopherl" auch dem Publikum außerhalb Wiens vertraut gemachte Naschmarkt auf der Wieden. Das weitausgedehnte, höfereiche Gebäude, das „Freihaus" genannt, welches diesen klassischen Aufenthalt der wortreichen Öbstlerinnen begrenzt, beherbergt die Familie des Bauposliers Schober, mit deren traurigen und heitern Schicksalen uns der neue Roman unterhält. Karlweis ist offenbar ein Schüler der Franzosen, namentlich des Alphonse Daudet; aber er hat den guten Geschmack gehabt, die künstlerischen Prinzipien dieser erfolgreichen Schule mit Maß auf sich einwirken zu lassen. Er erzählt mit der größten Objektivität, er reflektirt niemals, wenn ihm auch zuweilen der poetische Atem versagt und sich aus den Reden der Gestalt der hinter ihr stehende Verfasser verrät; aber es geschieht doch nicht häufig. Er ist ein ausgezeichneter Kenner des Wiener Volksgemütes: er kennt seinen leichten Sinn, seine Empfänglichkeit für sinnliche Eindrücke, seinen biegsamen Charakter, seine Freude an der Musik, seine Genußsucht, seine Gutmütigkeit und seine Rohheit. Er hat das Wiener Leben studirt mit der Hingabe des Landeskindes, der Empfänglichkeit des Künstlers und der Kritik des Gebildeten. Er ist von Haus aus ein Schriftsteller, der ganz aufs Schauen gestellt ist: darum liest sich sein Buch mit so

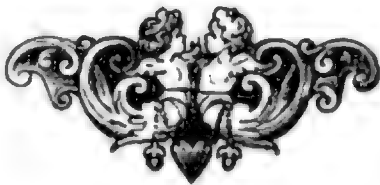
flüssiger Leichtigkeit, darum gelingt ihm in jedem Falle die Lokalfarbe, mag er das Innere des Freihauses schildern, mag er die flüchtige Stimmung eines Sommermorgens oder die eines ungemütlichen Regentages in der Stadt Wien mit Worten auffangen, mag er die Häuslichkeit einer Dirne oder die eines armseligen Zimmerherrn schildern, oder uns in die weingeschwängerte Atmosphäre eines Wirtshausabends bei den Volkssängern führen. Und wenn es auch seinem Roman noch an jener Tiefe der sozialen Anschauung fehlt, welche durch das Bild eines kleinen Kreises hindurch die Aussicht auf die dahinterstehende größere Volksmenge eröffnet, wenn man auch bedauern muß, daß er sich das Gebiet seiner Darstellung allzuscharf gegen die andern Stände abgegrenzt, den Schauplatz seiner Handlung einer Insel gleich vom übrigen Wien abgetrennt hat, so ist das doch eine Schwäche, welche dem Erstlingswerke eines begabten Schriftstellers nicht allzuhoch angerechnet werden darf.

Die Heldin der Erzählung ist die schöne Lori, die Tochter des Baupoliers Schober. Ihre Schönheit ist ihr Schicksal. Weil sie schön ist, wird sie von Jugend auf aller Pflicht zu arbeiten enthoben: ihre Schönheit entwaffnet den Zorn des Vaters, regt in der Kanaille von Mutter die abenteuerlichsten Pläne an, erfüllt Lori selbst mit Hochmut und Eitelkeit und wird der Quell aller Wirren. Als sie heiratsfähig geworden, ist ihr kein Mann gut genug; einen märchenhaften Prinzen erwartet sie von Tag zu Tag, und inzwischen spielt sie mit dem Herzen des rechtschaffenen jungen Bauführers Franz, dem sie sich von den Eltern gedrängt anverlobt hatte. Aber ihre Vergnügungs- und Putzsucht stürzt den verliebten Bräutigam ins Unglück: er vergreift sich an dem ihm anvertrauten Gelde seines Bauherrn. Das herzlose Mädchen hat mit dem unglücklichen Manne nicht das geringste Mitgefühl: sie vergißt, daß er nur durch ihre tollen Ansprüche zum Verbrecher geworden ist, sie sieht nur seine Armut und die drohende Schmach, die sie so entsetzlich haßt. Kurz entschlossen, entflieht sie aus dem elterlichen Hause und nimmt das früher ausgeschlagene Angebot des jungen reichen Lebemannes Wiesinger an — sie wird seine Maitresse. Als solche bezieht sie eine glänzende Wohnung in einer fashionablen Straße, nimmt Gesangsunterricht und lebt mit der zu ihr gezogenen Mutter sorglos in den Tag hinein. Der Vater ihres „Freundes," ein vom niedersten Bauarbeiter zum reichen Häuserspekulanten aufgestiegener Mann, kommt seinem Sohne eines schönen Tages hinter einen Diebstahlversuch am eignen väterlichen Vermögen; das Geld bleibt seitdem bei der schönen Lori aus — so wird ihr dies nur ein Anlaß mehr, tiefer zu sinken. Der alte Baumeister Wiesinger gerät dabei selbst in den Zauberkreis der schönen Lori, die nur leider zuweilen auch an die Dummheit der Nana Zolas erinnert. Der Schluß der Geschichte ist ganz verunglückt: Lori fällt bei einer Praterfahrt vom Bock ihres eleganten Wägelchens, da die Pferde scheu geworden sind, und stirbt dabei. Dieses Saltomortale zeigt nur die Verlegenheit des Dichters, die Handlung stilgerecht zu Ende zu führen.

Diesem mit noch einigen andern unangenehmen, aber geschickt gezeichneten Figuren bereicherten Kreise steht die Gruppe der liebenswürdigen Charaktere gegenüber. Loris Schwester Marie, welche in entsagungsvoller Güte alles von Lori angerichtete Unheil gut zu machen strebt: eine Gestalt, die freilich unwahrscheinlich ideal geraten ist. Sodann der Vater Schober, der uns das Schauspiel eines im Kampfe mit dem Guten bald unterliegenden, bald siegenden Schwächlings bietet; er ist, wie Lori, mit vieler Sorgfalt gezeichnet, in einzelnen Szenen von packender Wirkung; aber bei den Hauptkrisen ist die Motivirung der Wandlungen zu schwach geblieben. Eine vortreffliche Figur ist der Konzertmeister Riedel: der verschämte Liebhaber des Lustspiels, aber hübsch gezeichnet. Und hinter all den in die Handlung eingreifenden Gestalten steht mit vortrefflicher Wirkung, die nur etwas sparsamer hätte ins Spiel gezogen werden sollen, der ewig klatschende Chor der Nachbarinnen im alten Freihause.

Von einem realistischen Romane, wie dem vorliegenden, ist es schwer, ein kritisches Bild zu geben; denn seine Stärke liegt nicht im Ideengehalt, auch nicht in der Originalität der Erfindung von Fabel und Charakteren, sondern in der Darstellung des Zuständlichen, in der Stimmungsmalerei, in der breiten Schilderung von Örtlichkeiten und Sitten. Darum begnügen wir uns mit diesen wenigen Andeutungen. Ohne Zweifel tritt in Karlweis ein hoffnungsvoller, ganz besonders für den Roman begabter Schriftsteller auf. Noch ist in ihm das Talent stärker als die Bildung und Einsicht; noch vermag er nur einen einzigen Charakter mit größerer Feinheit darzustellen: den des schwachen, im Konflikt zwischen Pflicht und Sinnlichkeit stehenden Menschen; und über der künstlerischen Freude an der Darstellung dieses einen Charakters hat er versäumt, in den Rahmen seiner Erzählung auch den kontrastirenden Charakter des willensstarken Mannes aufzunehmen; noch ist ihm die schwierige Kunst der Motivirung nicht ganz geläufig. Gleichwohl hat er mit seinen „Wiener Kindern“ eine achtunggebietende Probe seines Talentes abgelegt, und so wie sie sind, werden sie ihren Platz in der Romanliteratur unsrer Zeit behalten.

Wien. Moritz Necker.





Jugenderinnerungen.

Von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

Eine andre Reise von ungefähr gleicher Dauer brachte uns mit der ältesten Schwester der Mutter und deren Kindern in nähere Berührung. Diese unsre Tante lebte ebenfalls als Gattin eines Geistlichen in einem völlig einsam gelegenen Dorfe der sogenannten Bautzener Haide. Den Namen Haide führen in beiden Lausitzen jene endlosen Nadelholzwälder, welche von einer bedeutenden Anzahl trägfließender, meistenteils tiefer und wasserreicher Flüsse durchschnitten werden, unter denen Spree und Neisse die bekanntesten sind. Das Dorf Lohsa liegt einige Stunden hinter Bautzen, gehörte seit 1815 zu Preußen und war größtenteils von Sorben-Wenden bewohnt, weshalb denn auch meinem Onkel Hantusch, einem reinen Wenden von Geburt, die angenehme Pflicht oblag, seine Predigt allsonntäglich zweimal, nämlich zuerst in wendischer und später in deutscher Sprache, zu halten.

Das Slawentum machte sich überhaupt in unmittelbarster Nähe bemerkbar. Es hockte gleichsam vor der Schwelle unsers Hauses, denn im Süden von Zittau hörte man schon im benachbarten Grottau tschechische Laute auf der Straße, und an den von Böhmen stark besuchten Wochenmärkten Zittaus erklang die tschechische Zunge auch in dieser Stadt. Selbst eine böhmische Gemeinde — die Tschechen nannte man schlechtweg Böhmen — gab es noch in den ersten Jahrzehnten des gegenwärtigen Jahrhunderts in Zittau, die ihre eigne Kirche und Schule besaß. Im Norden und Osten, namentlich im Flachlande der Lausitz und in den sumpfigen Niederungen der ausgedehnten Waldungen (der Haiden) waren seit unvordenklichen Zeiten Sorben-Wenden ansässig, ein betriebsames, fleißiges, dem Überlieferten treu anhängendes, sangreiches Völkchen, das mit den herrschenden Deutschen in Frieden und Eintracht lebte. Die slawische Volkswoge spülte bis

an den Fuß der Oberlausitzer Berge heran, ja übersprudelte diese sogar an mehreren Stellen. So stieß man z. B. schon zwischen Herrnhut und Löbau auf Ortschaften, in denen ebenso viel Wendisch als Deutsch gesprochen wurde und beim Tanz in der Dorfschenke (dem Kretscham) neben der deutschen Fiedel und Klarinette die wendische Taracawa und der quäkende Dudelsack zu hören waren.

Zwischen Löbau und Bautzen dürfte noch heute der wendische Volksstamm dem deutschen vollständig die Wage halten. Überall hört man Begegnende nur Wendisch sprechen, wenn sie auch der deutschen Sprache vollkommen mächtig sind, da der Schulunterricht meines Wissens ausschließlich in deutscher Sprache erteilt wird. In Bautzen wird eine ganze Vorstadt (Saida) ausschließlich von Wenden bewohnt, wie ihnen denn auch eine eigne Kirche zugewiesen ist.

Unser Weg nach Lohsa führte über Bautzen großenteils durch wendische Dörfer. Wir hatten uns diesmal alle zusammen aufgemacht, um die fernlebenden Verwandten, mit denen wir Kinder nur ein einziges mal bei den Großeltern in Zittau flüchtig zusammengetroffen waren, in ihrer Häuslichkeit zu begrüßen.

Auch dieser weitere Ausflug war eine Reise mit Hindernissen. Zittau und Bautzen waren allerdings durch eine Heerstraße unter einander verbunden, doch hatte auch diese von Frachtfuhrwerk sehr stark befahrene Straße stundenlange Strecken aufzuweisen, die kaum zu befahren waren. Schlimmer noch gestalteten sich die Wege hinter Bautzen. Bald hörte die Landstraße ganz auf oder zersplitterte sich vielmehr in eine Menge neben einander herlaufender, fußtiefer Geleise, in denen sich auch die leichtesten Wagen nur schrittweise vorwärts bewegen konnten.

Um mit unsrer wackligen Prachtequipage unterwegs nicht etwa schmählich Schiffbruch zu leiden, war vom Vater ein Korbwagen, überspannt mit grauleinener Plane, irgendwo aufgetrieben worden, und einer unsrer Bauern gab sein bestes Gespann und sich selbst als Kutscher zur Reise „ins Wendische“ her. Die Eltern, mein Bruder und ich nebst noch zwei jüngern Geschwistern schachtelten uns in dem sehr unbequemen Gefährt ein, so gut es ging, und sahen nun erwartungsvoll den Dingen entgegen, die da kommen sollten.

Als wir in die eigentliche Haide eintraten, sahen wir nur kreuz und quer von zahllosen Geleisen durchwühlten Sand vor uns. Diese sogenannten Wege liefen nach allen Richtungen zwischen den bräunlich-roten Stämmen der Kiefern fort, und es blieb nahezu dem Zufall überlassen, ob einer derselben uns nach Lohsa führen würde. Ob auf Umwegen oder auf der geradesten Straße die endlose Haide durchschnitten wurde, kann ich nicht sagen; gleichviel, wir erreichten endlich das im tiefsten Walde eingebettete Haidedorf mit seinen dürftigen, wenig anziehenden, niedrigen, strohbedeckten Häusern und der unansehnlichen Kirche, gegen welche unser stattliches Gotteshaus ein Dom war. Nur das im Schutz rauschender Bäume friedlich gelegene Pfarrhaus, das ein ange-

nehmer Blumen- und Fruchtgarten umgab, hatte unsern Beifall und gefiel uns sehr wohl. Wir fanden selbstverständlich bei unsern Verwandten herzliche Aufnahme, schlossen mit Vetter und zwei Basen, die um wenige Jahre älter waren, sofort innige Freundschaft und ließen uns vor allem die unerläßlichsten wendischen Redensarten von ihnen lehren, damit wir von dem merkwürdigen Geschnatter aller im Pfarrhause ein- und ausgehenden doch etwas verstanden. Groß freilich war die Ernte der Redewendungen, die wir in der Schnelligkeit einzuheimsen vermochten, nicht, sie reichte aber doch aus, um uns bei dem Spielen der Nachbarkinder, die mit unsern Vettern und Mühmchen zu verkehren Erlaubnis hatten, zu beteiligen, ohne von diesen verhöhnt zu werden.

Hier vernahm ich denn auch in der kleinen dunkeln Kirche bei Gelegenheit einer Beerdigung aus dem Munde des Onkels eine wendische Predigt. Das so fremde, dem deutschen Ohr höchst seltsam klingende Sprachidiom kam mir so komisch vor, daß ich mich schwer des Lachens enthalten konnte und mich wohl hütete, einer Tags darauf stattfindenden Trauung ebenfalls beizuwohnen. Ich begnügte mich, den über den freien Platz vor der Kirche wandelnden Brautzug, der sich wenig von den Brautzügen in den deutschen Dörfern der Lausitz unterschied, aus respektvoller Entfernung zu betrachten.

Unfern der Pfarrwohnung wälzte die Spree ihre trägen Wellen durch den Sand der Haide, und jenseits des Ufers lag das herrschaftliche Gut des Besitzers, eines Herrn von Muschwitz, der mit einer Jugendfreundin unsrer Mutter vermählt war. Diese Jugendfreundschaft öffnete uns die Pforten des „Schlosses," wie man das langgestreckte, aber nur einstöckige Herrenhaus zu nennen beliebte. Von der Einrichtung des Schlosses ist mir keine Erinnerung geblieben, da sie für Kinder jedenfalls nichts Fesselndes darbot. Desto besser gefiel es uns in dem umfangreichen Schloßgarten, da uns der Besitzer großmütig gestattete, die dort in großer Menge reifenden Früchte nach Belieben durchzukosten.

Unser Aufenthalt in dem stillen wendischen Dorfe, das wie eine kleine grüne Oase mitten in dem weichen Sande der Haide lag, war nur von kurzer Dauer. Nach einigen Tagen schon mußten wir uns wieder zur Abreise rüsten, was uns schwer genug ankam. Doch nahmen wir das Versprechen des Onkels mit, daß er uns recht bald einen Gegenbesuch abstatten wolle, ein Versprechen, das er auch wirklich hielt, obwohl einige Jahre ins Land gingen.

War der Verwandtenkreis meiner Mutter vermöge ihrer vielen Geschwister, Tanten, Onkel und Vettern ein sehr ausgedehnter, so beschränkte sich der meines Vaters nur auf wenige Personen. Außer dem erwähnten Stiefbruder in Lauban lebte vom Vater nur eine einzige jüngere Schwester, die mit dem Pastor Sintenis in Großschönau, jenem durch seine prachtvollen Damastwebereien berühmt und reich gewordenen Dorfe, verheiratet war. Diese Tante besuchten wir ziemlich häufig, da Großschönau binnen zwei Stunden bequem zu erreichen war. Sie hing an dem Vater wie an uns mit großer Zärtlichkeit und überhäufte uns

mit kleinen Geschenken sowohl zu Weihnachten wie an unsern Geburtstagen. Seltener kam die Tante zu uns, da sie kurzatmig und sehr beleibt war und der einzige betretene Weg von ihrem Wohnorte zu uns über den Scheibeberg führte, dessen Ersteigung ihr schwer fiel. Nach ihrem frühen Tode stand der Vater fast allein, da Onkel Traugott nur äußerst selten etwas von sich hören ließ. Diese Trennung von aller Blutsverwandtschaft erweckte manchmal ein Gefühl der Unbehaglichkeit in ihm, wenn er sich von dem großen Schwarme der Verwandten der Mutter umringt sah, mit dem er übrigens ganz einträchtig lebte. Man konnte es ihm deshalb nicht verdenken, wenn er in die Vergangenheit zurückgriff und die Reihe der damals lebenden Vettern durchmusterte. Einige derselben hatten ebenso wie der eigne Bruder schon in frühen Jahren ihrer Vaterstadt Valet gesagt, um anderwärtig ihr Glück zu versuchen, was auch dem einen und andern zum Guten ausgeschlagen war. Überhaupt schien den Verwandten des Vaters ein gewisser Wandertrieb innezuwohnen, während die Sippe mütterlicherseits das Verbleiben in der Heimat jedem unsichern Schritte in die Ferne vorzog.

In frühern Jahren hatte die Familie Wunderlich in Zittau eine gewisse Berühmtheit erlangt durch auffallendes Glück und durch Originalität ihres Oberhauptes, eines wohlhabenden Kaufherren, welcher durch Vermittelung von Hamburger Häusern auch mit überseeischen Plätzen in reger Handelsverbindung stand. Von diesem originellen alten Herrn, der sich die seltsame Redensart, die er jedem Gespräche einflocht, „Herr, ich muß ihr sagen,“ angewöhnt hatte, erzählte man sich eine Menge anekdotenhafter Geschichten, die wohl absichtlich etwas ausgeschmückt worden waren. So sollte sich z. B. sein Reichtum von einem unerwarteten Gewinn in der Lotterie herschreiben, indem ihm ein günstiger Zufall das große Loos in den Schoß geworfen habe. Wem dieses seltene Glück zu Teil ward, dem wurde dasselbe um die Mitte des vorigen Jahrhunderts im Kurstaat Sachsen auf ganz eigentümliche Weise kundgethan. Es erschienen nämlich in dem Orte, wo der glückliche Gewinner sein Heimwesen hatte — so ward uns erzählt —, zwölf berittene Postillone in Gala, um unter Trompetenschall das große Ereignis öffentlich zu verkündigen. Dem Kaufmann Wunderlich, der keine Ahnung von seinem Glücke hatte, ward diese Ehre zu Teil, als er eben mit seiner Familie und einigen Freunden bei Tische saß. Als man nun von fern das Schmettern der Trompeten und das Pferdegetrapp hörte und alle Tischgäste erstaunt den nicht zu erklärenden Tönen lauschten, erhob sich Wunderlich und sagte trocken, aber voll Zuversicht: Herr, ich muß ihr sagen, ich werde das große Loos gewonnen haben!

Ein andermal ward er infolge der Zahlungseinstellung eines Handlungshauses genötigt, die in damaliger Zeit unerhörte Reise nach Hamburg zu machen, um zu retten, was zu retten war. Dieser Entschluß des hochangesehenen Mannes erregte allgemeine Bestürzung, denn in der ganzen Stadt lebte kein

Mensch, nicht einmal ein Handwerker — und diese waren entschieden die weitestgereisten Leute —, der jemals die berühmte Hanse- und Seehandelsstadt gesehen hatte. Zu verwundern war das nicht, da es Straßen, wie sie heutigen Tages jedes kleinste Dorf mit dem Nachbarorte verbindet, noch garnicht gab. Ein Brief von der Seeküste war bisweilen vier Wochen unterwegs, ehe er den Adressaten im Binnenlande erreichte. Demnach lag Hamburg so ziemlich am Ende der Welt, und es konnte für die binnenländische Bevölkerung einer Kleinstadt, die meistenteils nur über die reichbetürmte doppelte Stadtmauer einen neugierigen Blick in die Welt that, immerhin für ein tollkühnes Wagnis gelten, aus der sichern Hürde hinaus sich soweit in die Fremde zu stürzen. Wußte man doch nicht einmal, ob die Menschen in Hamburg richtiges Deutsch sprachen! Selbst bezüglich des Essens konnte ein Fremder aus so weiter Entfernung üble Erfahrungen machen, der unbeschreiblichen Gefahren unter einer wildfremden, seefahrenden Bevölkerung, von der sehr schlimme Dinge erzählt wurden, garnicht zu gedenken!

Dem wackern Herrn Wunderlich ward bei Anhörung so vieler Bedenken, bei dem Achselzucken um Rat befragter Geschäftsfreunde und bei den Wehklagen der eignen Familie selbst weh ums Herz. Allein es handelte sich um eine beträchtliche Summe, und so blieb er fest, indem er den Seinigen tröstend zurief: Herr, ich muß ihr sagen, wir stehen unter Gottes Hand und mir werden in Hamburg Türken und Mohren kein Haar krümmen!

Bei aller Entschlossenheit aber blieb der Mann doch vorsichtig, und darum unterließ er nichts, um für das Wohl seiner Familie auf alle Fälle vor seiner Abreise Sorge zu tragen. Er machte sein Testament und kommunizirte mit allen Verwandten, damit sein Seelenheil nicht zu Schaden komme. Zuletzt ward ein solennes Abschiedsmahl gegeben, wobei viele Thränen flossen, und darauf erst bestieg er das Martergefährt, die „gelbe Kutsche,“ welche die Post vorstellte und, wenn es gut ging, in sechs bis sieben Tagen Dresden erreichte.

Ein Nachkomme dieses originellen Kauzes, ich weiß nicht, ob Vetter oder Neffe, lebte seit langen Jahren in Dresden. Er war Kaufmann, besaß ein eignes, großes und schönes Haus in der Neustadt nahe der Kaserne und galt für einen sehr wohlhabenden Mann. Mit ihm unterhielt der Vater einen dürftigen Briefwechsel, um die verwandtschaftlichen Beziehungen nicht ganz abzubrechen. Endlich erfolgte vonseiten des Vetters, der als Hagestolz ein sehr eintöniges Leben neben einer unschönen und auch nicht mehr jungen Haushälterin führen mochte, die förmliche Einladung der Eltern nebst Familie nach der Residenz.

Für die meisten Provinzler bildete das Wort Dresden den Inbegriff alles Herrlichen, Erhabenen und Wunderbaren, was es auf Erden gab. Da lebte ja der so hochverehrte König Friedrich August der Gerechte, dem man nach der Leipziger Völkerschlacht so übel mitgespielt hatte, im Schoße seiner treuen Unterthanen und bewacht von der Leibgarde, bei denen ein paar hochgewachsene

Söhne auch meines Geburtsortes standen, die sich zur Urlaubszeit im scharlachroten Frack und den hohen, majestätischen Bärmützen manchmal sehen und bewundern ließen. In Dresden floß aller Glanz, aller Reichtum Sachsens zusammen, von dem sich nach der Erzählung dort gewesener niemand eine rechte Vorstellung machen konnte. Wie hätten wir uns da nicht freuen sollen, als der Vater uns beiden Brüdern eines Tages in seinem Studirzimmer und im Beisein der vor Freude strahlenden Mutter die feierliche Eröffnung machte, daß wir in der nächsten Woche auf einige Zeit nach Dresden reisen und dort in dem glänzenden Hause des Vetters Wunderlich wohnen sollten! Von dieser Stunde an schwamm ich in Seligkeit. Ich hatte für nichts mehr Sinn und mußte mir große Gewalt anthun, um in den Lehrstunden meine Gedanken nicht nach Dresden spazieren gehen zu lassen. Kaum weniger aufgeregt und voll freudiger Erwartung als ich, war meine gute Mutter, die bisher von allen fremden Herrlichkeiten auch weiter nichts als die Städte Bautzen, Görlitz, Lauban und Löbau gesehen hatte. Sie fand es vollkommen gerechtfertigt, daß ich die Kalender der letzten Jahre hervorsuchte und mir die verschiednen Bilder aus der Residenz, welche darin enthalten waren, sehr genau betrachtete. Um uns im voraus des weitern über die in Dresden vorhandenen Sehenswürdigkeiten zu unterrichten, fehlte es uns an Hilfsmitteln. Die Mutter teilte mir bei unsern gemeinschaftlichen Kalenderstudien nur im Vertrauen mit, daß sie von ihrem Bruder, dem Onkel Syndikus, wisse, das Allersehenswerteste sei das Grüne Gewölbe mit seinen unvergleichlichen Schätzen und das über alle Beschreibung wunderbare Japanische Palais, in dessen Nähe wir wohnen würden.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Schimpf und Ernst. Der Einsender nachfolgender Erinnerung bemerkt im voraus, daß er weder ein finsterer Puritaner noch ein grämlicher Menschenfeind, sondern geradezu ein Verehrer selbst des baren, bloßen Witzes ist, und daß er, wenn der Witz nur gut ist, sogar, wie man so sagt, einen Spaß „verstehen" kann. Er muß sogar bekennen, daß in seinem Kalender ein Tag der Woche einer gewissen Auszeichnung bloß deshalb genießt, weil an ihm die neueste Nummer eines bekannten süddeutschen „Witzblattes" ausgegeben wird, welches den Vorzug besitzt, trotz aller modernen Umkleidungen und (zeitweise auch) Verunstaltungen den unübertrefflichen, alten, deutschen „Schimpf" getreulich zu bewahren, ein Monopol der Deutschen, das sie gerade darum so vortrefflich kleidet, weil es mit ihrer innersten Natur im Zusammenhange steht und niemals tieferer, ernsterer Bezüge entbehrt. Eben deshalb scheint es ihm aber auch angebracht, diese glückliche Eigenschaft nach Kräften zu erhalten und vor allem vor Verfälschungen, vor jenen „Variationen" zu bewahren, bei denen das „Thema" schließlich ganz verloren geht, was jammerschade wäre, da es geradezu unersetzlich erscheint.

Man braucht nun nicht gerade ästhetisch und literarhistorisch besonders geschult zu sein und den alten deutschen Witz an den Quellen genossen zu haben, um den grellen Unterschied zu gewahren, der zwischen diesem „Witz" und dem platten „Ulk" besteht, wie er zum glücklicher Weise ausschließlichen Privileg einer Sorte von „Witzbolden" gehört, die damit nicht bloß die Theater und Feuilletons unsicher machen, sondern auch eigne Faktoreien für diese Waare anzulegen lieben. Der politische „Oppositionswitz" ist damit durchaus nicht gemeint. Tritt er wirklich

unabhängig auf, und vor allen Dingen ist er wirklich witzig, so wird ihm selbst der Angegriffene ein Lächeln nicht versagen oder zum mindesten zu diesem allzumenschlichen bösen Spiele eine gute Miene machen; obwohl nicht geleugnet werden kann, daß nach mehr als hundertjährigem unausgesetztem, übereifrigem Gebrauch dies Instrument nachgerade eine bedenkliche Stumpfheit zeigt und ein in dieser Hinsicht „klassisches" Witzblatt soeben einen erstaunlichen Erfolg damit erzielt, daß es auf die gute Idee kam, den Spieß einmal umzukehren und über die „Opposition" die gehörigen, schließlich nicht mehr zu unterdrückenden Witze zu machen. Was diese Bemerkung veranlaßt, das ist eine ganz besondre Spezies von „Witzblättern," die vor kurzen einen, wie es scheint, sehr triebkräftigen Absenker auch nach der deutschen Reichshauptstadt entsendet hat. Es ist offenbar eine Wiener Eigentümlichkeit und entspricht den dortigen alteingesessenen slawisch-italienischen „Lebemanns"-Elementen, noch mehr wahrscheinlich dem heutzutage in dieser Sphäre tonangebenden jüdischen, allerlei Theaterreklame, Theater- und Gesellschaftsklatsch, kurz „Pikanterien" aller Sorten, die sich übrigens gegenwärtig zu einer alle Pariser Pornographen übertrumpfenden Drastik gesteigert haben, unter dem harmlosen und ansprechenden Titel von „Witzblättern" zu verzapfen. Wer kennt sie nicht, wenn auch nur von der Zeitungsauslage her, wo sie in großer Gesellschaft schon von weitem in die Augen springen, die großen, buntbemalten Titelblätter mit den oft mehr traurigen als lustigen „Karrikaturen," die in Wirklichkeit oft nichts sind als das Reklamebild einer Sängerin, Tänzerin oder sonstigen „Heldin" der Saison! Die Wiener thun es nun einmal nicht ohne diese bunten Titelbilder, auch ihre politischen Witzblätter sind damit „geschmückt," sodaß diese Zier als eine Art Typus erscheint und im „Reiche," wo jene bezeichnete Sorte nie Boden fassen konnte, sofort als ihr zugehörig erkannt wird. Man wird auch bei diesem neuen Berliner Witzblatt durch dies besondre Firmenschild nicht getäuscht. Theaterreklame und Kunstklatsch, zu denen es (nach einigen seit neuester Zeit sich leise verflüchtigenden gesinnungstreuen Witzen) gewöhnlich einladet, wird in diesen Blättern mit fast mehr als wienerischer Hingebung gepflegt. Auch die „Gesellschaft," wenn auch, wie erklärlich, etwas „einkreisig," findet darin ihr Recht. Man ist sich wohl auch nicht darüber im Unklaren, daß es nicht allzuviel „Gesellschaften" sein können, aus denen diese witzige Neuerung hervorgegangen ist, und denen sie entspricht. Die Herausgeber irren sich offenbar in dem Publikum, an das sie sich wenden. Die stärkungs- und weihrauchbedürftigen Elemente im Theaterwesen finden beim Norddeutschen kaum Verständnis, geschweige denn Gegenliebe. Darsteller und Darstellerinnen, selbst die bedeutendsten, pflegt er außerhalb der Bühne ganz ohne Nimbus zu betrachten, weder idealistisch noch naturalistisch, sondern einfach als Mitglieder der Gesellschaft, und über allzu gegenwartsgeizige Mimen macht er sich sogar mit Vorliebe lustig. Ein so naives Verfahren wie das auch nicht mehr neue, unter der Drapirung „witziger" Randbemerkungen mehr oder minder bekannten „Größen" der Gesellschaft zu einer billigen Verewigung zu verhelfen, wird der Berliner aber doch zuerst durchschauen. Er wird höchstens den armen Professor bedauern, der leider nicht verhindern kann, daß ihn diese Gesellschaft zu den ihren rechnet und mit einem ihr eigentümlichen Sportsman unter der Devise „Dieser forsch, jener Forscher" (!) zusammenstellt. Wer übrigens von diesem „Witze" noch nicht genug hat, der koste noch folgende Illustrationsprobe. Zu der oft gehörten und variirten Hyperbel von dem „so klassischen" Wuchse einer Person, die vorgiebt, an antiken Statuen das Maß ihrer Garderobe abnehmen lassen zu können, denke man sich ein Bild, auf dem ein Pariser Schneider im Saale des Louvre (!) der

mit einem Tül versehenen Milonischen Venus Maß nimmt. Der Witz in Worten gehe hin. Man weiß, wohl nicht bloß theoretisch aus Lessing, daß der Geschmack gegen solche Phantasieblitze nachsichtig ist. Aber das bildlich fixirt, und in der Weise! Habt ihr schon kein Verständnis für das Schöne, so habt doch wenigstens Respekt vor ihm! Wenn der bekannte Zeichner eines Pariser Boulevardwitzblattes, der kürzlich eine so famose „Reise durch Berlin" unternahm, unsre Société d'artistes an solchen Modellen studirt hat, so begreifen wir einigermaßen seine Ergebnisse, sowie seine für die nicht zu dieser Gesellschaft gehörigen etwas befremdliche Meinung, daß bei uns das Ideal noch immer à la Pari..iis sei.

Ein echt nationales Literaturwerk zu schaffen, hat Herr Adolf Hinrichsen in Berlin unternommen, ein Schriftsteller, welcher, wenn wir nicht irren, der jüngsten Schule, der naturalistischen, angehört. Er „möchte ein bleibendes Denkmal beim Volke allen jenen setzen, welche durch Ausübung des edelsten Berufes, der Schriftstellerei, in der Jetztzeit dazu beigetragen haben, uns Deutschen den Titel des »Volkes der Dichter und Denker« im besten Wortsinne zu erringen; und wiederum nicht nur um jene Wenigen handelt es sich, deren Namen der breiten Masse des Volkes bereits vertraut klingen, sondern unser Werben gilt allen, auch all den wackeren Streitern, deren Thätigkeit eine beschränktere, in engere Grenzen gebannte bleibt, während ihr Streben vielleicht nicht weniger mutig, edel und anerkennungswert ist."

Wer die Ankündigung so weit gelesen hat, glaubt vielleicht, es solle dem „Volke" eine Auswahl der vorzüglichsten literarischen Leistungen der „Jetztzeit" (dies schöne Wort wird mehrmals gebraucht) geboten werden, damit dasselbe den Wert auch weniger bekannter „Streiter" selbst würdigen lerne. Aber das ist nicht die Absicht. Das literarische Deutschland soll „dem Leser einen Blick in den Lebensweg, das Schaffen und Wirken aller derjenigen eröffnen" u. s. w., und zwar sollen alle diejenigen selbst ihren Lebensweg ꝛc. schildern, da, wie der Herausgeber treffend bemerkt, diese „am besten wissen, welche Momente aus ihrem Leben und Treiben andern wohl Interesse zu erwecken imstande sind."

Es ist nicht neu, daß encyklopädische Werke und Zeitschriften namhafte Schriftsteller um zuverlässige biographische Daten angehen, und es kommt wohl auch in solchen Fällen manchmal das Selbstgefühl sehr naiv zum Ausdruck. Neu hingegen ist — und darin scheint das „echt Nationale" gesucht werden zu müssen —, daß nunmehr auch allen denjenigen, welche es, nach ihrer Ansicht unverdienterweise, bisher noch nicht zu einem Namen gebracht haben, die Gelegenheit dargeboten wird, ihre Bedeutung in das rechte Licht zu stellen. Es läßt sich wohl annehmen, daß eben diese am bereitwilligsten dem Rufe folgen werden, da die andern nicht nötig haben, persönlich für sich Reklame zu machen. Welche Fülle interessanter Persönlichkeiten wird auf diese Art das „Volk" kennen lernen, die sonst nur dem „Geist" der Leser eines Lokalblattes „die Speise bieten" oder in dem bescheidensten Winkel einer Zeitung dramaturgische Weisheit verkünden; denn auch wer durch journalistische Thätigkeit dazu beiträgt, uns den Titel des Volkes der Dichter und Denker zu erringen, wird ausdrücklich mit einbezogen.

Daß das Recht, Mitglied des „literarischen Deutschlands" zu werden, mit der Subskription auf das Werk bezahlt werden muß, ist nicht mehr als billig, und wir denken, daß es zu einer sehr bedeutenden Auflage kommen wird, sollte auch das „Volk" in schnöder Teilnahmlosigkeit beharren. Uebrigens ist der Subskriptionspreis nur auf zehn Mark, „später teurer," festgesetzt, und wohlfeiler unsterblich zu

werden, ist doch kaum möglich. Bibliotheken sollten sich mit der Bestellung beeilen, da sie einen so wichtigen Beitrag zur Literaturstatistik unmöglich entbehren können.

Noch muß erwähnt werden, daß „ein Teil des Reinertrages“ in die Kasse eines „Schriftsteller-Albums“ fließen soll, das ebenfalls Herr Hinrichsen herausgiebt, und dessen Gesamtertrag für arme Schriftsteller und Schriftstellerinnen bestimmt ist.

Literatur.

Staat und Gesellschaft. Von P. Klöppel. Gotha, F. A. Perthes, 1887.

Der Verfasser will in diesem Buche „das zwiefache Verhältnis des Staates zur Gesellschaft, in dem Aufbau der Staatsgewalt auf dem Boden der gesellschaftlichen Machtverhältnisse und dann in der Rückwirkung der Staatsgewalt auf die natürliche Gesellschaft, in einheitlicher Betrachtung zusammenfassen.“ Auf Grund zweier umfassenden Untersuchungen über „Wirtschaft und Gesellschaft“ und „Recht und Staat“ gelangt er in dem dritten Teile seines Buches „Die Ordnung der Gesellschaft“ zu einer umfassenden Kritik unsrer Rechts- und Gesellschaftsordnung, wobei er die meisten hier einschlagenden Tagesfragen bespricht. Bezüglich der Rechtsordnung bezeichnen seinen Standpunkt vielleicht am besten die Sätze der Vorrede: „Eine wie lange Reihe römischer Rechtssätze ist schon durch die Reichsgesetzgebung niedergemäht worden, aber immer wieder und unvermeidlich trägt die Rechtsprechung eines romanistisch gebildeten Richterstandes die romanistischen Begriffe und Voraussetzungen in die neuen Bestimmungen hinein, sodaß wir in der That kaum vom Flecke gekommen sind.“ „Von allen Wissenschaften teilt heute nur die dogmatische Rechtslehre das Schicksal der dogmatischen Theologie, auf dem Boden der Scholastik stehen geblieben zu sein.“ Im übrigen gewinnt der Leser vielleicht am besten eine Anschauung von dem Inhalte des Buches, wenn wir dessen Schlußworte hierher setzen: „Die Aufgabe des heutigen Staatsmannes ist im Vergleiche mit dem Gesetzgeber des Altertums, dem ein ganzes Volk vertrauensvoll die Heilung seiner zerrütteten Zustände in die Hand legte, eine sehr viel schwierigere. Auf jedem Schritte an die Schranken des geltenden Gesetzesrechts anstoßend, vermag er die zwingende Gewalt des Staates nur unter steter Zustimmung der an der Gesetzgebung beteiligten Gesellschaftsmächte einzusetzen, und dies sind eben dieselben, welchen die Neuordnung der Gesellschaft abgerungen werden muß. Und er hat es dabei nicht mit den wohl oder übel verstandenen »Interessen« dieser Gesellschaftsschichten, sondern mit einer Verquickung derselben in doktrinäre Lehrsätze und Schablonen zu thun, in welche die Interessen ihre Nacktheit wie in ein wohl ansehnliches Gewand gekleidet haben, in das sie sich aber zu eignem Unbehagen wie in ein unzerreißliches Netz verstrickt finden. So würde denn vielleicht der Staatsmann sich unnötige Kraftreibung ersparen und die Gesellschaft selbst es als Erlösung von einem ertötend auf ihr lastenden Banne öden Geredes begrüßen, wenn jener über die Köpfe der gewerbsmäßigen Wortführer hinweg sich mit der ganzen Macht des Eindrucks geschichtlicher Leistungen und eines voll empfundenen geschichtlichen Berufes an die beteiligten Gesellschaftskreise wendete, daß sie sich aus freien Stücken zu dem verstehen, was einmal not thut und ihnen nicht erspart werden kann.“

Mit der Tonsur. Geistliche Novellen von Emil Marriot. Berlin, F. und P. Lehmann, 1887.

„Geistliche“ Novellen — das ist eine ganz neue Gattung. Wir haben immer ein Vorurteil gegen solche Neuschöpfungen, die gewöhnlich der Unklarheit des Autors entspringen, und es ist hier auch gerechtfertigt. Diese Novellen sind „geistlich,“ weil katholische Geistliche in ihnen geschildert werden; man müßte dann ebenso von „bürgerlichen,“ von „gräflichen,“ „herzoglichen“ Novellen sprechen, je nachdem Bürger, Grafen oder Herzöge in ihnen aufträten. Doch dies nur beiläufig. Merkwürdig ist dies Buch als Anzeichen dessen, wieweit sich weibliche Originalitätssucht, weibliche Unklarheit und Unreife der Ansichten verirren können. Fräulein Emil Marriot hat sich in die von niemandem beneidete Existenz der katholischen Kleriker verliebt. Sie interessirt sich nicht etwa für den Konflikt zwischen Aufklärung und Dogmatismus, sie sucht nicht, wie ihr größerer Landsmann Anzengruber, den Geistlichen im Kampfe mit der sinnlichen Leidenschaft, im Streit gegen seine schweren, übermenschlichen Gelübde darzustellen — das sind ihr schon ausgetretene Pfade. Nein, die Alltagsexistenz des katholischen Geistlichen, der in Harmonie mit seinem Berufe lebt, mit realistischer Treue zu schildern hat sie sich vorgenommen. Nicht etwa mit klerikaler Tendenz, offenbar ist sie selbst, trotz aller Vertiefung in das Leben der Kleriker, bisher eine Ungläubige geblieben; sondern für die aufopferungsvolle, undankbare Existenz dieser Herren will sie unsre Sympathie gewinnen. Allein sie erreicht kaum unser peinlich abgerungenes Mitleid. Denn das Merkwürdige, was die Verfasserin übersehen hat, ist eben, daß die Durchschnittsexistenz des katholischen Geistlichen in der großen Stadt naturgemäß so langweilig und unerquicklich als nur möglich sein muß. Nur äußerer Zwang, nur Armut oder der Aberglaube ungebildeter Eltern, nur Mangel an Begabung für einen weltlichen Beruf, nur Streberei, die den Weg durchs theologische Seminar für den bequemsten zur Erreichung eines Unterkommens hält, schafften in der weitaus überwiegenden Anzahl von Fällen den Nachwuchs des katholischen Klerus — man muß die naive Gläubigkeit, die ja in der modernen wissenschaftlichen Umgebung einen schweren Stand hat, in diesen Kreisen nicht suchen. Und für solche verkümmerte, verarmte oder grenzenlos streberhafte Naturen will uns das Fräulein sentimental interessiren? Sie erreicht denn auch den Eindruck des Peinlichen, Unerquicklichen, den wir immer haben, wenn wir einen braven Menschen eine verlorene Sache in blindem Eifer verteidigen sehen. Was sind das für armselige Helden! Und je realistischer, der Wahrheit getreuer, auch pessimistischer die Kunst Fräulein Marriots ist, umso unerquicklicher ihre Novellen. Die erste, welche vier Fünftel des Buches einnimmt, „Askese,“ weht uns wie Spitalsluft an. Was für ein armseliger Tropf ist dieser als herrlich gepriesene Domherr Andersky, bei dem die junge Gräfin Conteste wöchentlich beichtet, jahrelang beichtet, ohne daß er einmal merkt, daß sie närrisch verliebt in ihn ist, daß sie schwindsüchtig ist! Und die übrigen Gestalten der Novelle sind entweder Schurken oder Schwächlinge; die einzig sympathisch angelegte Figur der Frau von Wallow wird zum Schluß von der Erzählerin auch verdorben. Die andern zwei Skizzen: „Hochwürden sein Vater“ und „Unser Anton“ sind durch die humoristische Färbung des Vortrages erträglicher.

Noch wehrt sich die Erzählerin gegen das kirchliche Lebensideal der Entsagung. Ob sie imstande sein wird, ihre Freiheit zu bewahren? Es wäre nicht das erstemal, daß ein Naturalist schließlich ein Betbruder würde.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Deutsch-böhmische Briefe.

6.


Die deutschböhmische Frage wurde brennend, als das Ministerium Taaffe in feierlicher Form (in der Thronrede vom 17. Mai 1879) die tschechischen Deklaranten einlud, „unbeschadet ihrer Rechtsüberzeugung“ den Boden gemeinsamer Beratung zu betreten, d. h. im Reichsrate zu erscheinen, und die Sprachenverordnung Taaffes und Stremayrs vom 19. April 1880 wirkte auf den damit entzündeten Stoff wie ein Guß Petroleum. Jene Rechtsüberzeugung war in den „Fundamentalartikeln“ vom 10. Oktober 1871 ausgesprochen, die der böhmische Landtag — d. h. dessen tschechische Mitglieder; denn die deutschen waren damals wie jetzt ausgeschieden — einstimmig beschloß, und deren neunter lautete: „Alle das Königreich Böhmen betreffenden Angelegenheiten, welche nicht als allen Königreichen und Ländern der Monarchie gemeinsam erklärt sind, gehören grundsätzlich der Gesetzgebung des böhmischen Landtages, beziehungsweise der Verwaltung der böhmischen Landesregierung an.“ Gemeinsam sollten hiernach nur die auswärtigen Angelegenheiten, das Kriegswesen und in geringem Maße die Finanzen sein. Tschechovien — ein solches war beabsichtigt — sollte in Zukunft ein Staat wie Ungarn sein. In einunddemselben Atemzuge beschlossen die in Prag tagenden tschechischen Herren ein Nationalitätengesetz. Dasselbe trug an der Stirn die schöne Devise: „Gleiches Recht auf Achtung, Wahrung und Pflege des nationalen Eigenwesens und insbesondre der Sprache,“ hatte aber, näher betrachtet, mit den Gesetzen von 1413 und 1615 ungefähr so vieles gemein als die Hussiten im Frack mit ihren Vorfahren und Vorbildern. Zum Zwecke der Verwaltung, der Justizpflege und der Wahl der Vertretungskörper sollte das

Land in Bezirke geteilt werden, und zwar, soweit möglich, in Bezirke einer und derselben Nationalität. Die Amtssprache in den Gemeinden sollte deren Vertretung bestimmen. „Wird dagegen — so heißt es in § 5 — von den Gemeindewahlberechtigten eine Einwendung erhoben, so ist die Amtssprache mittels Abstimmung der wahlberechtigten Gemeindeglieder durch absolute Majorität festzustellen." Da nun in Böhmen das tschechische Element nach der Kopfzahl die Majorität bildet, so bedeutete der Paragraph nichts geringeres als die Majorisirung der in Böhmen wohnenden Deutschen. § 6 ändert daran nichts wesentliches, wenn er sagt, die Bezirksvertretungen sollen Eingaben in beiden Landessprachen annehmen und „verbescheiden" dürfen. § 8 lautet: „Im Verkehr untereinander bedienen sich koordinirte Behörden ihrer eignen Amtssprache, ebenso untergeordnete im Verkehr mit Vorgesetzten; kaiserliche und königliche Zivilbehörden geben ihre Erlässe an die untergeordneten Behörden in der Sprache der letztern. Endlich sagt der § 9 dieses Gesetzes: „Bei landesfürstlichen Behörden soll niemand als Konzeptsbeamter oder Richter angestellt werden, der nicht beider Landessprachen in Wort und Schrift mächtig ist." Ein „Memorandum" der tschechischen Partei, welches im Dezember 1879 im Druck erschien, wiederholte diese Forderungen, zum Teil in verschärfter Gestalt. „Zur Aufnahme in den öffentlichen Dienst ist, so heißt es da z. B., die Kenntnis der beiden Landessprachen in Wort und Schrift unbedingtes Erfordernis." Die deutschen Heloten sollten nicht einmal mehr Amtsdiener werden können.

Mit jenen Beschlüssen von 1871 meinten die Tschechen für die Gegenwart am Ziel ihrer Wünsche zu sein. Die Zukunft gedachten sie sich durch die Schule zu sichern. Zwei Tage nach der glücklichen Geburt der Fundamentalartikel beantragte ein hochwürdiges Mitglied des hohen Landtages, derselbe wolle darüber Beschluß fassen, in welcher Weise „die empfindlichsten Mängel der bestehenden Einrichtung der Volksschulen zu beseitigen wären." Der Antrag wurde einer Kommission überwiesen, die ihn rasch beriet und dann dem Plenum die folgende Resolution empfahl: „In Erwägung, daß die neuen Schulgesetze (für das Reich) dem Geiste und dem Gefühle des Volkes in vielen und wichtigen Beziehungen widerstreben, in Erwägung ferner, daß sie das gleiche Recht der beiden Nationalitäten bedrohen und das religiöse Gefühl der Bevölkerung ohne Unterschied der Konfession verletzen, . . . wird die k. k. Regierung aufgefordert, im Einvernehmen mit dem Landesausschusse für den nächsten Landtag eine Vorlage über die Regelung der Volksschule vorzubereiten. Bis dahin möge die Regierung bestrebt sein, den empfindlichsten Übelständen auf administrativem Wege abzuhelfen."

Von einer Sanktion der Fundamentalartikel und des Nationalitätengesetzes war nicht die Rede. Wohl aber erfolgten unter dem Ministerium Taaffe wichtige Zugeständnisse an die Partei, welche ihre Ziele damit ausgesprochen hatte. Das wichtigste war die Sprachenverordnung von 1880, die wir hier folgen

lassen, weil sie in Deutschland zwar sehr oft erwähnt wird, aber ihrem Inhalte nach nur sehr wenigen bekannt sein wird. Sie sollte eine Versöhnung der Tschechen sein, war aber, so viel sie auch die Gleichberechtigung beider Nationalitäten zu berücksichtigen schien, in ihren Folgen eine schwere Schädigung der Interessen aller Deutschböhmen. Die „Verordnung der Minister des Innern und der Justiz vom 19. April 1880, betreffend den Gebrauch der Landessprachen im Verkehre der politischen, Gerichts- und staatsanwaltschaftlichen Behörden mit den Parteien und autonomen Organen“ betraf nur Böhmen und Mähren und lautete: § 1. Die politischen, Gerichts- und staatsanwaltschaftlichen Behörden im Lande sind verpflichtet, die an die Parteien über deren mündliche Anbringen oder schriftliche Eingaben ergehenden Erledigungen in jener (!) der beiden Landessprachen auszufertigen, in welcher das mündliche Anbringen vorgebracht wurde oder die Eingabe abgefaßt ist. § 2. Protokollarische Erklärungen der Parteien sind in jener (!) der beiden Landessprachen aufzunehmen, in welcher die Erklärung abgegeben wird. § 3. Urkunden oder andre Schriftstücke, welche in einer der beiden Landessprachen abgefaßt sind und als Beilagen, Behelfe oder sonst zum amtlichen Gebrauche beigebracht werden, bedürfen keiner Übersetzung. § 4. Die nicht über Einschreiten der Parteien erfolgenden behördlichen Ausfertigungen haben in jener (!) der beiden Landessprachen zu erfolgen, die von der Person, an welche die Ausfertigung gerichtet werden soll, gesprochen wird. Ist die Sprache, deren sich die Partei bedient, nicht bekannt, oder ist sie keine der beiden Landessprachen, so ist jene (!) der Landessprachen zu brauchen, deren Verständnis nach Beschaffenheit des Falles, wie insbesondre nach dem Aufenthaltsorte der Partei vorausgesetzt werden kann. § 5. Die Bestimmungen der §§ 1 bis 4 gelten auch rücksichtlich der Gemeinden in jenen (!) Angelegenheiten, in denen sie als Parteien anzusehen sind. § 6. Alle amtlichen Bekanntmachungen, welche zur allgemeinen Kenntnis im Lande bestimmt sind, haben in beiden Landessprachen zu ergehen. Lediglich für einzelne Bezirke oder Gemeinden bestimmte amtliche Bekanntmachungen haben in den Landessprachen zu erfolgen, welche in den betreffenden Bezirken oder Gemeinden üblich sind. § 7. Aussagen von Zeugen sind in jener (!) Landessprache aufzunehmen, in welcher dieselben abgegeben werden. § 8. In strafgerichtlichen Angelegenheiten sind die Anklageschrift sowie überhaupt die dem Angeschuldigten zuzustellenden Anträge, Erkenntnisse und Beschlüsse für denselben in jener (!) der beiden Landessprachen auszufertigen, deren er sich bedient hat. In dieser Sprache ist auch die Hauptverhandlung zu pflegen und sind in derselben insbesondre die Vorträge des Staatsanwalts und des Verteidigers zu halten und die Erkenntnisse und Beschlüsse zu verkünden. Von den Bestimmungen des vorstehenden Absatzes darf nur insofern abgegangen werden, als dieselben mit Rücksicht auf ausnahmsweise Verhältnisse, insbesondre mit Rücksicht auf die Zusammensetzung der Geschwornenbank unausführbar sind oder der Angeschuldigte selbst den Gebrauch der andern

Landessprache begehrt. Bei Hauptverhandlungen gegen mehrere Angeschuldigte, welche sich nicht derselben Landessprache bedienen, ist die Hauptverhandlung in jener (!) Landessprache abzuhalten, welche das Gericht für dem Zwecke der Hauptverhandlung entsprechender erachtet. In allen Fällen sind die Aussagen der Angeschuldigten und der Zeugen in der von ihnen gebrauchten Landessprache aufzunehmen und die Erkenntnisse und Beschlüsse jedem Angeschuldigten in dieser Sprache zu verkündigen und auf Verlangen auszufertigen. § 9. In bürgerlichen Rechtsstreiten ist das Erkenntnis samt Gründen in jener (!) Landessprache auszufertigen, in welcher der Rechtsstreit verhandelt wurde. Haben sich die Parteien nicht derselben Landessprache bedient, so hat, falls nicht ein Einverständnis vorliegt, daß das Erkenntnis samt Gründen nur in einer der Landessprachen ausgefertigt werde, die Ausfertigung in beiden Landessprachen zu erfolgen. § 10. Die Eintragungen in die öffentlichen Bücher (Landtafel, Bergbuch, Grundbuch, Wasserbuch u. s. w.), dann in die Handelsfirmen-, Genossenschafts- und andre öffentliche Register sind in der Sprache des mündlichen oder schriftlichen Ansuchens, beziehungsweise des Bescheides, auf dessen Grund sie erfolgen, zu vollziehen. In derselben Sprache sind die Intabulationsklauseln den Urkunden beizusetzen. Bei Auszügen aus diesen Büchern und Registern ist die Sprache der Eintragung beizubehalten. § 11. Der Verkehr der politischen, gerichtlichen und staatsanwaltschaftlichen Behörden mit den autonomen Organen richtet sich nach der Geschäftssprache, deren sich dieselben bekanntermaßen bedienen. Der Verkehr mit den Gemeindebehörden, welche die Funktionen der politischen Bezirksbehörde ausüben, wird hierdurch nicht berührt."

Das alles sieht auf den ersten Blick nicht parteiisch und unbillig aus. Aber betrachten wir die Folgen, und der Kern der Sache wird anders erscheinen. Der Kern der Verordnung ist mit den Worten auszudrücken: Der Deutsche hat gründlich tschechisch zu lernen, wenn er in Böhmen irgend ein Amt haben will, gleichviel wo, ob in tschechischen, gemischten oder reindeutschen Bezirken. Der Reichsratsabgeordnete Hallwich führte am 31. Januar 1884 an der Hand klassischen Beweismaterials, des Amtsblattes der offiziellen „Prager Zeitung," den Nachweis, daß in Böhmen seit 1881 schon hie und da, seit 1882 aber durchgängig und ausnahmslos vonseiten des Oberlandesgerichtspräsidiums bei Ausschreibung erledigter Stellen von Beamten oder Dienern der Gerichte, auch solcher in reindeutschen Sprengeln, Kreisen und Gemeinden, die „vollkommene Kenntnis beider Landessprachen," also auch der tschechischen, in Wort und Schrift verlangt worden war. Unter den zahlreichen Beispielen, die er anführte, waren eine Grundbuchführerstelle beim Trautenauer und eine beim Ludițer Bezirksgericht (beide Bezirke sind deutsch), Bezirksrichterposten in Pilgram, Aussig, Teplitz und Senftenberg, solche von Gerichtsadjunkten in Brüx, Aussig und Stab (alle ebenfalls deutsch), solche von Landesgerichtsräten in Leitmeritz und Reichenberg, selbst solche von Kanzlisten, Kerkermeistern und Gefangen-

wärtern. Nach dem Jahrgang 1883 der „Prager Zeitung" besetzte man bereits alle erledigten Beamten- und Dienerstellen in den durchaus deutschen Gerichtsbezirken Stecken, Pfraumberg, Mies, Dux, Brüx, Gablonz, Kaaden, Kommotau, Krummau, Hartmanitz, Prestitz, Stab, Rokitnitz, Postelberg, Eger und Saaz nur mit Männern, „welche in der Lage sind, ihre Gesuche mit den vorgeschriebenen Erfordernissen, insbesondre also auch mit dem Nachweise der vollkommenen Kenntnis der beiden Landessprachen zu belegen." Fast selbstverständlich erscheint es, wenn 1882 die in Leipa und Eger offen gewordnen Posten von Staatsanwaltssubstituten mit guten Tschechen besetzt wurden, ohne daß eine Bewerbung um dieselben ausgeschrieben worden wäre. Man denke, in Leipa und Eger, Gerichtssprengeln, die nicht eine tschechische Gemeinde aufweisen und deren tschechische Bevölkerung noch kein halbes Prozent ihrer Bewohnerschaft ausmacht! Man vereinige das mit dem reindeutschen Charakter der genannten Kreise im untern Erzgebirge. Man erinnere sich des tschechischen Sprichworts: Vsude lidi, v komotove nemci, überall Menschen, in Komotau nur Deutsche. Man braucht kein großer Mortalitätsstatistiker zu sein, um ausrechnen zu können, wie lange es, falls das so fortgeht, dauern wird, bis der letzte deutsche Beamte in Böhmen ins Grab gestiegen sein und überall der Tscheche Recht sprechen und verwalten wird. Noch im Januar 1883 durfte sich ein Deutscher in Teplitz um eine Kanzlistenstelle bewerben, da hierbei nur eventuell die Kenntnis der böhmischen Sprache nachgewiesen zu werden brauchte; jetzt kann man dort nicht mehr Bezirksrichter werden, wenn man nicht vollkommen mit dem Tschechischen vertraut ist. Dieses gilt als die Hauptsprache, das Deutsche wird in der betreffenden Bekanntmachung nur als „anderweitige Sprache" erwähnt. Kein Teplitzer von Geburt kann sich um einen Posten an seinem vaterländischen Gerichte bewerben, und dasselbe gilt von den in Eger, in Kommotau und in Leipa gebornen Deutschen. Was die Sprachenverordnung vom 19. April 1880 bezweckte und herbeiführte, ist nichts andres als der nackte § 9 des Nationalitätengesetzes, welches der Rumpflandtag, der rein tschechische Landtag von 1871 beschloß — ein Paragraph, welcher bestimmte: „Bei landesfürstlichen Behörden im Königreich Böhmen darf niemand angestellt werden, der nicht beider Landessprachen in Wort und Schrift mächtig ist." Ja jene Sprachenverordnung ist mit ihren Folgen noch mehr: die Praxis, die sie zur Folge hatte, erfüllt buchstäblich die dreiste Forderung des tschechischen Memorandums, das 1884 im Reichsrat bei der Debatte über den Antrag des Grafen Wurmbrand in Betreff der Staatssprache eine Rolle spielte, eine Forderung, welche lautete: „Zur Aufnahme in den öffentlichen Dienst [Böhmens] ist die Kenntnis beider Landessprachen in Wort und Schrift unbedingtes Erfordernis." Die Deutschböhmen haben dagegen durch ihre Führer und Vertreter Verwahrung eingelegt und Änderung verlangt, im Prager Landtage, im Wiener Reichsrat, bald ruhig und mit Anführung der besten Gründe, bald leidenschaftlich erregt. Aber die Bedrückung

und Vergewaltigung dauert noch heute ungehindert fort, ja die Lage hat sich in den letzten Jahren verschlimmert. Wenn Hallwich 1884 im Reichsrat klagen konnte: „Der öffentliche Dienst im ganzen Umfange des Wortes, vom Nachtwächter und Gerichtsdiener bis hinauf zum Präsidium des Oberlandesgerichts und der Statthalterei zu Prag, ist uns und unsern Söhnen versperrt, wenn so praktizirt wird," so durfte er am 19. März 1886 mit gleichem Rechte sagen: „Das Gerichtswesen in Böhmen wird dank der Sprachenverordnung des Jahres 1880 in Haupt und Gliedern, von oben bis unten, von Tag zu Tag mehr tschechisirt — man nennt es utraquisirt, wir aber sagen und wissen warum: tschechisirt." Und was der Abgeordnete über das Gerichtswesen behauptete, das konnte er auch von der Verwaltung berichten. Zunächst wurden die eigentlich politischen Behörden im Sinne der Sprachenzwangsverordnung drangenommen. Das obengenannte Intelligenzblatt der „Prager Zeitung" veröffentlicht seit Beginn der Regentschaft des jetzigen Statthalters von Böhmen regelmäßig Konkurrenzausschreibungen zur Besetzung erledigter Posten von Bezirkssekretären, Kanzlisten und sonstiger politischen Beamten, wobei die Kenntnis beider Landessprachen auch da als unerläßlich verlangt wird, wo der Wirkungskreis der Bewerber zum geschlossenen deutschen Sprachgebiete gehört. Auch der niedrigste dieser Posten ist heute den Söhnen der Deutschböhmen entzogen. Unter der Thür jedes Büreaus, über jeder Bedientenloge steht für sie in fetten Buchstaben: „Zurück, nix deitsch!"

Dergleichen allein schon kann, um mit Hallwich und Wurmbrand zu reden, nur mit der Russifizirung der baltischen Provinzen des Moskowiterlandes verglichen werden. Aber dabei blieben die Patrone der Tschechen nicht stehen. Am 24. Februar 1855 erließ der damalige Handelsminister eine Verordnung, in welcher den k. k. Post- und Telegraphendirektionen ein neuer „Amtsunterricht" erteilt wurde, und in welcher es im dritten Paragraphen heißt: „Zur Wahrung der den politischen Landeschefs zustehenden Einflußnahme auf das Post- und Telegraphenwesen im Lande haben die Direktionen ihre Berichte über wichtige Angelegenheiten ihres Ressorts, insbesondre über belangreiche Änderungen in den Postkursen u. s. w., über die Anstellung eines Bewerbers, Praktikanten, Eleven oder wirklichen Beamten, über Besetzung von Dienstposten der neunten oder höhern Rangesklasse, über Erwirkung von allerhöchsten Auszeichnungen im Handelsministerium im Wege des Statthalters, des Landespräsidenten vorzulegen und ohne dessen Zustimmung weder die Ernennung eines Postmeisters, Postexpedienten noch die Verleihung von Telegraphen-Nebenstationen zu vollziehen." Diese Bestimmung ist mittel- oder unmittelbar vom gegenwärtigen Statthalter in Böhmen, Baron Kraus, angeregt worden und ihm auf den Leib geschrieben. Wie er die ihm damit beigelegte Befugnis versteht und benutzt, erzählt uns eine Petition der Egerschen Handels- und Gewerbekammer des vorigen Jahres, nach welcher der Herr Vizekönig von

Böhmen kraft jener Verordnung vom April 1885 bis zum Schluß dieses Jahres, also in etwa neun Monaten, im Bezirke jener Kammer, der nicht eine einzige tschechische Gemeinde aufweisen kann, 17, schreibe siebzehn erledigte Postmeisterstellen mit Übergehung notorisch verdienterer, dienstälterer deutscher Bewerber mit seinen tschechischen Protektionskindern besetzt hat. Wie mag er erst in Bezirken, wo es wirklich-böhmische Dörfer, stockböhmische, tschechische Orte giebt, neben deutschen, verfahren sein! Darin liegt unzweifelhaft System. Der Handelsminister behauptete zwar, die Verordnung enthielte nichts neues, und niemals habe die Postverwaltung den Grundsatz aufgestellt, inmitten einer deutschen Bevölkerung dürfe niemand ein Amt erhalten, der nicht beider Landessprachen mächtig sei, und das ist richtig. Dennoch ist die Verordnung etwas neues; denn sie setzt den frühern „Amtsunterricht" in der Verordnung vom 2. November 1859 ausdrücklich außer Kraft, und wenn der Minister nicht wissen sollte, was die neue einschließt, so weiß es der Statthalter umso besser und handelt darnach. Für ihn ist Böhmen ein staatsrechtlich untrennbares Ganze, für welches das Tschechische die Staatssprache ist; daraus aber folgt bei ihm die Notwendigkeit für jeden in Tschechien, in den gemischten und in den reindeutschen Gebieten anzustellenden, in dieser Sprache wohlbewandert zu sein.

Wahrscheinlich, damit es in ernster Zeit nicht ganz an Scherz und Lustigkeit mangle, erschien vor ein paar Jahren ein Zirkularerlaß des Prager Oberlandesgerichts, welcher das Prager Handelsgericht und die k. k. Kreisgerichte als Handelssenate aufforderte, in Zukunft bei Vorschlägen für die Handelsgerichtsbeisitzer stets auf das Vorhandensein der erforderlichen Sprachkenntnisse Rücksicht zu nehmen und bei jedem der vorgeschlagenen Kandidaten zu bemerken, ob er der beiden Landessprachen mächtig sei oder nicht. Selbstverständlich erging der Erlaß auch an sämtliche Handels- und Gewerbekammern, denen gesetzlich das Vorschlagsrecht bei der Besetzung jener Beisitzerstellen gewährt ist. Die Handels- und Gewerbekammern in den deutschen Städten Eger, Brüx, Pilsen, Reichenberg, Leipa und Budweis haben somit künftig, bevor sie Vorschläge der gedachten Art machen, die sprachlichen Fähigkeiten ihrer Erkornen zu prüfen. Wie sie das anstellen sollen, wird ihnen nicht mitgeteilt; sicher ist bei der Sache nur das eine, was den Urhebern derselben wahrscheinlich vor allem als Folge vorschwebte: wenn in Eger, Reichenberg u. s. w. die Beisitzer des Handelsgerichts tschechisch verstehen müssen, so bleiben deren Stellen entweder einfach unbesetzt oder es müssen zu ihrer Ausfüllung die geeigneten Personen aus Tschechovien unten auf dem Boden des böhmischen Kessels verschrieben werden. Da hapert's aber an Sachverständigen. Zwar hat man sichs seit Menschenaltern viel Mühe kosten lassen, dem Mangel abzuhelfen, und namentlich der vielverdiente Patriot Bischof Kindermann von Schulstein hat die Frage zur öffentlichen Erörterung gebracht, z. B. in der köstlichen Abhandlung: „Wie man in Böhmen die Industrie des deutschen Gebirgsbauers auf den pur-

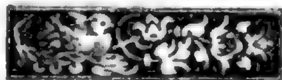
böhmischen Landmann am besten verbreiten oder auf das flache Land übertragen könne." Das Problem ist jedoch bis heute noch nicht gelöst, mit andern Worten: Fabrikthätigkeit, Hausindustrie und Handel Böhmens befinden sich noch jetzt im allgemeinen in deutschen Händen. Und nun sollen nach jenem Erlaß die sachverständigen Beisitzer der Handelsgerichte aus den Reihen der Tschechen berufen werden! Fürwahr, das Ding wäre sehr lächerlich, wenn es nicht eine so ernste Rückseite hätte.

Um diesen Brief nicht zu lang werden zu lassen, hebe ich für heute nur noch einen Umstand aus dem Bereiche der Justiz hervor, um zu zeigen, wie gründlich hier allenthalben das Deutschtum ausgejätet und das Tschechentum gepflanzt wird. Aus „Ersparnisrücksichten" wurden 1884 die Listen des Geschwornengerichts in Böhmisch-Leipa so zusammengesetzt, daß ganze große Bezirke, die entfernter lagen, dabei völlig unberücksichtigt blieben. Die Sache hatte dort nicht viel zu bedeuten, da in Leipa nur Deutsche andre Deutsche richten. Ganz anders steht es in doppelsprachigen Bezirken. Im Jahre 1884 zählte das Schwurgericht in Königsgrätz 328, das in Jitschin 340 Hauptgeschworne. Verglichen mit der Zusammensetzung derselben in den vorhergegangenen Jahren zeigten die neuen Listen eine bedeutende Veränderung, indem darin die vom Kreisgerichtssitze entlegneren deutschen Gerichtsbezirke entweder nur durch sehr wenige Geschworne oder garnicht vertreten waren. So z. B. hatte Braunau im Jahre 1883 noch neunzehn, Grulich noch dreizehn, Rokitnitz noch acht Geschworne gestellt, während der erstgenannte Bezirk jetzt nur sechs, der zweite nur drei und der dritte ebenfalls nur so viele entsandte. Bei dem Kreisgerichte Jitschin waren 1883 aus dem Bezirke Arnau dreiunddreißig, jetzt zwei, aus Hohenelbe früher vierundfünfzig, jetzt auch nur zwei, aus Trautenau vorher dreißig, jetzt drei, und die deutschen Bezirke Rochlitz, Marschendorf und Schatzlar waren in der Jahresliste von 1883 garnicht durch Geschworne vertreten. Ein andrer Bericht fügt hinzu: „Aus dem Gerichtsbezirke Rokitnitz, in welchem nur eine gemischte Gemeinde, Rehberg, besteht, wurde richtig ein Tscheche aus dieser letzteren, dann wurden zwei Tschechen aus der Stadt Rokitnitz, aber kein einziger Deutscher unter sämtlichen drei Berufenen des Bezirks zu Geschwornen bestimmt. In dem Gerichtsbezirke Grulich, wo es nur eine tschechische Gemeinde, Studeney, giebt, wurde ein Tscheche aus dieser zum Geschwornen genommen. Aus den deutschen Gemeinden des Bezirks Neustadt, der eine Bevölkerung von mehr als 6500 Seelen hat, wurde ebensowenig wie aus denen des Bezirks Politz ein Deutscher zum Geschwornenamte berufen. Derartige Vernachlässigung ist sicherlich weder durch „Ersparungsrücksichten" noch durch Zufall zu erklären. Solche Zahlenverhältnisse sprechen wohl deutlicher als manche Resolution im böhmischen Landtage und österreichischen Abgeordnetenhause dafür, daß eine Teilung der gerichtlichen und administrativen Bezirke Böhmens nach den beiden Sprachen der Bevölkerung

ein dringendes Bedürfnis ist. Unterbliebe diese von der tschechischen Majorität im Prager Parlament bisher immer zurückgewiesene Maßregel noch lange, so würde bei politischen Prozessen, die gegen Deutsche zu verhandeln sind, das sonst ausnahmsweise angewendete Mittel der Delegation eines andern Schwurgerichts zur Regel werden müssen.

„Summa Summarum, meine Herren — sagte Hallwich seinen Kollegen im Abgeordnetenhause des Reichsrats —, nicht mehr Richter, nicht mehr Gerichtsdiener, nicht mehr Gerichtsbeisitzer, nicht mehr Geschworner soll der Deutsche in Böhmen werden. Welche Rolle gebührt ihm noch vor Gericht? Ihm bleibt nur noch die Rolle des Delinquenten!"

Mein nächster Brief wird zeigen, wie man in Böhmen mit andern Mitteln, namentlich mit der Gründung tschechischer Schulen, welche die deutschen Gemeinden dann zu erhalten gezwungen werden, das Werk der Tschechisirung Deutschböhmens betreibt.



Friedrich von Gentz.

1.



Die Biographie Friedrichs von Gentz ist noch nicht geschrieben. Das wohlgemeinte Buch von Schmidt-Weißenfels ist heute ganz veraltet und höchstens wegen eines Jugendbildes von Gentz, das sich im ersten Bande findet, noch nachzuschlagen. Bleibenden Wert hat die Charakteristik, die R. Haym in der Encyklopädie von Ersch und Gruber veröffentlicht hat, für die Erkenntnis der ersten Periode seines vielbewegten Lebens, für die spätern lag damals noch zu wenig Material vor. Die letzten zwei Jahrzehnte haben dieses Material ungemein vermehrt. Zu den Briefen von und an Gentz, welche früher von Varnhagen, Dorow, Schlesier, Weik und Schönborn herausgegeben worden waren, fügte der leider so früh verstorbene Historiker Mendelssohn-Bartholdy die Ausgabe seines Briefwechsels mit Pilat, dem offiziellen Journalisten Metternichs, der 1865 zu Wien starb, dann der ältere Graf Prokesch-Osten zwei Bände von Denkschriften und Briefen an verschiedne Persönlichkeiten; von Klinkowström brachte 1870 aus der alten Registratur der Wiener Staatskanzlei einiges neue hinzu, Fournier beleuchtete in seiner Schrift „Gentz und Cobenzl" auf Grund noch unbekannter Akten und Briefe die Verhältnisse, welche den Berliner Kriegsrat in österreichische Dienste führten, und seine Thätigkeit in Wien bis zum Frieden von Preßburg, indem er zugleich im Anhang eine wertvolle Arbeit der Gentzschen Feder, die Denk-

schrift, die er im Jahre 1804 an den Erzherzog Johann richtete und von der bis dahin nur ein Bruchstück bekannt war, vollständig mitteilte. Den Briefwechsel zwischen Gentz und dem ältern Prokesch veröffentlichte im Jahre 1881 des letztern Sohn, der kurz zuvor schon eine große Zahl von Depeschen, welche Gentz 1813—1828 an den Hospodar der Walachei gerichtet hatte, herausgegeben hatte. Gegenwärtig endlich liegt wieder ein stattlicher Band aus dem Nachlaß des Fürsten Metternich vor, der fast durchaus Schreiben von Gentz — an den Fürsten Staatskanzler sowohl als an Karadja — enthält; sie stammen aus den Jahren 1813—1815 und werfen auf die Haltung von Gentz während der Befreiungskriege und des Wiener Kongresses vielfach neues Licht.*) Der Gewinn, den die politische Geschichte aus diesen Blättern wird ziehen können, dürfte nach unsrer Meinung nach nicht so groß sein wie der, welcher dem zukünftigen Biograph des vielgenannten Mannes einst daraus erwachsen wird.

Vergegenwärtigen wir uns in flüchtigen Zügen seinen innern und äußern Entwicklungsgang, so weit er uns heute bekannt ist. 1764 zu Breslau geboren, wuchs er in behaglichen Verhältnissen auf: sein Vater war Beamter und wurde bald nach Berlin versetzt, wo er die Stelle eines Münzdirektors bekleidete. Die Mutter war eine Ancillon. Friedrich, der gleichfalls für den Staatsdienst bestimmt wurde, bezog zuerst die Universität Frankfurt a. d. O., dann die von Königsberg, wohin Kants Ruf lockte. Es wird überliefert, daß er ein eifriger Schüler des großen Philosophen gewesen sei; die Schriften Kants haben ihn noch dreißig Jahre später vielfach beschäftigt, ja zu gegnerischen Ausführungen angeregt, und Briefe, die aus der Königsberger Zeit stammen, enthalten oft genug Nachklänge Kantischer Vorlesungen über Moral. Häufiger aber noch den Nachhall der Wertherstimmung. Sie sind an eine junge Frau gerichtet, die unglücklich liebt und die ihm das Geheimnis ihrer Liebe vertraut hat, weil auch er liebt, und, wie er sich wenigstens einbildete, nicht weniger unglücklich. 1785 nach Berlin zurückgekehrt, um in das Büreau der Seehandlung zu treten, bleibt er mit Elisabeth — so hieß die Freundin — in Königsberg in Briefwechsel, schwelgt in Erinnerungen und zarten „Sentiments." Da gedenkt er des herrlichen Abends im Freien, wo er ihr die „göttliche, göttliche Stelle" (aus Klopstock) vorsagte:

Dort schuf sie (die Gestirne) der Herr; hier dem Staube näher den Mond,
Der, Genoß schweigender, kühlender Nacht,
Die Erdulder des Strahls heitert . . .
Erde, du Grab, das stets auf uns harrt,
Gott hat mit Blumen dich bestreut.

---

*) Österreichs Teilnahme an den Befreiungskriegen. Ein Beitrag zur Geschichte des Jahres 1813—1815 nach Aufzeichnungen von Friedrich von Gentz nebst einem Anhang: Briefwechsel zwischen dem Fürsten Schwarzenberg und Metternich. Herausgegeben von Richard Fürst Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von Alfons Freiherrn von Klinkowström. Mit einem Stahlstichporträt Friedrichs von Gentz und einem Facsimile-Briefe des Feldmarschalls Blücher. Wien, C. Gerolds Sohn, 1887.

Ein andermal zitirt er ein Gedicht Gotters, das ihn entzückt, einen Ausspruch Youngs oder das Wort des Carlos: „Verjage mich von dieser Stelle nicht.“ Köstlich ist die altkluge Weisheit, mit der der Zwanzigjährige der schönen Freundin rät, ihrer Leidenschaft zu entsagen: in ihren Kindern — meint er — werde sie Ersatz für alle verlorenen Lebensfreuden hoffen. „Und habe ich Unrecht, süße, empfindungsvolle Mutter?“ Sie soll sich den Geliebten zum Freunde machen. Er empfiehlt ihr, die Héloise in einer erträglichen Übersetzung zu lesen, aber — „rauschende Vergnügungen der Welt rate ich Ihnen sparsam, sehr sparsam zu genießen. Sie sind verderblich für Sie!“ Als dann sein eignes Verhältnis, das er zu Königsberg angeknüpft hatte und noch in Berlin durch eine Heirat zu enden dachte, sich — nicht durch seine Schuld — löste, sucht er bei Elisabeth Trost in seinem überschwänglichen Schmerz. „Jetzt aber, jetzt mehr als jemals, jetzt, da die glänzendste meiner Hoffnungen vorübergerauscht ist, wie eine Welle vor dem Nordwinde, da ich mich getäuscht, gekränkt, verwundet in den empfindlichsten Stellen meiner Seele finde, da mit dem Vertrauen auf das Mädchen, dem ich so viel, so viel vertraute, zugleich so manche meiner angenehmsten Verbindungen zu Grunde gehen und mein Glaube an Treue und Moralität und Menschengüte einen Stoß leidet, wodurch er fast gänzlich scheitern möchte, jetzt sind sie meine einzige Freundin.“

Der Briefwechsel mit Elisabeth — sie heiratete später in zweiter Ehe den preußischen Major und Dichter Stägemann — führt uns bis ins Jahr 1788. Über die äußern Lebensverhältnisse von Gentz liefert er wenig Nachrichten. Mit seiner amtlichen Stellung scheint er nicht unzufrieden; mit dem Zuschuß, den ihm der Vater gewähre, stehe er sich auf achthundert Thaler Jahreseinkommen — schreibt er 1784 —, er habe auch sehr gute Aussichten, in einem halben Jahre könne er Kriegsrat sein. Dagegen hat ihm die Berliner Gesellschaft — wenn wir seinen Briefen trauen dürfen — zuerst keineswegs angesprochen. Die Stadt sei „unglaublich tot“ für ihn — heißt es einmal —, kaum daß die Mutter und ein Freund die ärgste Leere ausfüllen. Es ist alles öde! Am Sylvesterabend 1785 klagt er, daß die Welt Freundschaft und Liebe nicht mehr kenne, nur Bälle und Vergnügungen. Er sehnt sich nach „einem kleinen, kleinen Zirkel, von echter Freundschaft belebt, von wo aus sich das Weltgetriebe so ausnähme wie die herbstliche Landschaft von der warmen guten Stube.“ Es wäre ungerecht, diesen empfindsamen Ergüssen alle Aufrichtigkeit absprechen zu wollen. Aber gewiß liegt auch sehr viel herkömmliche Redensart darin; der gesittete Jüngling von 1785 mußte, fern von der Geliebten und der Freundin, tief unglücklich sein, durfte an dem weltlichen Treiben rings um ihn keinen andern Anteil nehmen als den des trübsinnigen Weisen. Daß Gentz übrigens in dem damals sehr lustigen Berlin zuweilen doch seines Schmerzes und seiner Lebensweisheit vergaß, gesteht er selbst einmal. „O meine Freundin — ruft er aus —, glauben Sie nicht, daß ich allen den weisen Maximen,

die ich Ihnen vorpredige, und das weiß Gott mit innerem Gefühl ihrer Wahrheit vorpredige, immer so getreu bin, als ich es Ihnen wünsche. Tugendhaft, weise, streng sogar in der Stunde der Betrachtung, schwach, thöricht, leichtsinnig in dem Rausche des Lebens, überspringe ich oft genug die Linie, die ich doch so gut kenne, die furchtbare feine Linie, die das Gute vom Bösen trennt."

Die Stelle bei der Seehandlung vertauschte Gentz 1786 mit dem Referendaramt im Generaldirektorium; es war dies eine Zentralstelle für politische Verwaltung, in der man das „Provinzial"- mit dem „Real"-System zu vereinigen suchte, deren Wirksamkeit aber durch die zahlreichen Immediatbehörden, welche von dem Generaldirektorium vollständig unabhängig waren: von dem Zoll- und Acciseamt, dem Departement für Münzwesen, der Bank und Seehandlung, dem Ministerium für Schlesien, vielfach durchkreuzt wurde. Jedenfalls bot sich hier dem angehenden Beamten Gelegenheit, mannichfache Zweige der Staatsverwaltung, namentlich das Finanzwesen, gründlich kennen zu lernen. Wir hören, daß Gentz zuerst in der Abteilung des Grafen Voß, welcher sich vorzüglich mit den die Mark, Pommern und Südpreußen betreffenden Dingen zu beschäftigen hatte, arbeitete und dessen Vertrauen genoß. Doch ist über die Art seiner Thätigkeit, den Gang seiner praktisch-politischen Ausbildung sowohl wie seiner theoretischen Studien in jenen Jahren nichts bekannt. Erst die Briefe an Garve, den er auf einer mit den Eltern im September 1789 unternommenen Reise nach Breslau kennen lernte, verraten einiges: wir erfahren da nur, daß er sich immer noch mit sittlichen Problemen beschäftigt und daß er keineswegs mit sich zufrieden ist. „Ich bin einsamer und verwaister, als Sie glauben mögen — schreibt er am 6. Oktober 1789 —, für mich ist es ein trauriges Bedürfnis der Schwachheit, mit vortrefflichen Menschen umzugehen. Ich bin jung und habe viele Fehler." Aus Garves Umgang, versichert er, sei ihm die tröstliche Gewißheit geflossen, daß die ehrwürdigen und herrlichen Grundsätze der Moral nicht bloß kalt bewundert, sondern auch ausgeführt werden könnten, und daß man mit dem größten und hellsten Kopfe der Tugend und der Pflicht ebenso streng und gewissenhaft anhängen könne, als man ihr zuweilen aus frommer Eingeschränktheit und abergläubischer Schwärmerei anhänge. Die Leute aber, mit denen er verkehre, seien in der Theorie größtenteils sehr schwach, und die schlechten Gründe schadeten bei ihm der guten Sache so, daß er die Lust verliere, noch auf gute zu hören. Neben der Moral ist es aber jetzt auch die Politik, die ihn beschäftigt. Die französische Revolution wird von ihm ganz unter dem Kantischen Gesichtspunkte einer Verwirklichung des Naturrechts aufgefaßt und als solche begeistert gepriesen; noch im Dezember 1790 findet er, daß die „Nationalversammlung immer noch zweckmäßig und weise handle, daß die Unruhen und Exzesse lange nicht so groß sind, als die Feinde sie schildern, und daß, wenn keine unvorhergesehenen Hindernisse eintreten, wahrscheinlich ein glückliches Ende das größte Werk, das die Geschichte aufweisen kann, krönen wird."

Gentz war also damals noch in den Irrtümern befangen, in welchen fast das ganze literarisch gebildete Deutschland lebte. Ebenso dachte sein Vetter Ancillon, der in Paris gewesen war und zahlreiche verbotene Flugschriften von dorther mit nach Berlin gebracht hatte, ebenso Wilhelm von Humboldt, der Gentz so bezauberte, daß er an Garve schrieb: in ihm bete er die Menschheit an, ebenso auch der Kreis, der sich um Henriette Hertz zusammenfand und in den Gentz damals bereits eingeführt war. Als daher gegen Ende des Jahres 1790 in der „Deutschen Monatsschrift“ über die Erklärung der Menschenrechte in einem „gleichgiltig zweifelnden Tone“ geschrieben wurde, faßte Gentz voll Entrüstung den Plan einer „Deduktion des Naturrechts nach strikten und unleugbaren Prinzipien.“ Wirklich führte er ihn auch aus, doch wagte er nicht, in die Öffentlichkeit damit zu treten, bis Ancillon ihn doch dazu bewog. So erschien denn im März 1791 — ebenfalls in der Monatsschrift, da sie ihre Objektivität an den Tag legen wollte — sein erster Aufsatz „Über den Ursprung und die obersten Prinzipien des Rechtes.“ Er betrachtet darin das Werk der Nationalversammlung als einen großartigen Versuch, „die alten Grundsteine, die das ehrwürdige Gebäude freier Menschenverbindung tragen müssen, aus allen den Steinmassen, die Sorglosigkeit und der Luxus so vieler Jahrhunderte darüber türmten, aus so manchen Ruinen, die Barbarei oder Tyrannenmacht darauf wälzte, hervorzugraben.“

Etwa ein halbes Jahr später dürfte es gewesen sein, daß Gentz an die Übersetzung von Edmund Burkes Betrachtungen über die französische Revolution ging; sie erschien in zwei Bänden im Jahre 1792. Schon dieses Unternehmen allein würde beweisen, daß sich in seinen Ansichten über jene Staatsumwälzung eine große Wandlung vollzogen hatte, wenn uns dies auch die Noten dazu und die der Burkeschen Schrift angehängten eignen Aufsätze — über politische Freiheit, über Moralität der Staatsrevolutionen, über die Deklaration der Rechte u. a. — nicht ausdrücklich bezeugten. Wodurch diese Wandlung bewirkt worden ist, sagt er selber nicht. Ein Brief aber, den er 1792 — nach langem Stillschweigen, wie es scheint — an die Königsberger Freundin richtete, läßt uns annehmen, daß er diese Wendung als einen großen Fortschritt ansah und ihm große Bedeutung für seine weitere Entwicklung beilegte. Allen Gerüchten zum Trotz, heißt es darin, sei er ihrer Freundschaft immer noch wert. Er richte sich mit unbarmherziger Strenge, doch könne er sagen, daß er „mit unaufgehaltenem Schritt zur Vollkommenheit gegangen“ sei, sein Wachstum sei ununterbrochen gewesen, durch mißliche Lagen, Fehltritte und das Elend ihrer Folgen hindurch. „Das war es gerade, was mich bilden mußte.“ „Die Glückseligkeit — fährt er dann fort — ist ein süßer, aber ein unnützer Traum und daher ein fliehender Schatten, wenn die Brust nicht gestählt, der Gesichtskreis der Beurteilung nicht erweitert, die Kraft, die da fühlt und wieder zurückwirkt, nicht gesichert, der Einfluß des äußern Wesen nicht, ohne Verlust für die

Empfänglichkeit der Seele, in seine gerechten Schranken gewiesen ist. . Das ist das Ideal, das ich mir vorgesetzt hatte, das ich mit unverwandtem Auge verfolgt habe, mit ungleichem, aber nie zurückweichendem Schritt bin ich auf der Bahn gewandelt, an deren Ziel diese Leuchte der Vortrefflichkeit, dieses eine, was not ist, stand, habe ich oft unter dem Beifall der Menschen gezittert, ob ich auch fortschritte, oft von ihrem Tadel wie in einen dicken Nebel eingehüllt, meinen herrlichsten Progressen selbstlohnenden stillen und sichern Preis zugeflüstert."

Eine sehr ansprechende Erläuterung zu diesem merkwürdigen Briefe giebt uns Haym. „Er durchschaute die Unhaltbarkeit der neuen politischen Bildungen und den notwendigen Ausgang der so geräuschvoll verkündeten Welteroberung. Eine innere Umwandlung begleitete den Wechsel seiner Ansichten über die Revolution. Er fühlte, daß der sittliche Boden, auf welchem er sich bewegte, derselbe Boden einer überreizten und frivolen Kultur sei, aus welchem jene französischen Ereignisse hervorgewachsen waren. In seinen besten Stunden ward er inne, daß wahres Glück nicht im Sinnengenuß liege, daß die abstrakte Geistigkeit und Gefühlsschwelgerei ohne den Wiederhalt des Charakters und ohne umsichtige Weltbeurteilung nur zum Verderben führen könne. Sein weiches, bestimmbares Wesen kostete zum erstenmale den Reiz eines ernsten sittlichen Wollens, eines Sinnes, der sich fest und unerschütterlich dem Strome der Welt und der Dinge entgegenwirft; er malte sich diese neue Lebensansicht als sein eignes Ideal aus."

Auf keinen Fall ist jedoch der Wandel in seiner politischen Denkart ganz oder auch nur in erster Linie auf den Einfluß Burkes zurückzuführen. Die „Betrachtungen" waren schon im Herbst des Jahres 1790 erschienen, die französische Übersetzung von Dupont war ihr sehr bald gefolgt und erlebte binnen kurzem achtzehn Auflagen. Auch bedurfte es in Deutschland garnicht erst des warnenden Rufes von England, um auch hier einen Rückschlag gegen die allgemeine Anerkennung der Revolution zu erzeugen. Es hat von allem Anfang an in Deutschland eine literarische Richtung gegeben, welche historisch-politische Bedenken gegen die Revolution erhob. Bis jetzt hat man dies freilich wenig beachtet. Sie knüpft zum Teil an Justus Möser, zum Teil an die Göttinger historische Schule an: Schlözer vertrat sie in dem „Staatsanzeiger," wo sich u. a. Auszüge aus dem antirevolutionären Journal politique Rivarols finden; Rehberg in der Jenaer Literaturzeitung (im Juli 1790, in Berichten über Schriften, die die Revolution betrafen*), endlich der hannöverische Legationssekretär E. Brandes in einem Buche, das erst 1790 bei Mauke in Jena erschien. Alle die Gründe, die Burke — und dann Gentz — gegen die Revolution vor-

*) Sie erschienen 1793 gesammelt unter dem Titel „Untersuchungen über die französische Revolution."

brachten, waren da schon ins Treffen geführt worden. Aber auch in Frankreich selbst gab es eine stattliche Anzahl von literarischen Gegnern der Revolution in dem Sinne wie die Mehrheit der Nationalversammlung sie auffaßte. Von den zahlreichen Schriften derselben sind die hervorragendsten wenigstens auch nach Deutschland gelangt, und es ist nicht anzunehmen, daß Gentz keine derselben zu Gesichte bekommen habe. Die Noten und der Anhang zu seiner Übersetzung Burkes zeigen uns überdies, daß er in der einschlägigen Literatur damals schon sehr bewandert war; er giebt u. a. Titel und Inhaltsangabe von 79 englischen Schriften über die Revolution, von denen 27 im Sinne Burkes, 49 in dem entgegengesetzten gehalten waren.

Man wird aber die Ursachen der Sinnesänderung von Gentz zunächst nicht im literarischen Antriebe zu suchen haben, sondern in der Entwicklung der französischen Verhältnisse. Schon die letzten Gesetze der Nationalversammlung mußten jedem Beobachter, der mit dem Getriebe einer Staatsverwaltung vertraut war, Mißtrauen erwecken, mußten ihn für die längst von französischer und deutscher Seite vorgebrachten Bedenken zugänglich machen. Wie dann aber die gesetzgebende Versammlung, anstatt die neue Ordnung der Dinge zu festigen und auf Unterdrückung der Anarchie bedacht zu sein, durch das Dekret über die eidweigernden Priester die Gewissen von Millionen beunruhigte und empörte, wie sie endlich mit dem Auslande Streit anfing, und die feindselige Richtung der Revolution einem scharf blickenden Auge nicht lange verborgen blieb, da kehrten sich viele in Unwillen von dem Götzen ab, dem sie so lange geopfert hatten. Aufmerksamer als zuvor schenkten sie den Worten der Gegner Gehör, und nun erst traf deren Wahrheit sie recht, der ruhige Verstand siegte über den Taumel. So mag es wohl auch Gentz ergangen sein. Aber freilich, dies im einzelnen nachzuweisen, bleibt die Aufgabe seines künftigen Biographen.

Der schriftstellerische Erfolg, den Gentz mit seiner Übersetzung erlangte, soll sehr groß gewesen sein; noch heute findet man das Buch fast in allen älteren Bibliotheken. Obgleich ihn die Amtsthätigkeit sehr in Anspruch nahm und er sich auch um diese Zeit durch seine Vermählung mit der Tochter des Baurates Gilly einen eignen Hausstand gründete, trat er doch während der nächsten Jahre ziemlich häufig publizistisch hervor. Zunächst übersetzte er Mallet Du Pans Buch „Über die Revolution und die Ursachen ihrer Dauer," dann Mouniers „Untersuchungen über die Ursachen, welche die Franzosen gehindert haben, frei zu werden." Daß er Rivarols Schriften gekannt hätte, finden wir nicht. Ein Aufsatz Kants, der 1793 in der Berliner Monatsschrift erschien — betitelt „Über das Verhältnis von Theorie und Praxis" —, veranlaßte ihn zu einem „Nachtrag zu dem Räsonnement des Herrn Professors Kant," in welchem er die Aufstellung des Philosophen, daß, was in der Theorie Geltung habe, auch in der Praxis gelten könne, mit dem Hinweis auf die französische Revolution bestritt. In der Staatspolitik, führt er aus, müsse

die Erfahrung, nicht die Philosophie die erste Grundlage abgeben. Gleichfalls aus dieser Zeit stammen die Abhandlungen: „Über den Unterschied der bürgerlichen und politischen Freiheit,“ „Über Freiheit als ein Recht,“ „Über die Grundprinzipien der jetzigen Verfassung nach Robespierres und St. Justes Darstellung“ u. a. So weit wir es übersehen können, ist er in allen diesen Schriften nirgends originell: er bringt die Gedanken vor, welche in Frankreich von Rivarol, Mallet Du Pan, Malouet, Bergasse, Mounier und Lally-Tolendal, in Deutschland namentlich von Schlözer, Rehberg und Brandes längst ausgesprochen worden waren. Von jener organischen Staatsauffassung, die später durch die rechtsgeschichtliche Schule der rationalistischen Politik des achtzehnten Jahrhunderts gegenüber gestellt wurde, ist er noch ebenso weit entfernt, wie von den romantisch-reaktionären Phantasien eines De Maistre und Adam Müller. Überall zeigt er sich ganz als ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts, läßt die Voraussetzung der Aufklärungsphilosophie gelten und bekämpft nur die unsinnigen Forderungen, welche die Revolutionsmänner daraus ableiteten. Daneben vergißt er nicht, die alten Regierungen zu warnen, ihren Völkern keinen Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben. „Alle Aufmerksamkeit und alle Warnungen der Menschenfreunde — schreibt er 1795 —, müssen jetzt dahin gerichtet sein, daß nicht eine unmäßige Last von oben her die Nationen zu einem so furchtbaren Ausbruch reize. Jedes absichtliche Bestreben der Regierungen, den großen Gang der Natur in der immer steigenden Verbesserung des menschlichen Geschlechtes und seines Bestandes zu hemmen, ist ein frevelhaftes und fruchtloses Bestreben.“ In dem Sendschreiben, das er an Friedrich Wilhelm III. bei dessen Thronbesteigung richtete, zeigt er sich ganz von den Ideen des Jahrhunderts erfüllt, er verlangt von dem neuen Herrscher — ebenso wie Mirabeau zwölf Jahre früher von dessen Vorgänger — liberale Reformen. „Der Geist der Zeit reißt die Menschen über das Ziel ihrer eignen Bestrebungen hinaus — heißt es da —; vor Ausschweifungen zu beschützen, ohne die Kräfte zu lähmen, ist die schönste Aufgabe der modernen Staatskunst.“ Mit dem stärksten Pathos wird Preßfreiheit verlangt, denn „von allem, was Fesseln scheut, vermag nichts sie weniger zu ertragen, als der Gedanke des Menschen.“ Nicht nur bei Hofe wurde es übel vermerkt, daß ein Regierungsbeamter so zum Monarchen zu sprechen sich vermaß, auch in weiteren Kreisen fand das Sendschreiben keine Billigung; sehr derb fertigt es u. a. Goethe in einem Briefe an Schiller ab.

Eine Rolle beginnt Gentz erst von dem Augenblicke an zu spielen, wo er publizistisch gegen die friedliche, dem revolutionären Frankreich geneigte Politik Preußens auftrat. Es geschah dies zuerst in dem „Historischen Journal,“ das er von 1799—1800 herausgab. Schon im Prospekt heißt es: „Das, was gewisse Schriftsteller Unparteilichkeit und Neutralität nennen, ein unwürdiges Kapituliren mit den heiligsten Grundsätzen des Rechtes,“ werde man hier ver-

gebens suchen. Die Tendenz des „Historischen Journals“ war, Preußen zu einem Bündnis mit Oesterreich und England zu veranlassen. Mit den britischen Machthabern war er schon im Jahre 1796 in Beziehung getreten. Pitt hatte ihn damals auffordern lassen, des Genfers Ivernois Werk über die französische Finanzverwaltung während der Revolution, von dem er in der „Neuen Deutschen Monatsschrift“ Auszüge veröffentlicht hatte, ins Deutsche zu übersetzen. Er that dies im Jahre 1797. Die Bedeutung dieses Unternehmens liegt darin, daß dem deutschen Publikum der Gegensatz zwischen den wirtschaftlichen Grundlagen Frankreichs und Englands — ganz zu Gunsten des letztern natürlich — auf Grund positiver Daten anschaulich gemacht wurde. Im „Historischen Journal“ nahm er diesen Gegenstand wieder auf, indem es sich im August 1799 über den Zustand der Finanzadministration und des Nationalreichtums in Großbritannien, im August 1800 über die französische Finanzverwaltung seit dem 18. Brumaire verbreitete. Wieder wird dem finanziellen Elend des Revolutionsstaates die stolze Kraft des konservativen Englands gegenübergestellt. „Frankreich — ruft er aus — wird wie ein kühner Spieler, je nachdem das Glück ihn begünstigt oder verläßt, zwischen unnatürlicher Opulenz und verzweifelter Armut, zwischen schwindelnder Größe und trostloser Erschlaffung, zwischen der Herrschaft über die Welt und seinem eignen Untergange schwanken. England aber wird stets der Mittelpunkt der Industrie, der Gewerbe, aller großen Verbindungen unter den Menschen und dadurch stets ein wichtiger Bundesgenosse für das wohlverstandene Interesse aller Nationen sein.“ Im Jahre 1801 gab er seinem Journal einen andern Namen und ließ es in zwanglosen Heften erscheinen: die Richtung blieb dieselbe, ja sie trat immer entschiedener hervor, wurde immer beredter und eindringlicher verfochten. Am bedeutendsten ist der im April dieses Jahres veröffentlichte Aufsatz „Über den Ursprung und den Charakter des Krieges gegen die französische Revolution.“ Voll Freimut tadelt er die Regierungen, die anstatt eines gerechten Angriffskrieges nur immer einen elenden Verteidigungskampf geführt haben. „Die kriegführenden Mächte schienen sich selten oder nie zu erinnern, daß der Kampf, in welchem sie schwebten, ein Kampf mit bewaffneten Meinungen war, sie sahen nur immer den Krieg und vergaßen die Revolution.“ Für das, was vor allem not that, was die erste Vorbereitung für den großen Kampf hätte sein sollen, für die politische Bildung der Völker sei nichts geschehen. „Man bestrafte den Irrtum und belehrte die Irrenden nicht, man wütete gegen die Frucht und ließ die Wurzel unberührt; man verfolgte den Buchstaben und vernachlässigte den Geist.“ Die Uneinigkeit Österreichs und Deutschlands wird als ein nationales Verhängnis beklagt. Damit war ein Ton angeschlagen, der fast in allen Schriften, welche Gentz bis zum Wiener Frieden schrieb, wiederkehrt. Die beiden Mächte, meint er, hätten sich in die Diktatur Deutschlands teilen sollen. Freilich hätten die kleinen Fürsten und Staaten darüber Zeter geschrieen. Aber daran wäre nicht

viel gelegen. Was haben sie denn jetzt von ihrer Selbständigkeit? „Jetzt hat alles, groß und klein, für sich selbst gesorgt, gekämpft, geblutet, Tribute gezahlt, Frieden geschlossen, vom Unglück seines Nachbars gelebt, den Gang der gemeinschaftlichen Unternehmung aus allen Kräften erschwert, den Genuß einer traurigen Herrschaft unter den Bajonetten des Feindes behauptet. Und was ist die Folge davon? Die Einzelnen verarmt, das Reich zerstückelt, die gemeinschaftliche Verfassung ihrer Auflösung nahe gebracht — welche deutsche Feder möchte dies Gemälde vollenden!" So ruft denn Gentz die Mächte Europas auf zu einer erneuten, stärkern Verbindung. Man möge nicht an politische Einzelinteressen denken. „Das höchste politische Interesse ist doch immer noch weniger bedeutend als das Interesse einer unabhängigen Existenz."

Wie wir sehen, sind es höchst bedeutende Antriebe, welche die schriftstellerische Thätigkeit dieses Mannes damals gab. Für den Augenblick blieben sie zwar unfruchtbar, doch haben sie zuletzt zur Befreiung Deutschlands und Europas geführt. Es kommt aber noch etwas hinzu, das die ideale Wirksamkeit derselben ungemein verstärkte. Gentz hatte gerade während der letzten neunziger Jahre die moderne ästhetische Bildung ganz in sich aufgenommen. Haym hat, wenn wir nicht irren, zuerst darauf verwiesen, wie stark die Prosaschriften Schillers — der Aufsatz über „Anmut und Würde" (1793), namentlich aber die „Briefe über ästhestische Erziehung" — auf Gentz einwirkten. Wilhelm von Humboldt schrieb damals an Schiller, Gentz sei der einzige Mensch in Berlin, in dem diese Briefe einen wohlverstandnen Enthusiasmus erzeugt hätten. In seinem Journal suchte er sich nun in der Form ganz der klassischen Schule anzuschließen. Nicht als schwerfälliger Reichspublizist erschien er vor dem Publikum, sondern als durchaus moderner Schriftsteller, der politische Vorwürfe auf das schöngeistige Gebiet übertrug. Von der alten, schwerfälligen, trocknen Behandlungsweise war keine Spur in seinen Aufsätzen, ebenso sehr hütete er sich vor banalem Überschwang: er strebte darnach, und es gelang ihm auch, den sprödesten Stoff in eine schöne Form zu gießen.

Daß Gentz im Jahre 1802 aus preußischen Diensten in österreichische übertrat, bildet einen rein äußerlichen Abschnitt seines Lebens. Von 1797 bis 1809 hat er unausgesetzt in demselben Sinne publizistisch gewirkt; die Flugschriften aber, die Memoiren, die Briefe dieser Periode gehören der klassischen Literatur Deutschlands an. Da ist vor allem die Denkschrift, die er 1804 dem Erzherzog Johann überreichte, die Fragmente zur Geschichte des europäischen Gleichgewichts, die er im Jahre 1805 in einer gräflichen Villa zu Hietzing schrieb, die berühmte Vorrede dazu, 1806 in Dresden verfaßt, dann eine Denkschrift, die erst Prokesch-Osten veröffentlichen konnte: „Gedanken über die Frage: Was würde das Haus Österreich unter den jetzigen Umständen zu beschließen haben, um Deutschland auf eine dauernde Weise von fremder Gewalt zu befreien?" Dieselbe war für Stadion bestimmt und ist gegen Ende des Jahres

1808 entstanden. Endlich gehört hierher sein Briefwechsel mit Johannes von Müller, besonders der von Prag datirte feierliche Absagebrief an den Freund, der an der großen Sache zum Verräter geworden war.

Von einer neuen Seite zeigte er sich während dieser Zeit in der „Geheimen Geschichte des Jahres 1806," die erst in den dreißiger Jahren in einer englischen Übersetzung bekannt wurde. Es ist das ein Geschichtswerk im Sinne der Alten, von unübertrefflicher Klarheit und vom reinsten Maß in der Darstellung.*) Von Dresden aus, wo er damals weilte, hatte er sich in den ersten Oktobertagen — wahrscheinlich auf Veranlassung seiner Regierung —, doch ohne amtlichen Auftrag, in das preußische Hauptquartier begeben. Wir verweilen hier nur bei einer Stelle dieser heute wenig gekannten Schrift: da, wo Gentz die Audienz schildert, die ihm die Königin Luise gewährte. In trüber Stimmung — schreibt er — sei er ihr entgegengegangen, er erwartete von dieser Unterredung keine Befriedigung. Aber, fährt er fort, „meine Ahnung trügte," denn anstatt mich bekümmerter zu machen, tröstete und erleichterte mich diese Audienz, und wäre das Vertrauen nicht schon in weite Ferne entschwunden gewesen, es hätte bei dieser Veranlassung zurückkehren müssen." Die Königin fragte ihn, was er von diesem Kriege denke und welche Ansichten er hege. „Ich frage nicht, um Mut zu schöpfen — sagte sie —, das habe ich, Gott sei Dank, nicht nötig. Zudem weiß ich ja, daß, wenn Sie auch eine ungünstige Meinung von der Sache hegten, Sie mir dieselbe sicher nicht kund thun würden. Allein wissen möchte ich doch gern, worauf die Männer, die in der Lage sind, den Stand der Dinge zu beurteilen, ihre Hoffnungen gründen, um dann zu sehen, ob deren Beweggründe mit den meinigen übereinstimmen." Gentz suchte alles hervor, was sich ihm bei dieser Frage von der schönen Seite bot. Das Gespräch lenkte sich dann auf den österreichischen Krieg von 1805. „Tiefen, unerlöschlichen Eindruck — schreibt er — machten auf mich die liebenswürdigen Gefühle, die sie offenbarte, als sie auf das Mißgeschick des Hauses Österreich anspielte. Mehr als einmal sah ich dabei ihre Augen voll Thränen. Unter anderm erzählte sie mit rührender Einfachheit, daß an dem Tage, wo sie die Nachricht von den ersten Unglücksfällen der österreichischen Armee erfahren hatte, der Kronprinz, ihr Sohn, sich ihr zum erstenmale in Uniform gezeigt habe; als sie ihn so gesehen, habe sie gesagt: „Ich hoffe, daß du an dem Tage, wo du Gebrauch machst von diesem Rock, dein einziger Gedanke der sein wird, deine unglücklichen Brüder zu rächen."

Gentz hatte den preußischen Staatsdienst verlassen, nicht bloß weil ihm

*) Gentz war allerdings schon 1797 und 1800 im Berliner Historischen Taschenbuche mit geschichtlichen Aufsätzen aufgetreten. Den ersten, über „Maria Stuart," hat Schiller als Quelle für sein Drama benutzt. Der zweite handelt über die Gefangenschaft des Johann von Valois. Uns sind beide unzugänglich geblieben. In den „Werken" sind sie nicht mit abgedruckt.

seine Stellung zu wenig Raum für schriftstellerische Thätigkeit gewährte, sondern weil sie ihn geradezu in Konflikt mit seinen Vorgesetzten und mit den maßgebenden Kreisen brachte. Zehn Jahre war er Kriegsrat geblieben und durfte für die nächste Zukunft immer noch keine Beförderung hoffen. Dazu kam freilich, daß ihm seine Gläubiger den Aufenthalt in Berlin peinlich, ja gefährlich machten. Seine Frau hatte sich von ihm scheiden lassen, mit seinen Eltern lebte er nicht mehr in dem besten Verhältnis: selbst in der sittenlosen Hauptstadt erregte in den letzten neunziger Jahren sein Lebenswandel Anstoß. Auch dies mochte ihn bestimmt haben, durch die Vermittlung des Grafen Stadion dem Wiener Hof seine Dienste anzubieten. Denn er trug sich selbst als Vierziger immer mit heiligen Vorsätzen von Besserung und Einkehr: von einer Reise nach Weimar im Jahre 1801 kehrte er in einer wahren Zerknirschung zurück — er hatte zu der schönen Schauspielerin Amalie von Imhof, der Dichterin der „Schwestern von Lesbos,“ eine so heftige Neigung gefaßt, daß er unter Thränen gelobte, ein andrer Mensch zu werden. Auf dem alten Boden wollte ihm dies nicht gelingen, vielleicht auf einem neuen. Aber er täuschte sich: mußte er sich auch in Wien mehr Zwang auferlegen, geändert hat er sich doch erst, als er alt wurde. Und auch die Hoffnung erfüllte sich nicht, daß er in Österreich einen größern Schauplatz literarischer Wirksamkeit finden würde. Wie er dort erschien, hatte die Politik des Hofes eben eine Schwenkung vollzogen, auch hier waren die Machthaber nur auf ein friedliches Auskommen mit Frankreich bedacht. Und so fand Gentz bis 1805 nichts zu thun. Aber auch dann fiel die Entscheidung so schnell, daß seine publizistischen Dienste von keiner großen Bedeutung sein konnten. Nach dem Frieden von Preßburg mußte er gar Wien verlassen, seine Anwesenheit hätte in Paris unangenehm berührt. Erst mit dem Jahre 1808, als der Krieg aufs neue beschlossen und vorbereitet wurde, trat er wieder in den Vordergrund — diesmal freilich weniger literarisch als vielmehr gesellschaftlich, hinter den Koulissen gleichsam, wirkend. Denn er besaß die Gabe der Überredung in hohem Grade, er redete „mit Männern wie mit Frauen und mit Frauen wie mit Engeln.“ Den Wiener Frieden, für dessen Zustandekommen er selbst — schon nach der Schlacht von Wagram von der Aussichtslosigkeit eines weitern Kampfes durchdrungen — seit dem Juli gewirkt hatte, warf ihn wieder zu den politisch Toten. Das Jahr 1810 fand ihn in völliger Hoffnungslosigkeit. Der Beginn einer innigern Beziehung zu Metternich, welche in die nächsten zwei Jahre fällt, bildet dann den bedeutendsten Abschnitt in der Geschichte seines Lebens: die Ideale seiner klassischen Periode treten zurück, andre Ziele, andre Befürchtungen nehmen ihn ein. Nicht nur seine politischen Ansichten, sein ganzes Wesen erfuhr eine tiefgehende Wandlung.



Die Gegner des deutschen Sprachvereins.*)

Von Walter Gensel.



Im Kampfe für eine als gut erkannte Sache darf man es bei seiner ersten, einseitigen Überzeugung nicht bewenden lassen. Sobald man wahrnimmt, daß Zweck und Ziel des Kampfes von achtungswerter Seite Mißbilligung erfahren, ist man verpflichtet, Umschau und Einkehr zu halten, muß die Gründe der Gegner prüfen und hat umzukehren, wenn man erkennen sollte, daß man fehl oder zu weit gegangen ist.

Der deutsche Sprachverein besteht jetzt über Jahr und Tag. Er hat von vielen Seiten, aus allen Gauen des Vaterlandes, auch von jenseits des Meeres her lebhafte Zustimmung gefunden; seine besten und thätigsten Mitglieder wachsen ihm zu aus den Kreisen derer, welche in der Sprachwissenschaft Meister sind. Aber anderseits sind seine Bestrebungen auch auf Widersacher gestoßen, und zwar auf so zahlreiche und namhafte, daß es sich wohl lohnt, die Gegengründe einmal zusammenzustellen und an ihrer Hand unser Werk auf seine Berechtigung zu prüfen.

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß ich, ein Mann der Akten, in vieler Hinsicht nicht der rechte Mann dazu bin. Indes ist die Frage, wie ich zeigen will, vorwiegend nicht eine sprachwissenschaftliche, sondern eine sprachwirtschaftliche, überdies eine volkstümliche Frage und eine Frage des guten Geschmacks; kurz eine Frage, zu deren Lösung nur ein Durchschnittsverstand erforderlich ist und ein offenes Auge für die Dinge, die im Lande und um uns her vorgehen.

Ich muß dem Gegenstande Grenzen ziehen.

Erstens. Alle Gegner halten uns vor: Was ereifert ihr euch gegen die Femdwörter? Die größere Sünde sind die Verstöße gegen die eigne Sprache. Ein übel gewähltes Fremdwort ist nur ein geschmackloser Putz; Undeutschheit aber in Syntax und Grammatik ist eine Gliederverrenkung, die den Körper entstellt. Hiergegen kämpft!

Dieser Vorwurf trifft wohl einzelne Übereifrige, doch nicht den Sprachverein. In § 1b unsers Vereinsgesetzes wird als ein Hauptzweck des Vereins hingestellt: die Pflege der Erhaltung und Wiederherstellung des echten Geistes und eigentümlichen Wesens unsrer Sprache. Dazu gehört natürlich vor allem

*) Vortrag, gehalten am 28. März 1887 im Leipziger Zweigverein des Allgemeinen deutschen Sprachvereins. Der Verfasser ist Landgerichtsdirektor in Leipzig.

die Pflege des Einheimischen in ihr. Daß aber diesem Ziele getreulich nachgegangen wird, davon legt fast jede Nummer unsrer Vereinszeitung, legt der Inhalt der in den Zweigvereinen gehaltenen Vorträge reichlich Zeugnis ab. Ich habe es darnach hier nur zu thun mit der Besprechung des Kampfes gegen unser Streben nach Reinigung von unnötigen fremden Bestandteilen, also mit dem Kampfe gegen § 1a unsers Vereinsgesetzes.

Zweitens. Unter den Gegnern verstehe ich nur diejenigen, welche in lehrreichen, wohldurchdachten Aufsätzen gegen die Fremdwortbekämpfer aufgetreten sind. Ihre Zahl ist nicht klein. Aber Inhalt und Umfang ihrer Gründe sind eng begrenzt, überall kehrt mehr oder weniger dasselbe wieder. Ich beschränke mich daher auf die Besprechung einiger Kundgebungen, und zwar derjenigen, die mir einerseits als die bedeutendsten, anderseits als die eigenartigsten erschienen sind. Es sind dies folgende: Otto Gildemeisters Aufsatz: Der Kampf gegen die Fremdwörter, abgedruckt in der „Deutschen Rundschau" (1886, Juliheft); Herman Grimms „Essay": Die Bereicherung der deutschen Sprache durch Aufnahme fremder Wörter, gleichfalls abgedruckt in der Rundschau (1886, Augustheft), und Gustav Rümelins (Kanzlers der Universität Tübingen) Vortrag: Die Berechtigung der Fremdwörter, Rede zur akademischen Preisverteilung am 6. November 1886 (in besonderm Abdruck bereits in zweiter Auflage erschienen).

Es ist nun keine dieser Kundgebungen ausdrücklich gegen den Sprachverein gerichtet. Aber thatsächlich gelten sie ihm. Gildemeister leitet seinen Aufsatz mit den Worten ein: „Gebrauche nie ein Fremdwort, wenn du es durch ein gutes deutsches Wort ersetzen kannst. So lautet heute das Gebot der gemäßigten Sprachreiniger." Er schließt mit den Worten: „Nur ist zu besorgen, daß der Kampfeifer, wie er sich in Vereinen und patriotischen Kränzchen entfaltet ..., einer gewissen dogmatischen, ich hätte fast gesagt schulmeisterlichen Sprachbehandlung mehr Vorschub leisten möchte, als gut ist." An einer dritten Stelle sagt er: „Ein Fortschritt zum Bessern scheint mir unverkennbar, und was die Hauptsache ist, dieser Fortschritt ist spontan, eine Frucht des empfindlicher gewordenen Geschmacks, nicht eines deutschtümelnden Terrorismus." Rümelin sagt im Eingange seines Vortrages: „Die Frage über Zulassung der Fremdwörter ist neuerdings wieder lebhafter zur Sprache gekommen." Grimm ruft gegen den Schluß seines Aufsatzes aus: „Warum das Volk beunruhigen, als thäten seine Schriftsteller heut ihre Pflicht nicht? Als seien die Massen berufen, aufzupassen, wie der Einzelne seine Rede formt? Es ist, als wollte man Vereine bilden, um darüber zu wachen, daß Eltern ihre Kinder nicht verhungern lassen."

Es giebt jetzt keine andern Sprachvereine als den Allgemeinen deutschen. Die „Terroristen" sind also wir. Der Kampf gilt der großen Sprachbewegung unsrer Tage, die es unternimmt, befreiend einzuwirken, und deren thatkräftigster Ausfluß eben der Allgemeine deutsche Sprachverein ist. Ich stelle das nur

fest, um gerechtfertigt zu sein, wenn ich untersuche, ob und wieweit jene Vorwürfe gegen uns begründet sind.

Ich möchte zuerst im allgemeinen die Stellung zeichnen, welche die drei Gegner zur Fremdwörterfrage einnehmen. Gildemeister sagt (S. 96) von sich selbst: „Was ich an den Puristen auszusetzen habe, ist zweierlei: erstlich, daß sie das Vermögen der deutschen Sprache überschätzen und im Grunde ihres Herzens meinen, wir könnten ohne alles Borgen auskommen; zweitens, daß sie lehren, das Borgen, wenn auch zur Zeit durch Not entschuldigt, sei doch an sich verwerflich, eine Versündigung an der nationalen Ehre." Rümelin spricht sein Bekenntnis (S. 32) in folgenden (hier abgekürzten) Sätzen aus: „Die wahre Poesie verschmäht grundsätzlich jedes Fremdwort. Weitere Grenzen sind natürlich der Lehr- und Gedankendichtung gezogen, dem Epigramm, der Epistel, der Xenie, sodann dem Lustspiele, dem Roman, der Novelle. Der hohen Poesie steht die geistliche Rede gleich. Ähnlich wird jede öffentliche Rede und Ansprache gestellt sein, welche von allen verstanden werden will. Freier müssen sich alle reflektirenden, kritischen, darstellenden Reden und Schriften bewegen dürfen. Das politische Leben führt einen ansehnlichen Apparat von fremdsprachlichen Schlagwörtern mit sich. Für den brieflichen und mündlichen Verkehr lassen sich keine besondern Regeln aufstellen. Völlig unumschränkt aber muß die Sprache der Wissenschaft und Technik bleiben, welche nach Umständen ganze Seiten mit Fremdwörtern und gelehrten Formeln füllen mag und für welche nur die allgemeinsten Vorschriften der Logik und Verständlichkeit, des gesunden Menschenverstandes und guten Geschmacks eine Schranke bilden können." Grimm sagt (S. 305): „Ein Schriftsteller, der Gedanken hat, bei deren Mitteilung es sich um die geringsten Nüancen des Ausdrucks handelt, um leise Töne, die zu erkennen unter seinen Zeitgenossen vielleicht niemand fähig sein könnte, deren Wichtigkeit einstweilen nur ihm einleuchtet, wird sich doch nicht an die Sprache als an etwas Verbindliches kehren, die zum Gebrauch zufällig vorliegt? Er wird, wo sie nicht ausreicht, unbeirrt von jeder andern Rücksicht als der, den genauesten Ausdruck seiner Gedanken zu finden, die Worte und Wendungen wählen, wie er sie [richtiger ihrer] bedarf, jedes Wort, jede Form wird ihm genehm sein, die seinen Gedanken enthält. Schriftsteller dieser Art aber sind es, um deretwillen die Sprachen bei allen Nationen im höchsten Sinne da sind. Diese Autoren sind es, die den Fortschritt der Sprachen bewirken, ihre Ausdrucksfähigkeit erhöhen, ihre Wirksamkeit vergrößern und verbreitern; und nicht diese Männer zu meistern und Regeln für sie aufzustellen, sondern ihre Schriften zu durchdringen und die Gesetze zu verstehen, die sie enthalten, muß das Ziel der Völker sein."

Ich hatte geglaubt, es sei ein Versehen, daß Grimm von der Sprache, die einem Menschen durch Geburt und Heimat gegeben ist, als von etwas „zufällig" Vorliegendem spricht; und ich war der Meinung, man dürfe nicht sagen, es sei

das „Ziel“ der Nationen, die Gesetze ihrer großen Schriftsteller zu verstehen, sondern man müsse sagen, es solle dies das Bestreben der Nationen sein. Nach dem weitern Ausspruche aber, daß die Sprachen um dieser Größen willen da sind, bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß wir es bei der Wahl jener Ausdrücke mit „Nüancen“ zu thun haben, die einstweilen nur dem Verfasser einleuchten.

Manche, die den Aufsatz Gildemeisters gelesen haben, werden vielleicht fragen, ob es richtig sei, diesen Schriftsteller zu den Gegnern des Sprachvereins zu rechnen. In der That könnte man zweifeln, wenn man Aussprüche von ihm liest wie folgende (S. 103): „Es scheint mir, daß der Deutsche neben der vorurteilslosen Empfänglichkeit für den ausländischen Bildungsstoff eine üble Geschmacksrichtung hat, nämlich die für den Schall und Klang fremder, vorab romanischer Zungen. Nicht allein der Not gehorchend, sondern auch dem eignen Triebe, hat er die ihm angestammte Rede mit lateinischen und französischen Brocken verbrämt, weil er eine kindliche Freude an den klangvollen und zierlichen, den feierlichen und einschmeichelnden Tönen als solchen hatte. Wie er bescheiden zu dem geistigen Gehalt und dem sachlichen Reichtume der fremden Kultur emporschaute, so blickte er bewundernd auf ihr glänzendes Kleid. Es erschien ihm stattlicher, vornehmer und geschmackvoller als das Gewand der Muttersprache. Eine Zeit lang galt es fast für unschicklich, in gelehrtem und feinem Verkehr sich dieser letzteren zu bedienen, und wenn es geschah, suchte man sie wenigstens mit fremdem Flitterstaat so herauszuputzen, daß sie schon von weitem sich von der gemeinen Rede des Dorfes und Marktes unterscheide. Man gebrauchte das fremde Wort nicht bloß da, wo das heimische fehlte, sondern man drängte das eigne in die Ecke, um das fremde vorführen zu können.“ Aber ähnliche Aussprüche finden wir auch bei Rümelin und Grimm. Rümelin sagt (S. 2): „Es kann nichts Thörichteres und Widersinnigeres geben, als zu seinen Landsleuten in fremder Zunge zu reden, wenn die Muttersprache die dem Sinn vollkommen entsprechenden Worte darbietet. Man wird auch einzuräumen haben, daß hiergegen gleichwohl garnicht selten gesündigt wird. Es ist ferner nicht zu bestreiten, daß man jede Häufung von Fremdwörtern, selbst dann, wenn jedes einzelne für sich ganz berechtigt wäre, auch schon aus stilistischen Gründen vermeiden muß, weil die Rede dadurch einen buntscheckigen und mißfälligen Eindruck macht, ungefähr wie wenn in einer Gesellschaft die einen in bürgerlichem Anzuge, die andern in Masken erscheinen. Außerdem ist es eine Regel zwar nicht der Sprache, aber umsomehr des gesunden Menschenverstandes und der guten Sitte, daß man in Schrift und Rede überhaupt keine Ausdrücke gebraucht, die dem Zuhörer oder Leser nicht verständlich sind.“ Und Grimm (S. 304): „Deutsche Worte lieber zu gebrauchen, liegt schon in unsrer physischen Beschaffenheit. Unsre Sprache ist ein Produkt unsers Körperbaues. Deutsche Worte fließen uns am bequemsten von der Zunge und den Lippen, sie dringen uns erfreulicher ins Ohr als fremde Laute.“

Das klingt nicht wie Gegnerschaft. Gleichwohl kann der Sprachverein mit Rümelin und Grimm nicht an einem Tische sitzen. Ich brauche, um dies zu beweisen, nur je einen Ausspruch beider heranzuziehen. „Ich fühle — sagt Rümelin — mein deutsches Gewissen um kein Haar mehr belastet, wenn ich nach Bedarf ein fremdsprachliches Wort gebrauche, als wenn ich mich in australische Wolle kleide, chinesischen Thee oder französischen Wein trinke.“ Und Grimm — um eine Bombe zum Platzen zu bringen, die alle seine Gegner niederschmettert — läßt einen Deutscheiferer die Worte „logischer Gedankenprozeß“ übersetzen mit „gedanklicher Gerichtshandel.“ Billig und schlecht.

Ganz anders Gildemeister. In seinem Aufsatze haben wir eine tiefdurchdachte, hie und da mit einem Scherz ausgestattete, doch durchaus edle und ernste Arbeit vor uns: eine Arbeit, die nach Inhalt und Form wohl das Beste ist, was auf diesem Gebiete geschrieben worden ist. Sie erschöpft die Frage — natürlich vom gegnerischen Standpunkte aus betrachtet — in jeder Richtung. Sie zeichnet sich aus durch Vollendung im Satzbau, durch unbedingte Verständlichkeit. Ihr hätte ich im allgemeinen nur vorzuwerfen, daß sie um reichlich zehn Jahre hinter den Thatsachen zurück ist, und daß sie ungezählte Fremdwörter enthält, die nicht nur ohne Schaden hätten wegbleiben, sondern durch treffendere deutsche hätten ersetzt werden können. Natürlich habe ich dafür Beweise zu bringen.

Der Vortrag Rümelins dient einem besondern Zwecke. Er ist das Vorwort zu einem von ihm — wie niemand bezweifeln wird, mit großem Geschick und mit Einhaltung möglichst scharfgezogener Grenzen — zusammengestellten Verzeichnisse*) derjenigen Fremdwörter, die er als unentbehrlich bezeichnet und die sich auf rund 5000 belaufen. Sein Vortrag selbst ist die Arbeit eines gewiß bedeutenden Gelehrten, der aber seine Vielseitigkeit und feine Sprachkenntnis selbst mehr in den Vordergrund stellt, als der Leser sie bestätigt findet. (Es widerfahren ihm auch kleine Verstöße: er wendet z. B. „als“ für „wie“ an, er benutzt „indem“ als ursächliches Bindewort.) Sein Verzeichnis krankt an zwei Übelständen: daß es Fremdwörter, die nur in einzelnen Landesteilen vorkommen, wie z. B. asot, Fassion, als sprachsässige aufführt und daß es zahllose Fremdwörter als heute noch sprachgebräuchlich bezeichnet, die es schon vor fünfundzwanzig Jahren nicht mehr waren. Hierher sind zu rechnen: Aquädukt, blessiren, Chamade, Chiliasmus, Chrisma, Collapsus, concis, confiniren, decrepid, debouchiren, desultorisch, divertiren, Douane, Facette, Frondeur, Galeot, Gratial, impersonal, incameriren, intercalar, musivisch, ranzioniren, Reversalien, Sommation, Stère, desperat, emigriren, Historie, Kalesche, Kalfakter, Supplik, Renonce und viele andre.

*) Rümelin nennt seine Arbeit eine statistische. Als ob die Ansicht eines Mannes deshalb, weil sie in Zahlen ausgedrückt ist, mit einer Statistik etwas gemein hätte.

Der „Essay“ Grimms endlich ist eine Ansprache des Olympiers an die kleinen Erdgebornen. Ein Schriftsteller wie er wird sich doch nicht an eine Sprachgrenze binden! Der Gedanke ist alles, die Sprache nichts. Nach ihm gehört die ganze Sprachbewegung in die Spielschule. Sein Aufsatz macht den Eindruck, als sei er vor fünfzig Jahren geschrieben. Ich gebe ein Beispiel: „Nirgends — sagt Grimm — zeigt sich der Nutzen der Fremdwörter bei Goethe und Schiller so scharf, als in ihrem Briefwechsel. Ich notire aus einem angelegten Verzeichnisse: Extremität, Receptivität, communiciren (für mitteilen) coincidiren, Morceau, Sourdine, Avertissement, Continuation, Restriction, Sottise, Detail, sollicitiren, Calcul, Sodezza, Aisance, Moyens, Vehikel, Effort, preoccupiren, negociren, deployiren, questioniren, Face machen, presentabel, extendiren, Parti ziehen, depotentioniren: lauter Worte, die man auch heute noch gebraucht und die, wo sie zur Anwendung kommen, das Gesagte in besondrer Weise verschärfen.“

Wie stellt sich Rümelin zu den Fremdwörtern Goethes und Schillers? Er sagt (S. 54): „Goethe und Schiller, die Schöpfer und Hochmeister der reinsten deutschen Sprachgewalt, brauchen in ihrem Briefwechsel überraschend viel Fremdwörter, darunter auch viele, die jetzt nicht mehr üblich sind. So fand ich auf wenigen Bogen die Worte Admissibilität, mortifizirt, repoussirt, Sourdinen, Continuation, Rembourſement u. a. Auch andre Briefwechsel jener Zeit bestätigen dies und gestatten den Schluß, daß damals die Konversationssprache der gebildeten Klassen weit mehr als heutzutage von lateinischen Zitaten(?) und französischen Gastwörtern durchzogen war.“

Aber auch Rümelin wieder wird geschlagen durch Gildemeister. Wie verhält sich dieser zu den ausgegrabenen Schätzen wie Morceau, Sourdinen, Face machen? Er erklärt (S. 113) Schriftsteller, die noch Etage, Hotel, Bouteille, Fourchette schreiben, als nicht zur guten Gesellschaft gehörig.

Indes selbst Gildemeister ist durch die Thatsachen längst überholt; er ist, um ein Bild zu gebrauchen, nicht im Bilde. „Eine ganz besonders hohe Schuldenlast — sagt er (S. 113) — hat der Kriegsdienst aufgehäuft. Er bewegt sich ausschließlich in Fremdwörtern. Kein Zweig des öffentlichen Dienstes redet ein so buntscheckiges Kauderwelsch; man stutzt förmlich, wenn man einmal auf ein militärisches Fachwort deutschen Klanges, wie auf einen weißen Raben stößt. . . . Es ist nicht abzusehen, warum man nicht ebensogut den Saum eines Waldes sollte beobachten können wie seine lisière observiren, weshalb ein marschirendes Korps nicht statt der tête eine Spitze haben, Vorhut und Nachhut nicht die Avant- und Arrièregarde ablösen könnte.“ Ja, weiß er denn nicht, daß schon das Generalstabswerk über 1870/71 alles vermeidbare Fremde vermieden hat, daß an Stelle der frühern Reglements Dienstvorschriften getreten sind, daß die Wörter Saum, Spitze, Vorhut, Nachhut bereits dienstlich eingeführt sind? Aus dem Strafgesetze wünscht er Delikt, Konat,

Kriminalrichter verbannt zu sehen, obgleich sie garnicht mehr darin enthalten sind. Die Reichsjustizgesetzgebung hat mit Geschick das entbehrliche Fremdländische ausgeschieden. In zahllosen Behörden, Gewerken, Körperschaften wird der Zopf abgeschnitten. Der deutsche Buchhändler räumt auf, der Gastwirt folgt, die Börse ermannt sich. Die kaufmännischen Vereine allerwärts lassen sich Vorträge kundiger Männer halten, beseelt von dem Wunsche, Abhilfe auf ihrem Gebiete zu schaffen. Was aber die Hauptsache ist: die Lehrerschaft der Mittel- und Volksschulen ist im großen und ganzen für die Sache gewonnen. Das heute heranreifende Geschlecht wird die Grimm und Rümelin nicht mehr verstehen. Sehen denn jene Männer das Wachsen und Werden nicht?

Gildemeister glaubt ein übriges zu thun, wenn er uns (S. 106) zuruft: „Man lasse stehen, was zu tief gewurzelt ist, aber man beseitige, was ohne Kampf fallen würde.“ Was heißt das? Sollen wir den Sturmbock gegen eine Bresche richten, eine Leiche töten? Soll ein Schaden geschont werden, weil er tief eingewurzelt ist? Gerade Gildemeister muß bekämpft werden, weil er scheinbar bis an die Grenzen der zulässigen Änderung geht, dadurch aber die Lauen in ihrer Lauheit erhält, die Kämpfenden stutzig macht.

Es ist die Vaterlandsliebe, die Liebe und Treue zur Muttersprache, welche uns reden und kämpfen heißt. Solcher Strom reißt alle künstlichen Dämme ein.

Ich wende mich zu den hauptsächlichsten Angriffspunkten oder besser: Verteidigungsmitteln unsrer Gegner.

Was ich zuletzt erwähnte — daß der Sprachverein seine Sache als eine nationale betrachtet —, das erregt in erster Reihe den Zorn der Anhänger des Fremdwortes. Ist sie es denn aber nicht? Ist nicht die heimische Sprache eines der köstlichsten nationalen Güter eines Volkes? Haben denn Muttersprache, Mutterlaut keine Bedeutung? Ist die Sprache, in der der Deutsche schlafend und wachend träumt, ein Etwas, das ihm ein andrer „nach Bedürfnis“ verändern und verunstalten darf? Haben wir nicht Beispiele erlebt, daß Deutsche, die dem Vaterlande grollend den Rücken gewendet hatten, durch den Laut der Muttersprache in so namenloses Heimweh versetzt wurden, daß sie alles im Stiche ließen, um nur wieder da zu leben, wo die teure Sprache geredet wird? Das ist aber nicht die Sprache, die ein Grimm oder ein Rümelin sprechen. Wenn, wie Gildemeister zugiebt, eine Unzahl von Fremdwörtern in unsre Sprache aufgenommen wurden, obschon wir ihrer nicht bedurften, so war dies nicht, wie es Grimm beschönigend nennt, Ausfluß des Strebens nach Universalität, sondern es war, wie es Arndt nennt, Ausländerei; es war unpatriotisch. Dann aber ist es einfach ein Gebot des Patriotismus, wieder aufzuräumen. Hatten unsre Voreltern das Bedürfnis, Fremde und Fremdes bei sich herrschen zu lassen, so haben wir den Wunsch, selbst Herr im Hause zu sein. Unsre Gegner fühlen sich, wie sie sagen, in ihrem Vaterlandsgefühle nicht verletzt, „wenn unsre Pappschachteletiketten mit fremdländischen Bezeichnungen

bedruckt sind." Ich frage: Welches Gefühl in uns ist verletzt, wenn wir die Ankündigung eines Leipziger Wirtes lesen: Restaurant verbunden mit Cabinets particuliers, Dejeuners, Diners à part und à la carte? Nur das Sprachgefühl?

Unsre Bewegung ist hervorgegangen aus dem Vaterlandsgefühl, welches der Einigung, der Machtstellung Deutschlands entsprang. Dienen wir unsrer Sprache als einem Nationalgute, so dienen wir der Nation. Mit Recht stellt daher unser Vereinsgesetz als ein Ziel auf: durch unsre Bestrebungen das allgemeine nationale Bewußtsein im deutschen Volke zu kräftigen. Zwischen Nationalbewußtsein und „Chauvinismus," wie Rümelin die Bewegung nennt, ist eine himmelweite Kluft. Das eine ist eine Tugend, das andre eine Verirrung.

Die Gegner sagen, es sei nicht festzustellen, welche Fremdwörter entbehrlich seien; ob ein Wort einer fremden Sprache entstamme oder ihr entlehnt sei, könne oft garnicht, jedenfalls nur von Kennern ermittelt werden. Das ist bei vielen Fremdwörtern zuzugeben. Aber wollen wir denn für jedes einzelne Wort Gesetze aufstellen? Lehnwörter — und was darunter zu verstehen sei, das wissen heute, dank der durch den Verein erhaltenen Aufklärung, alle, die unsrer Sache zugethan sind — Lehnwörter will niemand von uns beseitigen. Sie haben sich unsrer Sprache angeglichen (die Gegner sagen assimilirt), sind durch Umbildung unser alleiniges Eigentum geworden. Fremdwörter, bei denen der Deutsche — wissentlich oder unwissentlich — den vollen ausländischen Klang beibehalten hat, wie bei Reglement, Reunion, Avancement, sind fremd geblieben und fast ausnahmslos entbehrlich. Wörter wie Musik, Melodie, Theater, Konzert, Kanone, Silbe, Politik — wir denken nicht daran, sie ersetzen zu wollen; sie sind allen Kulturvölkern gemeinsam. Niemand kämpft ernstlich gegen Galvanismus, Telegraph, Elektrizität und ähnliche Bezeichnungen, die in der ganzen Welt dieselben sind.

Ob ein Fremdwort ein entbehrliches sei — man sieht, hört, ja riecht es ihm förmlich an. Gildemeister bestreitet die Möglichkeit, aber er selbst zeigt einen Weg. Er sagt (S. 113): „Immer soll man das Fremdwort abweisen, wenn es sich da eindrängt, wohin es nicht gehört," und anderwärts: „Der gute Geschmack muß entscheiden." Nun, ich frage: Generation, Resultat, Prinzip, Definition, Invasion, Motiv, Maxime, Surrogat, Äquivalent, Kombination, Nüance — Wörter, über die man bei Gildemeister, Rümelin und Grimm aller Augenblicke stolpert —, sieht man ihnen nicht das Aufdringliche auf hundert Schritte an? In zwanzig Jahren sind sie abgethan; es geht ihnen, wie den unzähligen Wörtern, die heute noch dem Schatze alter Tanten entsteigen: ich bin fatiguirt, aigrirt, charmirt, enchantirt. Grimm ist uns heute schon unverständlich. Rümelin hat die zweite Auflage erlebt, nicht weil man an ihn glaubt, sondern weil der Gegenstand anziehend ist.*)

*) Das Schriftchen ist gleichzeitig in der ersten und zweiten Auflage ausgegeben worden, wie es jetzt im Buchhandel vielfach geschieht. D. Red.

Lassen wir den guten Geschmack walten! Gildemeister giebt zu, daß durch ihn das Übel besser geworden sei — es wird immer besser werden! Aber der gute Geschmack läßt sich schulen, verfeinern, verbreiten. Darnach strebt der deutsche Sprachverein.

Mit der Nennung von Wörtern wie Resultat, Prinzip, Kombination, Nüance habe ich in ein Wespennest gestochen. Die Gegner beweisen uns, daß zwischen Resultat und Ergebnis, Grazie und Anmut, kokett und gefallsüchtig, Handschrift und Manuskript, Existenz und Dasein, Unwissenheit und Ignoranz, Grundsatz und Prinzip ellen-, ja klafterweite Unterschiede bestehen. „Ich denke — sagt Gildemeister (S. 111) — nicht schlecht von Leuten, die diese Unterschiede nicht verstehen, aber sie dürfen nicht mitreden.“ „Sie dürfen — setzt Rümelin hinzu — sich nicht für berufen halten, andern Ratschläge zu erteilen, für welche auch die unscheinbarsten Schattirungen und Spaltungen noch eine willkommene Bereicherung ihres Gedanken- und Wortschatzes bieten.“

Mir, der ich nicht Sprachkenner bin, sind nun diese feinen Unterschiede nicht allenthalben klar. Gleichwohl bildet gerade dieser Einwand der Gegner für mich den Beweggrund, aus dem ich mich an den heutigen Vortrag herangewagt habe. Ich habe gefunden, daß jenen Männern noch niemand gesagt hat, wie gerade dieses ihr Bollwerk das allerschwächste ist.

Es wird mir jeder zugeben, daß unsre drei Gegner gerade hier bei der Auswahl der von ihnen angewandten — sagen wir absichtlich angewandten — Fremdwörter äußerst vorsichtig zu Werke gegangen sind. Grimm zeigt sogar in einer längern Aufeinanderfolge von Sätzen, daß und warum er statt der je im vorhergehenden Satze gebrauchten Fremdwörter nicht deutsche gewählt habe. Am Schlusse der Folge sagt er: „Resultat ist nicht einfach Ergebnis, sondern das Fazit einer Reihe ineinandergreifender Erscheinungen. Das Fazit ergiebt sich aus dem mechanischen Zusammenrechnen einzelner Teile, bei Resultat denkt man mehr an den Abschluß scharfer Gedankenarbeit.“ Das kann so sein, aber es muß nicht. Wir sprechen vom Ergebnis einer wissenschaftlichen Untersuchung, einer Staatsprüfung, einer Entscheidung des Reichsgerichts; aber es wird umgekehrt gesprochen vom Resultat eines Zweikampfes, der Reichstagswahlen, einer Geldsammlung, wobei doch von Gedankenarbeit nichts zu spüren ist. „Kombination — sagt Grimm — ist nicht Zusammenstellung; in Kombination ist der Begriff des Zusammenstellens zu einem wissenschaftlichen Werke enthalten.“ Welcher Lehrer dächte dabei nicht an kombinirte Schulklassen, vereinigt, um etwa die Erkrankung eines Lehrers auszugleichen!*) Der berühmte Jurist von Ihering giebt in seinem Werke „Der Zweck im Rechte“ einer Betrachtung die Überschrift „Der ideale Lohn und die Kombination desselben mit

*) Die Mißbildung „kombinirbare Rundreisebillets“ kann hier natürlich nicht herangezogen werden.

dem ökonomischen." Damit meint er die Mischung, das Mischverhältnis zweier Arten von Lohn — beispielsweise des Geldlohns und der Dankbarkeit der Mitbürger bei einem öffentlichen Amte. Das Wort Kombination für sich allein enthält nichts von einem wissenschaftlichen Zwecke; es wird nur von Leuten der Wissenschaft viel gebraucht, daher wohl die eingebildete Nebenbedeutung. Grimm führt zwei Aussprüche Leopold von Rankes an, um die Unentbehrlichkeit der darin enthaltenen Fremdwörter zu beweisen. „Es sei mir erlaubt — sagt Ranke —, dem Überblick eine kurze Notiz über Regionen und Völker hinzuzufügen, auf welche unser Blick noch nicht gerichtet war." Und: „Nichts ist für den Einfluß des Geistes auf das allgemeine, selbst das leibliche Alter wichtiger, als die Gedanken in Studien, die zugleich produktiv und regenerativ sein müssen, zu fixiren." Hierzu fragt Grimm: „Warum sagt Ranke Notiz? Weil er das Wort nicht im Sinne des französischen notice, sondern im Sinne des lateinischen notitia anwendet." Er will dies aus dem Zusatze „kurz" folgern; denn, sagt er, eine Notiz im Sinne von notice sei schon an sich kurz, dann hätte es des Zusatzes nicht bedurft. Nun gäbe es ja, sage ich, allenfalls einen Sinn, wenn man notitia mit „Wahrnehmung" übersetzte. Aber dann paßt „kurz" gerade nicht dazu, denn nicht die Wahrnehmung, sondern die Wiedergabe soll kurz sein. Ranke will eben eine kurze Bemerkung anfügen. Beim zweiten Ausspruche dieses Schriftstellers fragt Grimm bewundernd: „Warum sagt Ranke fixiren?" Meines Erachtens konnte unser Gegner kein besseres Beispiel wählen, wenn er hätte beweisen wollen, wie verwerflich solche vieldeutige Fremdwörter sind. Will Ranke sagen: die Gedanken in Studien (d. i. in geordnete Geistesarbeit) bannen, oder: den Gedanken in (durch) Studien eine feste Gestalt geben? Oder ein drittes?

Ebenso ergeht es den Gegnern Gildemeister und Rümelin. Sie schreiben Prinzip, meinen aber bald Grundsatz, bald einfach Satz, etwa im Sinne von Lehrsatz oder Vernunftsatz. Sie schreiben Nüance und meinen bald Schattirung, bald Färbung, bald Abstufung, bald einfach Unterscheidung. Grimm rühmt, daß Schiller sich des Wortes „Terrain" bedient, wenn er an Goethe schreibt: „Das Terrain würde lichter und reiner, das Kleine verschwände, für das Große würde Platz." Grimm meint, unter Terrain sei ein Stück Land oder Feld zu verstehen, auf dem gebaut oder manövrirt wird. Wir nennen das zu Deutsch Plan oder Feld. Der Plan wird lichter, das Feld wird reiner. Heute würde Schiller nicht Terrain schreiben.

Meist ist nicht Geistesschärfe, sondern Bequemlichkeit, Gewohnheit, Mangel an Überlegung der Grund für die Wahl eines jener Fremdwörter. Gildemeister sagt (S. 95): „Wenn ein guter Schriftsteller ein Fremdwort vorzieht, so hat er gewiß einen guten Grund dafür; er findet, daß es seinen Gedanken am klarsten ausdrückt, daß es Ideenreihen mitvibriren läßt, von denen er wünscht, daß sie gerade mitvibriren sollen." Eine „vibrirende Idee" beleidigt nun nicht

bloß unser Sprachgefühl, sondern giebt auch ein falsches Bild. Man hat sich die mitvibrirenden Gedanken wohl als Saiten zu denken, welche mitschwingen. Gemeint sind aber leise Töne, welche mit anklingen. Meines Erachtens ist es wohllautender und richtiger zu sagen: „das gewählte Wort läßt Gedankenreihen mit anklingen." Gildemeister spricht von „impotenten Versuchen unmöglich gewordener Sprachzeugungen." Gewiß besagt impotent etwas andres als ohnmächtig; es birgt den Gedanken an Zeugungsunfähigkeit in sich. Ebendeshalb durfte das Wort aber nicht gewählt werden, denn nun haben wir zwei Mißbildungen: einen zeugungsunfähigen Versuch (als ob es zeugungsfähige Versuche gäbe), und einen zeugungsunfähigen Versuch der Zeugung.

Aber wenn man sich wenigstens beschränken wollte auf die Wahl von Fremdwörtern, die den einheimischen gleichwertig sind. Es werden viel schlechtere, ganz farblose, ja begriffsfalsche angewendet, bloß weil sie herkömmlich und geläufig sind. Man sagt präoccupirt, während man doch nicht an eine angegriffene, sondern an eine bereits eingenommene Stellung denkt. Um wieviel schärfer ist Begriffsbestimmung als Definition, Enkelwirtschaft als Nepotismus, Jahresabzahlung als Annuität, Selbstsucht als Egoismus! Man spricht von imitirten Diamanten, will aber die Unechtheit, nicht die Nachahmung betonen. Wir sprechen vom Resultat eines Bittgesuchs oder einer wissenschaftlichen Reise, meinen aber den Erfolg des Gesuchs, die Frucht der Reise. Wir nennen den Vortragenden Referent, auch wenn er nichts berichtet, sondern eignes giebt. Man spricht von einem Bauprojekt, läßt aber dabei unklar, ob man den Plan oder den Entwurf oder das Unternehmen meint.

Es wird gegen uns die Kürze des Fremdworts ins Feld geführt. Oft mit Recht. Aber wir haben ebensoviele Kunst- oder Fachausdrücke im Deutschen, welche kürzer und treffender sind als die gleichwohl angewendeten Fremdwörter. Und worauf beruht es denn, daß man für Werk Etablissement sagt, für Vorrecht Prärogative, für Raum Lokalität, für Schenk oder Wirt Restaurateur, für Grundbesitz Immobiliarbesitz?

Ferner sagt man: „Wer nicht den ihm am richtigsten scheinenden Ausdruck soll wählen dürfen, der wird unfrei." Ja, das ist wahr. In dem Bemühen, möglichst rein deutsch zu reden, stutzt, schwankt, zaudert, irrt man oft. Aber wer will, der überwindet die Schwierigkeit; zuerst im schriftlichen, allmählich auch im mündlichen Ausdruck. Wer deutsch denkt und scharf denkt, dem wird die Vermeidung des entbehrlichen Fremden bald zur andern und, was mehr ist, zur lieben Gewohnheit. Ich freue mich über jede von Fremdwörtern rein gehaltne Urteilsausarbeitung, wenn ich hoffen darf, daß es mir gelungen sei, mit Hilfe der Reinhaltung jedem das, was ich sagen wollte, verständlich zu machen. Und immer mehr wächst mir unter der Hand die Liebe zur Muttersprache, die Verehrung für ihre Fülle, ihre Tiefe und Schönheit. Unfrei ist, wer an die Unersetzlichkeit der Fremdwörter glaubt; denn wenn es gilt, Un-

gelehrten eine Sache klar zu schneiden, dann fehlt es ihm aller Orten und Enden an verständlichen deutschen Ausdrücken.

Und wie häufig ist nicht die Unübersetzbarkeit eines Fremdwortes nur die Folge davon, daß kein greifbarer Gedanke darin steckt.

Da, wo Begriffe fehlen,
Stellt sich zur rechten Zeit ein Fremdwort ein.

Für wen schreiben denn die Schriftsteller zumeist? Für ihre gelehrten Fachgenossen oder für die Lesewelt? Für wen sind Gildemeisters und Grimms Aufsätze in der „Rundschau" bestimmt? Verstehen die Leser dieser Zeitschrift, warum Gildemeister devot für unterwürfig wählt? Wissen es Rümelins Studenten zu schätzen, was ihr Meister mit dem unschön klingenden Worte Gedankennüancen anders sagen will als Gedankenschattirungen?

Machen wir doch einmal von den Lehren der Gegner eine Nutzanwendung. Ich will einen Satz ins Französische übersetzen; ich will die deutschen Wörter scharf und treffend, nicht bloß ihrem Sinne, sondern der vollen Bedeutung nach wiedergeben. Der zu übersetzende Satz lautet: „Welches ist der Beweggrund für das Bestreben des deutschen Sprachvereins, die von früheren Geschlechtern in die deutsche Umgangssprache aufgenommenen entbehrlichen Fremdwörter durch einheimische zu ersetzen?" Ich übersetze Beweggrund mit motif, Umgangssprache mit langage de la conversation, Geschlechter mit générations. Weit gefehlt! Gildemeister, Rümelin und Grimm sagen im Deutschen für Beweggrund Motiv, für Umgangssprache Konversationssprache, für Geschlecht Generation; folglich haben diese fremden Wörter eine andre Bedeutung als unsre deutschen. Ich bilde mir nun ein, der zu übersetzende Satz sei geschrieben von einem großen Schriftsteller, der gerade um eben dieser Unterschiede willen diese deutschen Wörter gewählt hat. Als Übersetzer habe ich aber die Pflicht, die Unterscheidungen genau zu beachten. Nun finde ich im Französischen keine gleichbedeutenden. Da wäre nun guter Rat teuer, hätten wir nicht die Lehren unsrer Gegner: „Sprachgrenzen giebt es nicht. Hole dir den treffendsten Ausdruck für deine Gedanken, wo du ihn findest." Darf ich aber das französische motif im Deutschen mit Motiv übersetzen, so werden mir auch keine Sprachgrenzen gezogen sein, wenn ich das unübersetzbare „Beweggrund" auch im Französischen mit Beweggrund wiedergebe. Nun denke man sich den Lärm, den französische Schriftsteller von der Bedeutung unsrer Gegner schlagen würden, wenn einer in einem französischen Werke das Wort „Beweggrund" oder „Geschlecht" darbieten wollte. Oder man denke sich einen derartigen Versuch im stolzen England!

Das ist ja natürlich Übertreibung. Aber es zeigt doch, wohin jene Lehren vom Gemeingut der Sprachen, von der Zufälligkeit einer angestammten Sprache führen. Was soll die Haarspalterei und das Graswachsensehen bei der Frage, wie ein Volk reden und schreiben darf? Auf wessen Seite ist die Engherzigkeit, wo die Vergewaltigung?

Und noch eins. „Wer das Borgen verteidigt — sagt Gildemeister —, nimmt deshalb keineswegs das leichtsinnige Schuldenmachen in Schutz. Die verwerflichen Anleihen, welche in wüster Jugendrohheit die Trägheit und Renommisterei aufgenommen haben, sind nicht auf gleiche Linie zu stellen mit der Benutzung fremden Kapitals, die dem gereiften Manne die volle Entfaltung seiner Kräfte erleichtert." Das ist ein bestechendes Bild: volle Kraftentfaltung durch Aufnahme von Darlehen. Aber das Gleichnis hinkt. Wenn es sich nicht um größere Errungenschaften für ein Volk handelt, als um die, welche uns von jenen Männern vorgeführt werden — wohlgemerkt: ich spreche immer von den Fremdwörtern, die wir für entbehrlich halten —, dann ist nicht von Kraftentfaltung die Rede, nicht, um das Bild weiter auszuführen, um Kapitale handelt es sich, sondern um Pfennige; und nicht um Borgen — denn niemand denkt ans Heimzahlen —, sondern um eine Entnahme, die ein großer Kenner unsrer Sprache, Behaghel, in seinem Werke „Die deutsche Sprache" ein Bettelngehen bei andern Nationen nennt.

Ich bin am Schlusse. Es ist möglich, daß in dem, was ich gegeben habe, einzelnes Unfertige, Schroffe, Irrige untergelaufen ist — es kann einer nicht mehr geben, und er kann es auch nicht anders geben, als er es hat. Aber es würde mich innig freuen, wenn ich ein Scherflein hätte beitragen können zu der Überzeugung, daß der deutsche Sprachverein sich auf dem rechten Wege befindet.



Der Briefwechsel zwischen Goethe und Carlyle.*)

Von Ewald Flügel.

> England und Deutschland werden nicht immer einander fremd bleiben, sondern wie zwei Schwestern, die lange getrennt waren — räumlich und durch übles Gerede —, werden sie endlich in Liebe einander nahen und fühlen, daß sie eines Stammes sind.
>
> Carlyle an Goethe, den 23. Mai 1830.



In einem noch heute schwer zugänglichen Winkel Schottlands liegt, meilenweit von jedem größern Orte, mitten in den Bergen, ein einsames Landhaus, dessen gälischer Name (nicht gerade sehr wohlklingend) Craigenputtock lautet. Dort verbrachte Ende der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts Thomas Carlyle mit seiner jungen, schönen Frau sieben Jahre des reinsten, ungetrübtesten Glückes.

*) Correspondence between Goethe and Carlyle, edited by Charles Eliot Norton. London, Macmillan and Co., 1887.

Die schweren Kämpfe, die er als Jüngling auszufechten gehabt hatte, waren vorüber, seine kleinern schriftstellerischen Arbeiten reichten gerade hin, ein bescheidenes, aber doch bequemes Dasein zu fristen, die Zeit einer neuen, glänzenderen Thätigkeit schien zu dämmern, und wie eine Weihe, wie ein hoher Segen verklärte sein ganzes Streben die Anerkennung und das Lob, das der „größte Mann der Neuzeit“ seiner ernsten und ehrlichen Arbeit spendete.

„Es scheint uns wundersam — schreibt er am 25. September 1828 an Goethe — daß Sie und die Ihrigen, mit so vielen großen Aufgaben beschäftigt, die für die ganze weite Welt von Wert sind, Zeit finden, an uns zu denken, die so fern von Ihrem Kreise leben und als Gegengabe so wenig thun können, was Ihnen von Nutzen wäre. Aber so ist einmal die innere Natur dieser wunderbar verschlungenen Welt, daß alle Menschen an einander geschlossen sind und der Größte mit dem Geringsten verbunden ist. Und wenn nun auch das Band, welches mich und Sie verknüpft, nur ein zartes ist, so halte ich es doch keineswegs für ein schwaches. Wenn ich auf mein vergangenes Leben zurückschaue, so scheint es, als ob Sie, ein Mann, dessen Muttersprache verschieden ist von meiner, den ich nie gesehen habe, und ach, vielleicht nie sehen werde, als ob Sie mein Hauptwohlthäter gewesen wären. Ja ich kann sogar sagen, der einzige wahrhafte Wohlthäter, den ich gehabt habe; denn Weisheit ist das einzige wahre Gut, der einzige Segen, der nie in sein Gegenteil verkehrt werden kann, der sowohl den segnet, der da giebt, als den, der empfängt. In schwerem Kummer und Leiden, wenn Ihnen alle Freunde entrissen werden, muß es doch für Sie ein Trost sein, zu denken, daß weder in diesem Jahrhundert noch in allen folgenden Sie verlassen werden können: denn wo auch nur immer Menschen Wahrheit suchen werden, Geistesklarheit und Schönheit, da haben Sie Brüder und Kinder. Ich bete zum Himmel, daß er Sie noch lange, lange erhalten möge, das Gute dieser Welt zu genießen und zu befördern: denn ohne Sie wäre es mit der gesamten Literatur (auch die deutsche nicht ausgenommen) schlecht bestellt; ohne den einen, den wir andern klar beurteilen und doch mit wahrer Ehrfurcht betrachten. Die gute Saat, die da gesät ist, kann nicht niedergetreten, noch vom Unkraut überwuchert werden. Aber wenn es gewiß der höchste Segen war, diese Saat gestreut zu haben, so ist es noch Segen genug, daß wir Hände haben, die Frucht zu ernten, Augen, zu schauen, wie sie reift.“

Diese Worte zeigen am schönsten, welcher Geist die vorliegenden Briefe Carlyles an Goethe erfüllt, es sind die Briefe des Schülers, der sich in dankbarster Hingebung seinem Lehrer, seinem „Vater“ naht, und allein durch seine herzliche Zuneigung, seinen geraden und großen Sinn, mit dem er die empfangene Wohlthat anerkennt, das Verhältnis zur Freundschaft adelt.

Thomas Carlyle stand, als er zuerst mit dem deutschen Geistesleben bekannt wurde, noch mitten in einer schweren, geistigen, besonders religiösen Krisis. Wie jeder bedeutende Mensch, hatte er sich mit schwerem Kampfe durch Zweifel und

Unglück zu seiner Weltanschauung hindurchzuringen. Und dieser Kampf war gerade bei Carlyle besonders heiß und ernst gewesen. Er giebt uns im Sartor Resartus eine ausführliche Schilderung, aus der wir nur die Hauptzüge herausgreifen, die aber nötig sind, um Goethes „Wohlthat" an Carlyle ganz zu verstehen.

„Der Zweifel hatte sich zum Unglauben verdüstert, Schatten auf Schatten lagerte sich über meine Seele, bis endlich die vollständige, schwarze, sternenlose Nacht mich umgab ... fern war jede Hoffnung, ja selbst jeder Wille zu hoffen. Unsichtbare und undurchdringliche Wände, wie in einer Verzauberung, kerkerten mich ein und trennten mich von allem Lebenden; ich hatte nicht eine treue Brust, die ich an mich drücken konnte! Ich hielt ein Schloß über meinen Lippen; was sollte ich denn sprechen mit der veränderlichen Menge sogenannter Freunde, in deren verblühter, eitler und begehrlicher Seele wahre Freundschaft eine rätselhafte und unbekannte Sache war? ... Einsam wandelte ich mitten auf den belebten Straßen der Menschen und wild, wie ein Tiger in seinem Käfig (nur hatte ich nichts zu verzehren und zu zerreißen als mein eignes Herz), das ganze Leben war mir ohne Zweck, ohne Wille, aber selbst ohne Feindseligkeit. Es war eine unermeßliche, tote Maschine, mit starrer Gleichgiltigkeit dahinsausend, mich — Glied für Glied — zu zermalmen. So dauerte es in bitterm, lange hinausgezogenem Todeskampfe lange Jahre, das Herz im Busen ohne jeden Himmelsthau verzehrte sich in gräßlicher Höllenqual. Seit undenklicher Zeit hatte ich keine Thräne geweint, nur einmal, als ich halblaut Fausts Todesgesang vor mich hinmurmelte: Selig der, den er im Siegesglanze findet, und froh dachte, daß der Tod, dieser letzte Freund, mich wenigstens nicht verlassen würde. Jetzt war ich noch immer ohne Hoffnung, aber auch ohne Verzweiflung. Nicht mehr Furcht und klagende Sorge erfüllte mich, sondern Unwille und grimmer Trotz... So war denn die Zeit vorbei, daß das »ewige Nein« mein ganzes Wesen erfüllte, denn mein ganzes Ich hob sich empor in angeborner göttlicher Majestät, und legte mit aller Macht seinen Protest ein. Denn ein Protest — die wichtigste That meines Lebens — kann dieser Trotz genannt werden. Das »ewige Nein« hatte gesagt: »Siehe, du bist vaterlos, verstoßen, und das Universum ist mein Reich, und ich bin der Satan!« Und ich hatte geantwortet: »Ich gehöre dir nicht an, ich bin frei und hasse dich auf ewig.«"

Nun ging der Pfad des jungen, einsamen Kämpfers wieder aufwärts, zum Lichte! Rastlos pilgerte er „nach mancher heiligen Quelle," und als er dort seinen Durst nicht stillen konnte, war er so glücklich, einen „weltlichen Born" zu finden, der ihn labte und erquickte.

Dieser „weltliche Born" war die deutsche Literatur, mit der er damals wie durch Zufall bekannt wurde: Schiller rettete ihn zuerst, beruhigte und reinigte seinen kranken Sinn und zeigte ihm ein neues Ziel für sein irres Streben; aber Goethe war es, der ihn auf die Dauer den neuen Pfad führte, der ihn nicht nur in jenen schweren Jahren wie mit unsichtbarem, unbewußtem

Segen half, sondern ihn auch bis an sein Lebensende (1881) erfüllte und treu geleitete. Unter seinen letzten Worten, wird uns berichtet, wiederholte Carlyle aus „seinem Psalm," dem Goethischen „Symbolum": „Wir heißen euch hoffen." Hoffnung und Mut und Lehre hatte ihm Goethe auf die Dauer erst wieder gegeben, und so sah er in Goethe mit Recht seinen Leitstern, seinen „einzigen wahren Wohlthäter."

Der eigentliche Briefwechsel mit Goethe setzt erst Jahre nach Abschluß dieses Kampfes ein; wenn das Ende dieses Ringens (wie uns seine Tagebücher berichten) in den Juni 1821 zu setzen ist, so fällt der erste kurze Brief an Goethe in den Juni 1824. Er ist nur ein Begleitschreiben zu seiner englischen Übersetzung von Wilhelm Meisters Lehrjahren und enthält die Worte: „Sieben Jahre sind nun vergangen, daß ich Ihren Faust las auf den Bergen meiner schottischen Heimat; da konnte ich denn nur träumen, daß ich Sie doch noch eines Tages von Angesicht zu Angesicht sehen könnte und vor Ihnen wie vor einem Vater beichten könnte die Leiden und Irrgänge eines Herzens, dessen ganze Geheimnisse Sie so ganz und gar verstanden und so herrlich dargestellt hatten... Möge Ihr Leben noch lange, lange erhalten bleiben, zum Trost und zur Belehrung dieses und kommender Geschlechter."

Mit diesem edeln und offnen Geständnis hatte sich der junge Fremdling bei Goethe eingeführt und entschieden die Achtung des Greises errungen. Am 30. Oktober 1824, also jedenfalls zwei volle Monate,*) nachdem er Carlyles Sendung erhalten hatte, antwortete Goethe: seine hohen Jahre „mit so vielen unabwendbaren Obliegenheiten" hätten es verhindert, einen Vergleich der übersandten Übersetzung mit dem Original eher vorzunehmen; er dankt für „so innige Teilnahme" und bittet um Fortsetzung derselben für die Zukunft: „Vielleicht erfahre ich in der Folge noch manches von Ihnen und übersende zugleich mit diesen eine Reihe von Gedichten, welche schwerlich zu Ihnen gekommen sind, von denen ich aber hoffen darf, daß sie Ihnen einiges Interesse abgewinnen werden."

So schließt der erste Brief Goethes, der wie „eine Botschaft aus dem Märchenlande" in Carlyles einsames Edinburgher Stübchen kam. Carlyle schreibt am 20. Dezember 1824 an seine Braut: „Ich konnte kaum glauben, daß dies die wirkliche Hand- und Unterschrift jenes geheimnisvollen Wesens (mysterious personage) war, dessen Name durch meine Träume geschwebt war seit meinen ersten Jugendjahren; dessen Gedanken in reiferen Jahren zu mir gedrungen waren mit der Gewalt einer Offenbarung! Und was sagt nun der Brief? Liebenswürdige Kleinigkeiten ohne weiter große Bedeutung, aber in einem so einfachen, patriarchalischen Stile, so ganz und gar in meinem Geschmack.... Nur die letzte Zeile und der Name sind in Goethes eigner Hand, denn, wie ich höre, benutzt er stets einen Schreiber."

Zwei Jahre kamen und gingen — 1825 und 1826 — und Carlyle ließ

*) Goethes Brief vom 30. Oktober kam am 19. Dezember nach Edinburgh. Es ist rührend, was Goethe dennoch von den „Schnellposten und Dampfschiffen" rühmt!

nichts von sich hören, er arbeitete fleißig, sich eine Lebensstellung zu gewinnen, heiratete (1826) und vollendete die erste Arbeit, auf die er stolz sein konnte: sein „Leben Schillers.“ Er gab seine Übersetzungen aus Musäus, Fouqué, Tieck und Jean Paul heraus und übersetzte noch die „Wanderjahre,“ und die Gelegenheit, Goethe diese Arbeiten zu schicken, brachte den schon etwas stockenden Verkehr*) wieder so in Fluß, daß er nur mit Goethes Tode aufhörte und die stattliche Reihe schöner Briefe hervorrief, die jetzt vorliegt.

Goethe antwortete auf Carlyles Brief vom 15. April, zwei Tage nachdem er die „angenehme Sendung“ aus Schottland erhalten hatte (17. Mai 1827): „in guter Gesundheit, für meine Freunde beschäftigt.“

Diese kurze Empfangsbestätigung Goethes ist sehr gut in einem Briefe Carlyles an seinen Bruder (4. Juni 1827) bezeichnet: „Ein reizendes kleines Briefchen aus Weimar. Hast du schon je so eine höfliche, aufrichtige und ganz und gar liebliche kleine Note gesehen? Dabei ist sie von einer solchen Naivität und Kürze, daß ich sie bewundere, und doch herzlich dabei lachen möchte!“

Diese Worte bezeichnen treffend einen guten Teil der Briefe Goethes an Carlyle: es herrscht eine Heiterkeit und Lieblichkeit darin, die den Leser unwiderstehlich zwingt und fesselt.

Wir können hier natürlich weder auf jeden einzelnen dieser köstlichen Briefe eingehen, noch auch nur annähernd den — bei allem Vorwiegen des plaudernden Tones und des biographischen Interesses — doch entschieden bedeutenden Inhalt anführen, der ja schon durch die regelmäßige gegenseitige Übersendung der bis 1832 von Goethe wie Carlyle veröffentlichten Werke bedingt ist.

Wir begnügen uns damit, das Zeugnis mitzuteilen, um welches Carlyle Goethen gebeten hatte, als er sich zu St. Andrews — der ältesten schottischen Universität — um den „ethischen“ Lehrstuhl bewarb. Dies Zeugnis ist als selbständiges Schriftstück Goethes über seine Stellung zu ethischen Fragen von ziemlicher Bedeutung, und erfreut schon, weil es zeigt, in wie treuem Andenken Goethe Gellerten bewahrte. Das Zeugnis lautet:

„Wahre Überzeugung geht vom Herzen aus, das Gemüth, der eigentliche Sitz des Gewissens, richtet über das Zulässige und Unzulässige weit sicherer als der Verstand, der gar manches einsehen und bestimmen wird, ohne den rechten Punkt zu treffen.

Ein wohlwollender auf sich selbst merkender Character, der sich selbst zu ehren, mit sich selbst in Frieden zu leben wünscht und doch so manche Unvollkommenheit, die sein Inneres verwirrt, empfinden muß, manchen Fehler zu bedauern hat, der die Person nach außen compromittirt, wodurch er sich denn nach beyden Seiten hin beunruhigt und bestritten findet, wird sich von diesen Beschwernissen auf alle Weise zu befreyen suchen.

*) Auch Goethe scheint Carlyle in der Zwischenzeit aus den Augen verloren zu haben. Wir finden kein Wort bei Eckermann bis zum 15. Juli 1827.

Sind nun aber diese Mißhelligkeiten in treuer Beharrlichkeit durchgefochten, hat der Mensch erkannt, daß man sich von Leiden und Dulden nur durch ein Streben und Thun zu erholen vermag, daß für den Mangel ein Verdienst, für den Fehler ein Ersatz zu suchen und zu finden sey, so fühlt er sich behaglich als einen neuen Menschen.

Dann aber drängt ihn sogleich eine angeborene Güte auch anderen gleiche Mühe, gleiche Beschwerden zu erleichtern, zu ersparen, seine Mitlebenden über die innere Natur, über die äußere Welt aufzuklären, zu zeigen, woher die Widersprüche kommen, wie sie zu vermeiden und auszugleichen sind. Dabey aber gesteht er, daß dem allen ungeachtet im Laufe des Lebens sowohl Äußeres als Inneres unablässig im Conflict befangen bleibe, und wie man sich deshalb rüsten müsse, täglich solchen Kampf wiederholt zu bestehen.

Wie sich nun ohne Anmaßung behaupten läßt, daß die deutsche Literatur in diesem humanen Bezug viel geleistet hat, daß durch sie eine sittlich psychologische Richtung durchgeht, nicht in ascetischer Ängstlichkeit, sondern eine freye naturgemäße Bildung und heitere Gesetzlichkeit einleitend, so habe ich Herrn Carlyle's bewundernswürdig tiefes Studium der deutschen Literatur mit Vergnügen zu beobachten gehabt und mit Antheil bemerkt, wie er nicht allein das Schöne und Menschliche, Gute und Große bey uns zu finden gewußt, sondern auch von dem Seinigen, reichlich herübergetragen und uns mit den Schätzen seines Gemüthes begabt hat. Man muß ihm ein klares Urtheil über unsere ästhetisch sittlichen Schriftsteller zugestehen, und zugleich eigene Ansichten, wodurch er an den Tag giebt, daß er auf einem originalen Grund beruhe und aus sich selbst die Erfordernisse des Guten und Schönen zu entwickeln das Vermögen habe.

In diesem Sinne darf ich ihn wohl für einen Mann halten, der eine Lehrstelle der Moral mit Einfalt und Reinheit, mit Wirkung und Einfluß bekleiden werde, indem er nach eigen gebildeter Denkweise, nach angebornen Fähigkeiten und erworbenen Kenntnissen, die ihm anvertraute Jugend über ihre wahrhaften Pflichten erklären, Einleitung und Antrieb der Gemüther zu sittlicher Thätigkeit sich zum Augenmerk nehmen, und sie dadurch einer religiösen Vollendung unablässig zuführen werde.

Dem Vorstehenden darf man wohl nunmehr einige Erfahrungsbetrachtungen hinzufügen.

Über das Princip, woraus die Sittlichkeit abzuleiten sey, hat man sich nie vollkommen vereinigen können. Einige haben den Eigennutz als Triebfeder aller sittlichen Handlungen angenommen; andere wollten den Trieb nach Wohlbehagen, nach Glückseligkeit als einzig wirksam finden; wieder andere setzten das apodiktische Pflichtgebot oben an, und keine dieser Voraussetzungen konnte allgemein anerkannt werden, man mußte es zuletzt am gerathensten finden, aus dem ganzen Complex der gesunden menschlichen Natur das Sittliche so wie das Schöne zu entwickeln.

In Deutschland hatten wir schon vor sechzig Jahren das Beyspiel eines glücklichen Gelingens der Art. Unser Gellert, welcher keine Ansprüche machte ein Philosoph von Fach zu seyn, aber als ein grundguter, sittlicher und verständiger Mann durchaus anerkannt werden mußte, las in Leipzig unter dem größten Zulauf eine höchst reine, ruhige, verständige und verständliche Sittenlehre mit großem Beyfall und mit dem besten Erfolg; sie war den Bedürfnissen seiner Zeit gemäß und wurde erst spät durch den Druck bekannt.

Die Meynungen eines Philosophen greifen sehr oft nicht in die Zeit ein, aber ein verständiger wohlwollender Mann, frey von vorgefaßten Begriffen, umsichtig auf das was eben seiner Zeit Noth thut, wird von seinen Gefühlen, Erfahrungen und Kenntnissen gerade dasjenige mittheilen was in der Epoche, wo er auftritt, die Jugend sicher und folgerecht in das geschäftige und thatfordernde Leben hineinführt.

Weimar, den 14. März 1828. J. W. v. Goethe."

Von hohem Werte ist auch manches Wort Goethes, welches die an Carlyle regelmäßig nach Erscheinen übersandten Bände seines Briefwechsels mit Schiller begleitete, z. B.: „Mögen sie [diese Bände] Ihnen als Zauberwagen zu Diensten stehen, um sich in die damalige Zeit in unsre Mitte zu versetzen, wo es eine unbedingte Strebsamkeit galt, wo niemand zu fordern dachte und nur zu verdienen bemüht war. Ich habe mir die vielen Jahre her den Sinn, das Gefühl jener Tage zu erhalten gesucht und hoffe, es soll mir fernerhin gelingen." (13. April 1830.) Aus der ganzen Fülle von fesselnden Stellen verweisen wir (denn diese Zeilen sollen ja doch nur einladen, das Buch selbst zur Hand zu nehmen) auf die kurze Schilderung des Weimarer Lebens um 1830 aus Goethes eigner Feder, welche den bekannten Brief Thackerays über das Leben und Treiben in der Stadt des „guten Schiller und des großen Goethe" trefflich erläutert, ferner auf die wertvollen Ansichten Goethes über die Perioden der deutschen Literaturgeschichte, auf Goethes Worte über seinen „guten" Eckermann, der von all seinen „Gesinnungen" und seiner „Denkweise" genau unterrichtet sei, sodaß er, falls Goethen die „weitaussichtige" Arbeit der Gesamtausgabe seiner Werke „zu vollenden nicht erlaubt seyn sollte," „kräftig eintreten" werde u. a. m.

Oft rührt uns das Bild Goethes, wie es aus diesen Zeilen fast leibhaftig vor uns tritt. Man sieht mit Verehrung den Greis, wie er „an einem stillen Abend" einen Brief diktirt, wie er verlegen, von Carlyles liebenswürdiger Frau (die ihm von ihren rabenschwarzen Locken eine Gabe geschickt hat, wie sie diese nur ihrem „geliebten" Goethe schicken könne!) um ein Gleiches gebeten, sich vergeblich auf dem greisen Haupte nach „dieser Zier" umsieht und mit Humor seine Unfähigkeit zu einer „genügenden Gegengift" entschuldigt. Man fühlt mit den wenigen Worten Goethes nach seinem Blutsturze (25./26. November 1830) beinahe selbst, wie sich frisches und frohes Leben wieder zu regen beginnt, und ist aufs neue dankbar, daß dem Greise noch zwei für die ganze Weltgeschichte

bedeutende Jahre zu leben vergönnt waren. Für seine „Freunde" ist er beständig beschäftigt, in der Nähe seiner „Geliebten," und für diese hofft er noch thätig zu sein. Aber aus dem „ganzen Ozean von Betrachtungen" taucht eine immer und immer wieder auf, mit besondrer Liebe gepflegt: die Idee der „allgemeinen Länder- und Völkerannäherung," die Idee der „Weltpoesie."

Und wenn wir auf allen Seiten mit staunendem Blick Goethe folgen, so erkennen wir doch auch, wie die Achtung, die Carlyle ihm von Anfang an abnötigte, allmählich, und man möchte sagen notwendigerweise, zur „liebevollsten Zuneigung" wird. „Bewunderungswürdig ist es — schreibt Goethe 1827 an Carlyle über dessen »Schiller« —, wie Sie sich auf diese Weise eine genügende Einsicht in den Charakter und das hohe Verdienstliche dieses Mannes verschafft, so klar und so gehörig, als es kaum aus der Ferne zu erwarten gewesen. Hier bewahrheitet sich jedoch ein altes Wort: »Der gute Wille hilft zu vollkommner Kenntnis.«" In den einführenden Worten zur deutschen Uebersetzung von Carlyles Schiller hatte Goethe gesagt: „Mir wenigstens war es rührend zu sehen, wie dieser rein und ruhig denkende Fremde, selbst in jenen ersten, oft harten, fast rohen Produktionen unsers verewigten Freundes, immer den edeln, wohldenkenden, wohlwollenden Mann gewahr ward und sich ein Ideal des vortrefflichsten Sterblichen an ihm auferbaut hatte." Wenn Goethe schon damals ahnte, was der Kern versprach, so mußte die ganze freie, offne, von hohem, sittlichem Ernste erfüllte Art des jungen Carlyle ihn zu dem prophetischen Wort führen, daß Carlyle eine moralische Macht sei mit viel Zukunft, sodaß es garnicht abzusehen sei, was er alles leisten und wirken werde. (Eckermann, den 25. Juli 1827.)

Der junge Carlyle entläßt uns — am Vorabende des Sartor —, überdrüssig des ewigen Essayschreibens und mit Sehnsucht harrend, daß der Genius ihm ein eignes Werk vollbringen lasse, mit dem Bekenntnis (31. August 1830): „Wenn ich nicht aus Herzensgrund schreiben kann und für das Herz, dann hat das Leben keinen Zweck für mich, keine Freude!" Und der Greis Goethe giebt uns das Segenswort: „Indem ich das Testament Johannis als das meinige schließlich ausspreche und als den Inhalt aller Weisheit einschärfe: Kindlein, liebt euch! wobei ich wohl hoffen darf, daß das Wort meinen Zeitgenossen nicht so seltsam vorkommen werde, als den Schülern des Evangelisten, die ganz andre höhere Offenbarungen erwarteten!" (Den 1. Januar 1828.)

* * *

Die Ausstattung des Briefwechsels ist untadelig, die Bemerkungen des Herausgebers knapp, aber genügend, Goethe ist nur nach der Ausgabe letzter Hand zitirt, aber nach dem kostbaren Exemplare, das aus seiner eignen Hand kam und noch jetzt im Carlyle-Archiv als Schatz gehütet wird. Das Register könnte vollständiger sein und z. B. die neun Gedichtchen Goethes, die der Briefwechsel bringt, aufführen. Doch wird dies alles bei einer doch bald bevorstehenden Neuausgabe leicht nachzutragen sein.

Der liebenswürdigen Nichte Carlyles gebührt besonders auch für die sorgfältige und getreue Korrektur, mit der sie den Herausgeber, Professer Norton in Cambridge, V. St. Amerikas, unterstützt hat, vor allem aber für die Liberalität, mit der sie die Schätze des wertvollen Carlyle-Archivs mitgeteilt hat, Dank. Derselbe Dank ist aber auch der erlauchten Spenderin der Briefe Carlyles an Goethe in dem Herzen aller Verehrer beider Männer gesichert.



Jugenderinnerungen.

Von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

Zu dieser Reise hatte sich der Vater einen Urlaub erwirkt, da ihre Dauer doch nicht auf Tag und Stunde bemessen werden konnte, wenn einiger Nutzen daraus geschöpft werden sollte. In einer von der Nachbarschaft entliehenen Chaise — wenn ich nicht irre, gehörte sie einem reichen Fabrikanten — brachen wir früh am Tage auf und schlugen zunächst die Straße nach Böhmen ein. Diese war nämlich, sobald man Rumburg und damit die „Kaiserstraße," wie die große, nach Prag führende Chaussee hieß, erreicht hatte, besser als der gewöhnliche Weg, welchen alle Frachtfuhrleute mit ihren schwerbeladenen acht- und zehnspännigen Güterwagen benutzten; denn erst stellenweise hatte man angefangen, sowohl zwischen Dresden und Bautzen wie zwischen dieser Stadt und Zittau „makadamisirte" Straßen zu bauen. Dennoch brauchten wir einen vollen Tag, um die reichliche Hälfte des langen Weges zurückzulegen, denn wir gelangten erst gegen Abend nach dem Städtchen Neustadt am Hochwalde, wo wir übernachteten. Hier nahm der Vater, weil unser bisheriger Fuhrmann daheim nicht lange entbehrt werden konnte und die Mitnahme des eignen Wagens nach der Hauptstadt allzu große Kosten verursacht haben würde, Extrapost, die uns am andern Tage gegen Mittag wohlbehalten nach Dresden brachte.

Von unserm Vetter, einem kleinen, feingekleideten Manne mit glattrasirtem Gesicht, wurden wir sehr freundlich empfangen und aufs beste untergebracht. Wir hatten aus unserm Zimmer die schönste Aussicht auf die laubgrünen Linden, welche dieser breiten Straße der Neustadt ihren Namen gaben, und hier stundenlang am Fenster zu stehen und das bunte Treiben auf dieser großen Verkehrsader zu beobachten, das sich jeden Augenblick anders gestaltete, machte mir viel Vergnügen. Im ganzen aber waren die übrigen Eindrücke und die Masse des

Neuen und Ungewohnten, das an mich herantrat, für mein Alter zu überwältigend, als daß ich wirklichen Genuß davon hätte haben können. Es glitt alles an mir vorüber wie die Bilder in einer Zauberlaterne, fest haften blieb nur weniges und selbstverständlich nur das, was meine Fassungskraft nicht überstieg. Nur dunkel erinnere ich mich noch, daß ich an der Hand der Mutter durch hohe Säle schritt, deren Wände mit lauter Bildern behangen waren, die mir bange machten. Im Freien, auf der belebten Brühlschen Terrasse, im großen Garten oder gar in einer überdachten Gondel auf der Elbe fühlte ich mich ungleich wohler. Da hätte ich gern wochenlang leben mögen, nicht aber in den dunkeln Straßen, wo man vor Menschen kaum treten konnte und selten einer den andern beachtete oder gar grüßte.

In allen Sammlungen, wo es unendlich viel zu sehen und zu bewundern gab, ging es mir wenig besser als in der Bildergalerie. Das viele, nicht zu fassende Neue betäubte mich, und weil dem Auge viel geboten ward, konnte es sich an keinem einzelnen Gegenstande wirklich ergötzen. Darum freute ich mich, als die Thüren des Grünen Gewölbes, des Zwingers, des Zeughauses u. s. w. sich hinter uns schlossen und ich das Auge, über die prächtige Elbbrücke schreitend, wieder auf den malerischen Weinbergen mit ihren zahllosen Schlößchen, Häusern und Türmchen ruhen lassen konnte. In diese Berge und nach den waldigen Höhen, die stromaufwärts den lautlosen Strom so geheimnisvoll umgeben, lockte es mich unwiderstehlich, und hätten die Eltern mir angekündigt, sie wollten sich irgendwo in einiger Entfernung von der lärmenden Stadt, deren Inneres mich wenig ansprach, bleibend niederlassen, so würde ich sie wahrscheinlich jauchzend umarmt haben.

In einigen Tagen sollte mein Wunsch, die nächste Umgebung der Residenz etwas näher kennen zu lernen, wirklich in Erfüllung gehen. Unser Vetter, der seiner kaufmännischen Geschäfte wegen persönlich nur wenig für uns thun konnte und uns fast nur bei Tische zu Gesicht kam, ließ durch Freunde einen Ausflug nach der königlichen Sommerresidenz Pillnitz veranstalten. Es ward ein Wagen gemietet, der uns bei schönstem Wetter über Loschwitz und Laubegast, wo wir die fliegende Fähre bestiegen, nach Pillnitz führte. Hier ward zuvörderst der nahegelegene Borschberg — später „gebildet" der Porsberg geschrieben — mit seinen hübschen Anlagen bestiegen, von dessen Gipfel ein großer Teil der sächsischen Schweiz zu überblicken ist, und dann das königliche Schloß besichtigt, soweit dies eben gestattet war. Bei diesem Rundgange teilte man uns mit, daß Fremde die königlichen Herrschaften von einer Galerie herab speisen sehen könnten.

Einen König inmitten der Seinigen speisen sehen! Für einen guten Sachsen von damals konnte es kaum etwas Sehenswerteres auf Erden geben; denn der König, welcher für Volk und Land so herbes Ungemach ertragen hatte, war für gute Staatsbürger der Inbegriff alles Erhabenen und Verehrungswürdigen.

Zur festgesetzten Stunde fanden wir uns pünktlich auf der Galerie des sehr geräumigen Speisesaales ein, wo uns denn das Glück zu Teil wurde, die Majestät inmitten der königlichen Familie das Mittagsmahl einnehmen zu sehen. Daß ich sehr gerührt oder befriedigt worden sei von diesem Anblicke, kann ich mich nicht erinnern, das brachten viel besser die Läufer zu stande, welche abends in seltsamer Tracht dem königlichen Wagen mit Fackeln vorausliefen. Diese sonderbare Sitte, die entschieden etwas den Menschen entwürdigendes hatte, pflanzte sich auch noch auf Friedrich Augusts Nachfolger, König Anton, fort. Später — ich vermute mit Einführung der Konstitution — wurde sie abgeschafft. Wie kindlich naiv vom Volke die barbarische Gewohnheit des Königshauses, sich Läufer zu halten, aufgefaßt wurde, dürfte am besten durch die Bemerkungen illustrirt werden, die im Volke über die Läufer von Mund zu Mund gingen und allgemein geglaubt wurden. Man erzählte sich nämlich, die zu königlichen Läufern bestimmten Leute würden eigens für dies Geschäft zubereitet, indem man ihnen die Milz aus dem Leibe nähme, weil sie sonst an Milzstechen sterben müßten. Kein Mensch bestritt, daß sich die genannten armen Teufel einer so unnatürlichen Operation unterwerfen müßten, ich glaube vielmehr, daß es im allgemeinen für eine Ehre gehalten wurde, so besondrer Auszeichnung würdig erachtet zu werden.

8.

Kaum eine Viertelstunde von unserm Pfarrhofe entfernt lag der Schülerbusch, dessen ich schon gedacht habe. Es war dies ein hügliges, mit niedrigem Buschwerk bewachsenes Terrain, das im Osten an Ackergelände grenzte, im Westen aber ziemlich steil in ein fruchtbares Wiesenthal abfiel, welches die rauschende Mandau in weitem Bogen durchfloß. Der höchste Punkt des Schülerbusches gipfelte in einem steilen Hügel von geringem Umfange, der fast die Gestalt eines Riesengrabes hatte. Dieser Hügel, das große Horn genannt, erhob sich über einer steil zu Thal stürzenden Schieferwand, die an heißen Sommertagen ein wahres Brutnest von grünlich schillernden Eidechsen und züngelnden Blindschleichen war. Just am Rande dieser Felswand hielt der sagenhafte Doktor Horn ab und zu seinen mittäglichen Spaziergang oder ließ sich, auf der schmalen Kuppe des großen Hornes stehend, in der Sonne braten.

Im Schülerbusche gab es saftige Walderdbeeren die Menge und Haselnüsse im Überflusse, und da die Besitzer desselben — es waren zwei Bauern, von denen der eine in dem nahen Pethau wohnte — nur Wert auf Erhaltung des Buschwerkes legten, so durften sich die Kinder des Dorfes Beeren und Nüsse nach Belieben aneignen.

Bei schönem Wetter wurde der Schülerbusch von den Eltern, die wir stets begleiteten, sehr oft besucht, und zwar vorzugsweise, um die unvergleichlich

schöne Aussicht auf das nahe Grenzgebirge, die reichbebaute, mit Dörfern übersäte Landschaft und in weiterer Ferne auf die hochragenden, in violetten Duft getauchten Iserkämme zu genießen. Selbst im Spätherbst, wenn die Winde nicht allzu rauh wehten, bot ein solcher Spaziergang landschaftlichen Genuß, am meisten bei Sonnenuntergang; denn dann glühten die beschneiten kahlen Häupter des hohen Jeschken und der langgestreckten Tafelfichte in rosigem Licht und ließen uns die Pracht des Alpenglühens ahnen.

Alljährlich einmal wurde der Schülerbusch und das daran stoßende breite Thal der Schauplatz muntern, ja ausgelassenen Treibens und wilden Lebens. Die Schüler des Gymnasiums in Zittau veranstalteten nämlich, uraltem Herkommen folgend, am Tage der Ratskür einen solennen Auszug mit Fahnen, alten Degen, Hellebarden, Pistolen und sonstigem Gewaffen, um in freier Natur, in Busch und Thal einige Stunden lang ein lustiges Zigeunerleben zu führen. Man schlug an den Abhängen des Schülerbuschthales, meistenteils an dessen Nordabhange, der mit hohen, alten Kiefern bestanden war und ziemlichen Schatten gewährte, Zelte auf, lagerte sich darunter singend, johlend und rauchend, putzte sich räuberartig aussehend oder wenigstens phantastisch heraus und suchte in solchem Anzuge die nächsten Bauernhöfe auf, um für das zu haltende Festmahl unter freiem Himmel die nötigen Lebensmittel aufzutreiben. Hatten die Schüler gefunden, was sie suchten, so ging es an die Zubereitung der zusammengetragenen Lebensmittel, wobei sich die ausgelassene Schaar köstlich vergnügte. Dies Zigeunerleben dauerte bis Sonnenuntergang. Dann wurden die Feuer zwischen den Bäumen gelöscht, die Zelte abgebrochen, und unter fröhlichem Gesange traten die Gymnasiasten den Heimweg an. Wie es kam, daß dieser Auszug der Schüler am Ratskürtage ganz plötzlich nicht mehr gehalten wurde und für immer verschwand, kann ich nicht sagen. Der uralte Brauch war schon abgekommen, als ich das Gymnasium bezog. Nur in dem Namen „Schülerbusch," den Berg und Thal von diesem Besuche der Schüler des Zittauer Gymnasiums erhalten hatte, lebt die bereits halbvergessene Sitte noch fort.

Eines Tages im Sommer hatte der Vater mit meinem Bruder und mir das ganze Revier dieser Gegend abgelaufen, um in den umfangreichen Steinbrüchen der Südseite nach Dendriten zu suchen, die sich oft in überraschender Schönheit in dem zertrümmerten Gestein vorfanden. Bei dieser Beschäftigung überraschte uns ein Gewitter, das ungewöhnlich rasch vom Gebirge ins Land hereinzog und sich in heftigen Regen- und Hagelschauern entlud. Wir suchten in einer Felsspalte Schutz und ließen das Unwetter austoben. Um nun möglichst bald unser Haus wieder zu erreichen, da bereits ein neues Wetter hinter uns drohte, schlug der Vater einen wenig betretenen Fußsteig ein, der über eine steile Höhe, die Katzenstirn genannt, ins Thal hinunterführte. Dieser Pfad, an sich schon schlecht gangbar und eigentlich bloß zu begehen, wenn man sich halbrutschend an den überhängenden Büschen fortgriff, war vom Regen

schlüpfrig geworden. Das Unglück wollte, daß der Vater ausglitt und mit der ganzen Schwere seines Körpers auf den einen zurückgebogenen Fuß fiel. Es knackte, als bräche man ein Bündel Späne. Die Verletzung des armen Vaters war schwer und äußerst schmerzhaft. Dennoch richtete er sich nach und nach wieder auf, brauchte uns Knaben als Krücken und schleppte sich so mühsam nach Hause. Leider begegnete uns kein Mensch auf dem Wege, da es bald wieder zu regnen begann. Zwar war die Strecke, die wir auf grasigen Rainen zurückzulegen hatten, nur kurz, dennoch litt der Vater unsäglich, und da er wiederholt ruhen mußte, um Kraft zu schöpfen, so verging eine beträchtliche Zeit, ehe wir das Pastorat erreichten. Erst nach Stunden kam chirurgische Hilfe, und der Vater mußte wochenlang das Bett hüten. Der schlimme Knochenbruch ward nun zwar glücklich geheilt, allein es blieb eine Schwäche im Fuße zurück, die dem Vater zumeist auf seinen amtlichen Gängen, wie bei dem langen Stehen auf der Kanzel wie vor dem Altar oft recht hinderlich war. Bald gesellten sich gichtische Leiden dazu, deren energische Bekämpfung geboten schien, wenn der Vater ungestört und gewissenhaft sein mühevolles Amt weiter verwalten sollte. Wiederholtes Drängen des Arztes ließ ihn nach langem Widerstreben den Entschluß fassen, in den berühmten warmen Quellen von Teplitz Heilung des lästigen Übels zu suchen.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts waren Badereisen noch nicht Mode geworden; wer eine solche unternehmen mußte, that es ungern und gewiß nur notgedrungen. Und nun gar ein Beamter, ein Landgeistlicher, der bei sehr mäßiger Jahreseinnahme, die überdies noch von dem Stande der Getreidepreise abhing — das Dezemgetreide bildete damals noch die Haupteinnahme der Pastoren auf Bauerdörfern —, hatte sehr triftige Gründe, die Frage an sich zu richten, ob er eine solche außergewöhnliche Ausgabe sich auch erlauben könne.

Geld hatte in meiner Jugend mindestens drei- bis viermal so viel Wert als heutigen Tages. Wäre es anders gewesen, so hätten die meisten damaligen Beamten verhungern müssen. Entsprechend dem höheren Werte des Geldes ging man sparsamer damit um als jetzt und erhielt auch mehr dafür. Selbstverständlich kostete demnach auch eine Badereise nur etwa den vierten Teil dessen, was ein sparsamer Mann heutigen Tages für eine solche aufwenden dürfte.

Einmal entschlossen, das Opfer zu bringen, traf der Vater alle nötigen Vorkehrungen mit Ruhe und Vorsicht. Zuerst sorgte er dafür, daß die Gemeinde, die er für einige Wochen verlassen mußte, eines zuverlässigen Stellvertreters nicht entbehre. Später ward der erforderliche Urlaub erwirkt und zuletzt daran gedacht, wie sich die Reise nach dem so entlegenen Orte am billigsten einrichten ließe. Allein konnte und wollte der Vater die Reise ins Bad nicht antreten, da er sich unter lauter wildfremden Menschen, losgerissen von allen seinen Lieben, gar zu vereinsamt gefühlt hätte. Die Mutter konnte meiner

kleinen Geschwister und zum Teil auch der Wirtschaft wegen den Vater nicht begleiten. So wurden mein Bruder und ich dazu auserlesen. Zu uns dreien gesellte sich noch eine vierte, höchst wunderliche und in mancher Beziehung auch komische Persönlichkeit, in welche der Vater, ich weiß nicht genau warum, großes Vertrauen setzte. Allerdings kannte Lehmann — dies war des Auserkorenen Name — den Badeort, da er denselben früher schon besucht hatte. Er konnte deshalb als Ratgeber immerhin benutzt werden, wenn auch nur mit großer Vorsicht. Als Gefährte und Begleiter in Teplitz selbst aber war der Mann durchaus nicht zu empfehlen, da sein bloßes Erscheinen schon unter Unbekannten einen Zusammenlauf von Menschen hervorrufen konnte.

Dieser unser Begleiter und, wenn man will, Reisemarschall war an beiden Armen gelähmt. Obwohl von hoher Statur, ging er doch immer gebückt, das unschöne, blatternarbige, selten gewaschene, immer aber mit braunen Tabakstüpfeln bedeckte Gesicht vorgestreckt, gewöhnlich sehr rasch, indem seine langen, hagern Armee mit weitgespreizten Fingern fortwährend wie zwei Perpendikel hin- und herschlenkerten. Er war ein sehr eifriger Kirchgänger, der sogar keine der wöchentlichen Betstunden zu versäumen pflegte, beschäftigte sich daheim fast ausnahmslos mit Bibellesen, dachte in seiner Weise viel über Religion nach und unterhielt sich gern über kirchliche Angelegenheiten. Meinen Vater verehrte er als Prediger sehr, was er offen aussprach; deshalb erzählte er ihm auch manchmal den einen oder andern seiner originellen Träume, die er gleich selbst auslegte. So wunderlich diese Deutungen des wunderlichen Kauzes auch waren, der Vater hörte stets geduldig zu und blieb immer ernsthaft dabei.

Lehmann war ein Mensch fast ohne alle Bedürfnisse, zufrieden mit der dürftigsten Wohnung, der kümmerlichsten Nahrung. Wollte also jemand in Erfahrung bringen, wie man sich in der Fremde möglichst billig durchschlage, so mußte in dem eifrigen Kirchgänger, der stark zu den Herrnhutern hinneigte, die passendste Persönlichkeit gefunden sein. Als rüstiger Fußgänger hatte er selbstverständlich die fünfzehn Meilen bis nach Teplitz zurückgelegt und zwar in zwei Tagen, wie er uns mit großer Selbstzufriedenheit erzählte. Auch diesmal würde er in derselben Weise den Badeort aufgesucht haben, wäre ihm vom Vater nicht ein Platz auf dem Wagen, dessen wir uns bedienen wollten, angeboten worden. Stolz auf so große Ehre, nahm er das Anerbieten an mit dem Versprechen, uns auf der Rückreise, die auf des beredten Mannes wiederholtes Anraten zu Fuß gemacht werden sollte, den allerkürzesten Weg zu führen.

Wir Knaben versprachen uns viel Spaß von dem alten gelähmten Manne, der immer guten Humors war und Dinge aufs Tapet brachte, die wohl geeignet sein konnten, uns unterwegs die Zeit angenehm zu vertreiben. Der Vater hieß manches gut, was der Alte ihm vorsprach, und so wurde denn festgesetzt, daß man sich gegenseitig in Teplitz stets im Auge behalten und, wo es nötig sein möchte, mit Rat und That unterstützen wolle.

Die Bestellung der Pfarräcker mußte altem Herkommen gemäß die Bauernschaft unentgeltlich besorgen. Man nannte dies Spanndienste leisten. Das zur Pfarrei gehörige Acker- und Wiesenland war nicht unbedeutend. Ein Geistlicher, welcher sein gesamtes Feld selbst ertragsfähig hätte bebauen wollen, würde mehr Landmann als Pastor gewesen sein. Da sich eine gewissenhafte Amtsführung mit allzu vielen wirtschaftlichen Beschäftigungen schlecht vertragen hätte, verpachtete der Vater gegen mäßigen Preis etwa zwei Drittel des ihm zugehörigen Landes an sogenannte „Gärtner," wie man die kleinern Landbesitzer nannte, die sich den sehr ablehnenden, auf ihren alten Besitz stolzen Bauern nicht gleichstellen konnten. Durch diese Verminderung des zu bewirtschaftenden Landes konnten im Laufe des Jahres nicht alle Bauern zu den ihnen obliegenden Spanndiensten herangezogen werden. Von diesen ward dann gelegentlich eine Gefälligkeit verlangt, die gewöhnlich in dem Gesuche bestand, ein paar gute Pferde zu einer Spazierfahrt, sei's zu Wagen, sei's zu Schlitten, herzugeben. Zu diesem schon oft erprobten Auskunftsmittel nahm der Vater auch jetzt seine Zuflucht. Einer der bedeutendsten Bauern, der noch dazu wißbegierig war und nichts dagegen hatte, ohne irgend welche Baarausgabe ein Stück Welt zu sehen, spannte gern zwei seiner wohlgenährten Braunen vor, obwohl die unaufschiebbare Reise mitten in die Ernte viel. Den Wagen freilich mußte der Vater schaffen, und da blieb denn nichts übrig, als unsre gefährliche Staatskarosse mit den weifenden Rädern und andern kleinen Gebrechen notdürftig von Schmied, Stellmacher und Sattler ausbessern zu lassen. Das geschah, und wohlgemut traten wir die Badereise nach Böhmen an.

Wider Erwarten erreichten wir Teplitz am Abend des zweiten Reisetages ohne den geringsten Unfall, und stiegen zunächst in einem Gasthofe ab, den wir am nächsten Tage bereits mit einer sehr bescheidenen Mietwohnung vertauschten. Diese lag am Ringe bei einem Bäcker, ein nicht zu unterschätzendes Glück für uns, wie sich sehr bald zeigen sollte. (Fortsetzung folgt.)



Kleinere Mitteilungen.

Nochmals der Sprachverein. Zu den Gegnerstimmen, die sich gegen den deutschen Sprachverein erhoben haben, gesellt sich in dem neuesten Hefte der Preußischen Jahrbücher auch H. Delbrück — wieder einer aus Universitätskreisen. Es ist das nicht zu verwundern. Diejenigen beiden Kreise, denen die Bewegung, welche im Sprachverein zum Ausdruck kommt, am unbequemsten ist, sind die Kreise der Tagespresse und der Universitätsgelehrsamkeit. Beide haben bisher ungestört in Fremdwörtern geschwelgt und werden nun plötzlich aus dieser Schwelgerei aufgestört und darauf aufmerksam gemacht, daß nur der kleinste Teil der Fremdwörter, die ihnen bisher so glatt aus Mund und Feder gelaufen sind, — natürlich

abgesehen von wissenschaftlichen termini technici — wirklich nötig, bei weitem der größte Teil nichts als eine häßliche Verunstaltung unsrer Muttersprache sei, herbeigeführt durch schlimme Gewöhnung, Eitelkeit, Wichtigthuerei u. s. w. In einem dreiviertelstündigen Vortrag eines jüngern Universitätslehrers hörte kürzlich der Verfasser dieser Zeilen etwa dreißigmal das Wort Moment (das Moment!) und dreißigmal das Wort Faktor (außerdem noch etwa dreißigmal die neumodische Redensart „meines Erachtens"!). Aber während die Tagespresse sich im ganzen vorsichtig zeigt, nicht gerade jubelt über die Reinigungsbestrebungen (denn dazu würde die Sprachform ihres ganzen übrigen Inhaltes in zu schreiendem Widerspruche stehen), aber doch im ganzen freundlich darüber berichtet, bekämpft man in Universitätskreisen die Bewegung dadurch, daß man sie als eine von beschränkten Köpfen ausgehende Schrulle hinzustellen sucht. Wir können etwa kurz sagen: der Kampf gegen die Fremdwörter wird als eine Geistlosigkeit, die Fremdwörter in Schutz zu nehmen als geistreich ausgegeben. So verfährt auch Delbrück wieder. Er empfiehlt warm das Schriftchen Rümelins und macht bei dieser Gelegenheit ein paar wohlfeile Späße über den Sprachverein.

Das Kampfesmittel ist garnicht so dumm. Denn wer möchte nicht gern für geistreich gelten! Dennoch wird es nicht lange verfangen. Die Herren kennen weder die wirklichen Bestrebungen des Sprachvereins, sie haben nur ein bischen davon lauten hören, noch haben sie eine Ahnung von seinen Mitgliedern. Sie bilden sich ein, diese „Zweigvereine," diese „patriotischen Kränzchen" bestünden aus lauter Narren und Dummköpfen. Sie würden sich wundern, wenn sie die Mitgliederliste manches solchen Zweigvereins einmal vor die Augen bekämen!

Wer nicht sieht, daß die Bestrebungen gegen die grammatische Unsicherheit und die Geschmacksverwilderung, die in unsrer Sprache seit etwa dreißig Jahren eingerissen ist — noch in den vierziger und fünfziger Jahren wirkte unsre Klassikerperiode nach — und Hand in Hand damit der Kampf gegen den Fremdwörterrest, der unsre Sprache noch verunstaltet — hunderte sind wir ja schon los! —, wer nicht sieht, daß diese Bestrebungen kein Ausfluß einer beschränkten Deutschtümelei, sondern eines der erfreulichsten Zeichen und einer der wichtigsten Bestandteile der Erstarkung unsers Nationalgefühles sind, der ist einfach zu bedauern. Die Bewegung wird über ihn hinweggehen, schon dem nächsten Geschlechte werden Gegner wie Delbrück gänzlich unverständlich geworden sein.

In dieser Ueberzeugung bestärkt uns der Umstand, daß in den letzten Tagen neben die Zeitschrift des deutschen Sprachvereins gleichzeitig und ganz unabhängig von einander zwei weitere Unternehmungen getreten sind, die dieselben Ziele verfolgen: die Zeitschrift für deutsche Sprache, herausgegeben von Daniel Sanders (Hamburg, J. F. Richter) und — was das allerwichtigste ist! — eine Zeitschrift für den deutschen Unterricht, unter Mitwirkung von Professor Rudolf Hildebrand herausgegeben von Otto Lyon (Leipzig, B. G. Teubner). Der Jugend gehört die Zukunft! Unsre Jugend muß wieder deutsch reden und deutsch schreiben lernen, und deshalb müssen es vor allen Dingen die Lehrer wieder lernen, und sie werden es lernen. Die Selbsterkenntnis und der gute Wille regen sich allerorten kräftig.

Wir kommen auf die beiden neuen Zeitschriften, die wir einstweilen nur herzlich willkommen heißen wollen, ausführlicher zurück.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Deutscher Patriotismus vor hundert Jahren.

Seit dem Ausbruche der Revolution, deren hundertjährigen Gedenktag Paris im nächsten Jahre feierlich begehen wird, ist unser politisches Denken fast in allen Beziehungen so stark von Frankreich her angeregt und beeinflußt worden, daß uns darüber die Erinnerung an deutsche Männer und Schriften, die sich schon vor jenen Ereignissen und überhaupt wesentlich aus eignem Triebe mit staatlichen Fragen publizistisch beschäftigten, für geraume Zeit beinahe gänzlich verloren ging. Neuere Schriftwerke haben dem zwar vielfach abgeholfen, aber eine alles Wichtige zusammenfassende Darstellung des Entstehens und Wachsens eines politischen Sinnes, Strebens und Kämpfens der Deutschen vor der Revolution von 1789 fehlte bis jetzt, und so heißen wir den soeben erschienenen Versuch Woldemar Wencks, die Lücke auszufüllen, aufrichtig willkommen.*) Auf Grund reicher Belesenheit verfaßt, ist die Schrift mit ihrer vornehmen Objektivität, der es doch nicht an Wärme fehlt, und ihrer geschickten Gruppirung des Stoffes eine sehr dankenswerte Bereicherung unsers historischen Wissens. Sie ist dies in allen ihren sieben Abschnitten, von denen die beiden ersten von den Ansichten handeln, die in den Tagen unsrer Urgroßväter über die Grundlagen und Formen staatlichen Wesens, über Verfassungsfragen, über Fürsten und Adel, über Beschränkung der Regierungsgewalt, über Monarchie und Republik, über Mittel und Wege zur Besserung der bestehenden Verhältnisse auftauchten und sich entwickelten, und den Ursprung, die Hemmnisse, die Kämpfe und die zunehmende

*) Deutschland vor hundert Jahren. Politische Meinungen und Stimmungen bei Anbruch der Revolutionszeit. Von Dr. Woldemar Wenck, Professor an der Universität Leipzig. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1887. 276 S.

Bedeutung der deutschen Publizistik in dieser Zeit schildern, während der siebente Blicke auf die Eindrücke wirft, welche die französische Revolution auf die Geister in Deutschland machte, was alles mit zahlreichen und wohlgewählten Beispielen belegt wird. Von besonderm Interesse aber sind die Kapitel drei bis sechs, welche sich mit den verschiednen Gestalten beschäftigen, in denen sich in den Jahrzehnten zwischen dem siebenjährigen Kriege und der Revolution der Patriotismus der Deutschen kundgab, und so wollen wir hiervon ein Bild geben, so gut es sich in einer Zeichnung, die nur Umrisse liefern kann und viele charakteristische Züge weglassen muß, herstellen läßt. Es soll nur hinweisen auf das Buch; die Fülle der Einzelheiten, die Farben wolle man in diesem selbst suchen; es wird sich lohnen.

Kurz vor der Zeit, wo Deutschland, von der französischen Revolution erschüttert, derart zusammenbrach, daß eine nationale Fortdauer desselben beinahe als Unmöglichkeit erschien, regte sich in unserm Volke ein neues geistiges Leben und damit verbunden ein hoffnungsreiches Selbstgefühl. Man hatte sich auf dem Gebiete der schönen Literatur von den französischen Mustern befreit und besaß eigne Schöpfungen von höherem Werte. In der großen Bewegung der Aufklärung sah man sich jedem andern Volke gewachsen. Auch die Bereitwilligkeit deutscher Fürsten und Minister zu Reformen der Verwaltung nach Friedrichs des Großen Beispiel stand in vorteilhaftem Gegensatze gegen das, was man unter Ludwig XV. und XVI. in Frankreich bemerkte. Der siebenjährige Krieg endlich hatte nicht bloß in Preußen die Stimmung des Volkes gehoben und das Gefühl erzeugt, daß der Deutsche größeres leisten könne als seine Nachbarn. In dieser Empfindung seiner Kraft und seines Wertes erhoben manche schon Ansprüche, zumal da es nicht an deutlichen Zeichen mangelte, daß auch das Ausland die Deutschen höher zu achten begonnen hatte als bisher. Man fing in weitern Kreisen an, undeutsche Worte aus Sprache und Schrift zu verbannen, die germanische Mythologie statt der griechisch-römischen poetisch zu verwenden und sich aus der deutschen Vergangenheit Stoffe zu schriftstellerischen Arbeiten zu wählen. Auf den Fürstenstühlen sah man jetzt Männer, „die sich nicht zu groß dünkten, um deutsch zu sein.“ Erst in Wien, dann unter Friedrich Wilhelm II. auch in Berlin zeigte sich Interesse für deutsche Sprache und Literatur. Mit einstimmigem Beifall wurde es begrüßt, als man hier deutsche literarische Größen offiziell anerkannte, sich bemühte, der Akademie ein deutsches Gepräge zu geben, und eine deutsche Nationalbühne herzustellen versuchte. Sehr kräftig schlug Schlözer da, wo es sich um Weckung und Wahrung des nationalen Selbstgefühls handelte, den Ton an, den die Zeit verlangte — er, der in seiner Selbstbiographie von sich aus dem Jahre 1764 berichtet: „Deutschland! Zum ersten- und vielleicht auch zum letztenmale dachte ich mir unter diesem Namen eine Einheit — gar ein Vaterland.“ Oft geschah im Ausdrucke dieses jungen Selbstgefühls zuviel des Guten, in der That aber, von unserm

Standpunkte betrachtet, zu wenig. Es mangelte den Deutschen ein politisches Ganze, das sie als Leib ihres Gemeinlebens empfunden hätten wie die Franzosen und die Engländer ihr Staatswesen. Für das Alltagsleben des Einzelnen bot der Sonderstaat, dem er angehörte, Stoff und Grenze, und an den hiermit zusammenhängenden Interessen, Gewohnheiten und Erinnerungen nährte sich eine Menge partikularistischer Gefühle. Teils Pietät, teils träges oder trotziges Beharrenwollen beim Herkömmlichen verstärkten diese Sinnesweise, die sich da am undurchdringlichsten zeigte und am längsten erhielt, wo moderne Bildung nur spärlich eingedrungen war. Reichspatriotismus fand sich nur noch in den Reichsstädten hin und wieder, sowie in fränkischen und schwäbischen Landschaften, deren Teilung in eine Menge winziger, meist ohnmächtiger politischer Körper eine Beschränkung des Blickes auf das einzelne Territorium nicht aufkommen ließ, und bei denen der Gedanke an Kaiser und Reich schon durch die Betrachtung wach erhalten wurde, daß nur, sofern die Reichsverfassung erhalten bleibe, unter der Masse dieser kleinen gebrechlichen Staaten ein leidlich geregelter Zustand und einige Sicherheit vor dem Verschlungenwerden durch die größern Nachbarn gewahrt sei. Moser und von Soden sind Beispiele solcher Patrioten, aber selbst in Süddeutschland gab es deren nicht viele. Im Norden schlugen zwar gewaltige Worte von einem deutschen Vaterlande an das Ohr aller Gebildeten, nur schwebten sie jenseits der Wirklichkeit. Meinte Herder, als er 1778 vom Kaiser Josef ein solches Vaterland verlangte, nur Förderung einer Gemeinschaft der Deutschen in Bildung, Literatur und Glauben, so hatten Klopstock und seine Jünger allerdings mehr, aber doch keine konkrete Vorstellung vor Augen. Das damalige römische Reich deutscher Nation konnte keine Fassung für die deutsche Vaterlandsliebe abgeben, man mußte auf Armin und seine Cherusker zurückgreifen. In der Prosa der Gegenwart kam jenes Reich und seine Verfassung für den Preußen, den Sachsen, den Hannoveraner nur noch als eine Maschinerie in Betracht, vermittels deren der mächtigere Reichsstand über die Landesgrenzen hinaus Einfluß übte; sich selbst dem Reiche unterzuordnen, fiel wenigen ein. Wohl hatte Möser schon 1749 in Worten, die er seinem „Arminius“ in den Mund gelegt, mit einer praktisch realistischen Wendung über die Kleinstaaten hinweg nach einer deutschen Einheit hingewiesen, aber er nahm damit eine Stelle abseits von der herrschenden Strömung ein. Die Aufklärung, welche, während hoch droben in den Lüften die Vaterlandsgesänge Klopstocks und andrer überschwänglichen Barden rauschten, die Beherrschung des wirklichen Lebens beanspruchte, vermochte ihrem innersten Wesen nach am wenigsten Opferung der kleinen Verhältnisse zu Gunsten eines deutschen Vaterlandes zu fordern. Bei ihr trat der Begriff des letztern hinter dem Gedanken an die Menschheit zurück, wie er bei der Geistlichkeit, die früher die Vorstellungen des Volkes von der menschlichen Bestimmung und Pflicht beherrscht hatte, vor dem Gedanken an das Jenseits, das himmlische Vaterland, zurückgetreten war. Man war nicht blind gegen

den Nutzen der Vaterlandsliebe für den Staat, dem sie galt, aber die Menschheit, die Liebe zu ihr, das Streben, sie zu veredeln und zu beglücken, galt vielen der bedeutendsten Geister jener Tage als das Höhere. Weltbürgertum, Kosmopolitismus lautete die Losung. Lessing erklärte die Vaterlandsliebe für „eine heroische Schwachheit," die er „gern entbehre," Wieland nannte sie eine mit seinen Grundsätzen unverträgliche Leidenschaft, Schiller meinte, sie habe nur für unreife Nationen Wichtigkeit, der junge Goethe äußerte in seiner Kritik der Schrift, in welcher Sonnenfels sie eingeführt und gewissermaßen gezüchtet wissen wollte: „Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unsern Besitztümern zu ruhen, ein Feld, uns zu nähren, ein Haus, uns zu decken, haben wir da nicht Vaterland? Und haben das nicht Tausende und Tausende in jedem Staat? Und leben sie nicht in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen?" Man wird nicht erwarten dürfen, daß Männer mit solchen Ansichten besondern Wert darauf gelegt hätten, die Deutschen in einem gemeinsamen Staatswesen zu einer würdigern Gesamterscheinung gebracht zu sehen, als das deutsche Reich sie zeigte.

Einem politischen Nationalgefühle der Deutschen wirkte also von der einen Seite der Partikularismus, von der andern der Kosmopolitismus entgegen, jener in den breiten Schichten der Bevölkerung, sowie bei Beamten und Militärs, dieser unter denen, welche auf der Höhe der Bildung standen und ihre geistige Unabhängigkeit gegen nationale Beschränkung wahren zu müssen meinten. Inzwischen aber hatte sich in Preußen ein energischer Landespatriotismus entwickelt. Lange schon hatte hier unter Beamten und Offizieren ein Geist sich geregt, der die Sache des Staates als ihre eigne empfand. Unter Friedrich dem Großen bildete er sich weiter aus und ergriff auch andre Kreise der Bevölkerung, namentlich während des siebenjährigen Krieges. Dieser aber hatte ganz außerordentlichen Einfluß auf ganz Deutschland, sodaß man sagen darf, das deutsche Bewußtsein sei durch seinen Gang und den Sieg Friedrichs mit dem preußischen fast ganz verschmolzen worden. Das deutsche Kaiserhaus hatte während des Kampfes nicht bloß aus seinen außerdeutschen Besitzungen Kroaten und Panduren, sondern auch Russen, Schweden und den französischen Erbfeind in deutsche Lande, auch nichtpreußische, gebracht. Das Volk vermochte sich namentlich in diese plötzliche Franzosenfreundschaft nicht leicht zu finden, und tausende jubelten über Roßbach, obwohl dort auch Reichsvölker Schläge bekommen hatten. Gleim durfte in seinen Siegesliedern neben dem Franzmann getrost auch diese verspotten und in einem Atem von der „Bändigung des stolzen Wien" und der „Freimachung Deutschlands" singen. v. Schönaich, ein geborner Lausitzer und in kursächsischen Diensten gewesen, feierte Friedrich als den, welcher „dem ersten Hermann gleich unser schnödes Joch zerschläget und der stolzen Lilien Pracht vor dem Adler niederleget." Auch in späteren Er-

innerungen an den Krieg wird die glorreiche Gegenwehr gegen die Bundesgenossen des kaiserlichen Hauses als Kampf für ganz Deutschland, für das allgemeine Vaterland gedacht. Schlözer aber hatte schon 1759 an einen Freund geschrieben, da er Deutschland unter einem Herrn wünsche, möge es nun ... oder der König von Preußen sein, so träume er einen schönen Traum: wie letzterer, um seiner Feinde Herr zu werden, damit anfangen müsse, sich ganz Deutschland zu unterwerfen. An die Eindrücke des Krieges knüpfte sich sofort nach Beendigung desselben die Bewunderung der unermüdlichen Sorgfalt, mit welcher Friedrich für Wiederaufrichtung seiner erschöpften Lande thätig war, und vielfach wurde der preußische Staat noch mehr als früher ein Muster für die deutschen Nachbarn. Als dann der baierische Erbfolgekrieg Deutschland aufregte, fand die Rolle Preußens in dieser Angelegenheit, in der es das ihm einst so bitter verfeindete Sachsen neben sich hatte, nicht bloß bei den Reichsständen, sondern auch bei den Bevölkerungen warme Sympathie. Der protestantische Norddeutsche war durch Josefs Hinneigung zur Aufklärung nicht für Österreich umzustimmen. Wohl aber gewann sich Preußen im Süden zu den protestantischen Würtembergern, denen es ein Schutz für Verfassung und Kirche gegen ihren katholischen Herzog war, in Baiern ein katholisches Volk, das sich preußische Hilfe gegen die beabsichtigte Einverleibung in das katholische Österreich gern gefallen ließ. Allerdings fehlte es nicht an Gegenwirkungen gegen alles, was zu Preußens Gunsten sprach und gesprochen wurde. Aber dieselben schienen ihre Kraft zu verlieren, und was Preußen für Deutschland werden könne, schien über alle Erwartung zur Geltung kommen zu sollen, als 1785 der Fürstenbund gestiftet wurde. Man kann mit Wenck sagen: „Der Ausdruck Kaiser und Reich fand damals seine rechte Auslegung darin, daß man in der Gesamtheit der Reichsstände das Reich und die eigentliche Reichsgewalt, in der kaiserlichen Würde aber eine Macht erblickte, welche, gewissermaßen von außen dazutretend, mit den höchsten Ehren nur den Anspruch auf eine sehr engbegrenzte Mitwirkung in gewissen, ihr allein noch übrig gebliebenen Funktionen verknüpfte. Keine bessere Position als die jetzige mochte sich also Preußen wünschen, um, was noch von deutsch-patriotischen Empfindungen durch den Namen des Reiches angeregt werden konnte, sich zuzuwenden und sich daran eine Stärkung gegen den Kaiser zu schaffen. Und wie man in diesem Fürstenbunde glücklich über manche Klüfte hinwegzukommen schien, welche sonst allem gemeinsamen Schaffen im Reiche den Boden verdarben, wie man den ersten geistlichen Fürsten [Kurmainz] mit dem mächtigsten Fürsten des protestantischen Deutschlands sowie mit dem, der außerhalb Deutschlands den Thron der ersten protestantischen Großmacht einnahm, sich die Hände reichen sah, da mochte denn vollends diese Union als eine hoffnunggebende Erscheinung und als eine Schöpfung begrüßt werden, welche, unter Preußens Führung, aus allen Nöten heraus vielleicht zu einer Besserung deutscher Reichszustände zu führen vermöchte.“

Friedrich der Große starb schon ein Jahr nach Abschluß des Fürstenbundes. Die Bedeutung, welche Preußen durch dieses sein letztes Werk für die gemeindeutschen Angelegenheiten gewonnen hatte, schien durch die ersten Handlungen des Nachfolgers nicht nur nicht beeinträchtigt, sondern verstärkt werden zu sollen. Derselbe hatte sich schon als Prinz für den Fürstenbund interessirt, er schlug als König in nicht wenigen Worten und Maßregeln den deutschen Ton an, der zur politischen Lage stimmte, und lesen wir die Rede, in der ihn der Akademiker Engel an seinem ersten Geburtstage nach seiner Thronbesteigung feierte, so meinen wir wohl, in Berlin habe man damals nur noch einen Schritt zu thun gehabt, um in die Rolle, die Preußen in unsern Tagen beschieden war, einzutreten und die deutschen Mittel- und Kleinstaaten zu einem neuen Reiche um sich zu sammeln. Und doch wäre, wie unsre Schrift zeigt, dieser Schritt noch ein ungenügend vorbereiteter gewesen. Der Unterschied zwischen dem damaligen preußisch-deutschen Aufschwunge und unsrer Art, in vaterländischen Dingen zu denken und zu empfinden, ist ein gewaltiger. Dazu aber kam, daß sich schon drei Jahre nach Begründung des Fürstenbundes von Frankreich aus die ungeheure Springflut der Revolution ergoß, vor der Preußen und die deutsche Nation notdürftig ihre Existenz retteten.



Deutsch-böhmische Briefe.

7.



Zu Ende des vorigen Briefes faßte ich die Tendenzen der in ihm geschilderten Tschechisirung der böhmischen Gerichte in die Worte zusammen, nicht mehr Richter, ja nicht mehr Gerichtsdiener solle der Deutsche hier werden können; nur die Rolle des Verbrechers scheine ihm noch gebühren zu sollen. Die Sache ist ungefähr richtig, wenn dieser halsstarrige Deutsche nicht tschechisch lernen will, antwortet man uns; aber so lerne ers doch; unsre Leute mußten früher ja Deutsch lernen und versuchen das noch, so gut es gehen will. Das ist ein Rat, der sich vielleicht einigermaßen hören ließe für die Zukunft, der aber nicht für die Gegenwart paßt, wo die Sprachenverordnung vollständige Kenntnis der tschechischen Sprache voraussetzt, während es bekannte Thatsache ist, daß im geschlossenen deutschen Sprachgebiete Böhmens nicht zwei Prozent der Deutschen jene Sprache auch nur oberflächlich kennen. Eine gesetzliche Verpflichtung zur Erlernung

derselben bestand bisher nicht, ja „die Anwendung von Zwang zur Erlernung einer zweiten Landessprache" ist grundsätzlich ausgeschlossen. Dazu kommt, daß das Tschechische wie alle slawischen Idiome dem Deutschen außerordentlich schwer in den Kopf geht, und daß er namentlich im vorgerückten Alter kaum mehr imstande ist, seiner in Schrift und Wort genügend mächtig zu werden. Hätte manchen der Herren Tschechen in der Prager Journalistik oder im dortigen Landtage, die auf deutschem Boden geboren wurden, nicht der Zufall schon als Kind nach Tschechien gebracht, so wäre er nimmermehr zu der Übung in dessen Rede gelangt, welche ihn — wir denken an Pan Gregr, dessen Vaterstadt Steyr ist — befähigte, ein Führer der „Nation von Böhmen" zu werden und eine hervorragende Stelle unter den Schmutzschleudern einzunehmen, mit denen sie ihre deutschen Nachbarn bewirft. Die tschechische Sprache bietet der deutschen Zunge große Schwierigkeiten, und Gewaltmittel treiben sie nicht ein, machen sie vielmehr zu etwas Verhaßtem. Anderseits fällt die Erlernung des Deutschen den Tschechen auch nicht leicht, und wir wundern uns nicht, wenn der Abgeordnete Kraus 1884 im Wiener Reichsrate hervorhob, daß in einer Anzahl rein deutscher Bezirke Böhmens nicht wenige tschechische Gerichts- und Verwaltungsbeamte sich finden, welche das Deutsche nur radebrechen, und daß mancher katholische deutsche Bauer Böhmens fast nur deshalb nicht mehr die Kirche besucht, weil sein Ohr es nicht verträgt, wenn seine Muttersprache vom tschechischen Pfarrer oder Kaplan am Altare und auf der Kanzel gemißhandelt wird. Ein schlagender Beweis, wie es in den Kreisen der Justiz in dieser Hinsicht steht, war ein vom 27. November datirtes Rundschreiben des Prager Oberlandesgerichtes an sämtliche Gerichte seines Sprengels, wo „auf die in neuester Zeit so häufigen sprachlichen und orthographischen Fehler in gerichtlichen Ausfertigungen" hingewiesen und es den Gerichtsvorständen zur Pflicht gemacht wird, „diesen Übelständen entgegenzuwirken." Endlich noch eins. Könnte wohl irgend ein Tscheche mit einigem Recht und Gewissen behaupten, seine Sprache müsse in dem Sinne gleichberechtigt mit der deutschen sein, daß sie gleich an Wert für das höhere und niedere Leben wäre? Es würde das Lächeln aller Welt erwecken, es würde eine Stirn wie die des Herrn Gregr erfordern, wenn jemand etwas der Art behaupten wollte. Die tschechische Sprache, dieses künstlich wieder aufgeputzte Bauernidiom mit einer Literatur, die zum größten Teile in doppeltem Sinne Übersetzung oder Nachbildung deutscher Originale ist, kann nur von ärgster Einbildung und Anmaßung als gleichwertig mit der unsern bezeichnet werden. Abgesehen von ihrem innern Werte ist sie es auch aus äußern Gründen weder in Böhmen noch sonst in Österreich, noch in der Welt überhaupt. Der Deutsche des Böhmerlandes kann in jeder Beziehung seines bürgerlichen Erwerbes, seines wirtschaftlichen Lebens und seiner Ausbildung mit seiner Muttersprache vollkommen sich zurechtfinden, lernen, reisen und gedeihen, der Tscheche kann dies selbstverständlich nicht, und der kleine Mann

weiß das. Er hat Nationalgefühl wie seine Worthalter in der tschechischen Presse und Volksvertretung, aber er teilt deren Größenwahn und deren nationale Empfindlichkeit, die immer von Zurücksetzung des Tschechischen gegen das Deutsche perorirte, in keiner Weise, wenigstens da, wo Phrasen ihm nicht den Verstand ausgeredet haben, der seinen Nutzen erkennt. Der tschechische Fabrikarbeiter, der Handwerksgesell, der Bauer weiß den Wert der deutschen Sprache sehr wohl zu schätzen. Er freut sich, wenn er zum Soldaten ausgehoben wird, etwas von ihr zu lernen, welche die Sprache des Heeres, seiner Befehlshaber und seines Kaisers ist. Er geht als Dienstbote, als Lehrbursch, als Handarbeiter nach Wien, in eine andre deutsche Stadt, auch über die Grenze nach Schlesien, Sachsen oder Baiern, und er weiß von Vorgängern und Kameraden, was er dort, abgesehen von seinem Mangel an Baarschaft und seiner sozialen Niedrigkeit, zu erwarten hat, sobald er den letzten Ort hinter sich sieht, wo tschechisch gesprochen wird, was bei der geringen Ausdehnung des tschechischen Gebietes sehr bald eintritt. Der deutsche Arbeiter geht nur sehr selten nach tschechischen Gebieten, um Beschäftigung und Verdienst zu suchen, der tschechische sehr häufig nach deutschen, er wandert durch das ganze Reich, und wer dabei von Haus aus eine gewisse Kenntnis der deutschen Sprache im Kopfe mit sich führt, für den ist dies ein besseres Viatikum als die paar Gulden im Beutel, welche ihm Vater oder Mutter als Zehrpfennig mitgegeben haben. Damit aber vergleiche man den Antrag, der im böhmischen Landtage vom Abgeordneten Kwicala gestellt wurde und der nicht nur ein Muster nationaler Gehässigkeit und Unduldsamkeit ist, sondern nach dem soeben Gesagten als eine schwere Beeinträchtigung der Interessen des tschechischen kleinen Mannes erscheinen muß. Mit dieser Forderung der tschechischen Partei im Prager Landtage soll das natürliche Bedürfnis des Volkes, welches diese Herren zu seinen Vertretern gewählt hat, das Bedürfnis, welches sich dadurch äußert, daß arme Leute von tschechischer Nationalität in rein deutschen oder gemischen Gegenden ihre Kinder in die deutsche Schule schicken, um sich hier die deutsche Sprache anzueignen und damit ein Mittel zu besserem Fortkommen zu gewinnen, einfach kassirt werden, man will die Eltern außer Stand setzen, ihre Kinder in eine Schule zu senden, wo jener Zweck absolut nicht zu erreichen ist — alles zur größern Ehre des in Böhmen allein seligmachen sollenden Tschechentums, was auch durch den zweiten Zweck des Antrags gemeint ist, der darin besteht, einen Zustand vorzubereiten, bei welchem die gegenwärtig noch widerstrebenden deutschen Gemeinden gezwungen werden, tschechische Schulen zu errichten.

Dies bringt mich auf ein Thema, das nicht weniger ernst ist als das im vorigen Briefe erörterte. Hand in Hand mit der „Utraquisirung," d. h. der Tschechisirung der politischen Behörden, des Richterstandes, der Staatsanwaltschaften, der Handels- und Gewerbekammern, der Post- und Telegraphenämter u. s. w., geht die Errichtung tschechischer Volksschulen in den deutschen

Gemeinden Böhmens — auf Kosten dieser letzteren, die somit ihre Tschechisirung nicht bloß dulden, sondern obendrein noch bezahlen sollen. Unerhört! sagt der Leser. Unglaublich! Und doch ist es so. Am 19. März 1886 berichtete Dr. Hallwich im Abgeordnetenhause des Reichsrates über dieses Verfahren wie folgt: „Ein tschechischer Privatverein errichtet in einer deutschen Stadt eine Privatvolksschule. Nach allerkürzester Zeit hat ihr der Statthalter, d. h. der Landesschulrat, dessen Vorsitzender bekanntlich der Statthalter ist, das Öffentlichkeitsrecht erwirkt oder verliehen. Es dauert abermals garnicht lange, und der tschechische Verein kommt bei der deutschen Gemeinde um Übernahme dieser Schule auf Gemeindekosten ein. Die Gemeinde sträubt sich natürlich, und die Sache geht nun an den böhmischen Landesschulrat. Der Statthalter trägt der abgeneigten Gemeinde — womöglich telegraphisch — auf, binnen vierundzwanzig Stunden sich zu äußern, selbstverständlich nur pro forma sich zu äußern; denn sie mag sich äußern wie sie will, thun und lassen, was ihr beliebt, sie wird auf alle Fälle angehalten, die tschechische Schule auf Kosten der deutschen Stadt zu übernehmen und sich damit eine riesige neue Steuerlast aufzuhalsen — zu Gunsten der Kinder einer fluktuirenden, soviel wie keine Steuern zahlenden Arbeiter- und Handwerkerbevölkerung, sonst ehrenwerter Leute.“ Ein Beispiel für die Art und Weise, auf die es dabei mitunter zugeht, erzählte der Abgeordnete Funke dem böhmischen Landtage am 14. Oktober 1884 aus Leitmeritz. Hier wurde eine Eingabe mit hundertfünfundvierzig Unterschriften von Eltern tschechischer Kinder überreicht, welche um Übernahme der von der Matice skolska gegründeten Schule auf den Stadtsäckel bat. Geschwind kam vom Landesschulrate die Weisung an den Ortsschulrat, die erforderlichen Erhebungen vorzunehmen. Pflichttreue verlangte einige Gründlichkeit, und so ging die Sache nicht so rasch, als in Prag gewünscht wurde. Auch ergriff die böse Stadtvertretung Rekurs gegen die Maßregel. Weder dies noch die Bitte des Ortsschulrates um eine Frist für die Prüfung des Gesuches hatte Erfolg. Dabei kamen die Entscheidungen des hohen Landesschulrates so blitzschnell herunter, als ob es sich um das Wohl und Wehe von tausenden in ihren Interessen bedrohter Kinder handelte. Zuletzt mußte die Bezirkshauptmannschaft die Sache untersuchen, und siehe da, jetzt gebar der kreisende Berg eine Maus und daneben noch einige andre interessante Kleinigkeiten, z. B. etliche tschechische Schwindelmanöver. Zunächst hatten viele Unterzeichner nicht gewußt, um was sich die Frage drehte, und gemeint, es solle bloß festgestellt werden, daß ihre Kinder die tschechische Winkelschule besuchten. Dann ergab sich, daß statt hundertfünfundvierzig nur achtunddreißig tschechische Kinder, ja nach der Rechnung des Bezirksschulrates weniger als zwanzig vorhanden waren, und für diese sollte die Stadt in ganz unerhörter Weise belastet werden. Ob die Tschechenschule daraufhin Privatangelegenheit geblieben ist, kann ich aus dem mir vorliegenden Material nicht ersehen, darf es aber bezweifeln. Die Stadt-

gemeinde Reichenberg wurde auf Verlangen von hundertdreiundneunzig Tschechen mit dreihundertachtzehn Kindern gezwungen, die vom tschechischen Schulvereine gegründete Schule auf ihre Kosten zu erhalten, obwohl von den hundertdreiundneunzig Petenten viele garnicht im Stadtbezirke ansässig waren und viele andre, als der Streit zum Austrage gelangte, die Gegend ganz verlassen hatten. Es ist eben eine fluktuirende Bevölkerung, für welche so eifrig gesorgt wird. Reichenberg giebt jährlich 70273 Gulden für seine Schulen aus, und dazu tragen die Tschechen, welche eine eigne Schule beanspruchten, 200 Gulden und 99½ Kreuzer bei. Solche Tschechenschulen waren 1884 teils schon errichtet und von deutschen Gemeinden übernommen oder sollten nächstens übernommen werden in Trautenau, in Teplitz, in Dux, Saaz, Nürschan, Krumau und verschiedenen andern Orten. Auch darin liegt System: ein Netz tschechischer Volksschulen soll über Deutschböhmen ausgespannt werden, um dieses für das Tschechentum einzufangen. Das wird durch die natürliche Verschiebung der Nationalitäten begünstigt. Wie in andern deutschen Ländern Österreichs geht nämlich auch in den deutschen Gemeinden Böhmens die sogenannte einheimische Bevölkerung stetig zurück. In einer bestimmten deutschböhmischen Stadt — der Name thut nichts zur Sache — werden alljährlich nach Ausweis der Geburts- und Sterbelisten zweihundert Menschen mehr begraben als geboren. Nach den Ergebnissen der Volkszählungen von 1854, 1869 und 1880 steigt die Gesamtbevölkerung dieser Gemeinde in zehn Jahren um durchschnittlich fünftausend Seelen. Das heißt, da in demselben Zeitraume die Zahl der Einheimischen um zweitausend abnimmt, ist die Bevölkerung im Laufe eines Jahrzehnts durch Zuzug von auswärts und nur dadurch um siebentausend Seelen gewachsen. Woher aber kommt dieser Zuzug? Aus Deutschböhmen gewiß nur in sehr geringem Maße, da hier die Bevölkerung fast allenthalben auf die angegebene Weise sich vermindert. Aus dem Auslande wohl ebensowenig, weil die amtliche Statistik den Ausländer, worunter auch der Ungar verstanden wird, garnicht zählt. Die Vermehrung ist also dem Inlande, und zwar in der Hauptsache dem tschechischen Teile desselben, auf die Rechnung zu setzen. Das fand allerdings auch früher, namentlich seit dem Aufschwunge der böhmischen Fabriken und Kohlengruben, statt, denen die Tschechen ihre meisten Arbeiter lieferten. Nur besteht zwischen damals und heute ein wesentlicher Unterschied. Ehedem gingen die tschechischen Einwanderer aus dem Innern des Landes sehr rasch in der Bevölkerung der deutschen Städte an und in dessen Randgebirgen auf, in welchen sie ihr Brot gesucht und gefunden hatten. Sie schätzten sich glücklich, so schnell und so unauffällig als möglich in ihr zu verschwinden, sie schickten, als ob sich das von selbst verstünde, ihren Familienzuwachs in die deutschen Schulen, wo die Kinder bis zu ihrem siebenten Jahre so viel Deutsch lernten, daß sie die Unterrichtssprache verstanden. Die Folge war: die Kinder wurden germanisirt, und sie erblickten darin keinen Schaden, sondern einen Gewinn für

ihre Zukunft, eine Erhebung. Heutzutage verhält sich das ganz anders. Die in deutschböhmische Städte eingewanderten Tschechen schicken ihre Kinder nicht mehr in die dortigen deutschen, sondern in die der Bürgerschaft aufgenötigten tschechischen Schulen, und diese junge Generation lernt nicht mehr Deutsch. Neben der Schule wird eine tschechische „Beseda" (Club) eingerichtet, in der tschechisches „Nationalgefühl," d. h. fanatischer Dünkel und Deutschenhaß, gesät und gepflegt wird, und deren Mitglieder wieder und immer wieder durch Reden und Zeitungen belehrt werden, daß der Tscheche im Lande der Gebieter, der Alleinberechtigte und daß der Statthalter sein gnädigster Herr Gönner ist, der sich allerwegen angelegen sein läßt, ihm diese Macht und Berechtigung zu wahren und zu mehren. So sehen wir denn, daß im Verlaufe von etwa zehn oder zwölf Jahren die deutsche Gemeinde zu einer tschechischen Bevölkerung von mehreren tausend Köpfen gekommen ist, sie weiß nicht recht, wie, aber sie bekommt's sehr bald zu fühlen — am Beutel; sie ist gewachsen, aber größtenteils am Proletariat. Noch ist sie nicht ganz tschechisirt, aber die ersten Schritte dazu sind gethan: die vormals reindeutsche Gemeinde ist eine sprachlich gemischte geworden — wie der Herr Statthalter mit der Mehrheit des Landtages meint, und wie nur die Verstocktheit der Minderheit nicht zugestehen will, nach welcher die Gemeinde aus den seßhaften und steuerzahlenden Bürgern besteht, die ein Interesse am Wohle des Ganzen haben, nicht aber aus besitzlosem Volke, welches bald hier, bald da sein Brot sucht und nur verlangt, nichts zu geben hat.

„In Böhmen — so zitirte Hallwich in seiner zuletzt erwähnten Rede —, in Ungarn, überall geben die Deutschen ihren Besitzstand auf. So wird uns vorgeworfen — fuhr er fort —, und leider nicht ganz mit Unrecht. Ich könnte ihnen eine ganze Reihe von böhmischen Städten aufzählen, die vor kaum vierzig Jahren eine, wenn nicht ausschließlich, so doch überwigend deutsche Bevölkerung hatten und heute stockböhmisch sind, lediglich infolge der Errichtung von tschechischen Volks- und Mittelschulen, welche diese Bevölkerung deutschen Ministerien verdankt. Sie sind für uns verloren, diese Städte. Und was in Jitschin, in Königinhof, in Czaslau u. s. w. möglich gewesen ist, das soll jetzt auch möglich werden in allen von Uranfang an deutschen Städten des Landes, in Trautenau, Hohenelbe und Arnau, in Reichenberg, Friedland, Leipa, Rumburg, Schluckenau u. a. Wir aber sagen: Das soll und darf nimmer geschehen. Wir werden es zu hindern wissen. Das sind wir uns und unsern Kindern schuldig."

Gestatten Sie, daß ich auf noch etwas aufmerksam mache. Es betrifft das gewerbliche Unterrichtswesen. Dasselbe blühte in Böhmen schon vor hundert Jahren; denn bereits unter Maria Theresia und Josef II. gab es hier hunderte von gewerblichen und landwirtschaftlichen Fach- und Fortbildungsschulen. Die Reaktion vernichtete sie, die neuere Zeit hob diesen Zweig des Unterrichts von neuem. In den fünfziger Jahren entstanden gewerbliche Fachschulen in Reichenbach und Steinschönau aus eigner Initiative dieser Orte. Erst zwei

Jahrzehnte später traten solche Anstalten in Haida, Gablonz, Rumburg, Aussig, Dux, Teplitz und anderwärts hinzu, auffallenderweise fast nur in deutschen Städten. Und warum gerade hier? Erstens, weil das Kunstgewerbe und die Großindustrie Böhmens, für welche die ersten dieser Institute geschaffen wurden, sich meist in deutschen Händen befinden, und zweitens, weil das Handelsministerium die von ihm an die Errichtung derselben geknüpfte Bedingung einer Unterstützung durch die betreffenden Gemeinden mit Hergabe der Lokalitäten, der Heizung, Beleuchtung und dergleichen nur in deutschen, niemals in tschechischen Orten erfüllt sah. So giebt es jetzt in Böhmen einundachtzig gewerbliche Fortbildungsschulen, und davon fallen 55 Prozent allein auf den Bezirk der Reichenberger Handels- und Gewerbekammer, welche bekanntlich weit überwiegend deutsch ist. 1881 wurde das gewerbliche Unterrichtswesen dem Unterrichtsministerium zugeteilt, 1882 wies ein Erlaß des damaligen Vorstandes desselben die Handels- und Gewerbekammern an, sich fortan in Betreff der Errichtung und Verwaltung der Gewerbeschulen direkt mit ihm in Verbindung zu setzen. Dies geschah, gefiel aber dem Statthalter durchaus nicht. Denn wenn auch von den fünf Handels- und Gewerbekammern Böhmens dank einer neuen Wahlordnung drei bereits einer tschechischen Majorität preisgegeben worden sind, so existiren immerhin noch zwei deutsche, und das ist zu viel, und so verlangte im Februar der Statthalter, daß ihm ein „Beirat" für die Angelegenheiten des gewerblichen Unterrichtswesens an die Seite gestellt werde. Das sieht harmlos aus, die Deutschen wissen aber, was es bedeutet. Die deutschen Handels- und Gewerbekammern sollen künftig in der Sache einfach umgangen und nicht mehr gehört werden, der Statthalter soll mit seinem „Beirat" maßgebend sein, er, der alles, was er anfaßt, vom tschechisch nationalen Standpunkte entscheidet und behandelt. Räumt man ihm das ein, so wird hinfort schwerlich ein deutscher Lehrer an eine böhmische Gewerbeschule berufen werden, und die Befürchtung ist nicht ohne Grund, daß in andern Beziehungen Maßregeln erfolgen werden, welche eine schwere Schädigung des mit großen Opfern ins Leben gerufenen und hochentwickelten gewerblichen Fachschulwesens des Landes, namentlich Deutschböhmens, einschließen.

Noch ist man in diesen Dingen wie in vielen andern nicht soweit, daß das Ideal der Tschechen und ihrer Patrone verwirklicht wäre. Die Deutschböhmen wehren sich gegen den konzentrisch gegen ihre Nationalität gerichteten Angriff der Slawen seit einigen Jahren ebenso mannhaft als geschickt, und alle Parteien derselben sind jetzt darüber einig, daß es vor allem gilt, das Volkstum zu schützen, was auch die „Deutschösterreicher" dabei noch für Hintergedanken haben mögen. Jedenfalls thun auch die letztern jetzt, was sich auf parlamentarischem Wege thun läßt. Ich werde diesen Kampf der Deutschen mit den Tschechen mit Ihrer Erlaubnis in ein paar weiteren Briefen nach seinen Waffen und Wegen, seinen Erfolgen und Niederlagen schildern. Für heute sei schließlich nur

noch hervorgehoben, daß der Kampf den Tschechen auch dadurch wesentlich erleichtert wird, daß der böhmische Klerus beinahe durchgehends auf ihrer Seite steht, und zwar ist das sowohl von dem hohen wie von dem niedern zu behaupten. Wie seit Jahren schon von der Regierung, wie täglich mehr von der Beamtenschaft, so sind die Deutschen auch von einem andern natürlichen Bundesgenossen verlassen worden, von ihrer Geistlichkeit. Man stellt das mit dem Hinweise darauf in Abrede, daß die Kirche nichts von Nationalitäten wisse, sondern nur von der Christenheit, und das ist in der Theorie nicht unrichtig, nicht aber in der Praxis. Rom nahm häufig Partei für die kleinern Nationalitäten in großen Staatsverbänden, weil diese sich von ihm leichter beherrschen ließen als die stärkeren. Es wirkte kräftig mit zur Losreißung Belgiens, indem es die Flämingen durch die Jesuiten bearbeiten ließ. Es schürt den Brand in Irland, es that eine Zeit lang, was es konnte, um die preußischen Polen in ihren Plänen zu fördern, es hat sich immer offen oder insgeheim auf die Seite der polnischen Verschwörer in Westrußland gestellt, und es verhält sich ähnlich zu den Tschechen, welche das nationale Vorland der im deutschen Reiche geeinigten Nation bedrängen und aus dem kleinen Tschechien ein großes zu machen streben, welches ganz Böhmen und Mähren umfassen soll, aber immer noch so klein sein würde, daß es, losgetrennt von den benachbarten deutschen Gebieten, leicht bei Gehorsam zu erhalten wäre. Es gab eine Zeit, wo die katholische Geistlichkeit in Böhmen und im übrigen Österreich großenteils deutsch empfand und handelte. Aber die alten Josefiner sind hier jetzt zu Seltenheiten geworden. Auf der deutschen Linken sitzt im böhmischen Landtage gar kein Geistlicher, im Abgeordnetenhause des Reichsrates nur ein einziger — Posselt. Im großen und ganzen steht die katholische Geistlichkeit Böhmens dem dortigen katholischen deutschen Volke — allerdings auch, weil Kanzel und Altar selbst in Deutschböhmen vielfach von Tschechen bedient werden — als eine Phalanx politischer und nationaler Feinde gegenüber. Es ließen sich Beispiele von Hetzkaplänen in Menge vorführen, und ich werde später einige davon nennen. Für jetzt nur noch ein paar Worte Hallwichs über die Folge dieses unnatürlichen Verhaltens. „Bereits beginnt das Volk über seinem nationalen und politischen Gegner den katholischen Priester zu übersehen,“ sagte dieser warme Vertreter des Interesses der Deutschen im Wiener Abgeordnetenhause (Sitzung vom 19. April 1886). „Trotz aller Bevormundung, trotz mehr als hundertjähriger Zensur weiß unser deutschböhmisches Volk sehr genau, wie es katholisch gemacht, wie ihm der Katholizismus eingeprügelt wurde... Wenn man in Oberösterreich Stefan Fadinger und seine Genossen, wenn man die Leichenhügel vergessen haben sollte, die dort der Katholizismus zur größern Ehre Gottes aufhäufte — bei uns kennt man die Geschichte der katholischen Gegenreformation... Seien wir offen. Fast nur aus Bequemlichkeit, fast nur aus Sorge vor allzu großen Geldauslagen ist in Böhmen hie und da der eine katholische Deutsche, da und dort

eine katholische Gemeinde noch nicht zum Altkatholizismus oder zum Protestantismus übergegangen; nicht religiöse Überzeugung hat es verhindert. Wenn Altkatholizismus und Protestantismus nicht schon größere Fortschritte bei uns gemacht haben, so steht dem zunächst der bedauerliche, aber sehr erklärliche konfessionelle Indifferentismus entgegen... Noch lebt Religiosität in unserm Volke, aber, meine Herren, die katholische Konfession ist ihm nicht gerade ans Herz gewachsen. Es hat vor allem ein deutsches Herz. Vielleicht bringt die Regierung diese Bevölkerung glücklich auch noch dahin, die letzte Hülle abzustreifen, welche dieses deutsche Herz zu verbergen scheint."



Und immer wieder zur Schulreform.



Es ist bezeichnend für die herrschenden pädagogischen Anschauungen, daß der Verfasser einer kürzlich erschienenen „Hygiene des Unterrichts"*) die Berechtigung der Medizin, d. h. der Gesundheitswissenschaft im weitesten Sinne des Wortes, in Erziehungsfragen mitzureden, erst nachweisen zu müssen glaubt. Da in der That die Erziehung kein andres Ziel hat als die möglichst vollkommene, gleichmäßige Ausbildung aller Fähigkeiten, die höchste seelische Gesundheit des Menschen, und da die seelischen Funktionen während des irdischen Lebens unauflöslich mit dem Körper verknüpft sind, so sollte es selbstverständlich scheinen, daß die Erziehungswissenschaft von der Kenntnis des Organismus und der seinen Lebensäußerungen zu Grunde liegenden Gesetze auszugehen habe. Dasselbe gilt vom Unterricht als Teil der Erziehung. Leider entspricht die thatsächliche Entwicklung unsers Unterrichtswesens dieser Voraussetzung sehr wenig. Der Lehrplan unsrer Schulen, namentlich der höhern, bietet ein buntes Spiegelbild alles dessen, was seit ungefähr vierhundert Jahren dem jeweiligen Bildungsbedürfnis als angemessen gegolten hat, und indem man einerseits auf jeder Stufe dieser Entwicklung neben den notgedrungenen Zugeständnissen an die Anforderungen der Zeit den überlieferten Lehrstoff pietätvoll bewahrte, anderseits den letztern, soweit er innerlich nicht mehr berechtigt war, durch äußere Gründe und durch naturwidrige Anpassung der Unterrichtstheorien und Methoden zu rechtfertigen und zu stützen suchte, entstand allmählich jene das natürliche Bedürfnis gänzlich außer Acht lassende Prinzipienlosigkeit sowohl in der Auswahl der Lehr-

*) Grundzüge einer Hygiene des Unterrichts. Von Dr. Wilhelm Löwenthal, Agr. Professor an der Akademie zu Lausanne. Wiesbaden, J. F. Bergmann, 1887.

gegenstände als auch in Bezug auf die wahren Ziele und Wege des Unterrichts überhaupt, jener Zustand der Überbürdung, der in steter Wechselwirkung der steigenden Anforderungen und der natur- und gesundheitswidrigen Art ihrer Befriedigung eine gleichzeitige Abnahme der Erziehungsergebnisse wie der körperlichen und geistigen Gesundheit unsrer Jugend aufweist.

Die Wahrnehmung dieser Thatsachen hat zu einer Bewegung gegen die herrschenden Schuleinrichtungen geführt, die von Tag zu Tag an Umfang wächst. Bisher bewegte sich aber die Erörterung vorwiegend in einer negativen Kritik der bestehenden Verhältnisse. Es ist das Verdienst und die Bedeutung des vorliegenden Buches, die Frage mit Erfolg auf das Gebiet positiver Verbesserungsvorschläge hinübergeleitet zu haben: der Verfasser bietet nichts weniger als einen in seinen Grundzügen gelungenen Versuch einer entwicklungswissenschaftlichen Begründung der notwendigen Unterrichtsreformen. Das Buch, eine Sammlung von sieben in Genf und in Bern gehaltenen Vorträgen und Vorläufer eines, hoffentlich bald erscheinenden, umfassenderen Werkes über die gesamte Erziehungshygiene, ist nicht nur für den Schulmann und den Mediziner, sondern für jeden Gebildeten lesbar und nützlich. In unsern Augen kein geringer Vorzug. Denn darauf kommt es hauptsächlich an, diejenigen, für welche eine Unterrichtsreform von der höchsten Bedeutung ist und welche im allgemeinen allen einschlägigen Fragen seltsamerweise am gleichgiltigsten gegenüberstehen, die Eltern der heranwachsenden Jugend, für die neuen Ideen zu gewinnen und so durch den Druck der aufgeklärten öffentlichen Meinung die Beseitigung eines unhaltbaren Zustandes zu beschleunigen.

Die leitenden Gedanken des Buches sind folgende. Nach den Grundlehren der Biologie sind seelische Funktionen nicht nur zum Leben notwendig, sondern in ihrer angemessenen, weder gewaltsam gehemmten noch gesteigerten Bethätigung eine unerläßliche Bedingung des Wohlbefindens. Es ist also die Aufnahme von Eindrücken, das Festhalten und Ordnen der Eindrücke zu Begriffen, die Anwendung der gewonnenen Begriffe zu gleichartiger Verarbeitung neuer Eindrücke, mit einem Worte der Vorgang des Lernens zum Zwecke des Wissens ein ebenso naturnotwendiges Bedürfnis des Menschen wie Essen und Trinken zum Zwecke der leiblichen Ernährung. Wie die Bestandteile des aufgelösten Nährstoffes das körperliche Zellengewebe neubildend und ersetzend aufbauen und in lebendigem Flusse der Entwicklung erhalten, so kann auch die Seele nur leben und wachsen in der ununterbrochenen Verarbeitung der auf sie eindringenden Anschauungen und Erfahrungen zu Begriffen, die in steter Wechselwirkung und Verknüpfung mit den jeweilig vorhandenen Begriffen den schon gewonnenen Wissensschatz fortwährend läuternd umsetzen und vermehren.

Aus dieser Auffassung des Lernens als eines geistigen Ernährungsprozesses ergeben sich die allgemeinen Grundsätze über das Was und das Wie des Unterrichts. Der geistige Nährstoff muß vor allem verdaulich, d. h. in seinen

Elementen, den einzelnen Anschauungen und Erfahrungen, überhaupt sinnlich zugänglich sein; er muß ferner der jeweiligen Verdauungsfähigkeit entsprechen, d. h. auf jeder Stufe des Unterrichts Anknüpfungspunkte in dem bis dahin erworbenen Wissen finden; er muß dabei aber zugleich das Nahrungsbedürfnis wirklich befriedigen und nicht durch falsche Diät abstumpfend, sondern anregend auf den natürlichen Trieb wirken, d. h. wirklich neues bieten und in Auswahl, Form und Menge des Gebotenen der Richtung und den Grenzen des natürlichen Bedürfnisses Rechnung tragen; er muß endlich gesunde Speise, d. h. wahrhaftes Wissen, Kenntnis des wirklichen Verhaltens der Dinge sein. Da ferner der geistige Stoffumsatz gleich dem körperlichen nur durch Selbstthätigkeit bewirkt werden kann, da für einen andern denken genau so unmöglich ist, wie für einen andern essen und verdauen, so ist die Lehrthätigkeit vor allen Dingen so einzurichten, daß alles Wissen das Ergebnis eigner Geistesarbeit des Lernenden ist: der wahre Unterricht ist in letzter Linie Anleitung zum Selbstbeobachten- und Selbstdeutenkönnen.

Aus der Physiologie des geistigen Stoffumsatzes ergiebt sich ferner die für eine gründliche Reform des Unterrichts notwendige Beschränkung der Aufgaben der Schule. Die Schule darf nie ausschließlich eine Unterrichtsanstalt sein, „wo auf ähnliche Weise Wissen erworben werden kann, wie man im Laden die vorrätigen Waaren gegen Zahlung erwirbt," wo eine den Gesetzen der geistigen Ernährung widersprechende aufgezwungene Lernpein die angeborene Lernfreude systematisch erstickt. Dies ist leider der Fall bei einem großen Teile dessen, was der Lehrplan unsrer höhern Schulen fordert. Der charakteristische Faktor unsers modernen Humanismus, der formale Sprachunterricht, arbeitet mit Begriffen, die für das kindliche Auffassungsvermögen zu abstrakt, zu kompliziert und erfahrungsmäßig nichts weniger als anregend und interessant sind, er mißbraucht das „weichere" Kindergehirn jahrelang zu der gewaltsamen „Einprägung" der Formalien, ja verabscheut geradezu das „zu frühe Räsonnement als gedächtnisschwächend"! Die Schule soll ferner nicht dadurch auf das Leben vorbereiten, daß sie durch Pflege der verschiedenartigsten Spezialkenntnisse dem Zögling jeden etwa später einzuschlagenden Berufsweg zu ebnen sucht oder mit besondern Vorrechten verknüpfte einseitige Bildungsziele verfolgt; sie hat die Vorbereitung zu jedem speziellen Wissen nur zu suchen in der naturgemäßen Entwicklung der angebornen allgemeinen Fähigkeiten zum Erwerbe eines solchen, in der harmonischen Ausbildung aller Seelenkräfte. Und da der Bethätigung der Seelenkräfte bei allen Menschen dieselben Gesetze zu Grunde liegen, so hat die Schule die Erfüllung ihrer Aufgaben überall mit gleichen Mitteln, auf gleichem Wege zu erstreben, sie muß eine Einheitsschule im strengsten Sinne des Wortes sein, eine Stätte der Erziehung durch Unterricht, die allen ohne Unterschied des Geschlechts und des Standes dieselbe allgemein menschliche Bildung, wenn auch in verschiednen Abstufungen, vermittelt.

Welches sind nun im einzelnen die Wissenszweige, die in das Gebiet der Schule fallen? Der Verfasser unterscheidet hier zunächst von den eigentlichen Lehrgegenständen die sogenannten Lernwerkzeuge. Es sind dies die Muttersprache in logisch und grammatisch richtiger Anwendung; Lesen und Schreiben; elementares Rechnen; elementares Zeichnen, soweit es befähigt, eine Anschauung bildlich festzuhalten und mitzuteilen. Es sind dies in weiterm Sinne auch die fremden Sprachen. Alle diese Gegenstände sind unbedingt notwendig zur Vermittlung der Kenntnis des wirklichen Verhaltens der Dinge, sie sind nur durch eigne Anschauung und Übung zu lernen und zu beherrschen und deshalb vor den eigentlichen Wissensgegenständen anzueignen, beziehungsweise neben denselben zu üben. Sie können zwar zu direkten Mitteln geistiger Ausbildung vertieft werden, und werden, wie z. B. die Sprachen und das Rechnen, auf vorgeschrittener Stufe des Unterrichts in gewisser Beziehung auch als solche behandelt werden müssen. Aber vorwiegend soll die Schule dieselben nur als Mittel zum Zweck betrachten und ihre Aneignung auf empirischem Wege, durch Nachahmung und Übung bis zum Können bewerkstelligen.

Die Auswahl der eigentlichen Wissensgegenstände geschieht nach dem Grundsatz, daß der Bildungswert derselben wächst mit ihrer nähern und fällt mit ihrer entferntern Beziehung zum Menschen. Im Brennpunkte des Unterrichts stehen demnach die Geschehnisse im Leben, in der Umgebung, auf dem irdischen Wohnort des Menschen, oder die Kulturgeschichte der Menschheit im umfassendsten Sinne, mit allen ihren Ausstrahlungen und Hilfswissenschaften: die allgemeine Naturlehre, die in der Beobachtung der Lebensbedingungen der umgebenden Tier- und Pflanzenwelt ihren Ausgangspunkt und in der Gesundheitslehre und der durch physikalische und chemische Kenntnisse begründeten Einsicht in die alltäglichen Vorgänge der Natur ihren Abschluß findet; die Geschichte als Geschichte der menschlichen Kulturarbeit, die von der richtigen Auffassung der Gegenwart zum Verständnis der Vergangenheit in anschaulichen Bildern hervorragender Menschen und Zeiten mit möglichst geringer Berücksichtigung der Daten fortschreitet; die Geographie, nicht als Erdbeschreibung, sondern als Erdkunde, welche die durch Anschauung der nähern Umgebung gewonnenen Grundbegriffe zum genauen Einblick in das allgemeine Verhalten der ganzen Erdoberfläche erweitert; die Religion, nicht eine in der Zugrundelegung des abstrakten Gottesbegriffes, im Widerspruch zwischen Überlieferung und Wirklichkeit unpädagogische, einseitige Ausbildung für eine bestimmte Konfession, sondern eine praktische Moral, welche das unmittelbare Gefühl des Kindes von der Notwendigkeit eines normalen Gegenseitigkeitsverhältnisses unter den Menschen durchbildet zum lebendigen und klaren Bewußtsein seiner Stellung gegenüber dem Ganzen — eine Moral, die den grundsätzlichen Zwiespalt zwischen der vom Christentum geforderten bedingungslosen Selbstverleugnung und dem überall auf Bethätigung des Ich dringenden wirklichen Leben nicht unnötig verstärkt

und zugleich innerhalb des Rahmens der von der Schule mitzuteilenden allgemein menschlichen Bildung bleibt.

Auf dieser Grundlage soll sich die zukünftige Einheitsschule aufbauen. Der Verfasser denkt sich dieselbe in drei Abstufungen. Die Unterstufe lehrt die Kenntnis und Handhabung der unentbehrlichen Lernwerkzeuge, eingeschlossen etwa die Elementarkenntnis einer lebenden fremden Sprache; sie lehrt allgemeine praktische Naturkunde in Anwendung auf Feld und Wald, auf die Haustiere und den eignen Körper; sie giebt neben einer genaueren geschichtlichen und geographischen Kenntnis des Vaterlandes einen Überblick über den Kulturgang der Menschheit, über die Gestaltung und die Bodenerzeugnisse der Erde und das Leben und Treiben ihrer Bewohner, sie lehrt, indem sie die konfessionelle Ausbildung der Kirche und dem Hause überläßt, als Grundlagen der Moral Pflichttreue, Wahrhaftigkeit, Vaterlandsliebe, Nächstenliebe. Die unterste Stufe führt den Schüler bis ins zwölfte Jahr. Von hier tritt er, mit Aufhören des Schulzwanges, entweder ins praktische Leben oder in die Mittelschule.

Diese lehrt die zweite lebende fremde Sprache und Latein, d. h. die Fähigkeit, ein dem Verständnis des Schülers angemessenes Buch in lateinischer Sprache zu lesen. Im übrigen baut die Mittelschule auf den in der untersten Stufe gelegten Grundlagen weiter. Die unterste Stufe hat das richtige Beobachten- und Deutenkönnen der Dinge innerhalb des nächsten und näheren Vorstellungskreises gelehrt; die Mittelstufe erweitert das gesund entwickelte Abstraktionsvermögen in Bezug auf das Ferne und Vergangene; sie giebt einen genaueren Einblick in die Naturvorgänge und in die Entwicklungsgeschichte der Menschheit mit den wesentlichen Einzelheiten, die diesen Einblick ermöglichen.

Die Oberstufe endlich bereitet vor zum speziellen wissenschaftlichen Studium auf der Universität oder technischen Hochschule. Sie leitet zum wissenschaftlichen Denken und Arbeiten an. Ihr Ziel ist die umfassende Kenntnis der Entwicklungsgeschichte der Menschheit, die Kulturgeschichte in wissenschaftlicher Ausgestaltung ihrer besondern Zweige, also im einzelnen: die Geschichte der Literatur, der religiösen Entwicklung, der Entdeckungen und Erfindungen (mit der nötigen mathematischen, chemischen, physikalischen Begründung der einzelnen Thatsachen), die Hauptgesichtspunkte der Geschichte des Rechts und der Philosophie, die Kenntnis der wichtigsten Gesetze auf dem Gebiete der Logik, des Staatslebens, der Rechtspflege, der Gesundheitswissenschaft.

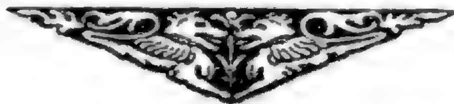
Wir folgen dem Gedankengange des Buches nicht weiter. Die Bemerkungen über die körperliche Ausbildung, über Hausarbeit, Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden und Nachmittagsunterricht, die praktischen Vorschläge zur Anbahnung und Verwirklichung des Reformwerkes, die aufgestellten Stundenpläne ꝛc. entziehen sich in der Verschiedenartigkeit und Fülle der behandelten Einzelheiten einer gedrängten Darstellung. Auch wollen wir die Lektüre des Buches selbst in weitern Kreisen nur anregen, nicht überflüssig machen, über-

zeugt, daß jeder, der Gelegenheit hat, irgendwie erzieherisch thätig zu sein, nicht nur in den Grundzügen des entwickelten Reformplanes, sondern auch in dem reichhaltigen Detail seiner Veranschaulichung und Begründung vielseitige Anregung und Förderung finden wird.

Wir verweilen dafür noch einen Augenblick bei den angeregten prinzipiellen Fragen. Die Aufstellungen des Verfassers werden, zumal in der summarischen Darstellung dieses Aufsatzes, auf manchen Leser den Eindruck des Radikalen machen, im günstigen Falle eines schönen Idealbildes, an dessen Verwirklichung niemand im Ernste denkt. Unsrer Meinung nach mit Unrecht. Zunächst haben wir es hier mit nichts anderm zu thun als mit einer systematischen Entwicklung und wissenschaftlichen Begründung dessen, was im einzelnen die Kritik seit langer Zeit als wünschenswert bezeichnet hat. Der Verfasser stellt keine Forderung, die nicht in der Richtung des Zieles läge, welchem die pädagogische Reformbewegung nicht bloß in Deutschland von Jahr zu Jahr in entschiedenerer und breiterer Strömung zustrebt. Fast jede Woche bringt in mehr oder weniger bedeutsamen Kundgebungen Berührungspunkte mit den Ausführungen des vorliegenden Buches. Wir erinnern nur an die Verhandlungen der Sektion für naturwissenschaftlichen Unterricht auf der Naturforscherversammlung in Berlin, besonders an der Vortrag des Professor Häckel „Über die allgemeinen Ziele der Unterrichtsreform," der in der Zurückweisung eines zu „exakten" Unterrichts in den Naturwissenschaften und in dem Vorschlage, die Methoden der Morphologie und Biologie, die Anthropologie als allgemeine Bildungsmittel für die Schule zu verwerten, sich in bemerkenswerter Übereinstimmung mit Löwenthal befindet. Wir verweisen ferner auf die reformatorische Thätigkeit des Unterrichtsministers des Kantons Bern, des Regierungsrats Dr. Gobat. Auch dieser einflußreiche Beamte fordert für einen zweckmäßigen Unterrichtsplan die psychologische Grundlage, die Anpassung an die natürliche geistige Entwicklung des Kindes, stärkere Betonung der Lehrgegenstände, für welche die geistigen Kräfte der Jugend besonders zugänglich sind, und Zurückweisung alles „unverdaulichen und schwerverdaulichen Zeuges." Sodann ist es, näher betrachtet, nur ein Umstand, dessen allgemeine Anerkennung mit einem Schlage einer gründlichen Reform das Haupthindernis aus dem Wege räumen würde. Es ist dies die Auffassung der Sprachen als eines bloßen Lernwerkzeuges und die aus dieser Auffassung fließende Forderung einer empirischen Aneignung derselben. Die herrschende Anschauung sieht bekanntlich im Gegensatz hierzu im fremdsprachlichen Unterricht ein direktes geistiges Bildungsmittel, und zwar ein solches, welches durch kein andres auch nur annähernd zu ersetzen sei. Diese Anschauung gerade ist es, die die gegenwärtige Unterrichtsorganisation bis ins einzelne beeinflußt. Ihr verdanken wir nicht nur jene vollständige Verkehrung des richtigen Maßstabes für die Wertschätzung der Bildungsmittel, die Überbürdung mit Lehrgegenständen, die den Bedürfnissen der Zeit so wenig wie den Gesetzen der geistigen Ernährung entsprechen,

die Unmöglichkeit der wirksamen Einführung neuer Disziplinen, die Verkümmerung aller nichtsprachlichen Unterrichtsfächer, die Thatsache, daß diejenige Schule, welche sich mit Vorliebe das „humanistische“ Gymnasium nennt, allmählich zu einer rein „grammatikalischen“ Bildungsanstalt herabgesunken ist. Ihr nachteiliger Einfluß erstreckt sich sogar bis auf die Methode der übrigen Disziplinen, sie drückt, wie im Grunde unsrer ganzen Denkweise, so auch unsrer Unterrichtsweise überhaupt ihren Stempel auf. Das ewige Auswendiglernen von zusammenhangs- und bedeutungslosen Einzelheiten; die peinliche Genauigkeit, mit welcher der Primaner Wortlaut und Datum der verschiednen römischen leges, die Zenturieneinteilung des Servius Tullius nach Vollhufnern, Dreiviertel- und Halbhufnern u. s. w. oder die einzelnen Bestimmungen des westfälischen Friedens, die Wirren des spanischen Erbfolgekrieges sich einprägen muß; die Gewissenhaftigkeit, die dem Schüler bei keinem Berge, keiner Stadt die Angabe der Höhe, der Einwohnerzahl erspart; das übermäßige Klassifiziren und Systematisiren in der Naturkunde — kurz, der Bienenfleiß, mit welchem wir in der Schule lange Jahre hindurch die Materialien zu den Grundlagen eines Gebäudes zusammentragen, dessen eigentlicher Auf- und Ausbau niemals auch nur begonnen wird, beruht nicht zum geringsten Teile auf jener zum leeren Verbalismus und Schematismus neigenden Betrachtungsweise der Dinge, welche durch die herrschende Stellung der Philologie und Grammatik in uns großgezogen worden ist.

Deshalb wird einer vernünftigen Verbesserung unsers Schulwesens nichts mehr im Wege stehen, sobald die eben gekennzeichnete Anschauungsweise überwunden ist. Daß sie im Schwinden begriffen ist, dafür mehren sich die Anzeichen von Tag zu Tag. Freilich wird es noch einiger Zeit und Anstrengung bedürfen, um einen vollständigen Umschwung herbeizuführen und wirksam zu machen: unser ganzes Denken und Empfinden hat sich seit mehr als drei Menschenaltern zu einseitig in jener Richtung bewegt, unsre Unterrichtsorganisation zu fest und einheitlich auf den formalen Sprachunterricht gegründet. Wir hoffen, daß es den beweglicheren Einrichtungen der Schweiz, des Vaterlandes des Verfassers, gelingen werde, zuerst mit der Überlieferung zu brechen und dem übrigen Europa in einer Reform voranzugehen, welche, wenn auch nicht in allen Einzelheiten, so doch in ihren Grundzügen die in dem Löwenthalschen Buche entwickelten Gedanken und Vorschläge verwirklichen wird.



Donatello.


n Florenz rüstet man eifrig zum fünfhundertjährigen Jubiläum der Geburt Donatellos. Um dem Feste einen besondern Glanz zu verleihen, hat man es bis zur Enthüllung der wiederhergestellten Domfassade hinausgeschoben. Man plant die Grundsteinlegung zu einem Grabmal des Künstlers in San Lorenzo, eine Festsitzung und eine Ausstellung von Werken seiner Hand, die ein wissenschaftliches Verzeichnis aller seiner Arbeiten begleiten soll. Neuerdings hat sogar ein begeisterter Künstler der Mediceerstadt, Barbetti, zur Feier des Jubiläums einen Festzug, un corso di gala, nach Art der trionfi der Renaissance in Vorschlag gebracht. An dem in Italien nun einmal unerläßlichen Feuerwerk wird es sicherlich auch nicht fehlen.

Während man so daran geht, das Andenken an den großen Mitbürger nach alter Florentiner Sitte durch ein Volksfest zu ehren, ist auch die kunstwissenschaftliche Forschung eifrig bemüht gewesen, dem Künstler ihre Festhuldigung darzubringen, indem sie sein Bild in der Erinnerung der Mitwelt wiederaufzufrischen unternahm. Professor Cavallucci, durch seinen Führer von Florenz, die Geschichte des Florentiner Doms und sein mit Molinier gemeinsam verfaßtes Werk über die Robbiafamilie auch in weitern Kreisen wohlbekannt, bietet in einem prächtig ausgestatteten Bande*) dem größern Publikum eine geschmackvolle Auswahl der bedeutenderen Arbeiten Donatellos in vorzüglicher Lichtdruckreproduktion, und in dem beigegebenen Text in knapper, aber fesselnder Form einen Rechenschaftsbericht über die bisherige Forschung, die in nicht wenigen Punkten ihm selbst eifrige Förderung verdankt. Ein deutscher Forscher, Schmarsow, steuert zur Donatellofeier einen Aufsatz**) über den Entwicklungsgang des Künstlers und die Reihenfolge seiner Werke bei, der dadurch von besondrer Bedeutung wird, daß er ein bisher verloren geglaubtes, aber von dem Verfasser wiederentdecktes Werk Donatellos in die kunstgeschichtliche Literatur einführt. Auch eine ältere französische Donatellobiographie darf nicht ungenannt bleiben, da sie zur Popularisirung des großen Florentiners nicht nur durch die lebendige Schilderung, sondern auch durch die reiche Auswahl charakteristischer Abbildungen und durch die leider bis jetzt nur in Frankreich erzielbare Billigkeit ihres Preises viel beigetragen hat. Wir meinen den Donatello von Müntz, der 1885 in der

*) Vita ed opere del Donatello. Milano, Höpli, 1886.

**) Donatello. Festgabe zum fünfhundertjährigen Jubiläum der Geburt Donatellos. Publikation des Vereins für Geschichte der bildenden Künste zu Breslau. Leipzig, 1886.

von dem unermüdlichen Bibliothekar der École des beaux-arts geleiteten Sammlung von Künstlerbiographien Artistes célèbres erschien und neben den obengenannten Arbeiten als ein Werk ernster Forschung seine Stelle verdient. Auf die Unzahl von Aufsätzen, die anläßlich des Donatellojubiläums in periodischen Zeitschriften erscheinen und erscheinen werden, wollen wir umso weniger einen kritischen Blick werfen, als wir selbst im Begriff stehen, sie um einen zu vermehren. Mag man uns den Versuch, ein bescheidnes Scherflein zu den Festgaben beizusteuern, mit der Erwägung zu Gute halten, daß ein Künstlergeist wie der Donatellos fast unerschöpflich neue Angriffspunkte für die Forschung bietet.

Gegen zwei Einwürfe muß freilich unser Versuch an dieser Stelle besonders verteidigt werden. Bietet Donatello Interesse für das große Publikum? Und: läßt sich ein solches Interesse ohne die Beihilfe von Abbildungen erwecken oder neu auffrischen? Der ersten Frage begegnet die Gegenfrage, ob Kunstgeschichte nur für die Kunstgelehrten geschrieben wird, oder ob jeder Gebildete aus ihr Belehrung und Genuß schöpfen darf und soll. Daß sich dies bequemer durch Anschauung als durch Lesen erreichen läßt, könnte dagegen stimmen, die zweite Frage mit Ja zu beantworten. Wie aber die Anschauung wirklich fruchtbringend für die Erkenntnis nur durch die Erläuterung wird, die sie in bestimmte Vorstellungen umsetzt, so kann die letztere auch auf die erste vorbereiten, und dieses Ziel steckt sich die folgende Skizze vornehmlich.

Wer die Kulturströmung, in der Donatellos Wirksamkeit als eine wesentliche Erscheinung gelten darf, kennen lernen will, sei auf die bekannten kulturgeschichtlichen standard works von Voigt und Burckhardt, sowie das jüngere Werk von Müntz: Les précurseurs de la Renaissance (Paris, 1882) verwiesen. Frauen mögen sich aus Yriartes reich ausgestattetem Florence unterrichten. Uns fällt die engere Aufgabe zu, Donatellos künstlerischen Entwicklungsgang innerhalb dieser von neu auflebenden Interessen so mächtig bewegten Welt zu umgrenzen, und wir wehren uns damit gegen die noch immer von Zeit zu Zeit an kunstgeschichtliche Schilderungen gestellte Anforderung, daß sie durchaus mit einer — gewöhnlich taliter qualiter zusammengestoppelten — kulturhistorischen Einleitung beginnen müßten. Bietet doch jede Künstlerbiographie an sich ein kulturgeschichtliches Bild, das durch solche allgemeine Verbrämungen eher an Klarheit verliert als gewinnt.

Schon bei der Frage nach dem Geburtsjahre Donatellos, die in unsrer jubiläumsfreudigen Zeit ja von besondrer Bedeutung ist, begegnen wir mannichfachen Widersprüchen. Die gleichzeitigen Angaben — unter ihnen drei sich widerstreitende Aufzeichnungen des Künstlers selbst — lassen uns die Wahl zwischen den Jahren 1382, 1386, 1387 und 1390; Vasari schwankt zwischen 1383 und 1403. Die neuere Forschung hat sich, nicht etwa nur durch die Überzeugung von der Vortrefflichkeit der goldenen Mittelstraße geleitet, fast ein-

stimmig für 1386 entschieden, und, um das historische Gewissen zu beruhigen, hat man auch bereits im vergangnen Jahre (am 27. Dezember 1886) an dem Hause, in dem sich ehedem Donatellos bottega befand, eine Gedenktafel anbringen lassen.

Der Vater unsers Künstlers, Niccolo di Betto Bardi, ein Wollkämmer, hatte sich als echter Florentiner an den Parteikämpfen am Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts leidenschaftlich beteiligt, und zwar als Gegner der von den Medici geführten demokratischen Partei. Gleichwohl soll der Sohn dieses Parteigängers der Albizzi nach Vasaris Zeugnis in dem Hause einer Familie der Gegenpartei seine Jugenderziehung genossen haben. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir diese Beziehungen zur Casa Martelli später ansetzen als Vasari, dessen Angabe, daß Ruberto Martelli seine Jugenderziehung geleitet habe, schon darum hinfällig ist, weil dieser erst 1408 geboren wurde. Für spätere Beziehungen sprechen auch die noch bis in unsre Tage in dem Palazzo Martelli aufbewahrten Werke von Donatellos Hand. Vasari erzählt uns von einem derselben, der Statue Johannes des Täufers, eine artige Anekdote, welche die Hochschätzung, die Donatello in dem vornehmen Hause erfuhr, charakterisiren mag. Ruberto, so sagt er, habe in seinem Testament ausdrücklich bestimmt, daß dies Werk als Fideikommißstiftung zu behandeln, also unveräußerlich sei, „als glaubhaftes Zeugnis der Liebe, die Donato von ihnen genoß und für sie empfand.“

Nicht durch Vasari, sondern von einem ältern Schriftsteller, Pomponius Gauricus, erfahren wir von dem Schülerverhältnis Donatellos zu Ghiberti, in dessen Werkstatt er mit Michelozzo zusammen arbeitete. Als Gehilfen Ghibertis finden wir ihn auch zuerst urkundlich bei der Arbeit der ersten Baptisteriumthür 1404 (?) erwähnt.*) Früh schon that sich der junge Bildhauer auch auf den Gebieten der Schwesterkünste um, wie das in dem Wesen der damals selbstverständlichen universellen Ausbildung lag. Da war hauptsächlich das Baptisterium, das der Zeit als antiker Marstempel galt, und die Apostelkirche der Tummelplatz seiner jugendlichen Architekturstudien.**) Auch die Werke Andrea Pisanos am Campanile und den ältern Thüren von S. Giovanni bildeten eine Schule der heranwachsenden Bildhauergeneration. Höher jedoch noch als diese Eindrücke ist der literarisch allerdings nicht bezeugte Einfluß des deutschen Bildhauers Pietro di Giovanni anzuschlagen, den die Zeitgenossen bald aus Brabant oder Köln, bald aus Freiburg stammen lassen, und der in den um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gearbeiteten Einfassungen einzelner Domportale zum erstenmale und teilweise noch in unbeholfener Weise jenen Realismus der Formen kundgab, der das Feldgeschrei der Frührenaissance werden sollte. Auch die musizirenden

*) Vasari-Milanesi II, S. 255.

**) Vasari-Milanesi I, S. 492 u. 332.

Putti, die die folgenden Jahrhunderte künstlerisch zu verwerten nicht ermüdeten, finden wir in seinen bildnerischen Versuchen zuerst. Neben diesem Künstler muß Niccolo di Piero aus Arezzo genannt werden, der Donatello insofern vorarbeitete, als er das Studium der Antike, das sich z. B. in einer Verkündigungsgruppe in der Opera del duomo besonders deutlich bekundet, durch selbständige Verarbeitung eigner Motive — ich nenne nur nach Semper*) die charakteristische Drapirung des frei umgeworfenen Mantels — neu belebte und zeugungskräftig machte, im Gegensatz zu dem mehr äußerlichen Antikisiren der Pisaner Schule.

Die Sehnsucht nach der Antike, die sich in diesen frühen Florentiner Studien Donatellos kundgiebt, sollte bald aus erster Quelle befriedigt werden. Als nämlich Filippo Brunelleschi, an den sich der jüngere Künstler schon früh angeschlossen zu haben scheint, nach dem für ihn ungünstigen Ausfall der Domthürkonkurrenz 1403 verstimmt seiner Vaterstadt den Rücken kehrte und — wie sein Biograph sagt, „um zu sehen, wo es denn gute Skulpturen gebe" — nach Rom zog, fand er in Donato einen begeisterten Reisebegleiter. Von den in der ewigen Siebenhügelstadt getriebenen Studien und empfangenen Eindrücken weiß uns namentlich der gleichzeitige Biograph Filippos viel zu erzählen. Brunelleschi beschäftigte sich hauptsächlich mit den Resten der antiken Baukunst, deren Technik und „musikalische Verhältnisse" er zu ergründen strebte, während Donatello sich mehr mit der Skulptur abgab. Gleichwohl unterstützte Donatello seinen ältern Genossen auch eifrig bei dem Aufnehmen der alten Bauwerke und auch bei dem Studium der dekorativen Bauglieder. Besonders mutet uns die echt burschikose Lebensweise der beiden jungen Archäologen an. Lag ihnen doch keine Familiensorge am Herzen, sagt Manetti, da sie weder Weib noch Kind hatten; gering achteten sie Essen, Trinken, Kleidung und Wohnung, nur am Sehen und Messen konnten sie sich nicht genug thun. Wie Ironie klang es, wenn das neugierige Volk Roms sie wegen eines Münzfundes, den sie bei einer Ausgrabung gemacht hatten, quelli del tesoro, die Schatzfinder, nannte, sie, die oft, wenn das Geld knapp wurde, in den Werkstätten der römischen Goldschmiede ihren Erwerb suchen mußten. In diesen römischen Studientagen knüpften sich die Beziehungen der beiden für die Frührenaissance maßgebenden Florentiner Künstler zu enger Freundschaft, die auch in spätern Jahren, obwohl gelegentlich durch kleine Zerwürfnisse getrübt, Bestand hatte, sodaß Vasari in seiner etwas übertreibenden Weise sagt, daß einer ohne den andern garnicht hätte leben können.

Wahrscheinlich schon im Dezember 1404 war Donatello nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, da wir ihn in dem ersten Vertrage, den Ghiberti mit den Dombauvorstehern über die Anfertigung der Baptisteriumthür abschloß, bereits als dessen Gehilfen bezeichnet finden. Seine selbständige Thätigkeit beginnt allerdings erst mit dem Jahre 1406, wo nach der glücklichen Eroberung Pisas in Florenz

*) Semper, Donatello, seine Zeit und Schule (Wien, 1875), S. 29.

Handel und Wandel sich mächtig zu entfalten begann. Überall war man beschäftigt, die siegreiche Stadt würdig zu schmücken. Dem Dom kam dies natürlich zuerst zu Gute. Die Aufträge der Bauhütte an Donatello dauern fast ununterbrochen bis zum Jahre 1426 an. An den Portalen, der Nordfassade und dem Campanile von Sta. Maria del Fiore haben wir Donatellos erste bedeutende Arbeiten aufzusuchen. Das ist indes keineswegs so ganz leicht, da die Angaben der Urkunden uns fast ganz im Stich lassen und mehrfache Umstellungen auch die Prüfung der spätern Zeugnisse erschweren. So hat z. B. eine Verwechslung des sitzenden Evangelisten Johannes mit einer ähnlichen Evangelistenfigur des Bernardo di Piero Ciuffagni lange Zeit in der Donatelloforschung eine beschämende Rolle gespielt, und auch der neueste italienische Biograph Donatellos nimmt mit vollem Bewußtsein und einer fast komisch wirkenden Polemik diesen Irrtum wieder auf. Es ist das immerhin ein Beweis, daß diese frühesten Schöpfungen unsers Künstlers sich von denen seiner Zeitgenossen nicht auf den ersten Blick unterscheiden lassen. Wenn wir nach einem Merkmal für seinen Stil suchen, so finden wir es in der Porträtauffassung seiner Gestalten. Köpfe von Zeitgenossen setzt er seinem Jeremias, seinem Josua und dem sogenannten König David auf, den übrigens niemand als solchen erkennen wird; auch das Florentiner Volk nicht: il zuccone heißt der angebliche David mit den Zügen Cherichinis, un vecchio der Prophet mit der Maske des Poggio Bracciolini*) (?). Das stört die Freude an diesen so fremdartig und doch bekannt dreinschauenden Gestalten nicht im mindesten. Freilich bringt sie der Volkswitz stets in Beziehung zu ihrem Schöpfer, und das kennzeichnet ihren durchaus modernen Charakter, im Gegensatz zu den Sagen und Anekdoten, die sich an mittelalterliche Kunstwerke knüpfen. Von den vielen Geschichten, die sich Florenz von diesen Pseudopropheten und ihrem Meister erzählte, ist wohl die von dem David-Cherichini-Zuccone die bezeichnendste, daß Donatello, als er ihn im Atelier nach seiner Vollendung in gerechter Schaffensfreude von allen Seiten betrachtete, ihm zugerufen haben soll: So sprich doch, sprich, zum Henker!

Sprechen sollten seine Statuen, wie zu dem Auge und Sinn des Künstlers die Natur sprach; da war keine Linie, kein Fältchen der Haut stumm, alles diente der espressione eines innerlich gewaltig erregten Lebens; es ist nicht ohne Interesse, zu sehen, wie in der etwa vierzig Jahre nach Donatellos Tode erschienenen Schrift des Pomponius Gauricus dieser namentlich unter Paduaner Kunsteinflüssen stehende Gelehrte, ein förmliches System der Physiognomik aufbaut. „Sie ist — sagt er — eine gewisse Art der Beobachtung, mittels deren wir aus den dem Körper anhaftenden Zeichen auf die Eigenschaften der Seele schließen.“**) Darum soll jede Schmeichelei dem Bildhauer fremd sein, „d. h.

*) Schmarsow, a. a. O. S. 10. Semper im Repertorium für Kunstwissenschaft 1886, S. 487. — **) Übersetzung von Brodhaus (Leipzig, 1886), S. 119.

nichts soll zu der Schönheit über die Wahrheit hinaus hinzugethan werden. Wenn das schon in andern Dingen Unrecht ist, so ist das in der Skulptur ganz besonders, da diese dann nicht bloß einmal einen Einzelnen durch Schmeichelei täuscht, sondern immerzu alle hintergeht."*) Aber nicht nur die Einzelheiten der Form sollen diese Lebenswahrheit zum Ausdruck bringen, auch Stellung und Bewegung dienen diesem Zweck. „Daher lobt man auch diejenigen Stellungen, welche aus Bewegungen hervorgegangen zu sein scheinen oder in Bewegungen übergehen."**) Man möchte glauben, Gauricus habe diesen Satz vor der Gestalt der Annunziata in dem bekannten Tabernakel Donatellos in Santa Croce geschrieben: eben hat sich die gebenedeite Jungfrau vom Betstuhl erhoben und schickt sich zum Fortgehen an, als die Stimme des verkündigenden Erzengels sie zurückruft und ihren Oberkörper mit scheu gesenktem Antlitz halb nach ihm umwenden läßt. Kein einfacheres Motiv kann die Überraschung und das bescheidene Erstaunen zugleich „sprechender" versinnlichen als dieses. In solchen Werken haben wir auch die Antriebe für die künstlerische Richtung Michel Angelo's zu suchen, der nicht etwa, als er seinen Moses schuf, Donatellos Evangelisten Johannes in äußerlicher Haltung sich zum Vorbilde nahm, wie man uns glauben machen will — beide Bildwerke gleichen einander nicht mehr und nicht minder als ihre äußern Bedingungen —, sondern der mit Nachdenken die Konsequenzen zog aus den Aufgaben, die sein Vorläufer sich gestellt hatte. Dieser geistige Zusammenhang beider Künstler wird nicht bewiesen durch ein paar gemeinsame Formen und Motive, sondern durch die Art, wie sie ihre Aufgaben auffaßten und durch die einzelnen Stufen künstlerischer Gestaltung durchführten. In diesem Sinne hat z. B. die Leah vom Juliusgrabe Michel Angelos mehr innerliche Verwandtschaft mit Donatellos Maria in Sa. Croce, als der Moses mit dem Johannes.

Vasari erzählt uns, daß sich Donatello durch dies Tabernakelrelief in dem alten Franziskanerkloster zuerst Ruhm und Ansehen errungen habe. Infolge dieser sicherlich nicht ernst zu nehmenden Wendung, mit der unser Künstlerbiograph zu der chronologisch ganz willkürlichen Aufzählung der Werke Donatellos überleitet, hat man die Verkündigung insgemein als erste Jugendarbeit desselben gepriesen und für die frühe Datirung um 1406 auch noch einen äußern, aber durchaus nicht zwingenden Grund hervorgesucht. Stilistisch paßt es, von einigen bei Donatello überhaupt befremdenden Eigenschaften abgesehen, entschieden mehr in die spätere Entwicklung hinein, und Einzelheiten in der Gewandung und Ornamentik erinnern stark an die Paduaner Reliefs, deren Entstehung um das Jahr 1444 gesichert ist. Das einzige Jugendwerk Donatellos, dem sich das Tabernakelrelief vergleichen ließe, ist eine der Figuren, die seit 1406 im Auftrage der Florentiner Zünfte zum Schmuck der Nischen von Or San Michele

*) Übersetzung von Brockhaus (Leipzig, 1886), S. 119. — **) Ebenda S. 213.

gearbeitet wurden, jene bekannte jugendliche Statue des heiligen Georg, die schon den Zeitgenossen als ein Hauptwerk unsers Künstlers galt und im sechzehnten Jahrhundert Francesco Bocchi zu einer weitschweifigen Lobschrift veranlaßte. Bocchi rühmt in dieser vor rhetorischem Schwulst schier ungenießbaren Abhandlung über die Eccellenza della statua di San Giorgio di Donatello*) von ihr vor allem dreierlei: Wahrheit der Charakteristik, Unmittelbarkeit des Lebens und Schönheit. In der That ist diese letztere Eigenschaft mit den beiden ersten, die vorzüglich jene „grimmig stolze Leidenschaftlichkeit" des jugendlichen Glaubenshelden zum Ausdruck bringen, in überraschender Weise verschmolzen. Trotzig, fast breitspurig steht der in Jugendschönheit prangende Streiter für das Christentum da, ohne Helm und Schwert, nur den Schild des Glaubens vor sich haltend, ein treffendes Bild selbstbewußter Kraft und Sicherheit, gleich seinem Geistesbruder David, dem Goliathbezwinger im Nationalmuseum zu Florenz, den Donatello ungefähr um dieselbe Zeit schuf (1408 bis 1416).

Wenn man neben diesen blühenden jugendlichen Gestalten die abgezehrten und vernachlässigten Leiber des Zuccone oder des Jeremias am Campanile betrachtet, wird es schwer, das Gemeinsame, welches diesen zu gleicher Zeit von demselben Künstler geschaffenen Bildwerken zu Grunde liegt, herauszufühlen. Und doch: sie atmen einen Geist, sprühen dasselbe warme Leben; die gestellten Probleme sind verschieden, ihre Lösung aber die gleiche. Die Häßlichkeit war auch Wahrheit. Wenn wir die Porträtköpfe der bedeutendsten und gebildetsten Zeitgenossen uns vergegenwärtigen, stoßen wir selten auf ein schönes Gesicht. War doch in diesen durch äußere und innere Kämpfe wildbewegten Zeitläuften so mancher Held halb Heros, halb Bestie. Und dennoch blieb das Individuum groß und sein Wille — oft auch seine Leidenschaft — einheitlich, und der Respekt der Zeit vor allem, was Persönlichkeit hieß, war viel zu groß, als daß man ihr durch formenglatte Darstellung auch nur ein Charakterfältchen zu nehmen gewagt hätte. Im Gegenteil, man steigerte wohl eher noch den Ausdruck jener uns wider Willen packenden Physiognomien durch schärfere Betonung eigentümlicher Züge. So gehen z. B. die abstoßenden Formen der Büste des Niccolo da Uzzano († 1432) geradezu über das Wahrscheinliche hinaus, wenigstens sträubt sich unsre zahmere Phantasie, diesen brutalen Plebejer als Diplomaten am Hofe zu Neapel zu denken, ihn als gemäßigten Anhänger der Albizzipartei eine politisch sehr wohlthätige Rolle spielen und in seinem Testament der Republik bedeutende Summen für Studienzwecke vermachen zu sehen. Daß Donatello als Günstling und Anhänger der gegnerischen Partei die schroffen Züge etwa in böswilliger Absicht betont habe, ist nicht anzunehmen.

*) Florenz, 1584. Übersetzung in Eitelbergers Quellenschriften zur Kunstgeschichte IX S. 175 ff.

Man muß das Porträt vielmehr für sehr gelungen gehalten haben, da wir es im sechzehnten Jahrhundert im Hause eines eifrigen Parteigenossen Jacopo Caponi einen Ehrenplatz einnehmen sehen.

Nicht jeder ließ mit solch einer schlichten Thonbüste seine Sehnsucht nach Unsterblichkeit befriedigen. Das Prachtgrab, die eigentlichste Schöpfung der Renaissance, verdankt auch dem „Ruhmsinn," dem mächtigsten und ausschlaggebenden Triebe jener Zeit, seine Ausbildung. Dieser Aufgabe widmete Donatello in der zweiten Periode seiner künstlerischen Wirksamkeit, welche wir durch die Jahre 1425 und 1433 begrenzen dürfen, in Verbindung mit Michelozzo, der 1425 aus Ghibertis Werkstatt in seine übertrat, hauptsächlich seine Kraft. Man ist leicht geneigt, diesem als Architekten in seiner Vaterstadt und auch auswärts mit Recht berühmten Genossen den architektonischen Aufbau der Grabdenkmäler Donatellos beizumessen. Namentlich Schmarsow sucht den ältern Meister in dieser Beziehung als völlig abhängig von seinem Mitarbeiter und als einseitigen Bildhauer zu schildern. Wir haben indes literarische Zeugnisse, die uns dies mit Grund bezweifeln lassen. Wie wir wissen, daß Donatello 1412 in die Malergilde von Florenz aufgenommen wurde, so finden wir ihn 1419 bei den Arbeiten für die Domkuppel, also bei einer ausschließlich architektonischen Aufgabe, beschäftigt, einer nicht ganz sichern Nachricht von seinem Entwurf für S. Spirito nicht zu gedenken. Demnach dürften wir den Beistand, welchen ihm Michelozzo bei den Grabmalarbeiten leistete, hauptsächlich wohl auf seine Erfahrenheit in technischen Dingen, im Bronzeguß und ähnlichem zurückzuführen haben. Namentlich das Grabmal des Baldassare Coscia, des entthronten Gegenpapstes Johanns XXIII, im Florentiner Baptisterium trägt den Stempel einer so einheitlichen Verschmelzung von Architektur und Skulptur, daß wir den Gesamtentwurf wohl Donatello zuschreiben dürfen. Die Hand Michelozzos will man in der einen den Sarkophag des Verstorbenen tragenden weiblichen Gestalten, der Allegorie des Glaubens, wiedererkennen.

In den Jahren 1426/27 finden wir die beiden Künstler bald in Siena, bald in Pisa beschäftigt. In der letztern Stadt arbeiteten sie gemeinsam das Grabmal des Kardinals Brancacci, das für Neapel bestimmt war, während das Grab des päpstlichen Sekretärs Bartolomeo Aragazzi in Montepulciano neuerdings wohl mit Recht als alleiniges Werk Michelozzos angesehen wird. In diese an Aufträgen ungemein reiche Zeit — wir erwähnen nur die Arbeiten am Taufbrunnen zu Siena, die Statue Johannis des Täufers wird im Bargello, die Grabplatte des Bischofs Picci im Sieneser Dom, sowie den Sarkophag des Giovanni di Bicci di Medici in S. Lorenzo — fällt neben vielen kleinern Werken auch noch die Arbeit für die Kanzel am Dom zu Prato, die erst 1434 abgeschlossen wurde. An einem Eckpfeiler dieser gothischen Kathedrale befindet sich nämlich außen ein Heiligtumsstuhl in Form einer Kanzel, von der herab an hohen Festtagen dem versammelten Volke der in der Kirche aufbewahrte Gürtel der Ma-

donna gezeigt wurde. Zu diesem pulpito della cintola lieferte Donatello die Brüstung, die er mit tanzenden und singenden Engeln in starkem Relief schmückte. Ein Vergleich dieser derb lustigen, fast unmäßig bewegten Kindergestalten und der wenige Jahre später gearbeiteten Putten an der Orgelbrüstung des Florentiner Doms (jetzt im Bargello) mit den zierlich gerundeten und graziös tänzelnden Kinderfiguren Luca della Robbias (ebenfalls im Bargello) läßt recht deutlich die energische Eigenart Donatellos gegenüber seinem jugendlicheren Mitbewerber empfinden.

1432 pilgerte unser Künstler zum zweitenmale nach Rom, wo er sich an der Herrichtung des Festapparates für die Kaiserkrönung Sigismunds beteiligt haben soll. Nur unbedeutende Spuren seiner Thätigkeit hat er hier hinterlassen, die Grabplatte des apostolischen Schreibers Crivelli, die, in den Fußboden der Klosterkirche Ara Coeli eingelassen, durch die Fußtritte der Gläubigen bis zur Unkenntlichkeit zerstört ist, und ein Ciboriumtabernakel in St. Peter, das bisher für verschollen galt und erst neuestens durch Schmarsow aus seiner Verborgenheit hervorgezogen worden ist. Der glückliche Entdecker ist begreiflicherweise geneigt, das wiedergefundene Werk in seiner Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte des Meisters zu überschätzen, während ein nüchterner Beurteiler einige Bedenken über die völlige Originalität desselben (namentlich der Putti am Fuße der Säulen) nur schwer unterdrücken kann. In jedem Falle bleibt es eine im einzelnen ziemlich flüchtige Werkstattarbeit, deren künstlerischer Charakter uns entschieden auf eine spätere Entstehungszeit, etwa anfangs der vierziger Jahre, hinweist.

In den nächsten Jahren 1434 bis 1443 arbeitete Donatello vorzugsweise für Aufträge einzelner vornehmen Florentiner Familien. Wahrscheinlich brachten ihn seine archäologischen Studien und Funde in nähere Beziehung zu der den Martellis befreundeten Familie Medici, die ihn nicht nur mit Aufträgen, sondern auch mit Liebe und Hochschätzung überschüttete. Donatello hatte hauptsächlich in Cosimo di Medici den Wunsch rege gemacht, antike Kunstwerke zu sammeln, und er leistete ihm bei der Restauration derselben seine Dienste. Es ist bezeichnend für die leidenschaftliche Verehrung der Antike, daß Cosimo sich nicht daran genügen ließ, antike geschnittene Steine zu sammeln, sein künstlerischer Sinn konnte sich an diesen Darstellungen nicht satt sehen, Donatello mußte sie in großem Maßstabe in Marmormedaillons wiederholen, die in den Bogenzwickeln des im Jahre 1430 von Michelozzo erbauten Arkadenhofes seines Palastes angebracht wurden. Neben dem gewissenhaften und verständnisvollen Studium der Antike ist es namentlich die technische Behandlung des Reliefs, die unsre Bewunderung erregt. Jener flächenhafte Charakter, der auch den Hochrelifs Donatellos stets anhaftet, ist hier zum ausschlaggebenden Prinzip erhoben. Nur wenig heben sich die Gestalten von dem Hintergrunde ab, und ihre Oberfläche zeigt fast gar keine rundliche Modellirung. Vasari hebt mit

Recht hervor, welche Schwierigkeiten dies rilievo stiacciato namentlich in Bezug auf die Zeichnung biete, und rühmt Donatellos Meisterschaft darin. Wie hoch dieser selbst die zeichnerische Vorbildung für den Bildhauer schätzte, geht aus einer Anekdote hervor, die uns Pomponius Gauricus erzählt: er pflegte zu seinen Schülern zu sagen, mit einem Worte wolle er ihnen die ganze Bildhauerkunst beibringen: „Zeichnet! In Wahrheit ist dies der gesamten Skulptur Gipfel und Grundlage.“ *)

Gleichzeitig mit diesen Reliefs schuf er, ebenfalls für den Palast der Medici, einen David aus Bronze, den wir jetzt im Nationalmuseum aufsuchen müssen. Zwei Typen verdanken ihm namentlich ihre für lange Zeit giltige Feststellung: der jugendliche David und der gleichfalls als halbreifer Knabe dargestellte Johannes der Täufer. Dreimal stellte er den ersteren, weit öfter noch den Johannesknaben dar. An diesen jugendlichen Gestalten studirte er namentlich die Durchbildung der nackten Körperformen, die in ihrer Magerkeit und noch unfertigen Entwicklung ihm unerschöpflich neue Aufgaben boten. Gerade in dem genannten Bronze-David aus der Casa Medici sowie an einem Marmor-David im Besitz der Familie Martelli lassen sich diese durch die Anschauung der Antike gereiften Studien beobachten. Nicht nur in Bezug auf die Formen, sondern auch im Gegenstande nehmen wir diese Anregung durch die Antike in einem wohl um die gleiche Zeit geschaffenen Bronzewerk des Bargello wahr, das durch seine phantastische Vermengung verschiedner mythologischen Vorstellungen dem heutigen Archäologen unwillkürlich ein Kopfschütteln abnötigt. Der sogenannte kleine Cupido — er wird auch Merkur genannt — hat nämlich zu seinen rechtmäßigen Attributen noch ein Schwänzchen im Rücken, Flügelschuhe an den Füßen und die bizarre Gewandung eines Attys. In dem Streben, recht viel antike Gelehrsamkeit anzubringen, ist dieses abenteuerliche, aber in seinem naiven Ausdruck überaus liebenswürdige Mischgebilde entstanden. Fast möchte man einen Besuch des berühmten Archäologen Ciriaco di Pizzicolli, den dieser bei seiner Durchreise durch Florenz (1437) dem Atelier Donatellos abstattete, mit diesem Pseudo-Cupido in Verbindung bringen, wenn nicht Vasaris böses Beispiel vor solchem gewagten Pragmatisiren warnte.

Auch die umfangreichen Arbeiten, die Donatello in den folgenden Jahren für die Sakristei von San Lorenzo, dem durch die Stiftungen der Medici so reich ausgestatteten Prachtbau seines Freundes Brunelleschi, herstellte, verraten, daß die Einflüsse der antiken Kunst ununterbrochen lebendig blieben. Nicht nur daß unter den Apostel- und Märtyrergestalten, mit denen er die Bronzethüren des Sakristeiraumes schmückte, sich die Figur des bärtigen Dionysos kopirt findet, die schon einen Niccolo Pisano zur Wiederholung gereizt hatte, auch die Stuckfiguren und Reliefs, besonders aber die Büste des Kirchenheiligen

*) Übersetzung von Brockhaus, S. 129.

und eine gleichzeitige Bronzestatue des heiligen Ludwig in Santa Croce sind von so überraschender Formenreinheit, daß wir sie gern in diese Zeit bewußten Antikisirens versetzen.

Schon 1442 erhielt Donatello einen Auftrag zur Ausführung eines Reiterstandbildes, und zwar für den siegreichen Eroberer von Neapel, Alfons von Aragonien. In einem von Semper zuerst veröffentlichten Manuskript der Magliabecchiana, das, zwischen den Jahren 1550 und 1564 entstanden, viele Materialien zu Künstlerbiographien enthält, wird uns von diesem Auftrag berichtet und zugleich die Vermutung hinzugefügt, daß der berühmte, im Museum zu Neapel aufbewahrte Pferdekopf, der lange Zeit für antik galt, ein Fragment dieses geplanten Reiterbildes sei. Sei dem, wie ihm wolle, zwei Jahre später sehen wir jedenfalls Donatello mit einer ähnlichen Aufgabe für Padua betraut, wo er im Auftrage der Erben des Condottiere Erasmo da Narni dessen Andenken in dem so oft gepriesenen Reiterbilde des „Gattamelata" verherrlichte. Neuerdings hat man auf Mängel der Pferdeanatomie in diesem mächtigen Bildwerk hingewiesen und seine Bedeutung, die noch Pomponius Gauricus weit über diejenige von Verocchios Colleoni-Standbild in Venedig stellte, bestreiten wollen. Was aber niemand diesen beiden Reiterstatuen — den ersten größern seit der Errichtung des Marc Aurel auf dem Kapitol — abstreiten kann, ist der wahrhaft monumentale Geist, in dem sie aufgefaßt und ausgeführt sind. Bis auf Schlüters Denkmal des Großen Kurfürsten läßt sich ihnen kein Bildwerk vorher oder nachher in dieser Beziehung vergleichen. Welchen Ruhm Donatello bei seinen Zeitgenossen durch diesen gewaltigen Bronzeguß errang, erkennen wir daraus, daß man ihn in den nächsten Jahren von Modena aus mit einem ähnlichen Auftrage ehrte, der indes nicht zur Ausführung kam, und in Ferrara sein Gutachten über zwei Reiterbilder des Niccolo Baroncelli und Antonio di Cristofano einholte.

Seine Thätigkeit in Padua, die sich im ganzen auf die Jahre 1444 bis 1453 erstreckte, ist für die Entwicklung der oberitalienischen Plastik von unberechenbarem Einfluß gewesen. Seine Werkstatt füllte sich mit lernbegierigen Schülern, und so sind denn auch die meisten Arbeiten jener Zeit unter der Beihilfe jüngerer Kräfte entstanden. Namentlich bei den Arbeiten im Santo, der Hauptkirche Paduas, lassen sich deutlich verschiedne Hände unterscheiden. Der Schmuck des Hochaltars, mit dem man Donatello beauftragt hatte, ist leider im siebzehnten Jahrhundert in seine einzelnen Teile zerlegt und durch den Dom zerstreut worden. Nach dem Bericht eines Reisenden aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, dessen für die Kunstgeschichte Oberitaliens unschätzbares Tagebuch zuerst von dem venezianischen Bibliothekar Morelli, neuestens von Gustavo Frizzoni herausgegeben wurde, haben wir uns den mächtigen Freibau etwa so zu denken, daß auf einem mit Bronzereliefs geschmückten Unterbau sich fünf Freistatuen von Heiligen erhoben. Die Reliefs, von ein-

zelnen Pilastern mit musizirenden Engeln getrennt, schildern in dramatisch belebter Darstellung vier Begebenheiten aus der Legende des heiligen Antonius, während an der Rückseite sich ein größeres Stuckrelief mit der Grablegung Christi befand. Diese Darstellung bietet interessante Vergleichspunkte mit dem obenerwähnten Tabernakelrelief desselben Gegenstandes, das Schmarsow in Rom wiederentdeckt hat, und einer kleinen Bronzewiederholung in der Ambraser Sammlung zu Wien. In die Paduaner Zeit fällt auch eine Bronzebüste des Berliner Museums, die Schmarsow mit dem Reiterbilde des Alfons von Aragonien in Verbindung bringen will, während ein Vergleich des Kopfes mit den Medaillonporträts des Königs von der Hand eines Pisanello und andrer italienischer Medailleure die Unhaltbarkeit dieser Hypothese offenbart.

In Oberitalien, das Donatello von Padua aus durchstreifte, haben sich mannichfache Spuren seines Aufenthaltes erhalten; so in Venedig eine Täuferstatue in Holz, welche auffällig an die durch ihren abschreckenden Realismus bekannte Holzskulptur der Maria Magdalena im Florentiner Baptisterium erinnert, in Faenza eine Marmorbüste des jugendlichen Johannes, die ihre Taufe allerdings wahrscheinlich ihrem ursprünglichen Besitzer Sabba da Castiglione (geb. 1485) verdankt, während sie durch ihre Glätte und Eleganz den Donatelloforscher mißtrauisch macht, und ebenda auch noch einen in Holz geschnitzten Hieronymus. Auch in Mantua und Bologna sah man Werke von Donatellos Hand. Freilich ist bei den in Oberitalien befindlichen donatellesken Schöpfungen der Zweifel schon darum berechtigt, weil wir wissen, daß gerade die Paduaner Schüler des Meisters sich seine Art völlig aneigneten, sodaß ihre Arbeiten nach Vasaris Urteil oft von denen ihres Lehrers nicht zu unterscheiden sind.

Stilistisch steht den Werken dieser Periode auch die berühmte und oft geschmähte Bronzegruppe der Judith und des Holofernes, die 1506 von der Piazza dei Signori in die Loggia dei Lanzi übergeführt wurde, nahe. Wenn man im Auge behält, daß dieses meisterhaft gegossene Werk ursprünglich den plastischen Schmuck eines Springbrunnens für die Casa Medici bildete, so verliert der Vorwurf, den man dem Künstler namentlich wegen der gezwungenen und unschönen Haltung des trunkenen Holofernes zu machen pflegt, einen Teil seiner Berechtigung. Denkt man sich nämlich die Wasserstrahlen in weitem Bogen aus der Basis hervorbrechend, so erhält der ganze Aufbau ideell dadurch eine Erweiterung nach unten, welche viel von der Sprödigkeit der Komposition mildert.

In den letzten Jahren seines Lebens, in denen er von den Medici reiche Unterstützung genoß, war der Meister rastlos thätig. Er arbeitete Verschiedenes für Siena, und namentlich begann er die beiden Kanzeln für S. Lorenzo in seiner Vaterstadt, deren Ausführung und Vollendung er allerdings seinem Schüler Bertoldo, dem nachmals berühmten Lehrer Michel Angelos, überlassen mußte, als am 15. Dezember des Jahres 1466 der Tod sein reiches Leben

endete. Die novellistisch aufgeputzte Erzählung von den letzten Augenblicken Donatellos berichtigt Vasari in der zweiten Auflage seiner Lebensbeschreibungen selbst mit der Miene eines gewissenhaft abwägenden Historikers, wodurch er uns dieser Aufgabe überhebt. Glaubhafter erscheint sein Bericht über das ehrenvolle Begräbnis, das dem allgemein geschätzten Meister unter dem Geleite der gesamten Künstlerschaft von Florenz zu Teil wurde. Andrea della Robbia habe sich, so berichtet Vasari, glücklich geschätzt, daß es ihm vergönnt gewesen sei, Donatello zur Gruft zu geleiten, die ihm in San Lorenzo an der Seite seines Gönners Cosimo de' Medici bereitet wurde. Noch lange Zeit habe man sein Lob in allen Sprachen gesungen. Unter den vielen uns erhaltenen Zeugnissen für Donatellos Fortleben in der Phantasie seiner Mitbürger dürfte wohl das von Semper veröffentlichte Bruchstück eines religiösen Dramas aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts den meisten Anspruch auf Originalität besitzen. Nebukadnezar sucht einen Bildhauer, der sein Andenken der Nachwelt in Stein erhalten soll. Man holt Donatello, der berichtet, er komme soeben von der Arbeit an der Kanzel zu Prato und müsse sich bald wieder an neue Aufträge machen. Gleichwohl erbietet er sich, des Königs Wunsch zu erfüllen, mit den stolzen Worten:

Io son dell' arte maestro compiuto
Di quel che ha à fare lo farà di gratia.

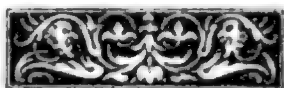
Man verehrte indes in Florenz nicht nur seine künstlerische Meisterschaft, sondern auch seine menschlichen Tugenden. Unzählige Anekdoten berichten von seinem Freimut, seiner Liebenswürdigkeit gegen seine Schüler und Genossen, seinem Gerechtigkeitssinn und seiner Bescheidenheit, die sich mit gerechtem Künstlerstolz sehr wohl vertrug.

Der uns zur Verfügung stehende Raum und der Zweck dieser Studie macht es unmöglich, den einzelnen Schöpfungen unsers Meisters und den an sie sich knüpfenden Streitfragen gerecht zu werden; wir bescheiden uns daher mit Vasari, der sagt, wenn jemand Donatellos Leben ganz schildern und alle Werke, die er gemacht habe, aufzählen wollte, so würde das eine gar zu lange storia geben, che non e di nostra intenzione, und versuchen am Schluß unsrer Betrachtung, die Ergebnisse derselben noch einmal in knappen Zügen zusammenzufassen.

Unter den Einflüssen eines Pietro di Giovanni Tedesco und Niccolo d'Arezzo in der Werkstatt des gotisirenden Ghiberti zum Studium der Natur und der Antike angeregt, tritt Donatello, nachdem ein kurzer Aufenthalt in Rom seine Anschauungen mächtig belebt hat, auf den Schauplatz der Florentiner Kunst des Quattrocento als echter Bahnbrecher der Renaissancebewegung. In diesem Zeitalter der freien Entfaltung des Indidualismus schafft er zuerst der plastischen Einzelgestalt wieder ihr volles Recht. Formale und ikonische Typen

stellt er für lange Zeit fest. Das Charakterporträt und der Ausdruck seelischer Erregung in demselben ist ebenfalls eine Neuschöpfung seines Genius, wie die Ausbildung des putto, jenes für die Renaissanceplastik und Dekoration so unentbehrlichen figürlichen Elementes. In technischer Beziehung zeigt er sich schöpferisch als Erfinder des rilievo stiacciato in Marmor, während seine Gußtechnik nach dem Urteil der Zeitgenossen hinter der seines Lehrers Ghiberti zurücksteht. Holz, Marmor, Bronze, Gyps und Stucco sind die Stoffe, in denen Donatello arbeitete; der Natur eines jeden wurde er wie wenige gleichzeitige Künstler gerecht. Bei aller Rücksichtslosigkeit in der Auffassung voll künstlerischen Feinsinns, der erste konsequente und gleichwohl der Grenzen seiner Kunst sich stets bewußt bleibende Realist seiner Zeit — so steht er vor uns, umgeben von der Strahlenglorie, die am Horizonte der neuen Zeit aufsteigend über den Boden Toskanas ihr erstes klärendes und belebendes Licht ergoß.

Berlin. **Ludwig Kämmerer.**



Die Rechtsprechung der französischen Schwurgerichte.

Von Karl Seefeld.



Der deutsche Leser, der die Berichte über Verhandlungen vor französischen Schwurgerichten mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt, kann sich, besonders in neuerer Zeit, des Gefühls lebhaften Erstaunens kaum erwehren. Nicht als ob in dieser Hinsicht in deutschen Landen alles zum Besten bestellt wäre und als ob die Urteile deutscher Schwurgerichte immer nur Muster von Scharfsinn und Gerechtigkeitsliebe darstellten; ja als ob nicht vielmehr auch sie mitunter das ernste Kopfschütteln selbst derjenigen herausforderten, die im übrigen die Teilnahme des Volkes an der Rechtsprechung billigen. Aber diese Verirrungen halten sich doch regelmäßig innerhalb gewisser Grenzen: sie fallen mehr oder weniger mit den Schattenseiten zusammen, die in dem Wesen der Einrichtung selbst begründet sind und die, wenn man diese Einrichtung überhaupt will, mit in den Kauf genommen werden müssen. Fälle, welche über jene Grenzen hinausgehen, kommen glücklicherweise nur vereinzelt vor und finden nur beim Mitspielen außerordentlicher politischer oder sozialer Umstände eine Grundlage und Stütze in der Gesinnung breiterer Bevölkerungsschichten.

Was jedoch in Deutschland eine höchst seltene und auch dann sogleich von den ruhiger denkenden mißbilligte und bekämpfte Ausnahme bildet: die gänzliche Mißachtung oder Beiseitesetzung des Gesetzes, die Urteilsschöpfung nicht nach der Stimme des Gewissens, sondern nach Eingebung des Mitleids, des Zorns, kurz, einer augenblicklichen Erregung — das ist bei der französischen Jury nachgerade zur ständigen Erscheinung geworden und hat sich nach mancher Richtung zum förmlichen System ausgebildet.

Vergegenwärtigen wir uns einmal die Lage, wie sie mit einer fast erschreckenden Regelmäßigkeit in den Verhandlungssälen französischer Assisen wiederkehrt.

Die Angeklagte tritt auf; sie ist jung, schön, natürlich in tiefes Schwarz gekleidet, in Thränen gebadet, das Bild einer reuigen Magdalena. Es wird ihr zur Last gelegt, ihr Kind getötet zu haben. Sie gesteht die That mit allen Einzelheiten ein; aber — sie war das Opfer eines Gewissenlosen, der sie schnöde verlassen hat; in ihrer schrecklichen Lage, von Not, Schande, Verzweiflung getrieben, halb wahnsinnig, habe sie die Unthat begangen. Der Verteidiger braucht sich ihretwegen nicht besonders anzustrengen, er kann seine rednerischen Kunststücke sparen. Die Geschwornen sind längst mit sich im Reinen: nach einer Beratung von wenigen Minuten verkünden sie die Freisprechung, und die Freigesprochene wird im Triumphzuge von ihren Freunden aus dem Saale geführt.

Andres Bild: Vor den Schranken des Gerichts erscheint wieder eine junge Dame — wie man merkt, spielt bei diesen Urteilen der Einfluß des Ewig-Weiblichen keine geringe Rolle —, mit allen Reizen einer feinen Pariserin ausgestattet. Es ist die alte Geschichte: ihr Geliebter, nachdem er sie zur Mutter gemacht, hat ihr den Rücken gekehrt und nach dem bewährten Grundsatze: Varietas delectat sich einem andern Gegenstande seiner Verführungskunst zugewendet. Von Eifersucht und Rache getrieben, hat sie dem Treulosen aufgelauert und seine edelgeformten Züge mit einem wohlangebrachten Strahl von Vitriol aller weitern Anziehungskraft zu berauben gesucht. Auch in diesem Falle hat der Verteidiger leichtes Spiel.

Ungemein lehrreich und bezeichnend für derlei Fälle ist unter andern die Verteidigung, mit welcher der berühmte Advokat Lachaud*) im Jahre 1880 für die eines Mordversuchs an ihrem frühern Geliebten Gentien angeklagte Marie Bière vor dem Assisengerichtshofe der Seine eintrat. Da giebt es keinerlei oratorische Bewegung, keine leidenschaftlichen Ausbrüche, kaum den schwachen Versuch einer Beweisführung; die Anstrengung ist ja ganz überflüssig. Dieser geschickte Anwalt will seine Richter garnicht glauben machen, daß er sich ihrer zu bemächtigen suche,

---

*) Siehe Plaidoyers de Ch. Lachaud, recueillis par M. F. Sangnier. Paris, Charpentier, 1885.

so sicher ist er ihrer! Eine ruhige, im einfachsten Tone gehaltene Erzählung, die Vorlesung einiger geschickt ausgewählten Briefe — und der Prozeß ist gewonnen. Zum Schlusse sagt Lachaud: „Mögen nur diejenigen, die à la Gentien leben wollen, es wissen, daß, wenn sie eine Frau entehrt und zu Grunde gerichtet haben, diese dafür Rache nehmen und das Gesetz ohne Furcht ins Auge fassen darf." Dies ist auch die Ansicht der Jury, die keine Viertelstunde berät, und dann auf alle Fragen mit einem freisprechenden Urteil antwortet. Und wie viele andre Heldinnen — fügt Arthur Desjardins, welcher dieses Falles in einer geistvollen Studie: Le Jury et les advocats*) gedenkt, hinzu — haben das nämliche Unschuldszeugnis erhalten!

Das Bild wäre unvollständig, wenn wir nicht auch mit einigen Worten der Zuhörerschaft gedächten, welche bei solchen „interessanten" Prozessen die Gerichtssäle zu füllen pflegt. Wer sich etwa für kurze Zeit von den Richtern abwenden und seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf die Vorgänge im Publikum beschränken wollte, hätte Mühe, sich zu vergegenwärtigen, wo er sich denn eigentlich befindet. Wollte er nämlich bloß nach dem Anblicke der festlich herausgeputzten Gestalten urteilen, die unter sich freundschaftliche Gruppen bilden, nach den zwanglosen Bemerkungen, die sie mit einander austauschen, nach ihren erwartungsvollen Mienen, nach dem häufigen Gebrauche von Operngucken, Lorgnons u. dgl., womit sie verschiedne Gegenstände im Saale mustern, endlich nach den lauten Ausbrüchen des Beifalls und Mißfallens, denen sie, der Mahnungen des Vorsitzenden ungeachtet, ganz unbefangen Ausdruck geben, so müßte er offenbar zu dem Schlusse gelangen, daß er etwa einer ersten Aufführung im Theater, einem Konzert, einem öffentlichen Vortrag oder sonst einer öffentlichen Vorführung beiwohne; nimmermehr aber könnte er glauben, daß er sich an der Stätte befinde, wo Recht gesprochen werden soll, wo daher nur Ruhe und Würde herrschen darf und von deren Schwelle jede Art und jede Form der Beeinflussung streng ferngehalten werden muß.

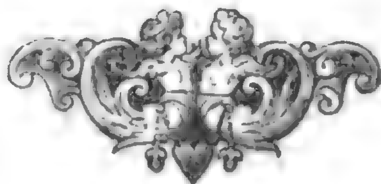
Daß diese Vorgänge im Gerichtssaale, verstärkt durch die Thätigkeit der Presse, außerhalb desselben auf die Geschwornen nicht ohne Einfluß bleiben können, ist einleuchtend. Hat man es doch in Ländern mit weit weniger demokratischen Grundsätzen und wo die öffentliche Meinung durchaus nicht die Macht besitzt und zu so unverfälschtem Ausdrucke gelangt, wie in Frankreich, erleben müssen, daß auf die Geschwornen Wochen hindurch von jener sogenannten öffentlichen Meinung mit allen möglichen erlaubten und auch unerlaubten Mitteln eingewirkt wurde, bis sie schließlich das Urteil in dem gewünschten Sinne abgaben.

Das Übel ist jedoch in Frankreich viel schlimmer und tieferliegend. Denn es handelt sich nicht um gesetzwidrige Entscheidungen, die in einzelnen Fällen

*) Siehe Revue des deux mondes vom 1. Juni 1886, 75. Band.

durch absichtliche Irreleitung der Jury hervorgerufen werden, sondern um solche, die ganz im Geiste des augenblicklich herrschenden allgemeinen Rechtsbewußtseins gefällt werden. Wie ungesund und fehlerhaft muß aber das Rechtsbewußtsein eines Volkes entwickelt sein, welches in dem Gerichtssaale nicht den Ort erblickt, wo einzig und allein das Gesetz, es möge noch so mangelhaft und verbesserungsbedürftig sein, so wie es ist, zur Anwendung gebracht werden muß, sondern ihn mit der Stelle verwechselt, an welcher Gnade geübt oder ein Racheakt vollzogen werden darf!

Übrigens mehren sich die Anzeichen, daß den Franzosen selber vor ihrer Rechtsprechung bange wird. Es giebt unter ihnen zum Glück noch genug angesehene und einsichtsvolle Männer, welche das wahre Wesen der Rechtspflege richtig erkennen und eindringlich davor warnen, daß die Strafjustiz zum Spielball augenblicklicher Stimmungen und Strömungen gemacht werde. So hat erst kürzlich ein hervorragendes Pariser Blatt an die Mitteilung mehrerer auffälligen Wahrsprüche aus neuester Zeit einige vortreffliche Bemerkungen geknüpft, die uns so charakteristisch scheinen, daß sie wohl hier wiedergegeben werden dürfen. „Die Urteile des Schwurgerichtes der Seine — so schreibt das Journal des Débats vom 5. März d. J. — folgen aufeinander, aber sie gleichen einander nicht. Vorgestern hat die Jury einen Chemiker freigesprochen, der, Ehemann und Familienvater, die Untreue seiner Geliebten mit Revolverschüssen bestraft hatte. Gestern hat sie einen Geometer verurteilt, der sich mit Messerstichen für die Wunden gerächt hatte, welche er seiner ehelichen Ehre zugefügt glaubte. Das Schwurgericht der Seine hat offenbar über diese Dinge äußerst feine Ansichten, oder vielmehr es hat darüber gar keine Ansicht. Es folgt der Eingebung des Augenblicks. Man wiederholt ihm ja, daß es souverän und unfehlbar sei. Es macht sich dies zu nutze, um sich alle möglichen Launen zu gestatten. Aber man muß bekennen, daß die Strafjustiz, unter solchen Umständen ausgeübt, viel von ihrem moralischen Ansehen und auch viel von ihrer praktischen Wirksamkeit einbüßt.“ Ähnliche Bedenken gelangen auch in dem oben erwähnten Aufsatze von Desjardins zum Ausdrucke.





Jugenderinnerungen.

Von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)



Unser Fuhrmann, ein schon bejahrter Bauer, der sich bereits zur Ruhe gesetzt hatte und auf dem „Ausgedinge“ wohnte, konnte nun mit unsrer Karrete wieder nach Hause fahren. Da er aber, wie er sich ausdrückte, nicht so dumm wieder zurückkommen wollte, als er fortgegangen war, sah er sich Ort und Umgegend ein paar Tage lang mit vielem Behagen an, versuchte sogar das heißeste Bad, in welchem der armschlenkernde Lehmann täglich untertauchte, und vergnügte sich wie nie zuvor im Leben. Mit seiner Abreise empfahl sich leider das erheiternde Element aus unsrer Mitte, denn der Vater vermißte alles, woran er gewöhnt war, machte sich Sorge um Haus, Familie und Amt und fühlte sich in höchst unbehaglicher Stimmung. Uns Knaben ließ er dies zwar nicht entgelten, wir fühlten uns aber gedrückt, weil wir den Vater stets bekümmert sahen und zu erheiternden Gesprächen wenig aufgelegt.

Sehr störend in unser vollkommen vereinsamtes Badeleben — ich erinnere mich nicht, daß wir mit irgend jemand zusammengekommen wären — griff das Wetter ein. Es war nicht eben kalt, aber es regnete viel und manchmal Tag und Nacht. Das zwang uns wider Willen im Hause zu bleiben, auf das Klatschen des Regens und das Geplätscher der ausgießenden Rinnen zu hören, und die Menschen und Tiere zu zählen, die sich auf dem Platze sehen ließen. Mehr als wir Brüder litt unter dem Eindruck des meistenteils schlechten Wetters jedenfalls der Vater. Ihm war vom Arzte befohlen worden, sich viel Bewegung zu machen, und nun goß es früh und spät mit nur seltenen Unterbrechungen! Wenn wir früh gemeinschaftlich nach Schönau wanderten, wo der Vater das Steinbad brauchte, kamen wir gewöhnlich schon durchnäßt an, und

der Rückweg durchweichte uns vollends bis auf die Haut. Dennoch machten wir ziemlich viele Ausflüge in die prächtige Umgebung des berühmten, damals freilich nur mäßig besuchten Badeortes, besahen Dornburg, die Klöster Ossegg und Mariaschein, wo uns ein kugelrunder Priester das wunderthätige Marienbild zeigte und gar seltsame Dinge davon erzählte, das Schloß Dux, den Schloßberg rc., und verbrachten somit die Zeit so angenehm wie möglich. Nur in einem Punkte waren wir mit dem Vater nicht ganz einverstanden. Wir sollten allerdings alle Genüsse und alles Vergnügen einer so kostspieligen Reise haben, sonst wäre ja das Geld weggeworfen gewesen, nebenbei aber auch unsre Pflichten nicht versäumen. Da es sich von selbst verstand, daß wir als Pastorssöhne studiren mußten — Andersdenkende würde man für unklaren Geistes gehalten haben —, so durfte der Unterricht in den alten Sprachen während der Badezeit um Himmelswillen nicht unterbrochen werden. Der süße „Bröder“ und die noch süßere grammatica marchica, nach welcher wir Griechisch lernten, steckten wohlgeborgen in unserm kleinen Schnappsack. Kamen wir dann naß wie begossene Pudel aus dem Bade nach Hause, dann suchte der Vater seine üble Stimmung dadurch aufzubessern, daß er uns die Tags zuvor aufgegebenen Pensa in beiden Büchern überhörte. Ich habe selten gemerkt, daß sich des guten Vaters Stimmung dabei gehoben hätte, eher schon kam es vor, daß er mit bedenklichen Handbewegungen drohte, die uns gemeinsame Stoßseufzer um gutes Wetter zum Himmel und sogar zu der wunderthätigen Maria in Mariaschein emporschicken ließ. Ich hatte nämlich gar keine Lust, dermaleinst im Fegefeuer zu braten, von dem uns der dicke Pater in jenem Kloster eine sehr realistisch gehaltene naturgetreue Abbildung mit breitem Lächeln gezeigt hatte. Unter den vielen darin schmorenden Seelen nannte uns der weise Mann auch einige Knabenseelen, die beim Lernen nicht fleißig und ausdauernd genug gewesen waren. Nur bei gutem Wetter glättete sich des Vaters Stirn gleich früh am Morgen, es ward sofort beschlossen, den Tag soviel wie möglich im Freien zuzubringen, und Bröder wie Märker blieben im Schnappsacke.

Unser Aufenthalt in Teplitz dauerte ungefähr drei Wochen. Vielleicht wäre er noch etwas verlängert worden, da gegen das Ende hin freundlicheres Wetter eintrat, hätte den Vater nicht die Pflicht gebieterisch nach Hause gerufen.

Auf mich, den damals neunjährigen, hatte Teplitz einen Eindruck gemacht, der sich nie wieder ganz verwischen ließ. Es war aber nicht der Ort als solcher, nicht die romantische Umgebung, die sich kaum mit den landschaftlichen Schönheiten meiner Heimat messen konnte, noch weniger das gesellige Leben, von dem wir keinen Nutzen hatten, sondern ein Bestandteil in der ständigen Bevölkerung des berühmten Badeortes, der mir schon am ersten Tage auffiel und ebenso sehr meine Neugierde weckte, wie er mich mit unheimlichem Schauer erfüllte. Teplitz wimmelte von Juden, und zwar von einer Sorte von Juden, wie man sie jetzt in Deutschland wohl nur vorübergehend auf den Leipziger

Messen noch sehen dürfte. Es waren die ersten Exemplare dieses interessanten Volkes, die mir zu Gesicht kamen, und weil sie der Mehrheit nach ein so scharf national jüdisches Gepräge trugen, sind sie mir unvergeßlich geblieben.

In meinem Geburtslande gab es keine Juden, weil sie in dem Marggraftume Oberlausitz einfach nicht geduldet wurden. Irgend ein Gesetz von Olims Zeiten her verbot ihnen den Aufenthalt in Stadt und Dorf und gestattete ihnen nicht einmal ein Nachtlager in den Städten. Was Wunder, daß man da keine Abkömmlinge des auserwählten Volkes zu Gesicht bekam! Nur einmal — es war bald nach dem Hinscheiden meines steinalten Großvaters — erinnere ich mich, einen von der Kultur beleckten, modern gekleideten Juden im Hause des Großvaters gesehen zu haben. Der Mann war Juwelenhändler und jedenfalls herberufen, denn er brachte alte, schadhafte Schmucksachen und dergleichen käuflich an sich, machte sich aber vor Sonnenuntergang wieder aus dem Staube, um auf einem der nächsten Dörfer ein gastliches Dach aufzusuchen. Ich kannte das Volk Israel nur aus der Bibel, die ich fleißig zu lesen angehalten wurde, und aus dem sehr gründlichen Religionsunterrichte des Vaters. Von den Juden war da natürlich oft die Rede, und wenn der Vater als Lehrer auch ganz objektiv verfuhr, und seine zur Milde hinneigende Gesinnung über Andersgläubige nie ein hartes, absprechendes Urteil fällte, betonte er doch die Thatsache sehr scharf, daß die Juden den Heiland der Welt, den eingebornen Sohn Gottes, was zu sagen nie vergessen wurde, ans Kreuz geschlagen hätten. Für diese furchtbare, nie zu sühnende That, es sei denn, sie bekehrten sich zum Christentume, müßten nun alle Nachkommen des unglücklichen Volkes noch heute büßen, ja es sei handgreiflich, daß sie die allerdings verdiente Strafe durch das dem Landpfleger Pilatus zugerufene Wort: „Sein Blut komme über uns und unsre Kinder“ selbst auf sich und ihre Nachkommen herabgerufen hätten.

Nun standen sie leibhaftig vor mir, diese Abkömmlinge des vom eignen Fluche zu Boden gedrückten und über die ganze Erde zerstreuten Volkes. Sie standen vor mir in allen Größen, in jedem Alter, zumeist freilich in einer Haltung und in einer Tracht, die ein nur einigermaßen phantasievolles Kind wohl noch für eine Beigabe des Zornes Gottes halten konnte, der auf den Unseligen ruhen sollte. Wohin wir uns wendeten, überall begegneten wir jüdischen Sprößlingen. Sie hockten vor den Kirchthüren, jedem Vorübergehenden oder Eintretenden Gegenstände ihres Kleinkrams, den sie, auf breitem Brett zur Schau gelegt, an einem Riemen um den Nacken gehängt trugen, mit lauter Stimme und lebhaften Bewegungen zum Verkauf anbietend. Ein solcher Kleinkram enthielt die verschiedenartigsten Dinge bunt durcheinander gewürfelt: Bänder und Bänderreste in allen Farben, Pfeifenköpfe in großer Auswahl, Ansichten von Teplitz ꝛc. in Glas geschliffen, böhmische Granaten als Schmucksachen, schlecht in schlechtes Gold gefaßt, ja sogar Rosenkränze für Katholiken und — kleine Kruzifixe!

Achtung vor dem Heiligen war mir von Jugend auf eingeprägt worden. Fehlte es mir nun auch noch an eignem Urteil, das mich zu einer lauten Äußerung hätte veranlassen können, so fühlte ich doch ein tiefes Weh im Herzen bei diesem Anblick. Jüdische Knaben, nicht älter als ich selbst, handelten vor den Thüren christlicher Kirchen mit Abbildern des Gekreuzigten! Wußten sie denn nicht, was sie thaten, oder dachten sie sich nichts dabei?

Der Vater schüttelte den Kopf, ließ sich aber nicht weiter darüber aus, vermutlich, weil er uns noch für zu jung hielt, um sich mit uns über einen solchen Gegenstand eingehend unterhalten zu können. Ich selbst wagte deshalb keine Frage an ihn zu richten, obwohl sie mir auf der Zunge lag und ich große Lust dazu verspürte. Aber ich war vor einiger Zeit mit meiner knabenhaften Naseweisheit übel angekommen. Es war von der Schöpfung die Rede gewesen, und daß durch die Weisheit und Allmacht Gottes aus Nichts Erde, Sonne, Mond und Sterne gemacht worden seien. Da warf ich dummer Junge die dreiste Frage hin: wer denn eigentlich den lieben Gott gemacht habe? Der Vater mußte wohl sehr über meine unüberlegte Frage erschrocken sein, denn er hielt mir eine kurze Strafpredigt, die mit der warnenden Rüge schloß, daß wer solche Fragen aufzuwerfen sich unterfange, eines schönen Tages den Verstand verlieren könne. Den wollte ich nun gern behalten, und darum fragte ich nicht wieder so kindisch, obwohl ich den Gedanken garnicht aus dem Kopfe verscheuchen konnte. Weil ich nun besorgte, es könnte mir bei einer neuen unüberlegten Frage über den Schacher mit Christusbildern, den die schwarzlockigen, schwarzäugigen Judenknaben trieben, abermals ein scharfer väterlicher Tadel zu Teil werden, so schwieg ich. Mein kindisches Denken aber klammerte sich fest an das über die ganze Erde zerstreute Volk Gottes, und die Leidensgeschichte, die ich längst auswendig wußte, stand leibhaftig vor meines Geistes Augen. So oft ich eines Juden ansichtig wurde, und wir begegneten ihnen, sobald wir die Straße betraten, sah ich den gefesselten Heiland auf der Richtstätte vor Pilatus' Hause, blutend unter den Geißelhieben der römischen Schergen, hörte das Wutgeheul der Juden, die rachedürstend ihr „Kreuzige ihn!" und das entsetzliche Wort riefen: „Sein Blut komme über uns und unsre Kinder!"

Die Frage, die ich dem Vater nicht vorzulegen wagte, warum Gott das zugelassen habe, beschäftigte mich fortwährend, und das jüdische Volk in seiner Zerstreuung über die ganze bewohnte Erde wurde mir interessanter als jedes andre. Zwar betrachtete ich jeden mir begegnenden Juden mit scheuem Blick; mich überkam ein Gefühl der Bangigkeit, dem sich zugleich eine unklare Empfindung von Mitleid beigesellte. Die Strafe, welche das Volk Gottes für die Kreuzigung Christi getroffen hatte, erschien mir über alle Begriffe hart, zu hart für einen Gott, der aus Liebe zu der irrenden Menschheit freiwillig den eignen Sohn zum Opfer brachte. War es wirklich möglich und denkbar, daß dieser Gott der Liebe länger denn achtzehnhundert Jahre zürnen und nach so langer

Zeit noch die jetzt lebenden, doch vollkommen unschuldigen Nachkommen der sogenannten Mörder Christi für deren Missethat büßen lassen könne? Mir wollte das durchaus nicht in mein schwaches Gehirn, und eben darum fühlte ich Mitleid sowohl mit den immer sehr zerlottert aussehenden jüdischen Knaben, die von früh bis abends auf der Straße handelnd herumliefen, wie mit den langbärtigen, schmutzigen Männern in langen, schlotternden Kaftans, welche, einen geflickten Sack auf der Schulter, mit näselnder Stimme ihr monotones „Handle!“ riefen und vor jedem Fenster, an dem sich ein Menschenantlitz zeigte, die zerrissene Pelzmütze ziehend tiefe Bücklinge machten.

Auf unsern Kreuz- und Querzügen durch die Stadt kamen wir eines Tages auch an der Synagoge vorüber. Sie lag in einer engen Gasse zwischen unschönen Häusern, war aber leicht zu erkennen. Auch hier fanden wir die betriebsame Juden mit ihrem unvermeidlichen Tabuletkram. Ganz wie in Jerusalem zur Zeit Christi! meinte der Vater. Käme der Heiland heute wieder, er würde die Geißel schwingen wie damals, um Krämer und Wechsler aus den Vorhöfen des Herrn zu vertreiben. Wir Brüder äußerten den Wunsch, das Innere einer Synagoge zu sehen, und der Vater vertröstete uns auf den nächsten Sonnabend. Ihr bekommt dann zugleich einen Begriff, wie die Juden Gott in ihren Tempeln verehren, fügte er hinzu.

„Laut wie in einer Judenschule“ ist eine allbekannte Redensart. Wer jemals am Sabbath eine jüdische Synagoge, in welcher der Gottesdienst nach altem Ritus abgehalten wird, besuchte, der wird gern bestätigen, daß diese Redensart zutreffend ist. In der erwähnten Synagoge von Teplitz ging es nicht bloß laut, sondern lärmend zu. Schon in der engen Vorhalle, wo ein paar schwarzäugige Jungen mit schmierigen Mützen sich umher stießen, ward mir angst und bange, denn von innen heraus drang ein Schreien und Zetern rauher Männerstimmen, als müßten sich ein Dutzend Menschen in den Haaren liegen. Unmittelbar nach unserm Eintreten freilich verwandelte sich bei mir sofort die Angst in kaum zu überwindenden Lachkitzel. Der Anblick, der sich mir darbot, war für einen Knaben meines Alters zu komisch. Ob die alten Hebräer, aus deren Schoße die hochpoetischen Propheten entsproßten, im Tempel Salomonis Jehova in ähnlicher Weise gedient haben, mag Gott wissen! Mir hat das, nach vielen Synagogenbesuchen in spätern Jahren, nie recht glaubwürdig vorkommen wollen.

In einem hohen, geräumigen, vom Tageslichte nur matt erhellten Raume standen dicht gedrängt hinter kleinen Pulten alte und junge Männer, die Hüte und Pelzmützen fest in die Stirn gedrückt und laut hebräische Gebete murmelnd, den Oberkörper entweder vor- und rückwärts oder nach rechts und links bewegend. Alle trugen lange weiße Tücher lose um den Hals hängend, deren in Fransen auslaufende Enden die eifrigsten Beter häufig an die Lippen drückten. Bei den reichen Juden, welche ganz moderne Kleidung trugen, waren diese

Gebetstücher von feiner weißer Seide. Höchst sonderbar nahm sich, wenigstens in meinen Augen, der Vorbeter oder Vorsänger aus. Ein langer schwarzer Kaftan umschlotterte den hagern Körper, ein langer Bart wallte ihm herab bis auf die Mitte der Brust, und auf dem Haupte trug er quer gesetzt einen Dreimaster von ungewöhnlicher Größe. Dieser Mann legte häufig beide Hände an den Mund, als wolle er jemand in der Ferne zurufen. Dann erhob er seine Stimme machtvoll, daß sie wiederhallte an den düstern Wänden, und alle Beter hinter den Pulten wackelten noch heftiger mit dem Oberleibe und beteten ebenfalls lauter. Auf diese eigentümliche Versammlung jetzt dumpf murmelnder, dann wieder laut aufkreischender Männer — oder sollte das Geschrei Jauchzen und Lobsingen vorstellen? — blickten schweigend alte und junge Frauen von oben herab durch eng vergitterte Fenster.

Dieser erste Besuch in einer Synagoge ist mir unvergeßlich geblieben. Später habe ich noch oft die polnischen Synagogen in Leipzig betreten, wo es zur Zeit der Messe deren mehrere gab, in denen es ebenso geräuschvoll zuging, nie aber wurde ich wieder so überrascht und in eine so ganz fremde Welt versetzt wie in jener alten Synagoge von Teplitz. Unbegreiflich blieb es mir, wie Menschen von Geist und Glaubensinnigkeit Gott auf so seltsame Weise verehren und anbeten können.

Nach Beendigung der Kur, die sich bei den Leiden des Vaters erfolgreich erwies, rüsteten wir uns zur Heimreise. Wie verabredet war, sollte diese zu Fuß angetreten und ausgeführt werden und der armschlenkernde Heilige aus unserm Dorfe unser Führer und Geleitsmann sein. Der gute Mann hatte uns während der ganzen Zeit unsers Aufenthalt nicht belästigt. Wir sahen ihn selten und immer nur vorübergehend; erst am Morgen der Abreise stellte er sich bei uns ein, vergnügt und redselig wie immer.

Der Weg nach Hause führte uns über das Schlachtfeld von Kulm und durch dieses Städtchen, das, am Fuße des Gebirges gelegen, mit seinen hübschen neugebauten und ziegelgedeckten Häusern einen freundlichen Eindruck machte. Die Spuren und Verwüstungen der Schlacht, welche nicht wenig zum Sturze des corsischen Welteroberers beigetragen hatte, waren gänzlich verwischt.

Am ersten Wandertage gegen Abend erreichten wir das Städtchen Tetschen an der Elbe, wo übernachtet werden sollte. Unbekannt mit den Verhältnissen, jeder Verschwendung aus Grundsatz und durch Erziehung abhold und, was Komfort, den wir überhaupt nicht kannten, anbetraf, mit den primitivsten Einrichtungen zufrieden, überließ der Vater unserm sparsamen Reisemarschall die Wahl des Nachtquartiers. Der Mann war schon früher in Tetschen gewesen, mußte also die geeigneten Lokalitäten kennen. Ob es damals in dem malerisch gelegenen Städtchen ein anständiges Wirtshaus gab, mag dahin gestellt bleiben, wir unter Führung unsers Mentors, der beinahe von der Luft zu leben ver-

stand, hatten leider nicht das Glück, unsre müden Glieder in einem solchen ausruhen lassen zu können. (Fortsetzung folgt.)



Kleinere Mitteilungen.

Deutschland in den Anschauungen des Auslandes. Die in Rom erscheinende Revue internationale bringt in ihrem letzten Hefte mehrere Aeußerungen über deutsche Verhältnisse, die nicht uninteressant sind, weil man daraus erkennt, was für wunderbare Dinge dem guten Publikum über uns aufgetischt werden. Das Aergste ist wohl, daß in einem langen Aufsatze, welcher eine Vergleichung des deutschen Militärwesens mit dem französischen enthält, die Behauptung aufgestellt wird, daß erst seit dem April 1886 Offiziere der deutschen Armee beim Verlassen des Dienstes eine Pension erhielten: jusqu'à ces derniers temps, on ne servait pas de pension de retraite aux officiers qui quittaient le service actif; on ne se sentait pas le gout d'offrir des primes à l'oisiveté. Weiterhin läßt dieser tiefe Kenner der deutschen Verhältnisse den Marschall Moltke ausrufen: „Gebt der Armee ein Pensionsgesetz!" Man kann sich denken, welche Betrachtungen der Verfasser an den Zustand knüpft, der sich für die deutsche Armee daraus ergab, daß die Offiziere gezwungen waren, im Dienste zu bleiben, weil sie nicht pensionirt werden konnten!

Weniger auf Erheiterung als auf ernste Belehrung berechnet ist ein Berliner Brief, der in derselben Nummer enthalten und Lynceus unterzeichnet ist. Der vorletzte Absatz desselben lautet folgendermaßen.

„Jedes Jahr der jetzigen Regierung bringt uns dem Staatssozialismus näher und verzögert die Anwendung derjenigen Heilmittel, welcher uns die Freiheit gegen das soziale Elend und das daraus entspringende Mißvergnügen gewähren könnte. Mit jedem Tage gewöhnt sich das deutsche Volk mehr daran, den Staat handeln zu lassen. Statt freimütig über die Mittel zu beraten, welche die Interessen der Mehrzahl der Bevölkerung fördern und ihre Leiden hindern könnten, überläßt man der Regierung die Sorge, diese Mittel zu finden und anzuwenden. Die Bürger und Bauern unsrer Tage folgen dem Beispiele des Adels und denken an nichts weiter als an ihren eignen Vorteil.

Die drei eben erwähnten Klassen der Bevölkerung sind blind oder unbesorgt gegenüber dem Ungeheuer des Kommunismus, welches sich anschickt, sie zu verschlingen. Sie streben darnach, die Regierung zu stärken, während diese die sozialistischen und revolutionären Ideen durch folgende Mittel verbreitet und ermutigt. Erstens werden Gesetze gegeben, welche die Schöpfungen von Schulze-Delitzsch vernichten und das Prinzip der Selbstthätigkeit durch das des Zwanges ersetzen. Zweitens werden Proklamationen erlassen, welche die Blicke des Arbeiterstandes auf den Kaiser und seine Regierung lenken und sie von dem Self-help ablenken. Drittens wird die Vereinsfreiheit und die Preßfreiheit zum Nachteile der Sozialisten eingeschränkt, und dadurch der heilsame Kampf der einander entgegengesetzten Ideen verhindert, sowie der Sozialdemokratie der Nimbus einer geheimen und verfolgten Verbindung verliehen. Viertens wird die Armee und der Beamtenstand fortwährend vermehrt, wodurch eine stärkere Belastung der steuerzahlenden Bürger und eine Aufzehrung der Ersparnisse des Volkes bewirkt wird, ebenso wie die gebildeten

Klassen der Bevölkerung dadurch in bloße Maschinen verwandelt werden, die lediglich dem ihnen von oben gegebenen Antriebe folgen. Fünftens wird die Volksvertretung erniedrigt, und die Professoren der Nationalökonomie und Gesellschaftswissenschaft werden als Ideologen behandelt.“

Es gehört kein großer Scharfsinn dazu, um zu erraten, aus welcher Werkstatt die eben angeführten Sätze stammen; ein Kommentar ist auch nicht weiter nötig, nur darauf hinzuweisen dürfte nützlich sein, daß der Fortschritt die zarteste Rücksicht auf die Sozialdemokratie nimmt, und sich nicht scheut, die Lüge von einer kaiserlichen Proklamation in das Ausland zu werfen, nachdem es dennoch etwas zu gefährlich geworden war, sie im Inlande zu verbreiten.

Aber Lynceus, der ja eigentlich nur zum Schauen geboren ist, dem aber die Welt, wie sie jetzt ist, absolut nicht gefällt, begnügt sich nicht mit dem Berichte über das, was er zu sehen behauptet, sondern er erteilt auch Ratschläge — Ratschläge von so hinreißender Komik, daß es unrecht wäre, den Eindruck seiner — auf den vorhin wiedergegebenen Abschnitt folgenden — Ausführungen durch irgend einen Zusatz abschwächen zu wollen.

„Vor allem — so fährt Lynceus fort — bedarf Deutschland in diesem Augenblicke einer gründlichen Aenderung seines Steuersystems; ernste Ersparnisse in den Staatsausgaben wären nicht weniger notwendig. Statt fortwährend neue Stellen besoldeter Beamten für die regierenden Klassen zu gründen, wäre es gerade im Gegenteile notwendig, tausende derartiger Stellen abzuschaffen. Man brauchte nur die verschiednen Verwaltungsbüreaus durch Telephonleitungen untereinander zu verbinden, die jetzt herrschende Schreiberei und Papierverschwendung (le régime écrivassier et paperassier) durch eine mündliche Verbindung der Verwaltungsstellen zu ersetzen und das übergroße Beamtenpersonal der Polizei und der Zollverwaltung zu verringern. Die Dauer des Dienstes in der Armee müßte auf zwei oder noch besser auf ein und ein halbes Jahr herabgesetzt werden. Ebenso müßten die indirekt geleisteten Exportprämien abgeschafft werden, welche zur Ueberproduktion geführt, dadurch den Ruin so vieler Zuckerfabrikanten veranlaßt haben und mit demselben Schicksale die Spritproduktion wie die Eisenindustrie bedrohen, ganz von den Verlusten zu schweigen, welche der Staat und seine Einnahmen dadurch erlitten hat. Aber alles das liegt den Gedanken des Kanzlers ferne; er will, wie Gladstone sagen würde, die Klassen durch die Massen bekämpfen, und vor allen Dingen braucht er Geld, wiederum Geld und zum drittenmale Geld.“

Lynceus schließt seinen Brief mit der Erwähnung des Beifalls, welche ein in dem Februarhefte der Revue internationale enthaltener Artikel des ehemaligen italienischen Unterrichtsministers R. Bonghi in Berlin bei der Presse gefunden hat. Es kommt bei diesem Artikel wenig auf die Person seines Verfassers an, der zu jenen begabten Schriftstellern gehört, die über Plato schreiben, ohne Griechisch, eine römische Geschichte verfassen, ohne Lateinisch, und über Deutschland aburteilen, ohne Deutsch zu verstehen; aber der in demselben enthaltene Gedankengang ist großen Kreisen im Auslande eigentümlich, und entspricht dem, was der große Haufe halbgebildeter Journalisten in Frankreich und Italien denkt.

Deutschland war früher das Aschenbrödel unter den europäischen Mächten und mußte sich jede, auch die schlechteste Behandlung gefallen lassen. Gar zu gern möchte uns Bonghi zurufen: Gebt Elsaß und Lothringen wieder heraus! Aber das wagt er denn doch nicht; sein Rat beschränkt sich vielmehr darauf, Fürst Bismarck solle zuerst entwaffnen; die andern Staaten, Rußland und Frankreich an der Spitze, würden unfehlbar seinem Beispiele folgen, und dann wäre der euro-

päische Friede gesichert. Charakteristisch bei diesen Ausführungen ist, daß Bonghi auch nicht den Schatten eines Grundes dafür anführt, warum denn gerade Deutschland und nicht einer der andern Staaten zuerst entwaffnen soll. Geht man aber den Irrgängen der Sophistik nach, welche seine Gedankenentwicklung einschlägt, so gewahrt man bald, daß ihm die Forderung, welche er an Deutschland stellt, nur die Brücke zu der letzten Behauptung seines Artikels liefert, Bismarck werde durch die Militärpartei (sic) verhindert, den Frieden zu wollen. Diese Partei aber — sagt Bonghi wörtlich — sei gewissermaßen ein Erbteil aus der Vergangenheit (comme legs du passé), welches die Dynastien nicht abzuschütteln vermöchten. Natürlich kommt er dann zu der Folgerung, daß die Völker sich demnächst der republikanischen Staatsform zuwenden werden, où elles seules seront maîtresses, et où aucune volonté ne sera respectée que la leur. Wir verzichten darauf, das Bild auszumalen, welches sich in dem Kopfe des Verfassers von der Freiheit gebildet haben muß, die in der französischen Republik herrscht, und von der Friedenspolitik, welche diese verfolgt.

Sentimentale Frivolität. Das Burgtheater in Wien läßt sich gern die erste deutsche Bühne nennen und behauptet in der That manchen Anspruch auf diese stolze Bezeichnung. Im Laufe von hundert Jahren hat sich dort ein fester Stil in der Darstellung ausgebildet und erhalten, ein Streben nach gemessener Lebenswahrheit, welche zwischen akademisch-pathetischer und naturalistischer Spielweise eine gute Mitte hält, eine Schule, die sich noch immer stark genug erwiesen hat, junge Kräfte nach dem Vorbilde der alten zu erziehen, ohne deren erfrischenden Einfluß zu hemmen. Auch wird, nachdem unter Laubes vielgepriesener Leitung das französische Wesen überhand genommen hatte, heute bei der Wahl des Darzustellenden im allgemeinen wieder ein höherer Standpunkt eingenommen: die klassische Dichtung der Franzosen, der Briten, der Spanier kommt neben der deutschen zu gebührender Geltung, und mit Mut und Erfolg hat Direktor Wilbrandt Raum für die griechische Tragödie und Komödie errungen. Gegen seine Bearbeitungen des Sophokles und Euripides haben sich zwar manche, wahrscheinlich begründete, Bedenken erhoben. Aber niemand wird die Schwierigkeit der Aufgabe verkennen, vielmehr muß man sich erinnern, daß auch für Shakespeare das deutsche Publikum nur allmählich und durch große Zugeständnisse an den Zeitgeschmack gewonnen werden konnte. Vollends grundlos sind die Vorwürfe, daß gegen die Alten „die Produktion der Gegenwart" zurückgesetzt werde; ihnen wird gerade ein Bühnenleiter, der seine Sache ernst nimmt, stets ausgesetzt sein, weil die Mittelmäßigkeit immer die großen Theater als ihre Versorgungsanstalten betrachtet. Und was hat denn die Gegenwart in Deutschland aufzuweisen? Mit geringen Ausnahmen Dichter, in denen kein rechtes Theaterblut fließt, ehrsame Handwerker, welche nach vergilbten Modenblättern unermüdlich die alte Theatergarderobe zusammenschneidern, und leichtfertige „Konfektionärs," die jede Pariser Mode auszubeuten suchen. Kräftige Talente sich nicht entgehen zu lassen, ist wohl jeder Theaterdirektor schon Geschäftsmann genug.

Diese geschäftliche Rücksicht, unterstützt durch das Verlangen der Schauspieler nach neuen, Effekt verheißenden Rollen, ist es wohl, was das Burgtheater bestimmt, sich wenigstens von Zeit zu Zeit französischer Machwerke anzunehmen, welche eines solchen Ortes nicht im mindesten würdig sind und in schreiendstem Widerspruch mit den erhabenen Dichtungen stehen, an welche die Anstalt ihre besten Kräfte setzt. Den Schauspielern einen Teil der Schuld beizumessen glauben wir

uns berechtigt, da diese eine schöne Tradition augenscheinlich nicht bewahrt haben. Ihre Vorgänger verlangten in stolzem Behagen nichts weiter als ihr Burgtheater und dessen treues, verständnisvolles Publikum; von den heutigen weiß die Reklametrommel fortwährend von großen Erfolgen diesseits und jenseits des Ozeans zu erzählen. Dabei wird der Künstler unersättlich und hört auf wählerisch zu sein; er kann ohne lärmenden Beifall nicht mehr leben und greift nach jedem Mittel, welches geeignet erscheint, die Massen zu elektrisiren. Im Vagabundenleben verwildert jeder, und wer sich an den Rausch gewöhnt, bedarf immer stärkerer berauschender Genüsse, gleichviel ob Branntwein, Opium oder Applaus. Und das Publikum — nun das wird, wie jede Menschenmenge, stets rätselhaft bleiben. Wie an dem einen Tage von dem Schicksal des Oedipus, läßt es sich an dem andern von den Krokodilsthränen einer Hetäre erschüttern. Aber wenn wir diesen Satz umkehren, sagt er uns auch, daß es nicht nötig wäre, dem Publikum verdorbene Speise vorzusetzen.

Da sollte nun als Gesundheitsamt und Polizei die Kritik walten. Diese Pflicht verabsäumt sie aber leider zu oft. Wir haben in großen Wiener Zeitungen Aufsätze voll warmer Anerkennung dafür gelesen, daß das Burgtheater einem neuen Stücke, wahrscheinlich dem neuesten, des unermüdlichen Fabrikanten Victorien Sardou den Zulaß gewährt hat, welches „Georgette“ heißt. Diese Georgette ist eine Dirne allerniedrigster Art. Sie hat sich durch Liederlichkeit ein Vermögen erworben, sich einen Namen beigelegt, der ihr nicht zukommt, und endlich ist sie durch die Ehe mit einem verlumpten, blödsinnigen Herzog eine vornehme Dame geworden. Dergleichen kommt ja vor. Sie besitzt aber auch eine Tochter, die, in völliger Unkenntnis des Gewerbes und Charakters ihrer Mutter aufgewachsen, die Unschuld, die Reinheit, der Edelmut in Person ist. Ein Schornsteinfeger hat bekanntlich einen Sohn gehabt, der Müller war! Nun ist die große Frage, ob diese Perle ohne Rücksicht auf die schmutzige Perlmutter in den Familienschmuck eines ehrbaren Hauses aufgenommen werden könne. Der verliebte Jüngling sagt natürlich Ja, dessen Mutter Nein, worauf der Sohn die unglaubliche Rohheit begeht, daran zu erinnern, daß seine Urahne die Mätresse eines Königs gewesen sei! Die Mutter willigt zuletzt unter der Bedingung ein, daß die „Herzogin“ nach England auswandere. Die Tochter aber, welche nun die Wahrheit erfährt, gerät über die Zumutung, sich nur besuchsweise des Umganges ihrer edeln Mutter erfreuen zu sollen, in solche Entrüstung, daß sie dem Geliebten den Laufpaß giebt und, da sie doch heiraten muß, einen alten Lebemann und guten Bekannten der einstigen Georgette wählt.

Jedes Wort über diese Erfindung ist von Ueberfluß. Ein namhafter Kritiker bemerkt dazu, Sardou habe das Problem allerdings nicht gelöst, aber es bleibe immer ein Verdienst, dasselbe aufgeworfen zu haben. Damit eröffnet sich eine recht erbauliche Aussicht. Wenn es der Beruf des Theaterdichters ist, soziale Probleme zu stellen, so werden uns wohl nächstens auch von der Bühne aus Vorschläge zur Regelung der Prostitution gemacht werden. Uebrigens kommt da Sardou zu einer Ehre, auf welche er gar keinen Anspruch macht. Der Mann der Probleme ist der jüngere Dumas, Sardou fragt nur, womit er den Zuschauer packen könne. Er hat sich augenscheinlich auch in diesem Falle so wenig um die Wahrscheinlichkeit wie um die Wahrheit gekümmert; je krasser, desto besser. Verschmäht er doch selbst das bequeme Auskunftsmittel, durch späte Reue der alten Courtisane Anspruch auf Mitleid zu geben. Und durch solchen Morast die Zuschauer zu führen, soll eine würdige Aufgabe für die berühmte Musteranstalt sein?

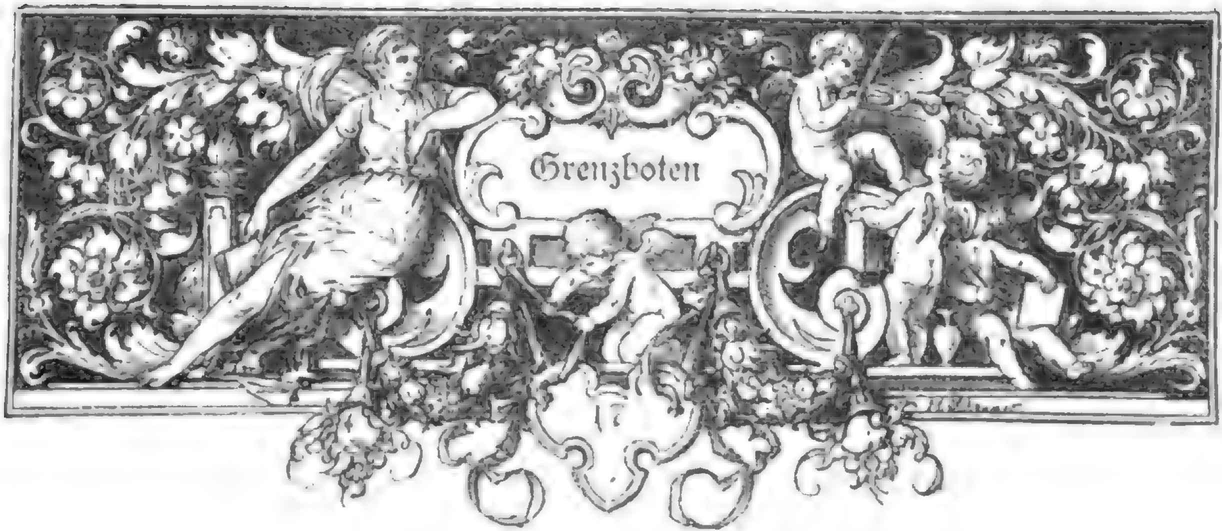
Schlimm genug, wenn für die Pariser Theaterdichter, die Nachfolger von Scribe, Feuillet und Augier, keine andern dramatischen Konflikte mehr vorhanden sind, als die aus dem Ehebruch erwachsenden, aber man sollte wenigstens die Franzosen allein sich an diesen schönen Früchten des Bas=Empire gütlich thun lassen. Ohne Zweifel ist man in früheren Zeiten übermäßig ängstlich gegenüber der Erwähnung geschlechtlicher Beziehungen gewesen, man vergaß, daß bei einer echten Dichtung immerdar dem reinen Gemüt alles rein bleibt. Nun brauchen wir nicht in das entgegengesetzte Extrem zu verfallen, oder das Theater wird in den Rang von Vergnügungsanstalten hinabgerückt, welche eine sittsame Frau nicht besuchen darf.

Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß um dieselbe Zeit die Wiener Blätter eine Parlamentsverhandlung über die Frage enthielten, ob Krankenunterstützungen auch an unverheiratete Wöchnerinnen zu leisten seien oder nicht. Ein Geistlicher hatte die Frage aufgeworfen und verneint, und daraufhin hielt ein Abgeordneter, der seinem Namen nach zu schließen vielleicht nicht einmal der christlichen Gemeinschaft angehört, dem Kollegen eine Vorlesung über wahres Christentum, deren sentimentale Phrasen den stürmischen Beifall der Gesinnungsgenossen entfesselten. Sentimentalität und Frivolität sind Wandnachbarinnen und vertragen sich vortrefflich miteinander. Natürlich wurde die heilige Magdalene angerufen, aber daß die Worte des Evangeliums sich auf die reuige Sünderin beziehen, klüglich übergangen. Freilich ist die echte Magdalene längst durch die Kameliendame verdrängt, und diese selbst muß den Georgetten den Platz räumen, und deren Kultus wird gar schon in gesetzgebenden Versammlungen verkündigt.

Hygiene. Die Besprechung einer „Hygiene“ des Unterrichts in diesem Hefte bringt uns den Zeitungsstreit in vergnügliche Erinnerung, der bei der Berliner „Hygiene“=Ausstellung entstand: den Streit, ob es richtiger sei zu sagen Hygiene oder Hygieine. Der Streit wurde damals zu Gunsten der letzteren Form entschieden — thörichterweise. Denn ein Wort Hygieine als Hauptwort giebt es garnicht. Hygieinos (ὑγιεινός) ist ein Eigenschaftswort und bedeutet: heilsam, der Gesundheit zuträglich. Hygieine (ὑγιεινή) wäre also „eine der Gesundheit zuträgliche“ (was denn? Maßregel etwa), aber nimmermehr die Lehre oder die Wissenschaft von dem, was der Gesundheit zuträglich ist; diese hätten die alten Griechen Hygieinologie (ὑγιεινολογία) genannt, und wenn die deutsche Fachwissenschaft diese Wortbildung annehmen wollte, so wäre nichts dagegen zu sagen. Hygiene aber ist unmittelbar dem Französischen entlehnt (Hygiène); es ist eine jener Sprachbildungen, die der Franzose mit so unnachahmlicher Dreistigkeit schafft und der Deutsche mit so unnachahmlicher Gedankenlosigkeit nachplappert.

Nicht über Hygiene oder Hygieine sollten wir uns den Kopf zerbrechen, sondern darüber, wie man beide Wörter aus der deutschen Sprache wieder los wird. Hygiène ist in französisch=deutschen Wörterbüchern mit Gesundheitslehre übersetzt. Das ist natürlich Unsinn, denn Gesundheit ist ein Zustand, den man niemand lehren kann. Lehren kann man jemand nur die Pflege und die Erhaltung dieses Zustandes — und das legt auch der Franzose in sein Wort hinein. Wer schlägt einen guten deutschen Ausdruck dafür vor? Es ist dringend zu wünschen, daß gerade hierfür ein Wort vorhanden sei, das die große Menge vollständig verstehe, und nicht ein unklares, verschwommenes Fremdwort.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Die Furcht vor Rußland.

Wenn Zahlen allein den Ausschlag gäben, so hätte allerdings Sir Charles Dilke Recht, wenn er behauptet, daß Rußland so stark wie Deutschland und Österreich zusammen und zwei- oder dreimal so stark wie Österreich allein sei. In dem gleichen Falle oder vielmehr in noch weit größerm Mißverhältnis war, um nur ein geschichtliches Beispiel zu nennen, das Übergewicht der Perser über die Griechen.

Rußlands Landmacht stellt sich in der Friedensstärke auf 25330 Offiziere, 672285 Mannschaften und 85553 Pferde mit 1538 bespannten Geschützen; im Kriege schwellen dieselben zu der furchtbaren Gesamtstärke von 38288 Offizieren, 1734473 Mannschaften und 207540 Pferden mit 3460 Feldgeschützen an. Und damit scheint die Wehrkraft des russischen Reiches noch keineswegs erschöpft zu sein, denn es treten dazu noch die Kosaken und die unregelmäßigen Truppen fremder Völker. Mit andern Worten: wenn es einmal zur Mobilisirung der gesamten waffenfähigen Mannschaft des weiten russischen Reiches käme, so wäre das nichts anders, als eine Erneuerung der Völkerwanderung, der Kriegszüge der Zeiten Attilas, Tschingiskans oder Timurs. Aber der Ausgang wäre nicht zweifelhaft: eine vorübergehende Verwüstung unsrer Ostgrenzen, aber ein endlicher gründlicher Sieg über alle moskowitischen Horden, ein Sieg der Intelligenz über die rohe Gewalt der Barbarei.

Die Besorgnis Dilkes, daß Österreich in Ostgalizien und der Bukowina dem ersten Anprall Rußlands nicht widerstehen könne, daß die Festungen Krakau und Przemysl nicht stark genug seien, Galizien gegen einen russischen Angriff zu schützen, ist ganz selbstverständlich, und Österreich wird auch den Fehler, den General Giulay 1859 in Oberitalien beging, nicht in Galizien

vorkommenden Falles wiederholen wollen, sondern seine Stärke darin suchen, die starke Karpatenstellung zu besetzen, geschützt durch die Festungen Krakau und Przemysl am linken, Siebenbürgen am rechten Flügel.

Galizien ist offenes Land, und es wird Österreich nicht einfallen, sich zuerst seine Armee schlagen zu lassen, um deren Trümmer dann hinter den Karpaten wieder zu sammeln; es wird vielmehr die in Galizien einbrechende russische Armee erst an den Karpaten zum Entscheidungskampfe erwarten und dann umgekehrt sie wieder aus Galizien hinauswerfen. Welche Aussichten gerade Österreich für das Gelingen dieses Planes hat, möge hier etwas näher erörtert werden.

Rußland ist schon früher der Koloß mit den thönernen Füßen genannt worden. Der Ausspruch hat noch heute seine volle Berechtigung. Die russische Armee kostet das dreifache der deutschen, das fünffache der österreichischen. Das russische Volk zahlt dreimal mehr Steuern als wir, in Rußland giebt es dreimal mehr Weiber als Männer, die Bevölkerung ist dreimal dünner gesät als bei uns. Rußland hat dreimal weniger Eisenbahnen als wir, sie bringen dreimal so wenig ein als unsre, alle Landstraßen und Verkehrsmittel sind in Rußland dreimal schlechter und unbequemer als in Deutschland. Die Konzentration von Truppenmassen an den russischen Grenzen erfordert dreimal mehr Zeit, Kosten und Anstrengungen als bei uns, und ist mit dreimal größern Schwierigkeiten verknüpft. Die Armee selbst ist zwar auf dem Papier dreimal stärker als die deutsche; wo ist sie aber in Wirklichkeit? Zu einem Drittel in den Taschen der Verwaltung.

Was die Tüchtigkeit der Armee anlangt, so mag es ja unbestritten bleiben, daß das Gardekorps in seinem militärischen Werte einem preußischen oder deutschen Armeekorps nichts nachgiebt, an Hochmut und Dünkel es jedenfalls weit übertrifft; die übrige Armee aber hält keinen entfernten Vergleich aus mit der deutschen, sondern ist — tout bonnement — Kanonenfutter und Lazaretfüllsel. Die Kriegsgeschichte verschweigt uns nicht, daß — so oft russische Armeen in Handlung treten, ja bevor sie das thun, schon ein Drittel in die Feldlazarete kommt, weil die Mannschaften, durch den gewohnheitsmäßigen Schnapsgenuß geschwächt, nicht den dritten Teil der Feldstrapazen aushalten können, als z. B. die Türken, die nicht nur keinen Schnaps, sondern nicht einmal Wein trinken dürfen. Jedem Arzt ist es bekannt, daß Verwundungen jeder Art bei gewohnheitsmäßigen Schnapstrinkern in ihrem Verlaufe gefährlicher, die Verluste also vor dem Feinde weit größer sind. Aber auch die jeden Krieg begleitenden ansteckenden Krankheiten fordern mehr Opfer unter der russischen Armee, als unter der türkischen oder der deutsch-österreichischen, weil das durch den Schnapsgenuß verdorbene Blut allen Epidemien und Infektionskrankheiten weit weniger Widerstand entgegensetzen kann. Diesem Umstande verdanken es die Türken zum großen Teil, daß die ihnen stets dreimal überlegnen russi-

schen Streitkräfte es noch nie vermochten, den „kranken Mann“ niederzuwerfen. Die Krankheit dieses „kranken Mannes“ steckt eben nicht im Blute, in den Nerven und Muskeln seiner Soldaten, im Gegenteil, ihre Nüchternheit und Wetterhärte befähigt sie zu den größten Strapazen.

Während wir aber darauf hinweisen, was der „Spiritus“ in der russischen Armee anrichtet, brauchen wir wohl nicht besonders darauf hinzuweisen, daß der „Geist“ der russischen Armee sich mit dem der Armeen Deutschlands und Österreichs nicht wird messen können, noch weniger die darin verteilte Summe von „Intelligenz.“ Was in der russischen Armee Intelligenz besitzt, scheint ja dem Nihilismus verfallen! Es mag richtig sein, daß der russische Generalstab seine tüchtigen Kräfte hat; man darf aber nicht übersehen, daß seit Peter dem Großen vorwiegend deutscher Einfluß alle Kultur in Rußland geweckt und gepflanzt hat. Heute noch ist das eingewanderte deutsche Element der Hauptträger der russischen Scheinkultur, denn etwas andres ist sie ja doch nicht. Grattez le Russe, et vous verrez le barbare, sagte schon Napoleon I., und er hatte Recht. Alle Kultur, welche in Rußland sich eingebürgert hat, ist nicht wie bei uns in tausendjährigem Ringen aus sich selbst geschöpft und erzeugt, also wurzelecht, nein, sie ist mühelos erborgt, gekauft, „importirt,“ und deshalb auch nur künstlich zu erhalten. Daher auch die instinktive Abneigung des Russen gegen uns Deutsche; er fühlt unsre Überlegenheit in allen Fragen der Kultur und des gediegenen Fortschritts, er fühlt die Unmöglichkeit, es uns gleich zu thun, er fühlt das vergebliche Bemühen, unsern tausendjährigen Vorsprung redlicher Kulturarbeit einzuholen. Daher haßt er uns und fühlt sich von dem französischen Wesen angezogen, nicht bloß wegen des Hasses der Franzosen gegen uns, sondern auch wegen des haut-gout seiner Sitten. Uns kann es nur lieb sein, wenn die Russen in selbstmörderischer Verblendung alle deutsche Kulturarbeit bei sich ausroden wollen, die in ihrem Reiche ohnehin so kümmerliche Wurzeln geschlagen, so spärliche Früchte getragen hat. Der Sarmate will wieder ganz Sarmate werden, möge der liebe Gott ihn in diesem Vorsatz bestärken und der „heilige Katkoff“ ihm den Rückgang erleichtern. Asien ist groß, und wenn irgendwo, so hat der Russe gerade im Osten seine eigentliche kulturvorbereitende Mission zu suchen. Möge er gegen Osten, nach dem Aufgang der Sonne zu, suchen, bei uns kann er nur den Untergang finden.

Wir zweifeln freilich keinen Augenblick, daß die Russen lieber heute als morgen gleich hungrigen Wölfen über uns herfallen möchten, um sich auch noch die Güter unsrer Kultur und die Früchte tausendjähriger redlicher Arbeit anzueignen, um sie dann in dulci jubilo zu verprassen, in sinnlosem Genußtaumel zu verschwelgen. Diesem Ziele drängt die nihilistische Bewegung in Rußland zu, und es ist sehr die Frage, ob Kaiser Alexander III. imstande sein wird, auf die Dauer diese anarchistische Bewegung zurückzuhalten, oder ob nicht vielmehr das Verhängnis und die Fehler seiner Vorfahren auch ihn in den Abgrund

ziehen werden. Alle Hochachtung vor Alexander III., von dem man sagt, daß er sehr religiös sei und keine Furcht kenne, daß er fast Fatalist sei. Er sagt selbst, er müsse sich darein ergeben, falls es der Wille der Vorsehung sei, daß er durch die Kugel oder Bombe eines seiner eignen Unterthanen fallen solle, aber so lange er lebe, werde er fortfahren, seine Kräfte der Würde Rußlands zu widmen. So spricht ein Mann und ein Regent, dem es mit seinen Pflichten Ernst ist, aber es steckt auch der ganze Trotz und Eigensinn des Autokraten darin.

Wohl kann der Selbstherrscher aller Reußen sich von einer Meuchelmörderbande nichts abtrotzen lassen, wohl wünschen wir ihm, es möge gelingen, die ganze Nihilistenbrut zu vernichten. Ob dies aber gelingen wird, ist eben doch die Frage, und wenn nicht, so treibt das Staatsschiff unabwendbar einer Katastrophe zu, die nur mit dem Untergange des jetzigen Regimentes enden kann.

Alle Staaten des übrigen Europas haben sich einstmals vor der Wahl zwischen Absolutismus oder Verfassung befunden, und alle kamen dazu, den letztern Ausweg zu wählen. Er wird auch Rußland nicht erspart bleiben, es fragt sich nur, ob vor oder nach der Sündflut. Billiger kommt das Kaiserhaus weg, wenn vorher, besser das Land, wenn nachher, denn viel muß mit fortgeschwemmt werden, wenn die alten Traditionen nicht noch lange hindernd nachwirken sollen.

Alexander II. hat den großen Fehler begangen, die Leibeigenschaft aufzuheben, ohne den Bauern auch den Grund und Boden zu geben, der sie ernähren könnte. Somit hat er den Großgrundbesitzer der angestammten billigen Arbeitskraft beraubt und es in des Bauern Belieben gestellt, ob er seine Arbeitskraft gegen Lohn dem Großgrundbesitzer verkaufen will oder nicht; der russische Bauer aber ist faul und versoffen, er hat sich von jeher nur durch Zwang zur Arbeit bequemt; daher liegt jetzt der größere Teil auf der faulen Haut und trinkt seinen Schnaps, die bäuerlichen Zustände sind also seit Aufhebung der Leibeigenschaft thatsächlich schlechter geworden, als sie früher waren. Der Großgrundbesitzer aber ist geschädigt, und deshalb steht er der Neuerung feindlich gegenüber, deshalb sind auch die höhern Gesellschaftskreise des Nihilismus verdächtigt, wenigstens dem Kaiser feindlich gesinnt.

Die Altrussen schwärmen für Wiedereinführung der Leibeigenschaft, Jung-Rußland aber für eine Verfassung, und zwischen drin balanzirt der Kaiser und seine Politik buchstäblich auf der Spitze des Schwertes, in das er selbst fallen muß, wenn er das Gleichgewicht verliert.

Giebt es keinen Ausweg aus dieser drangvollen Lage? Ja, es giebt einen: es ist der Weg nach Indien, dort kann sich Rußland leichte Erfolge, mühelos Reichtümer holen, kann Rache nehmen an dem treulosen Albion, das ihm schon so manchen versteckten Streich gespielt hat, Rache nehmen für den unterirdischen

Krieg, den der englische Sovereign schon so lange gegen den russischen Rubel spielt, welcher, so oft Rußland droht, sofort um ein Drittel fällt.

Möge der russische Eisbär einmal daran gehen, dem englischen Leoparden das Fell zu zerzausen. In Indien blühen seine Lorberen. Bei uns und in Österreich können sich die Russen nur blutige Köpfe holen, denn wir werden mit ihnen fertig. Die Furcht vor Rußland ist Gespensterfurcht.



Die geschichtlichen Grundlagen der deutschen Rechtseinheit.

Von Karl Bruns.



Ordnung, die segensreiche Himmelstochter, deren Gaben der Dichter so herrlich besingt, Ordnung, die nach dem Volksmunde die Welt regiert und demnach auch die Staaten gegründet hat und erhält, sie findet im Staate ihren hauptsächlichsten Ausdruck in der Rechtsordnung. Und wenn ein Volk, wie unser deutsches, seine staatlichen Zustände aus der Zerrissenheit zur Einheit zu wandeln unternimmt, stellt sich auch der Drang ein, die Rechtseinheit zu erringen. Über die geschichtlichen Grundlagen dieser heutzutage ihrer Verwirklichung in so erfreulicher Weise sich nähernden Bestrebungen einiges mitzuteilen, ist der Zweck dieses Aufsatzes.

Daß unsre schreibensunkundigen Altvordern, die Germanen, keine geschriebenen Gesetze haben konnten, ist klar. Daß sie jedoch, sobald sie in einer gewissen Staatsordnung lebten, des Rechts überhaupt nicht entbehrten, muß gleichfalls einleuchten. Dieses Recht war ein sogenanntes Gewohnheitsrecht, d. h. ein ohne das ausdrückliche Gebot der Staatsgewalt, oder wenigstens ohne daß man sich eines solchen, vielleicht ursprünglich, vor langer Zeit, ergangenen Gebots noch bewußt war, durch thatsächliche fortwährende Anwendung derjenigen, die über Recht und Unrecht zu Gericht sitzen, der Richter, sein Dasein bekundendes Recht. Die Unvollkommenheit des Gewohnheitsrechts wird begreiflich, wenn man erwägt, wie leicht bei denen, die das Recht üben, eine Meinungsverschiedenheit darüber obwalten wird, ob etwas bisher in Übung war oder nicht, wenigstens bei Rechtsfällen, die nicht zu den häufig wiederkehrenden gehören. Ganz richtig sagt im „Götz von Berlichingen“ der Doktor beider Rechte

Olearius: „Des Menschen Leben ist kurz, und in einer Generation kommen nicht alle Casus vor. Und dann ist der Wille und die Meinung der Menschen schwankend, dem däucht das recht, was der andre morgen mißbilliget; und so ist Verwirrung und Ungerechtigkeit unvermeidlich. Das alles bestimmen die Gesetze."

Das Gewohnheitsrecht muß man sich für die allerälteste Zeit als ein einheitliches denken; der Grund dafür liegt in der einheitlichen Abstammung unsers in der Urzeit noch nicht in Stämme zerfallenden Volkes. Allein in geschichtlicher Zeit besteht kein gemeinsames Recht mehr, sondern es giebt nur noch Stammesrechte, deren Ähnlichkeit untereinander allerdings auf die frühere Rechtseinheit zurückweist. Mit der größern Mannichfaltigkeit des Rechtslebens stellte sich das Bedürfnis, mit dem Aufkommen einer Schriftsprache und der Schreibenskunde die Möglichkeit ein, das Gewohnheitsrecht aufzuzeichnen, um die Rechtssicherheit zu befördern. So entstanden die sogenannten leges barbarorum, die Volksrechte der einzelnen deutschen Stämme, Arbeiten, an welche man natürlich nicht die Anforderungen neuerer Gesetzgebungskunst stellen darf, wenn man sie gehörig würdigen will. Sie sind, weil die deutsche Sprache für solche Verwendung noch zu wenig ausgebildet war, in der damaligen Schriftsprache der Kirche und des Staates, nämlich in der lateinischen Sprache, wenn auch unter Latinisirung deutscher Rechtsausdrücke, auf Veranlassung der Stammesherrscher durch rechtskundige Männer verfaßt und im Laufe der Zeit umgearbeitet und mit Zusätzen versehen worden. Der Name leges barbarorum, eine erst später von den Rechtsgelehrten erfundene Bezeichnung, soll sie unterscheiden von denjenigen Gesetzen, welche in den von den Deutschen eroberten Ländern des römischen Reiches für die römischen Einwohner in Geltung waren. Barbaren wurden die Deutschen von den Römern genannt, die sich des Besitzes der feineren Kultur erfreuten, Barbaren nannten sie sich auch wohl selbst im Gefühl des Stolzes, die verweichlichten Römer besiegt und unterworfen zu haben. Für das eigentliche Deutschland sind an solchen leges zu erwähnen: die Lex Salica der salischen Franken, damals in Flandern und Brabant seßhaft; die Lex Ripuaria oder Ripuariorum der an dem Ufer des Niederrheins wohnenden ripuarischen Franken; die Lex Alamannorum des schwäbischen Stammes, am Oberrhein; ferner die Lex Bajuvariorum der Baiern, die Lex Frisionum der die Küsten der Nordsee bevölkernden freiheitliebender Friesen; die Lex Saxonum der südlich von den Friesen zwischen Rhein und Elbe, nicht etwa im heutigen Sachsen, sondern hauptsächlich in Westfalen und Hannover angesessenen, aus dem zähen Widerstande gegen Karls des Großen Christianisirungswerk bekannten großen Vereinigung der drei Unterstämme Westfalen, Engern und Ostfalen; endlich die Lex Thuringorum der Thüringer. Wir sind noch jetzt im Besitze dieser leges, da sie infolge der mehrfachen Umgestaltungen, die sie im Laufe der Zeit erfuhren, uns überliefert sind. Um ihre

Sammlung hat sich namentlich Karl der Große Verdienste erworben. Sie bestehen aus einzelnen Aufzeichnungen nach Maßgabe des Bedürfnisses. Einen großen Bestandteil bilden namentlich die Vorschriften über das Wehrgeld (virigeldum). Es war dies diejenige Buße in Geld oder Vieh, die ein Totschläger oder dessen zu seiner Vertretung verpflichteter nächster Verwandter, um der Blutrache der Verwandten des Erschlagenen zu entgehen, teils an dessen Familie, teils in den Schatz des Herrschers, den Fiskus, zu entrichten hatte, und die je nach dem höhern oder niedern Stande des Getöteten höher oder niedriger bemessen war. Eine gerichtliche Todesstrafe für Mord und Totschlag wurde in jenen Zeiten nicht verhängt. Besonders erwähnt werden mag eine Stelle aus der Lex Salica: De terra vero salica nulla portio hereditatis mulieri veniat, sed ad virilem sexum tota terrae hereditas perveniat — zu Deutsch: „Von salischem Lande aber soll kein Erbteil auf eine Frau übergehen, vielmehr das ganze Erbe an Grundbesitz dem Mannesstamm zufallen.“ Es ist das diejenige Vorschrift, die im Laufe der Zeit Anlaß gegeben hat, mit dem Ausdrucke „Salisches Gesetz“ überhaupt die Bevorzugung des Mannesstammes bis in die entfernten Glieder vor dem weiblichen Stamme auch in den nächsten Gliedern, z. B. des von einem verstorbenen Bruder des Erblassers stammenden Neffen vor der Tochter des Erblassers, namentlich auch bei der Erbfolge in Königreiche und Fürstentümer, zu bezeichnen. Ich erinnere dabei an die seit dem Tode König Ferdinands VII. von Spanien in diesem Lande entstandenen, noch bis heute, d. h. seit nunmehr dreiundfünfzig Jahren, nicht ausgetragenen politischen Wirren aus Anlaß der auf dieses salische Gesetz gestützten Ansprüche des Don Carlos, jetzt seines Sohnes gleiches Namens, und seiner Anhänger, der Carlisten, gegenüber der Königin Isabella und ihrer Nachkommenschaft.

In den Zeiten der Geltung dieser leges barbarorum galt für das Rechtsleben der allerdings durch Ausnahmen durchbrochene Grundsatz, daß jeder sein ganzes Leben lang nach dem Rechte zu leben habe, welchem er bei seiner Geburt unterworfen war, wo immer er auch später sich aufhielt. Das Stammesrecht war also für den Einzelnen zugleich ein Abstammungsrecht: der Franke konnte, wenn er sich später im Sachsenlande niedergelassen hatte, verlangen, daß er durch den sächsischen Richter nach fränkischem Recht abgeurteilt würde. Oder, gelehrt ausgedrückt: es galt in jener Zeit der Grundsatz des Personalrechts, nicht derjenige des Territorialrechts, welcher jeden nach dem Rechte des Landes zu leben nötigt, dem er zur Zeit als Bürger angehört, und welcher die Grundlage unsers heutigen Rechtsverkehrs bildet. Denjenigen Gesetzen natürlich, die auf den Reichstagen, d. i. auf den ursprünglich im März (Märzfeld), später im Mai (Maifeld) zusammentretenden Versammlungen der Großen des die deutschen Stämme zu einem Ganzen verbindenden Reiches beschlossen waren, und die man anfänglich von ihrer Einteilung in Kapitel „Kapitularien“ nannte, waren alle unterworfen, welche dem deutschen Reiche angehörten. Außer-

dem lebten manche der unterworfenen Römer, namentlich aber die Geistlichen, für welche gleichsam die Heimat Rom war, wo die Kirchenleitung mit ihrem Pontifex Maximus, dem Papste, ihren Sitz hatte, nach römischem Rechte. Die Geistlichkeit regelte aber ihre Rechtsverhältnisse außerdem auch nach den im Laufe der Zeit von den Päpsten erlassenen oder auf den kirchlichen Konzilien beschlossenen, später in dem Corpus juris canonici gesammelten Verordnungen, Canones, auch Decretales genannt. Sie behielt dieses Recht auch, als der Grundsatz des Personalrechts dem Grundsatz des Territorialrechts Platz machte, was gegen Ausgang des Mittelalters geschah.

Wenn nun auch das Recht kein Abstammungsrecht mehr war, so hatte es doch den Charakter des Stammesrechts bewahrt, und zwar umsomehr, als die Reichsgesetzgebung im spätern Mittelalter infolge der großen Schwäche der Reichsgewalt sehr dürftig blieb, während die frühern Reichsgesetze veralteten, und das noch etwa in ihnen enthaltene Anwendbare sich in Gewohnheitsrecht umwandelte. Dieses kann man für die zweite Hälfte des Mittelalters als das fast allein geltende Recht einheimischen Ursprungs ansehen. Der leichtern Anwendung halber fing man wieder an, das Gewohnheitsrecht aufzuzeichnen. Diese Thätigkeit ging nicht von der Staatsgewalt, sondern von rechtskundigen Privatleuten aus. Wie sehr aber diese Aufzeichnungen, gemeinhin „Rechtsbücher“ genannt, einem Bedürfnis entgegen kamen, zeigt die fast gesetzliche Bedeutung, welche einige derselben, namentlich der Sachsenspiegel, erlangten. Der Sachsenspiegel ist in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts von einem Schöffen zu Salpke bei Magdeburg, namens Eicke von Repgow, zuerst in lateinischer Sprache, dann in der niedersächsischen Mundart verfaßt worden. Wir finden darin einen kräftigen Stil, gute Rechtskunde und eine ehrenwerte, nationale, die Freiheit des deutschen Volkes von ausländischem Einfluß vertretende Gesinnung. Vom Papst Gregor XI. wurden im Jahre 1374 vierzehn Artikel dieses Buches mit dem Bannfluch belegt. Der Sachsenspiegel stellt sächsisches und Reichsrecht dar. Wir besitzen ihn in verschiednen, nach und nach mit Zusätzen versehenen Ausgaben, einen Teil, das Lehnrecht, in lateinischer und deutscher Sprache. Er ist auch über Deutschlands Grenzen hinaus verbreitet und in fremde Sprachen übersetzt worden. Den Namen „Spiegel“ erklärt die gereimte Vorrede des Buches wie folgt:

Spigel der Saxen sal diz buch sin genant,
Wende saxen recht is hir an bekant,
Als an einem spiegele de vrouwen
Ire antlize beschouwen.

Nach der Wendung, die unsers Volkes staatliche Einrichtungen im Mittelalter leider nahmen, verblieb es nicht bei der Trennung des Rechts in Stammesrechte. Innerhalb der Stämme entwickelten sich eine große Anzahl mehr oder weniger der Reichsgewalt sich unterordnender kleinerer Herrschaften und Gebiete

und ferner ein Ständewesen; und da das Gewohnheitsrecht für seine Fortbildung auf diese engen Kreise angewiesen war, so erfolgte in den kleinen Gebieten die Entstehung verschiedner Ständerechte, so von Stadtrechten für den Bürgerstand, von Hofrechten für den landsässigen Adel, von Dienstrechten für die Unfreien und Halbfreien. So stellte das deutsche Recht am Ausgange des Mittelalters ein Bild der größten Zersplitterung dar.

Die Wendung zum Bessern erfolgte für das deutsche Recht schon etwas früher als für die Verfassungsverhältnisse des Reiches. Es waren vornehmlich drei Ursachen, welche einen langsamen Umschwung bewirkten: einmal die Aufnahme (Rezeption) des römischen Rechts, sodann die zur Zeit der Reformation wieder etwas fleißiger arbeitende Gesetzgebung der Reichstage, drittens, mittelbar, das Aufkommen und Erstarken des Absolutismus in den einzelnen deutschen Ländern seit dem westfälischen Frieden.

Wir betrachten zunächst die Aufnahme des römischen Rechtes. Woher diese merkwürdige Erscheinung, welche von weittragender Bedeutung für die Entwicklung des deutschen Rechts geworden ist, die Erscheinung, daß ein Volk freiwillig, ohne ausdrückliche Anordnung der gesetzgebenden Gewalt, ein fremdes Recht gewissermaßen adoptirte? Die „Rezeption" erfolgte seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts sehr allmählich, nicht etwa durch Gesetz, sondern durch Gewohnheit. Zu einem gewissen Abschlusse kam sie in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Sehr verschiedne Ursachen von sehr verschiednem Gewicht haben sie herbeigeführt. Ganz unbekannt war das römische Recht schon vor der Aufnahme in Deutschland nicht, da, wie schon erwähnt, namentlich die Geistlichen außer nach dem kanonischen Rechte nach römischem Rechte lebten, und die geistlichen Sachen somit nach dem römischen Corpus juris civilis, soweit dessen Vorschriften nicht der Gesetzgebung der Päpste und Konzilien widersprachen, entschieden wurden. Dies führte natürlich zum Studium des römischen Rechts, für welches Studium die von den deutschen Rechtsbeflissenen mit Vorliebe besuchte italienische Universität Bologna Mittelpunkt wurde. Noch mehr befördert ward dieses Studium durch das Aufkommen der sogenannten humanistischen Richtung zur Zeit der Reformation. Der Humanismus, dem man u. a. auch den Reformator Melanchthon zuzählen darf, bestand bekanntlich in der Verehrung der klassischen Erzeugnisse der griechischen und römischen Kunst und Wissenschaft. Obwohl nun zwar das Corpus juris civilis von Kaiser Justinianus herrührt, also erst aus der byzantinischen, nicht der klassischen römischen Zeit stammt, so konnten doch die Humanisten dieses Werk unter die klassischen Erzeugnisse rechnen, weil die Verfasser des Corpus juris nur Kompilatoren waren, welche die Ernte der ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt, die für das römische Recht die klassische Zeit darstellen, einheimsten. Das Corpus juris civilis ist eine Gesetzsammlung, nicht ein Gesetzbuch im neuern Sinne. Es ist im Laufe der Jahre 528 bis 533 auf Veranlassung des bereits christlichen ost-

römischen Kaisers Justinianus von Tribonianus, seinem quaestor sacri palatii, (etwa soviel wie Justizminister), und andern Rechtsgelehrten zusammengestellt. So, wie wir es heute noch besitzen, enthält es vier Teile. Den Hauptteil bilden die Pandectae oder Digesta, wörtliche Auszüge aus den Schriften der bedeutendsten Rechtsgelehrten der römischen Kaiserzeit — ich nenne Gajus, Papinianus, Ulpianus, Julius Paulus, Modestinus —, Auszüge, welche teils bestimmte Rechtsfälle, teils Rechtsfragen im allgemeinen behandeln. Der griechische Name Pandekten soll weiter nichts besagen, als daß der gesamte Rechtsstoff in dieses Werk aufgenommen sei. Daneben, und schon vor den Pandekten, verfaßte man eine Sammlung noch giltiger Konstitutionen römischer Kaiser von Hadrianus bis auf Justinianus, soweit man sie in Geltung lassen wollte, in dem sogenannten Codex Justinianeus. Unter diesen Gesetzen befinden sich neben allgemeinen Vorschriften auch Entscheidungen einzelner Rechtsfälle durch die kaiserlichen Gerichte. Als Lehrmittel für die Rechtsbeflissenen wurde dann noch das kurzgefaßte Werk der Institutiones verfaßt. An diese drei Teile, welche alle nach Rechtssachen geordnet sind, schlossen sich später die erst nach der Vollendung jener Bücher erlassenen neuern Gesetze Justinians und späterer Kaiser, welche dann, teils in der griechischen Sprache, in der sie ursprünglich verfaßt waren, teils in lateinischer Übersetzung gesammelt und unter dem Namen Novellae dem ursprünglich nur aus Pandekten, Kodex und Institutionen bestehenden, lateinisch abgefaßten Werke angefügt wurden. Der Name Corpus juris oder Corpus juris civilis wurde erst sehr viel später von den Juristen in Italien, wo Justinianus nach der Wiedereroberung dieses Landes diese Gesetze einführte, dem Gesamtwerk beigelegt. Die Kenner des römischen Rechts, welche es daraus schöpften, nannte man Zivilisten, die des kanonischen Rechts Kanonisten. In Italien machten die Deutschen die Bekanntschaft des fremden Rechts. Hier fügten auch die Gelehrten des langobardischen Lehnrechts, die Feudisten, dem Werk die Libri feudorum, eine Sammlung des in der Lombardei geltenden Lehnrechts, zu.

Das Corpus juris civilis enthält in der Ausgabe der Gebrüder Kriegel etwa 2700 enggedruckte Großoktavseiten, die lutherische Bibelübersetzung umfaßt in den meisten Ausgaben noch nicht 1200 Kleinoktavseiten. Und das Corpus juris wurde zusammengestellt und vervielfältigt in einer Zeit, welcher die Buchdruckerkunst vollständig unbekannt war. Über den Wert des römischen Rechts selbst, des Inhalts des Corpus juris, kann ich mich hier nicht näher verbreiten, habe auch keine Veranlassung, gegenüber den Verunglimpfungen dieses hervorragenden Erzeugnisses menschlichen Geistes hier eine Lanze dafür zu brechen. Man darf jedenfalls, wenn man ein Urteil darüber fällt, die Thatsache des Aufkommens des römischen Rechtsstudiums unter den Deutschen nicht außer Acht lassen. Aus nichts kommt nichts. Ich meine, wenn den gebildeten Deutschen in Bologna eine Zuneigung zu diesem Studium erfaßte, und nur durch seinen

innern Wert das römische Recht unter den deutschen Gelehrten Anhänger fand, so beweist dies schon an und für sich die Vortrefflichkeit dieses fremden Rechtes. Dabei darf man natürlich nicht an dasjenige denken, was uns auf der Schule im Geschichtsunterricht nur von den staatsrechtlichen Gesetzen des römischen Volkes — ich denke dabei an Konsuln, Prätoren, Ädilen, Volkstribunen u. s. w. — mitgeteilt wird, sondern vielmehr an das Recht über Geld und Gut und Mein und Dein, welches von dem römischen Volke in einer Feinheit ausgebildet worden ist, die man nur würdigen kann, wenn man das römische Recht aus der Quelle des Corpus juris studirt und es mit dem vergleicht, was die Rechtsbücher des Mittelalters, z. B. der Sachsenspiegel, uns bieten.

Infolge ihrer bedeutenderen juristischen Kenntnisse kamen die doctores juris utriusque, die Doktoren beider Rechte, d. h. des jus civile und des jus canonicum, in großes Ansehen. Die Anerkennung der Vortrefflichkeit des römischen Rechts hatte auch zur Folge, daß bei der Einsetzung des Reichskammergerichts bestimmt wurde, es sollten von den Beisitzern desselben acht „in den Rechten gewürdigt“ sein, also aus dem Stande derjenigen, welche die Würde des Doktors der Rechte erlangt hatten, genommen werden. Die erste Einsetzung dieses ständigen Reichskammergerichts erfolgte im Jahre 1495 auf Veranlassung der zu Worms versammelten Reichsstände durch Kaiser Maximilian I. Es kann als das erste deutsche Reichsgericht im neuern Sinne angesehen werden. Dem Kaiser gebührte die Ernennung des Präsidenten, der den Namen Kammerrichter führte. An Beisitzern sollten damals sechzehn mitwirken, die Hälfte aus der Zahl der Doktoren, d. h. also der studirten Juristen, die andre Hälfte aus dem ritterbürtigen Adel, also aus dem Stande der juristischen Laien, und teils von den Kurfürsten, teils von den zehn Kreisen ernannt werden, in welche um diese Zeit das deutsche Reich zum Zwecke namentlich der Erhaltung des Landfriedens, des Heeresaufgebots und der Aufbringung der Reichssteuer, des gemeinen Pfennigs, geteilt wurde. Später, nach dem westfälischen Frieden, wurden fünfzig Beisitzer für nötig erachtet. Der Sitz dieses Kammergerichts, welches von den bereits früher am jedesmaligen Hofe des Kaisers zusammentretenden Kammergerichten auch durch seine Ständigkeit an einem bestimmten Orte sich unterschied, war zuerst Frankfurt a. M.; dann wechselte er mehrmals. Von 1527 bis 1689 befand sich das Gericht zu Speier, von wo es, als die Franzosen diese Stadt verbrannten, nach Wetzlar verlegt wurde. Hier ist es bis zur Auflösung des Reiches im Jahre 1806 geblieben. Hier hat es bekanntlich auch Goethe kennen lernen, und wer sich näher darüber belehren will, findet manches Unterrichtende in seiner Lebensbeschreibung „Wahrheit und Dichtung.“ Das Reichskammergericht war namentlich zuständig für die Appellationen gegen die Erkenntnisse der Sondergerichte der einzelnen deutschen Länder und Ländchen, wofern der Wert des Streitgegenstandes eine im Laufe der Zeit mehrfach verschieden bestimmte höhere Geldsumme (summa appellabilis) erreichte. Sehr bald

gewannen in dem Kammergerichte die römischrechtlich gebildeten Juristen den entscheidenden Einfluß und verdrängten allmählich sogar den laienrichterlichen Teil. Ein Grund dafür lag in dem Umstande, daß bei der Entscheidung über die Appellationen die Laien, von denen jeder höchstens sein heimatliches Recht kannte, um ein allen gemeinsames und bekanntes dafür verwendbares Recht verlegen waren. Hier waren nun die Juristen mit ihrem Corpus juris civilis bei der Hand, und es wies auch der Reichsabschied von Worms 1495 Richter und Beisitzer geradezu an, nach dem römischen Rechte zu richten. Im Jahre 1507 drang auch das römische Prozeßverfahren ein. So wurde denn das römische Recht zum „gemeinen," d. h. gemeinsamen Recht des Reichs, wofür man als juristischen Grund mit einem Schein des Rechtes auch den Namen „Heiliges römisches Reich" anführte, wie ja auch deutsche Kaiser keinen Anstand nahmen, von römischen Kaisern als ihren „Vorfahren am Reich" zu reden. Aber das römische Recht wurde nicht nur in dem Sinne gemeines Recht, daß es vom Reichsgerichte angewendet wurde, sondern es faßte auch in den Territorien festen Fuß wegen der Lückenhaftigkeit des Partikularrechts und seines geringen wissenschaftlichen Gehalts im Vergleich zu der scharfsinnigen Ausbildung des fremden Rechts. Der Ausgang des Kampfes, der sich zwischen dem fremden und dem einheimischen Recht erhob, konnte in der That nicht zweifelhaft sein. Denn ohne Widerstand erfolgte die Aufnahme nicht. Von den zwölf Artikeln, welche die aufrührerischen Bauern im Bauernkriege während der Reformationszeit im Jahre 1525 aufstellten, lautet der fünfte Hauptartikel: „Alle doctores der rechten, sy seyen geystlich oder weltlich im heyligen römischen reych Teutscher Nation, sollen nach laut der fürgenommen reformation an keym gericht, bei keynem rechten, auch in keyns Fürsten oder andern rädten meer erlytten, sondern gantz abgethon werden; sy sollen auch fürbaß, hyn vor gericht oder recht nit weytter reden, schreyben oder radtgeben, seytmals got den Menschen mit seiner eygen weißheit begnadt und fürsehn hat."

Es war auch manches an dem fremden Rechte verwerflich. Das klassische Recht hatte durch den Byzantinismus hindurchgehen müssen und hatte Spuren davon genug behalten. Auch war die klassische Zeit für das römische Recht die Kaiserzeit gewesen; daher der darin enthaltene Despotismus. Aber diese verwerflichen Bestandteile sind im Laufe der Zeit von der deutschen Rechtsgelehrsamkeit abgestreift worden. Schon die italienischen Juristen in Bologna hatten dies angebahnt und das Corpus juris mit Erläuterungen versehen, Glossen genannt, die in der Weise maßgebend wurden, daß man die Regel aufstellte: Quod non agnoscit glossa, non agnoscit curia, d. h. was die Glossatoren nicht erläutert und dadurch für anwendbar befunden haben, hat der Gerichtshof nicht anzuerkennen und bei der Rechtsprechung nicht anzuwenden. Die grundsätzlichen Einwendungen der Reformationszeit gegen das fremde Recht sind heutzutage nicht mehr zulässig. Etwas ganz andres ist es, wenn man in der neuern Zeit

sich bestrebt hat und noch bestrebt, bei einer den neuen Bedürfnissen sich anpassenden Fortentwicklung des Rechts solche Bildungen, die unsre Vorfahren in ähnlicher Art schon hatten, in vaterländischem Geiste wieder zu Ehren zu bringen, indem man an sie wieder anknüpft. Dieses wird, sofern die altdeutsche Vorschrift an sich zweckmäßig ist, jeder Deutsche mit Freuden begrüßen. Ein Beispiel findet man in dem durch das Gesetz des neuen deutschen Reiches vom 17. Februar 1875 für ganz Deutschland festgesetzten Alter der Großjährigkeit von einundzwanzig Jahren, welches einer alten deutschen Gewohnheit entspricht; das römische Recht hatte als Grenze das fünfundzwanzigste Lebensjahr bestimmt. Auch an folgendes erinnere ich: Die Kirche sah im Mittelalter jedes Zinsennehmen von ausgeliehenen Kapitalien als Wucher an. Im Corpus juris canonici wurde denn auch das Zinsennehmen verboten, und dieses Verbot von den Gerichten beachtet. Der Rechtsverkehr jedoch, der diese Schranke, wenn er nicht jeden Kredit aufheben wollte, nicht ertragen konnte, half sich dagegen, bevor man das ganze Verbot vollständig beseitigte, zuerst in der Weise, daß er das Gebilde des Rentenkaufs erfand. Der Geldnehmer verpflichtete sich nämlich dem Geldgeber gegenüber zur Zahlung einer bestimmten immerwährenden Rente aus seinem Grundstücke als Entgelt dafür, daß der Geldgeber ihm ein Kapital gewährte, dessen Betrag sich, wenn das Zinsnehmen erlaubt gewesen wäre, so hoch verzinst hätte, als die Rente sich belief. Der Geldgeber kaufte durch das Kapital diese Rente vom Geldnehmer. In der Wirkung war hierdurch dasselbe wie durch das verzinsliche Darlehnsgeschäft mit Hypothekbestellung erreicht, allerdings mit dem Unterschiede, daß der Geldgeber oder dessen Erben das Verhältnis zu kündigen nicht berechtigt waren; wohl aber durfte er seine Rente anderweit verkaufen und sich auf diese Weise das Kapital verschaffen. Der Rentenpflichtige hatte das Recht, die Rente durch Rückzahlung des Kapitals abzulösen. Auf diese Weise umging man das lästige Zinsverbot. Mit der Beseitigung dieses Verbots und mit der Erlaubnis, daß der Rentenkäufer für den Fall der Säumigkeit sich das Kündigungsrecht ausbedingen dürfe, sank dieses Geschäft jedoch in seiner Bedeutung und kam außer Übung. In allerneuester Zeit hat man in Preußen den Versuch gemacht, diese Rechtsbildung wieder in den Verkehr einzuführen. Ich denke hierbei an das Gesetz vom 26. April 1886, betreffend die Beförderung deutscher Ansiedlungen in den Provinzen Westpreußen und Posen.

Das römische Recht war also gemeines Recht in Deutschland geworden. Es konnte aber keineswegs das einheimische Recht vollständig verdrängen, wenngleich die römischrechtlichen Juristen große Neigung dazu hatten. Wo das einheimische Recht sich behauptete, ging es dem fremden Rechte vor. So entwickelte sich der Grundsatz, daß dieses gemeine Recht überhaupt nur da anzuwenden wäre, wo das meistens dürftige und wegen Mangels schriftlicher Aufzeichnung oft nur unsicher feststellbare Partikularrecht der betreffenden deutschen

Landschaft oder Ortschaft eine entscheidende Vorschrift nicht darbot; demnach war dieses gemeine Recht nur ein „subsidiäres“ Recht, ein Hilfsrecht. Für manche Gegenstände wurde das römische Recht überhaupt garnicht aufgenommen, wegen seines Widerspruches mit den sittlichen Anschauungen des Volks, so z. B. nicht die Sklaverei im römischen Sinne, oder wegen der gänzlichen Verschiedenheit der entsprechenden deutschen Einrichtungen und der vollständigen Unmöglichkeit, die fremden Gesetze auf diese heimatlichen Verhältnisse auch nur ähnlich anzuwenden. Vor allen Dingen war dies der Fall für die politischen Verhältnisse, also im Staatsrechte. Zum bessern Verständnisse des folgenden will ich hier die in der Wissenschaft herkömmliche und in der Sache begründete Einteilung des Rechtsgebiets nach den Gegenständen einschalten. Das Recht zerfällt in Privatrecht und öffentliches Recht. Das Privatrecht oder bürgerliche Recht (jus civile) regelt die Verhältnisse der einzelnen Bürger in ihren Privatbeziehungen. Zum Privatrecht rechnet man von einem gewissen modernen Standpunkte auch das die Verhältnisse der christlichen Kirchen und sonstigen religiösen Genossenschaften regelnde Kirchenrecht, während es von einem andern, wohl richtigeren Standpunkte, der der öffentlichen Wirksamkeit derselben Rechnung trägt, dem öffentlichen Rechte einzureihen ist. Abgesehen vom Kirchenrechte teilt man das öffentliche Recht in Staatsrecht, Strafprozeßrecht, Zivilprozeßrecht und Völkerrecht. Das Staatsrecht regelt die Rechtsverhältnisse des Staates und seiner Organe sowie die Beziehungen der Einzelnen zum Staat. Das Strafrecht oder Kriminalrecht bestimmt die Rechtsverletzungen, gegen welche der Staat von Amtswegen, ohne die Verfolgung dem Verletzten allein zu überlassen, mit seinen Strafen einschreitet. Das Strafprozeßrecht regelt das Verfahren, in welchem sich dies vollzieht. Das Zivilprozeßrecht regelt den bürgerlichen Prozeß, mittels dessen die Privatrechtsstreitigkeiten zum Austrag zu gelangen haben. Endlich bestimmt das internationale oder Völkerrecht die Rechtsverhältnisse der einzelnen Staaten unter einander. Verletzungen des Völkerrechts unterliegen einer Verfolgung im Wege Rechtens, namentlich vor einem wirklichen Gerichtshofe, zur Zeit nicht. Hier geht nun einmal „Macht vor Recht.“ Mittel der Selbsthilfe, vor allem der Krieg, gewähren dem, der die Macht hat, den alleinigen Schutz seiner Interessen, nicht aber die Anbringung einer Klage bei einem völkerrechtlichen Gerichtshofe.

(Fortsetzung folgt.)



Friedrich von Gentz.

2.

ie Revolution, deren aggressive Tendenz in dem napoleonischen Frankreich den furchtbarsten Ausdruck gefunden hatte, war bis jetzt der Gegner gewesen, auf deren Bekämpfung Gentz all sein Sinnen und Trachten gewendet hatte: die Aufgabe seines Lebens schien ihm damit ebenso erschöpft wie die des Zeitalters. Dies veränderte sich nun zuerst. Der Feldzug von 1809, den aus der Nähe zu verfolgen ihm vergönnt war, hatte in seinen Augen Napoleon des dämonischen Zaubers beraubt, in welchem er ihn mit so vielen andern bis dahin gesehen hatte. Er war ihm nicht mehr die Verkörperung des „satanischen Prinzips," sondern eine „gewöhnliche Erscheinung," die über kurz oder lang vom Schauplatze abtreten würde, ohne eine dauernde Spur ihres Geistes hinterlassen zu haben. Damit verlor für ihn die große Weltkrisis sehr viel an Bedeutung, das Interesse, das er fortan an ihr nahm, war nicht mehr so tief und leidenschaftlich, daß es sein ganzes Wesen erfüllte; nur wie ein Schauspiel von dramatischem Reiz verfolgte er sie fast mit ruhigem Behagen. Selten, daß die alten Flammen noch aus der Asche sprühen. Man vergesse auch nicht, daß sich Gentz dem fünfzigsten Jahre näherte. Noch war freilich seine Gestalt schlank und elastisch, sein Auge glänzend, seine Stirn glatt, noch bezauberte er Männer wie Frauen durch Anmut und Geist, noch handhabte er Wort und Feder mit siegreicher Gewalt, aber nur wenig Sterblichen ist es vergönnt, alle Jugendkraft in Empfindung und That in dieses Alter ungeschwächt mit hinüberzunehmen, am wenigsten dann, wenn sie des Lebens Freuden in so reichlichem Maße genossen hatten wie Gentz. „Ich bin unendlich alt und schlecht geworden — schreibt er im Sommer 1813 an Rahel Levin —, der innere Sinn, die Empfänglichkeit ist abgestumpft; Sie leben, ich bin tot!" Und: „Ich bin in die Ketten dieser Welt so schmählich befangen, daß nicht bloß Freiheit, sondern Mut, nach ihr zu streben, mir abgeht."

Aller Wirksamkeit im Sinne seiner frühern Schriften entsagte er nun. Als Friedrich Perthes sich damals mit der Bitte an ihn wandte, ein neues journalistisches Unternehmen mit politischen Beiträgen zu unterstützen, schlug er es ab. „Es hat sich nämlich seit den letzten österreichischen Friedensverhandlungen, ohne daß in meinen Grundsätzen oder Gesinnungen oder in meiner übrigen Lage das Geringste verändert worden wäre, in meinem Verhältnis zur französischen Regierung eine wesentliche Veränderung zugetragen, indem die Idee, welche der Kaiser

Napoleon von mir gefaßt hatte, eine andre Gestalt gewonnen hat; und wenn Sie gleich nie von mir hören werden, daß ich meinen bisherigen Wandel und Charakter verleugne, so habe ich doch Gründe, zu glauben, daß es in französischen Blättern forthin keine Ausfälle gegen mich mehr geben wird. Den eigentlichen Zusammenhang der Sache kann ich einem Briefe nicht anvertrauen; daß mir aber in der Lage, worin die Welt nun einmal sich befindet, diese Pazifikation nicht unwillkommen sein kann, werden Sie leicht begreifen."

Diese Zeilen belehren uns, daß Gentz damals schon im Bann der Metternichschen Politik stand, die zunächst auf ein friedliches Auskommen mit Napoleon gerichtet war. Wann ihn der neue Minister in sein Programm eigentlich eingeweiht hat, läßt sich heute noch nicht mit Sicherheit sagen. Am Ende des Tagebuches von 1811 merkt er an, Metternich habe ihn tief in seine Besorgnisse und Hoffnungen schauen lassen: „So dunkel und chaotisch auch alles noch um mich her liegen mochte, so that sich doch gerade am Schlusse dieses Jahres eine neue Welt vor mir auf." Eben in dieser Zeit verschaffte ihm Metternich die Korrespondenz mit dem neuen Fürsten der Walachei, Karadja, der beim Sultan in großem Ansehen stand und ganz von türkischen Interessen erfüllt war. Damit mußte sich Gentz in Bezug auf die Türkei umdenken, und dies mochte ihm nicht schwer fallen. Wohl hatte er bis ins Jahr 1810 der allgemeinen Ansicht des großen Publikums gehuldigt, die Türken seien ein Schandfleck für Europa und womöglich nach Asien zurückzuwerfen, aber ihrem gefährlichsten Gegner, Rußland, brachte er noch weniger Sympathien entgegen; sowohl in der Denkschrift von 1804, als in den Briefen, die er 1805 an Johannes von Müller richtete, tritt eine sehr starke Abneigung gegen das Zarenreich hervor, die sich in den folgenden Jahren immer mehr steigerte. In dem Kabinet des Kaisers Franz aber waren die türkenfeindlichen Ideen der josefinischen Zeit nie recht heimisch geworden. Stadion ebensowohl wie Metternich suchten in der Pforte einen zuverlässigen Freund zu gewinnen, in einem Vortrage an den Kaiser vom 11. Oktober 1810 spricht Metternich von dem diesseits angenommenen, auf die Erhaltung des osmanischen Reiches gerichteten System. Dieses System fand nun Gentz vor, als er ein oder zwei Jahre später in ein engeres Verhältnis zur Staatskanzlei trat. Rückhaltlos schloß er sich demselben an.*) Von nun an schien es, als ob er Rußland mehr haßte und fürchtete als Frankreich. Selbst während der Befreiungskriege wendete er sein Auge immer wieder von dem augenblicklichen Gegner voll Sorge dem Riesen im Osten zu.

In die Zeit der Befreiungskriege führt uns die neueste Gentz betreffende Veröffentlichung. Österreich hatte sich nicht leicht zum Kriege entschlossen, ob-

*) Die Wandlungen Gentzens in der Orientfrage habe ich in der „Zeitschrift für allgemeine Geschichte" 1884, Nr. 6 ausführlich darzustellen versucht.

wohl eine starke und einflußreiche Partei am Hofe — die schöne Kaiserin Maria Ludovica stand an ihrer Spitze — schon im Frühjahre 1813 zum Anschluß an die Verbündeten drängte. Gentz, der gegen Ende des Jahres 1812 durch Metternich in das letzte Geheimnis seiner Politik eingeweiht worden zu sein scheint, gehörte nun lange zu den entschiedensten Anwälten des Friedens. Denn auf ein Abkommen mit Napoleon war das Streben des österreichischen Ministers schon aus Besorgnis vor dem Anwachsen der russischen Macht vorzugsweise gerichtet. Eine Zeit lang schien es auch erreichbar. Erst die berühmte Unterredung von Dresden — am 28. Juni — vernichtete diese Hoffnung. Wohl wurde noch für die erste Juliwoche ein Friedenskongreß in Prag verabredet, aber es war eine leere Formalität: nun mußte es zum Kriege kommen, und Gentz fand sich in diese Notwendigkeit, so gut wie sein Herr und Meister. In Prag verfaßte er in den ersten Tagen des August das österreichische Manifest, das in unsrer Veröffentlichung wieder abgedruckt ist. Man wird es auch in der That heute noch mit Genuß lesen. Strenge Beurteiler setzen es zwar dem Manifest von 1809 nach, aber wenn dieses auch von höherm rednerischen Schwung beseelt ist, so zeigt jenes dafür die höhere stilistische Vollendung: es ist marmorschön und marmorkalt, alle Bewegung des Kampfes scheint überwunden, in würdigster Fassung läßt der Sprecher die großen Ereignisse der napoleonischen Zeit an uns vorbeiziehen. Was bedeute all das Blut und all die Thränen, die sie gekostet habe, gegenüber der weltgeschichtlichen Lösung, die uns in stolzer Fernsicht nun angekündigt wird. „Die Nation und die Armee werden das ihrige thun. Ein durch gemeinschaftliche Not und gemeinschaftliche Interessen gestifteter Bund mit allen für die Unabhängigkeit bewaffneten Mächten wird unsern Anstrengungen ihr volles Gewicht geben. Der Ausgang wird unter dem Beifall des Himmels die gerechten Erwartungen aller Freunde der Ordnung und des Friedens erfüllen.“ Das Manifest ist wie eine majestätische Ouvertüre zur Völkerschlacht von Leipzig. Gentz selbst schrieb ihm zwar nur ein Verdienst zu: „die politische Administration der drei letzten Jahre als ein Ganzes darzustellen und den Charakter derselben dem einsichtsvollen Teil der Zeitgenossen anschaulich zu machen.“ Adam Müller aber schrieb ihm darüber fast so begeistert, wie sieben Jahre früher Johannes von Müller über die Vorrede zu den Fragmenten; sein Jugendfreund und Vetter Ancillon rief ihm zu: Vous avez parlé comme le ministère autrichien a agi; voilà votre plus bel éloge. „So floß der erste Balsam in mein Herz,“ schreibt nun Gentz an Metternich. „Als ich nachher von allen Seiten wahrnahm, daß man das Manifest bloß wie eine klare Glasscheibe betrachtet, jenseits welcher sich jenes politische System, welches ich wahrlich nicht erfunden hätte, welches geahnt zu haben mir schon Ruhm genug ist, ganz so darstellt, wie es war; als Friedrich Schlegel mir schrieb: Jetzt begreife und fühle ich, daß alles gerade so geleitet werden mußte, wie es geleitet war, daß nichts, garnichts anders

gehen durfte, so fing ich an, eine Freude über mich selbst zu fühlen, wie ich sie seit 1806, wo mir im Sinne der damaligen Zeit etwas gelungen war, nicht wieder gekannt habe. Denn mein Verdienst kann nur darin bestehen, daß ich Ihren Triumph, den wahren, den handelnden, den, von welchem die Sprache nur ein schwacher Abglanz ist und den die Nachwelt fühlen und anerkennen wird, verherrlichen helfe. Dies soll nun fortdauernd die große Aufgabe meiner noch übrigen Lebenstage werden; hierin vereinigt sich mein höchstes politisches mit meinen höchsten persönlichen Interessen."

Der Schlußsatz dieser Briefstelle ist keine leere Redensart: er war nun so ganz von der Metternichschen Staatskunst eingenommen, daß er fast keine eignen Gedanken, keinen eignen Willen mehr kannte; ungescheut sprach er dies auch in Briefen, die längst bekannt sind, aus.

Mitte August waren die drei verbündeten Herrscher in Prag zusammengetroffen, sie beschlossen die gemeinsame Kriegführung sofort zu beginnen. Hierauf gingen sie mit ihren Kabineten nach dem Hauptquartier ab. Gleichsam als Stellvertreter Metternichs blieb Gentz in Prag, wo er auf der Kleinseite — im Waldsteinschen Palais — wohnte. Er allein empfing die amtlichen Nachrichten vom Kriegsschauplatze, um sie publizistisch zu verbreiten. Zugleich wurde er, wie er selbst sagt, „eine Art von oberster Zensur- und fast von geheimer Polizeibehörde," denn die Autoritäten von Prag, nahmen in zweifelhaften Fällen stets ihre Zuflucht zu ihm. Mit der Redaktion der „Prager Zeitung" war er gleichfalls betraut. In diese vielfache Thätigkeit gewähren uns die Briefe, die er an Metternich ins Hauptquartier sandte, reichlichen Einblick. Wie gering auch die Begeisterung war, mit welcher er den Beginn des Feldzuges begrüßt hatte, im Verlauf desselben wurde er doch wieder von lebhaftem Mitgefühl für die Sache der Verbündeten ergriffen, und bisweilen äußert er sich fast ebenso leidenschaftlich bewegt wie in den Tagen von Austerlitz und Ulm. In welch freudigen Taumel ihn der Sieg von Leipzig mit fortriß, welches Triumphgefühl ihn beseelte, als er mitten in der Nacht die Kunde davon erhielt, wissen wir längst aus seinen Tagebüchern, aus Briefen an Rahel und Pilat. Aber auch in den Briefen an Metternich vernehmen wir den lebhaftesten Wiederhall der ungeheuern Begebenheit. „Das war ein Erwachen!" beginnt ein Schreiben vom 21. Oktober, und am andern Tage fährt er fort: „Ich war schon gestern in einem Zustand, der sich nicht beschreiben läßt... Ich kann mich heute auf nichts herablassen, was mich in diesen Empfindungen stören könnte. Extrablätter schreiben, Städte illuminiren lassen, den Enthusiasmus der Menschen auf die größte Höhe spannen — das allein sind in diesem Augenblick meine Geschäfte."

Der Bericht, den er über die Schlacht an den Hospodar Karadja sendet, bekundet aufs neue seine Meisterschaft in der Erzählung welthistorischer Begebenheiten der eignen Zeit. „Die Schlacht — so hebt er an — ist eine der großartigsten Ereignisse der Zeitgeschichte. Sie zertrümmerte die Grundlagen

einer Herrschaft, welche man für ein halbes Jahrhundert aufgerichtet glaubte; sie rächte Europa für alle Leiden, welche diese unselige Herrschaft es seit zehn Jahren erdulden ließ; sie bahnte einem festen und dauerhaften Frieden den Weg, und hat für lange Zeit die Unabhängigkeit aller europäischen Staaten gesichert." In einer Denkschrift, welche er einige Wochen später über den gleichen Vorwurf an Karadja sandte, würdigt er die Teilnahme der Völker an dem Befreiungswerk ebensosehr wie die Verdienste der leitenden Persönlichkeiten. „Vor allem muß man anerkennen — schreibt er da — daß bei dieser erstaunlichen Umwälzung das Verdienst jener, welche die politischen und militärischen Angelegenheiten der Verbündeten leiteten, kein geringes war. Es standen ihnen allerdings gute Elemente zu Gebote; niemals war eine so große Völkermasse von einem ausgesprocheneren Willen, einer großherzigeren Bereitwilligkeit beseelt, sich den äußersten Anstrengungen zu unterziehen und Opfer jeder Art zu bringen." Nächst dem Fürsten Schwarzenberg ist es namentlich Blücher, dessen Gentz rühmend gedenkt; den Operationsplan Gneisenaus nennt er ein Meisterwerk; die Durchführung dieses Planes in allen Einzelheiten von Breslau bis Leipzig sei der genialst durchdachte und glänzendste Abschnitt des Feldzuges. Weniger Beifall spendete er Bernadotte. Napoleons militärische Maßregeln während der Leipziger Schlacht unterzieht er einer scharfen Kritik, dagegen bewundert er die Art, wie er seinen Rückzug durch Deutschland bewerkstelligte, sehr.

Von den publizistischen Arbeiten, die Gentz während der folgenden Zeit ausführte, ist eine der schönsten der Bericht über den Anteil des Dragonerregimentes Erzherzog Johann in den Gefechten am 28. und 29. August bei Nollendorf; wir finden ihn als Anhang zu einem Briefe an den Fürsten vom 22. September in unsrer Veröffentlichung abgedruckt. Auch der Entwurf eines Aufsatzes über das französische Kriegsmanifest gegen Österreich wird mitgeteilt; ob derselbe auch ausgeführt worden und in den öffentlichen Blättern erschienen ist, bemerken die Herausgeber nicht. Gentz hatte die Absicht, darzuthun, daß sich die Kundgebung des Gegners vom Anfang bis zum Ende um eine durchaus erdichtete Voraussetzung drehe; es werde darin nämlich angenommen, daß Österreich die fünf letzten Kriege gegen Frankreich mit Einschluß des eben begonnenen ohne andern Beweggrund, als weil es die Gelegenheit für vorteilhaft gehalten habe, nicht infolge einer Herausforderung vonseiten des Kaisers Napoleon, beschlossen habe. Gentz hebt hervor, wie seltsam und unpassend eine solche Argumentation für eine kriegführende Macht sei. „Ob wir richtig oder falsch gerechnet, einer guten oder verkehrten Politik Gehör gegeben, unsre Kräfte und Mittel auf weise oder thörichte Unternehmungen verwendet haben, das alles ist unsre Sache; darüber könnten wir höchstens mit unsern Freunden oder mit denen, die bei unsrer Geschäftsverwaltung unmittelbar interessirt sind, in Erklärung eingehen. Zwischen zwei mit einander kriegführenden Mächten hingegen giebt es keine andre Frage zu verhandeln als die, ob die Gründe,

welche die eine bestimmten, der andern den Krieg zu erklären, gerecht und hinreichend waren. Gerade aber das ist der einzige Punkt, worüber die französische Deklaration — denn dafür soll jener Bericht doch gelten — ein tiefes Stillschweigen beobachtet."

Gentz mußte bis Anfang Dezember in Prag verbleiben, dann wurde er ins Hauptquartier gerufen, welches sich bereits am Main befand. Am 15. kam er in Freiburg an. Die Verhandlungen, an welchen er hier zunächst teilnahm, bezogen sich meist auf die damaligen politischen Verhältnisse der Schweiz und den Durchmarsch der Armee Schwarzenbergs durch ihr Gebiet, gegen welchen die Tagsatzung — noch unter dem Einfluß französischer Agenten stehend — protestirte. Eben über dieser Angelegenheit hatte er namentlich mit dem später so oft genannten Grafen Capodistria Unterredungen. Obwohl seine Ansichten von denen der russischen Staatsmänner sehr stark abwichen, erfuhr er doch vonseiten des Zaren eine außerordentliche Gunstbezeigung: am 2. Januar 1814 übergab ihm der Graf Nesselrode den Annenorden zweiter Klasse, und zugleich verkündete ein Ukas diese ehrenvolle Anerkennung ganz Europa: der Zar nannte ihn darin „den Ritter der Gesetzlichkeit, den Verteidiger der echten Grundsätze der Staatsweisheit und Regierungskunst." In diesen Tagen schickte er auch einen Bericht über die Ereignisse der letzten Monate an den Hospodar: die Haltung der Schweiz, die augenblickliche Lage der verbündeten Truppen, die Lage in Italien und die Lage Dänemarks, dies alles legt er aufs klarste und gedrängteste dar. Es folgen dann in unsrer Veröffentlichung siebenundzwanzig — zum Teil schon von Prokesch-Osten veröffentlichte — Briefe, die alle an Karadja gerichtet sind und die militärischen und politischen Begebenheiten bis in den April 1814 hinein fortlaufend darstellen und erläutern. Einer derselben ist aus München datirt; vom 29. Januar an befindet sich Gentz wieder in Wien. Die Korrespondenz mit Metternich, der nun Fürst geworden war, hebt hier sofort wieder an. Anziehend sind namentlich die Briefe, in welchen er sich über die Stimmung in den vornehmen Kreisen der Residenz verbreitet; er findet da nur Parteisucht, Zweifelsucht, das Bedürfnis zu tadeln. Das Große, das bereits geschehen sei, werde nicht in Anschlag gebracht, der Blick aller sei ohne Unterlaß auf die Zukunft gerichtet; „was noch nicht erfüllt ist, was noch fehlt und was geschehen müßte, um dazu zu gelangen, das ist der ewige Stoff aller Gespräche. Fast keiner hat die Neugierde gehabt, mich zu fragen, wie denn dies oder jenes sich eigentlich zugetragen habe, durch welche Fügungen und Kombinationen so große Erfolge bereitet worden, wem das Verdienst davon zugeschrieben, wie denn in den entscheidenden Augenblicken dieser oder jener zu Werke gegangen sei. Was wird man thun? Wie wird man mit Napoleon endigen? Wird man sich nicht mit zu wenigem begnügen? Das sind die Fragen, mit welchen man ohne Unterlaß gequält wird."

Eine solche Stimmung mußte Gentz umso peinlicher berühren, als nach

seiner Meinung der Krieg schon zu lange geführt worden war. Bei der ersten Nachricht von der Expedition im Innern von Frankreich durchfährt ihn „ein unnennbarer Schreck.“ Denn damit erschienen ihm die europäischen Angelegenheiten aufs neue und fast unlösbar verwirrt, dem Einflusse Rußlands der gefährlichste Spielraum gegeben, Ruhe und Friede abermals in kaum absehbare Zukunft hinausgerückt. Jetzt war er friedenssüchtiger als selbst Metternich geworden. Die auseinandergehenden Interessen der Verbündeten, meinte er aber, müßten jenseits des Rheins sofort zu Tage treten. Er wollte nun „ein verborgnes Geschwür, das an der Lebenskraft des Bundes nage,“ wahrnehmen. Der Gedanke, daß in Frankreich ein vollständiger Umschwung erfolgen müsse, war ihm vollends zuwider; er konnte sich selbst dann noch nicht mit ihm befreunden, als Metternich und Kaiser Franz bereits für ihn gewonnen waren. Im Februar übersandte ihm der Fürst Aktenstücke, in welchen u. a. die Frage erörtert wurde, ob eine innere Regierungsveränderung in Frankreich zu begünstigen sei. Gentz verneint sie aufs entschiedenste, er müsse, schreibt er, „seiner Durchlaucht freimütig bekennen, daß das darüber in den Aktenstücken aufgestellte System an ihm nie einen Verteidiger finden“ werde. Kaiser Alexander war der Ansicht, daß man der französischen Nation selbst die Entscheidung über ihre künftige Regierungsform anheimstellen solle, es schien ihm dann nicht fraglich, daß Napoleon gestürzt werden und die Bourbonen wieder auf den Thron gelangen würden. Gentz ist ganz andrer Meinung: „Der Grundsatz, daß ein Souverän nicht berechtigt ist, sich in die innern Regierungsangelegenheiten fremder Staaten zu mischen, ist falsch und verderblich ... weil er einen andern voraussetzt, der mit monarchischen Ideen in schneidendstem Widerspruch steht, den man in unsern Zeiten kaum aussprechen hören kann und den von Euer Durchlaucht niedergeschrieben, von Seiner Majestät sanktionirt zu sehen, mir noch jetzt wie ein ängstlicher Traum vorkommt: daß nämlich — ich halte mich an die eigensten Worte — die Frage von der Regierungsveränderung eine Nationalfrage sei, daß der Nation die Initiative dabei zustehe, daß es von ihr abhänge, ob sie den wirklich regierenden Souverän toleriren will oder nicht.“ Dieser Grundsatz sei nur nach englischen Begriffen haltbar. Auch seien es nur die Engländer, die jetzt diese Ansicht verträten. Die Konsequenz, die Metternich da an ihnen rühme, habe in seinen Augen kein sonderliches Verdienst, sie habe vielmehr in gewissen Fällen unendliches Übel gestiftet, so in Spanien. Aber ein rein monarchischer Staat dürfe diesen Grundsatz schon garnicht anerkennen. „Jenes Prinzip der sogenannten Volkssouveränität ist ganz eigentlich der Angelpunkt, um welchen alle revolutionären Systeme sich drehen.“

Mehr als diese Ausführung überrascht uns in demselben Schriftstück, daß Gentz die Frage aufwirft, ob denn Napoleon wirklich ein Usurpator sei. Er ist fast geneigt, sie zu verneinen. „Selbst die Frevel von 1789 bis 1793 waren in Formen gekleidet, die nicht illegaler waren als die in England von 1648

oder 1688. Die Nation hat Napoleon anerkannt, auch alle andern, England zufälligerweise ausgenommen, ebenso wiederholt als freiwillig."

Man traut seinen Augen nicht, wenn man diese Zeilen liest. So waren die Gedanken, welche einst das ganze Wesen des Mannes beherrscht hatten, wie ausgelöscht aus seiner Seele, selbst die Erinnerung, daß er sie einmal gehegt hatte, war aus ihr verschwunden. In welchen Ausdrücken hatte er einst über die Machthaber von 1793, über Napoleon, als er den Kaisertitel annahm, den Stab gebrochen! Es giebt einen unveröffentlichten Brief an Brinkmann aus dem Jahre 1804, der sich in förmlichen Wutausbrüchen über die Usurpation Napoleons und die schmachvolle Feigheit Europas, die sie so ruhig hinnahm, ergeht. Und nun! Nun findet er den Mißbrauch der Gewalt, den Napoleon nach außen geübt, vollständig gesühnt. Im Innern aber habe er „keinen Richter auf Erden." „Wenn die oberste Gewalt in unerträgliche Tyrannei ausartet, alle göttlichen und menschlichen Gesetze verschmäht und zuletzt in einem Ausbruch von Erbitterung des von ihr selbst aufs höchste gereizten Volkes ihren wohlverdienten Untergang findet, so ist es einem unbefangenen Beschauer erlaubt, die Katastrophe wie eine Naturbegebenheit zu betrachten, sie zu erklären, sie auf ihre Gründe zurückzuführen, sie zur Lehre und Warnung aufzustellen, sie sogar zu entschuldigen, nur niemals sie zu rechtfertigen. Ein anerkanntes Recht zur Rebellion ist ein Prinzip des Todes für die gesellschaftliche Verfassung."

Welches praktische Ergebnis haben aber diese Folgerungen für ihn? Weder die französische Nation selbst noch die verbündeten Mächte — mit Ausnahme Englands — haben das Recht, Napoleon abzusetzen, sehr wohl aber können sie ihn trotz des Willens der Franzosen auf seinem Thron erhalten. Staatsrechtlich steht dies für Gentz, wie er sagt, ganz sicher. Nur vom politischen Standpunkte wagt er nicht so entschieden zu sprechen. Doch scheint ihn zum mindesten Österreichs und Preußens Interesse gegen die Bourbonen zu sprechen, denn die Unabhängigkeit beider fordere, daß zwischen Rußland und Frankreich keine Annäherung stattfinde. Dieser Grundsatz, den Metternich selbst früher aufgestellt habe, sei für ihn jetzt der Hauptpunkt in dem ganzen System der jetzigen Politik. Daß Napoleon nach den Erfahrungen des letzten Jahres dem europäischen Gleichgewicht noch einmal gefährlich werden könnte, giebt er nicht zu; er bezeichnet es „als die Quelle aller großen Irrtümer — und also auch aller großen Leiden der Zeit" —, daß man sich gar nie die Frage aufgeworfen habe, ob man denn mit Napoleon nicht auskommen, nicht politisch mit ihm leben könne, und daß man ihn entweder wie einen Halbgott oder wie ein Ungeheuer und bisweilen wie beides zugleich angesehen habe.

Die Halsstarrigkeit Napoleons in allen den Friedensverhandlungen, die während des Winters von 1814 angeknüpft wurden, zwangen Gentz, sich endlich doch auch umzudenken. Nach dem Abbruch der Verhandlungen von Châtillon

schien der Sturz der Napoleoniden unvermeidlich. Gentz fügt sich mit Anstand in das „Notwendige," er will alles vermeiden, was auch nur von fern einem Mißfallen an dem endlichen Sieg der Lieblingsideen der Zeit ähnlich sehen könnte. Aber in einem Bericht an den Hospodar bezeichnet er die Wiedereinsetzung der Bourbonen doch als eine „ungeheure Katastrophe."

In den Schreiben der folgenden Zeit herrscht fast durchaus ein kühler, geschäftsmäßiger Ton, man sieht, daß der Anteil, den Gentz an den Weltereignissen nahm, ersichtlich geringer geworden war. „Sonst bin ich durch nichts entzückt — schreibt er Ende April 1814 an die Rahel —, vielmehr sehr kalt, blasirt, höhnisch, von der Narrheit fast aller andern, und meiner eignen — nicht Weisheit — aber Hellsichtigkeit, Durch-, Tief- und Scharfsichtigkeit, mehr als erlaubt ist durchdrungen und innerlich quasi teuflisch erfreut, daß die sogenannten großen Sachen zuletzt solch ein lächerliches Ende nehmen." Kaum daß die Zugeständnisse, welche die französische Charte der Revolution machte, ihn zu einiger Entrüstung aufrütteln konnte. „Wer wird künftig noch Lust und Beruf haben, die alten Ordnungen zu verteidigen?" heißt es in einem Briefe an Metternich. „Who will support a tottering throne!" Doch empfindet er einen kleinen Trost „in all dem Elend," daß die ultraaristokratischen Narren nun so unsanft aus ihren Träumen gerissen werden.

Die Haltung Österreichs, die Politik Metternichs auf dem Wiener Kongreß ist in allgemeinen Zügen bekannt. Gentz hatte höchstens in Einzelfragen eine eigne Meinung, im großen und ganzen stimmte er mit dem Fürsten überein. Doch wollen wir hier noch kurz sein Verhältnis zu Preußen berühren. So lange er in österreichischen Diensten stand, hatte er für einen engen Anschluß an diese Macht geredet und geschrieben. Auch jetzt wäre ihm Preußen der liebste Bundesgenosse gewesen. „Enges Einverständnis mit Preußen, das ist das caput rerum gerendarum," schreibt er an Metternich. „Wenn dies dauerhaft gegründet wird, so verschwinden drei Vierteile meiner Besorgnisse für die Zukunft. Hierin und hierin allein liegt Deutschlands Wiedergeburt, Größe und Wohlfahrt und Präeminenz für alle zukünftigen Zeiten. Das ist die Garantie des ewigen Friedens, insofern er auf Erden überhaupt erreichbar wäre." Nichtsdestoweniger galt er auf dem Kongreß als der erklärte Gegner Preußens. Allerdings war er den durch die Befreiungskriege so mächtig angewachsenen populären Strömungen in diesem Staate sehr feindlich. Von der am Wiener Hofe so verbreiteten Furcht vor den geheimen Gesellschaften in Preußen, die man irrtümlich unter dem Namen „Tugendbund" zusammenfaßte, war auch er befangen. Schon im Oktober 1813 hatte ihm „der Geist, der durch den allgemeinen Widerstand gegen die französische Herrschaft in Deutschland erwacht, durch die Steinschen Proklamationen mächtig gesteigert und besonders von Preußen aus dergestalt gewachsen war, daß der Befreiungskrieg einem Freiheitskriege nicht unähnlich sah," Anlaß „zu ernsten Betrachtungen und

Besorgnissen über die Zunkunft" gegeben. Dazu kamen nun noch Preußens Ansprüche auf Sachsen, die wieder in der Volksstimmung einen starken Rückhalt fanden und die Kreise der österreichischen Politik zu stören drohten. Da wandte sich Stein, der ihn einst sehr geachtet, ja bewundert hatte, mit Unwillen von ihm ab, und der Dichter Stägemann, der Gemahl von Gentzens Jugendfreundin Elisabeth, sang die zürnenden Verse:

Du hattest einen Freund der jungen Jahre.
Er löste falsch der Lieb' und Heimat Bande:
Die Lieb', Elisabeth, war nicht die wahre;
Es schweigt das Lied von ihm, nicht von der Schande.

Auch die Freunde Humboldt und Varnhagen äußerten sich scharf über ihn. Karoline von Humboldt schrieb damals an die Rahel: „Er liebt die unsern nicht, unsre Preußen, verstehst du. Der eigentliche Geist, der die Nation begeistert hat, der sich klar in That und Wort bei Tausenden ausgesprochen hat, die hat er nicht erkannt. Das kommt eben auch daher, weil er die Liebe nicht kennt. Nun weiß ich, daß er sie verkleinert, verunglimpft, daß er schon jetzt nicht leiden kann, wenn die Welt voll ihres Ruhmes ist, und das hat mich denn nun ganz von ihm abgewendet. Ich werde still und schweigsam mit ihm sein, wenn er mich aber aufs äußerste treibt, so sag' ich's ihm gerad heraus."

Indes wußte sich auch hier Gentz in die Verhältnisse zu finden; in der amtlichen Darstellung über die verschiednen Beschlüsse und die letzten Ergebnisse des Wiener Kongresses, die er im Juni 1815 an den Hospodar sandte, äußert er sich über Preußen nicht allzu ungerecht: es habe auf dem Kongreß eine der ersten Rollen gespielt, und sein Einfluß habe sich in allen großen und kleinen Angelegenheiten fühlbar gemacht. Das System, welches Preußen befolge, sei zwar nicht immer ein Muster von Uneigennützigkeit und Großmut gewesen, es habe die Umstände zu benutzen gewußt, nie einen günstigen Augenblick versäumt, sei in keiner Streitfrage geschlagen worden, und wenn es auch nicht verstanden habe, sich beliebt zu machen, so sei es ihm doch wenigstens gelungen, sich Achtung und Furcht zu verschaffen.

So weit führt uns die vorliegende Veröffentlichung. Namentlich in ihrer zweiten Hälfte enthält sie noch eine Reihe höchst interessanter Denkschriften, — über die Schweiz, über die polnische Frage u. a. —, von denen bis jetzt nur wenige bekannt waren.*) Verhältnismäßig am wenigsten Neues bringen die Schriftstücke, welche den Abschluß des zweiten Pariser Friedens betreffen. Doch wird man immer mit Vergnügen die „Schlußbetrachtungen" lesen, die Gentz damals für den „Beobachter" schrieb und die auch in der Schlesierschen Sammlung

*) Man muß es den Herausgebern zum Vorwurf machen, daß sie die bereits in der Sammlung von Prokesch-Osten gedruckten Stücke von dem, was neu ist, nicht unterschieden haben. Auch dies wird man kaum billigen können, daß die ursprünglich französischen Mémoires in deutscher Übersetzung gegeben werden.

seiner Schriften abgedruckt sind. Nach so ungeheuern Ereignissen sehnt man sich nach einem harmonisch abschließenden Worte. Dies wird hier gesprochen. Mit Recht konnte Gentz betonen, daß in keinem Zeitpunkte seit der Stiftung der europäischen Allianz die Harmonie zwischen den Hauptmächten vollkommener und inniger gewesen sei als damals, in den letzten Monaten des Jahres 1815. „Mit ihr aber — so fährt Gentz fort — ist die Dauer des allgemeinen Friedens verbürgt. Die Verhandlungen von 1814 ließen noch manches zu wünschen und manches zu fürchten übrig. Die Verhandlungen von 1815 haben das große Werk vollendet. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo die Aussicht auf ein goldnes Zeitalter in Europa nicht mehr unter die leeren Träume gehört."

Wer es unternehmen wollte, den letzten Teil der Gentzschen Wirksamkeit — 1816 bis 1832 — zu beschreiben, müßte vor allem auf sein Verhältnis zur orientalischen Frage sein Augenmerk richten. Die Furcht vor Rußland bildet gleichsam das Leitmotiv dieser Lebensperiode; vor dieser tritt die Abneigung vor dem europäischen Liberalismus, vor den Repräsentativverfassungen und Volksbewegungen doch stark in den Hintergrund. Eben durch den Gegensatz zu Rußland gelangte er schließlich dazu, revolutionäre Bewegungen wie die in Polen oder — auf Augenblicke wenigstens — in Griechenland gut zu heißen und ihnen Sympathien entgegenzubringen. Selbst die Julirevolution erschreckte ihn nur für kurze Zeit, bald war er mit ihren Ergebnissen ausgesöhnt. Mit dem Zarenreich war er dies nie.

Als Schriftsteller ist Gentz selten mehr aufgetreten. Für die Fortbildung seiner theoretischen Ansichten sind der in den „Wiener Jahrbüchern" veröffentlichte Aufsatz über Preßfreiheit, dann die erst durch den älteren Prokesch-Osten bekannt gewordenen kleinen Studien über Kant und über Montesquieu charakteristisch. In den zahlreichen Staatsschriften, die er bis an sein Ende schrieb, zeigte er sich immer als ein vollendeter Meister des Stils; hier ist übrigens wohl bei weitem noch nicht alles veröffentlicht worden.

Sein inners Leben blieb auch in dieser letzten Periode nicht ohne stürmische Bewegung; als Greis war ihm noch ein ungeheures Glück beschieden, die Liebe zu Fanny Elsler. Es war — wie Varnhagen sagt — nicht eine bloß gefällige Neigung, ein wohlwollendes Anschließen, eine reizende Bethörung, sondern eine echte und volle Leidenschaft. Die Briefe an die Rahel, in welchen er sie ausspricht, gehören zu den schönsten Besitztümern unsrer Literatur.

Gentz gehört ohne Zweifel zu den merkwürdigsten Erscheinungen nicht nur seiner Zeit, sondern der deutschen Geschichte überhaupt. „Es gab eine solche Gestalt — ruft Varnhagen aus —, sie war einmal möglich, sie leuchtete auf und traf glücklich die Weltumstände, in denen sie gedeihen konnte; sie kann aber nicht wiederkehren, es müßten denn mit derselben Persönlichkeit dieselben Zeitläufte aufs neue zusammentreffen."

Du Bois-Reymonds Gesammelte Reden.



Wenn irgend ein Deutscher die Vorwürfe nicht verdient, welche uns Du Bois-Reymond wegen Vernachlässigung der Muttersprache und der Redekunst nur zu begründeter Weise macht, so ist er es selbst. Seit 1852 Mitglied, seit 1867 beständiger Sekretär der Akademie der Wissenschaften, wiederholt Rektor der Universität, ist er ungewöhnlich oft in die Lage gekommen, eine Festversammlung für ein wissenschaftliches Thema zu gewinnen und dabei meistens noch dieses Thema in Beziehung zum Tage zu bringen; der Anforderung, gehaltvollen Inhalt in der ansprechendsten Form, geschmackvoll von Pathos umrahmt, vorzutragen, brachte er, von Abstammung französischer Schweizer, offenbar ein reicheres Maß natürlicher Begabung zu; er hat sich aber ebenso unverkennbar Zeit und Mühe nicht verdrießen lassen, das angeborne Talent bis zur Virtuosität auszubilden. Was uns bei deutschen Rednern so selten begegnet: ihn zu hören bereitet einen künstlerischen Genuß, über den wir außer Acht lassen können, ob der Gegenstand uns anzieht oder nicht, ob wir die Ansichten des Redners teilen oder nicht, einen Genuß, in welchem es uns auch nicht stört, daß der Künstler selbst mit so viel Wohlgefallen seinen sorgfältig abgewogenen, abgerundeten und abgeschliffenen Perioden zu lauschen scheint. Seine Verehrer werden deshalb gewiß mit Befriedigung nach der Sammlung der Reden von Emil Du Bois-Reymond greifen, welche kürzlich in zwei stattlichen Bänden bei Veit und Comp. in Leipzig erschienen sind. Nicht um die fünfundvierzig Reden und Vorreden, von denen die Gedächtnisrede auf den Physiologen Johannes Müller allein zwölf Druckbogen füllt, hinter einander zu lesen — das versteht sich von selbst, und deshalb scheinen die dahin zielenden Besorgnisse des Verfassers im Vorwort übertrieben zu sein. Jeder wird, wie wir es selbst gethan haben, von Zeit zu Zeit eins der Bücher aufschlagen, um die Erinnerung an früher bereits gelesenes aufzufrischen.

Der Verfasser hat die erste Folge, welche mit der Kopie einer Radirung Chodowieckis (Voltaire vor einem Tische mit physikalischen Geräten und der Unterschrift: J'ai été le premier à faire connaître en France la philosophie de Newton) geschmückt ist, mit dem Untertitel versehen: Literatur, Philosophie, Zeitgeschichte; die zweite, deren Titelblatt Galvani auf dem flachen Dache vor seiner Wohnung in Bologna, Strada Ugo Bassi, mit Froschexperimenten beschäftigt zeigt, soll Biographie, Wissenschaft, Ansprachen enthalten. Diese Kategorien erinnern etwas an die in Blütenlesen üblichen: Natur, Herz und Welt u. s. w., und in dem einen wie in dem andern Falle wird sich öfter ein Zweifel einstellen, weshalb ein Stück in dieser und nicht in einer andern Abteilung

untergebracht sei. Aber darauf kommt wenig an. Auf dem eigentlichen Arbeitsgebiete des Verfassers bewegen sich: Voltaire als Naturforscher, Leibnizische Gedanken in der neuern Naturwissenschaft, über die Grenzen des Naturerkennens (jener wohlthätige kalte Strahl gegen die Überhebung gewisser Naturforscher), La Mettrie, Darwin versus Galiani, Kulturgeschichte und Naturwissenschaft, die sieben Welträtsel, über die Lebenskraft, über tierische Bewegung, auf Paul Erman, Eduard Hallmanns Leben, über Zitterwelse, auf Johannes Müller, der physiologische Unterricht sonst und jetzt, aus den Llanos, über die Übung, über Geschichte der Wissenschaft, über die wissenschaftlichen Zustände der Gegenwart, die britische Naturforscherversammlung zu Southampton, Darwin und Copernicus, endlich die meisten Begrüßungsreden. Wenn allen diesen Abhandlungen nachgerühmt werden muß, daß sie viel und daher manchem etwas bringen, bald aus dem Schatze großer Gelehrsamkeit und Belesenheit mitteilen, bald die Summe des auf einem gewissen Punkte bis jetzt erreichten ziehen, bald kampfesfreudig Richtungen in der gelehrten Welt entgegentreten, so greift in andern der Redner oft weit über seine Fachwissenschaft hinaus, und auch dann ist er stets geistvoll und anregend — sei es zum Beifall oder zum Widerspruch. Zu einigem aus dieser Gruppe möchten wir uns ein paar Bemerkungen gestatten, die wir teilweise als verspätet zurückhalten würden, wenn uns nicht neue Anmerkungen belehrten, daß der Verfasser auch heute noch den Inhalt seiner ältern Reden vertritt.

Wer erinnert sich nicht der flammenden Worte, welche patriotischer Zorn unserm Redner am Vorabende der Erstürmung der Weißenburger Höhen einflößte! Und acht Jahre später zerbricht sich derselbe Mann den Kopf über die Frage, was eigentlich Nationalgefühl sei und ob es berechtigt sei. Ist das verständlich? „Fast rein keltischen Blutes und halb französischer Erziehung" fühlt er sich doch gänzlich als Deutscher, ganz eins und verwachsen mit unserm Volke, obwohl er demselben nicht entstammt. Ist das nicht Antwort und Erklärung genug auf seine Frage? Er aber durchwandert die ganze Weltgeschichte, um den Begriff des Nationalgefühls in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern zu finden, und gelangt zu keinem befriedigenden Ergebnis, weil er, wie uns dünkt, den Unterschied, welchen der Sprachgebrauch der Gegenwart sehr bestimmt zwischen Nationen und Nationalitäten macht, unbeachtet läßt. Wie viel hundertmal ist dem seit Louis Napoleon florirenden Nationalitätsschwindel entgegengehalten worden, daß es keine Nation giebt, die nicht verschiedne Nationalitäten in sich begriffe, und daß treue Anhänglichkeit an eigner Sprache, eignen Sitten, eignem Glauben das Nationalgefühl nicht beeinträchtigt, wenn nur die verschiedenen Stämme zusammengeschmolzen oder doch zusammengeschweißt sind. Völlig verschmolzen sind nicht einmal, obwohl Du Bois dieser Ansicht ist, die Normannen, Bretagner, Burgunder, Provenzalen u. s. w., geschweige denn die Castilianer, Catalanen, Arragonesen, Basken, oder gar die Lombarden, Toskaner, Römer, Süditaliener. Die Kelten in Wales pflegen ihre

Eigentümlichkeit, sind aber gute Engländer, wie die Vlamingen gute Belgier, während auf der grünen Insel bei den Einheimischen nur irisches Nationalgefühl besteht. Das Beispiel Frankreichs, Spaniens, Italiens, Großbritanniens zeigt aber auch, daß ein Stamm der kräftigere oder vom Glück mehr begünstigte sein muß, um der Nation das Gepräge zu geben; dasselbe läßt sich von Ungarn sagen, wogegen die österreichischen Wirren sich aus der ungenügenden Kraft und Entschiedenheit, vielleicht auch dem geringen Glücke der dortigen Deutschen erklären. Dafür, daß mehrere ungemischte Nationalitäten in voller Gleichberechtigung und in Frieden miteinander leben können, wird stets, auch von Du Bois, die Schweiz als Beweis angeführt; aber wir wissen, daß die glücklichen Tage auch dort vorüber sind, daß das Franzosentum vom Genfer- und Neuenburgersee gewaltig gegen Osten vordringt und Splügen und Gotthard keine Schutzmauern gegen die Ausbreitung des italienischen Nationalgefühls sind. Und endlich verweilt, zum Teil bei andern Anlaß, Du Bois selbst bei den zwei sprechendsten Beispielen dafür, daß eine Nationalität in einer Nation fremden Stammes aufgeht, eine zweite nicht, weil immer nur einzelne Angehörige derselben ihr besondres Nationalgefühl zu opfern vermögen. Die ihm wahlverwandten Hugenotten in Berlin waren längst gute Preußen, als sie noch gleich den wallonischen Kürassieren sich abgesondert in ihrem Lager hielten, niemand zuließen; und als gute Preußen sind sie gute Deutsche geworden, wenn auch nur selten einer es angemessen fand, den französischen Namen mit einem deutschen zu vertauschen, wie Alexis-Häring. Und nun hören wir folgendes scharfe Urteil. „Eine ganz andre Gestalt als bei den indogermanischen Vätern unsrer Bildung nimmt das Nationalgefühl bei den Semiten an. Die Juden sind sich das auserwählte Volk Gottes. Ihrer Meinung nach im Besitz des allein wahren Glaubens, der Kenntnis des mächtigsten Gottes und der allein ihm gefälligen Opfer und heiligen Gebräuche, verabscheuen sie alle übrigen Völker als Götzendiener, gegen welche jede Gewaltthat ihnen nicht nur erlaubt däucht (l. dünkt), sondern sogar durch Priestermund ausdrücklich befohlen wird. Ohne Staatsleben, ohne Kunst und Wissenschaft, gehen sie auf in einer auf besondre Zustände kleinlich zugeschnittenen Ethik. Geistliche Hoffahrt und Unduldsamkeit waren das ursprüngliche semitische Nationalgefühl, welches die bittere Schule der Unterdrückung freilich vielfach gemildert, ja in Nathanische Weisheit umgewandelt hat.“ Solche Ausnahmen willig zugegeben: wie kann aber jemand, der so klar erkennt, weshalb das Judentum, so lange es bleibt, was es war und im großen und ganzen ist, in einer indogermanischen Nation nicht aufgehen **kann**, wie kann der die Notwehr gegen eine auf allen Lebensgebieten geschlossen vordringende fremde Nationalität mit der Albigenserverfolgung vergleichen? Da steht Nationalgefühl gegen Nationalgefühl, die Frage ist, ob in dem deutschen Staatswesen der von Du Bois in den obigen Sätzen gekennzeichnete Geist die Oberhand gewinnen soll

oder nicht. Und dies Verhältnis sollte doch vor allem einem Anthropologen einleuchten. Er freilich hat für die Deutschen eine ganz eigne Spezies von Nationalgefühl entdeckt: „Weltbürgertum ist das echte deutsche Nationalgefühl." Wenn das mehr sein soll als ein geistreiches Paradoxon, wie von einem Menschen wohl gesagt wird: sein Charakter ist die Charakterlosigkeit, dann begreift sich allerdings, daß der Ton seiner Kriegsrede ihm jetzt „fremd klingt." Wir möchten dem Redner nicht Unrecht thun, aber aus den verschiedenen Äußerungen scheint sich der Grundgedanke zu ergeben: Wir sind es zufrieden, daß durch die höchsten Leistungen der Staats- und Kriegskunst und die Energie des Volkes endlich wieder ein Reich deutscher Nation geschaffen worden ist, wir erkennen dankbar die Thatsache und die Größe der Opfer an, aber nun wollen wir wieder das gemütliche Stillleben führen wie ehedem. „Wie karg erschien selbst uns, denen doch die Wissenschaft zumeist am Herzen liegt, der Trost einer angeblichen Überlegenheit auf geistigem Gebiete (gegenüber dem Gefühle der Zerrissenheit und Ohnmacht) — sprach er 1869, zur Zeit des Norddeutschen Bundes —; wir beruhigen uns, wenngleich das deutsche Vaterland, wie König Wilhelm es uns gab, noch nicht das einst besungene ist.... Viel tiefer schmerzt es, daß im jenseitigen Lager, zu erneuter Schmach des deutschen Namens, nichtswürdiger Landesverrat mit den schlechtesten Leidenschaften gallischer Volksart liebäugelt." Ebenda tritt er der Befürchtung entgegen, daß „die Neugestaltung Deutschlands einen ungünstigen Einfluß auf das deutsche Geistesleben üben" werde. Heute aber soll „Anrufung des Nationalgefühls Anrufung des Nationalhasses" sein? Wenn ich meine Mutter als die vortrefflichste aller Frauen verehre, auf sie stolz bin, muß ich deshalb andre Frauen hassen, ja nur ungerecht in deren Beurteilung sein? Wenn ich mein Heim mit keinem andern vertauschen möchte, soll ich außer Stande sein, zu begreifen, weshalb andre ebenso an dem ihren hängen? Wohl uns, daß wir Nationalgefühl haben! Ohne dasselbe würden wir das Werk unsrer Staatsmänner und Feldherrn nur zu bald wieder zertrümmert sehen, und auch zum Nationalstolz haben wir Ursache, er braucht ja nicht in Übertreibung auszuarten. Aber Du Bois scheint keinen Unterschied zu machen zwischen Nationalgefühl, Nationalstolz, Nationaleitelkeit, Nationalneid, Chauvinismus. Wer die wehmütigen Erinnerungen an die Zeiten liest, in welchen die Gebildeten und Gelehrten sich im Kosmopolitismus gefielen und das deutsche Volk als Ganzes national und politisch gleichgiltig war, der sollte meinen, daß wir uns heute um Wissenschaft, Literatur, Kunst nur kümmerten, insofern sie innerhalb der schwarzweißroten Grenzpfähle vorhanden sind! Wissenschaftlicher Hochmut, Strebertum und was Du Bois sonst rügt, kommen ohne Zweifel vor, aber für solche Erscheinungen ist das Nationalgefühl nicht verantwortlich zu machen; und sollte das Nationalgefühl sich hie und da zu lebhaft äußern, so muß doch bedacht werden, daß wir thatsächlich noch nicht im Frieden leben. Sollte es dem bösen Nachbar endlich gefallen, die Thatsachen von 1871 ehrlich anzuerkennen,

so würde, dessen sind wir gewiß, von deutscher Seite der Herstellung freundlicher offizieller und nichtoffizieller Beziehungen keinerlei Schwierigkeit bereitet werden. Nur vor dem Weltbürgertum, welches für die ganze Welt mit Ausnahme der heimischen „schwärmte" und dafür von der ganzen Welt mit Fußtritten belohnt wurde und dessen Lehrsätze sich die Vaterlandslosen aller Farben für ihre Zwecke zurechtgelegt haben, vor dem mögen uns gute Götter auch ferner bewahren.

In der Sorge, daß die Deutschen eine zu hohe Meinung von sich selbst bekommen könnten, fühlt sich der Redner auch gedrungen, ihnen vorzuhalten, daß sie weniger Pietät für Schriftsteller haben als die Franzosen. „Wer in der französischen Literatur einen geachteten Namen, wenn auch geringeren Ranges, erwarb, lebt unvergessen darin fort, und mit andächtiger Sorgfalt wird sein Andenken von späten Nachkommen gehegt." Ob diese Behauptung sich in ihrem ganzen Umfange beweisen ließe, scheint uns sehr zweifelhaft, doch wagen wir nicht, uns darüber mit dem gründlichen Kenner der französischen Literatur und der französischen Gesellschaft in einen Streit zu verwickeln. „Wer liest bei uns noch Tieck, Jean Paul, Hoffmann, de la Motte Fouqué, Achim von Arnim, Clemens Brentano, E. C. F. Schulze, Spindler und so viele andre, ihrer Zeit gefeierte Namen, jetzt Hüter der Leihbibliotheken." Gewiß sind manche von den Genannten mit Unrecht in Vergessenheit geraten, und es freut uns, auch Spindlers gedacht zu sehen, dem sein Talent einen hohen Rang über den allermeisten Romandichtern anweist, welche heute in der Gunst der Lesewelt stehen. Auf die Frage: „Wer liest bei uns noch u. s. w." sind wir so frei, uns zu melden, aber eben deswegen müssen wir vermuten, daß Du Bois, als er jenen Satz sprach, nicht von einem noch frischen Eindrucke, sondern von Jugenderinnerungen beeinflußt wurde. Oder sollen wir ihm im Ernst glauben, daß er noch imstande wäre, die Bezauberte Rose, den Helden des Nordens, den Zauberring zu lesen? Er hegt eben „mit andächtiger Sorgfalt ihr Andenken," das ist recht und gut, das thun wir auch, aber mehr nicht. Und wenn im physiologischen Institut der Universität Berlin wirklich noch sämtliche Ritter und Schildknappen der Romantik umgehen, so berechtigt das noch keineswegs zu dem Schlußsatze: „Entweder verdienten sie den Beifall nicht, den man ihnen zollte: wo ist dann unser Geschmack? Oder sie verdienten ihn: wo ist dann unsre Pietät?" Ist es, fragen wir dagegen, eine neue Entdeckung, daß die Zeiten sich ändern und wir mit ihnen, oder gilt etwa dieser Satz nur für Deutschland? Sollte es dem Verfasser nie begegnet sein, daß er eine Landschaft, die ihn einmal entzückt hatte, später in derselben Beleuchtung wiedersah und sich nicht klar machen konnte, worin damals ihr großer Reiz bestanden habe? Urteilten nicht das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert verächtlich über alle mittelalterliche Kunst und die klassizistische Zeit ebenso über Barock und Rokoko? Wurde nicht zu seiner Zeit Mengs über Raffael und Michelangelo gestellt? Wie lange ist es denn her, daß Bellini alle Opernbühnen beherrschte? Und begreifen wir

heute die ungeteilte Bewunderung, welche den Gemälden von Steinbrück, Riedel u. a. in der Nationalgalerie einst entgegenkam? Deshalb verlangen wir ja nicht, daß sie von ihren Plätzen entfernt werden, bestreiten nicht den Urhebern die angemessene Stelle in der Kunstgeschichte. Daß der Geschmack Wandlungen unterworfen ist, werden wir nicht ändern, und wollten wir sie verleugnen, sobald es sich um Deutsche handelt, so wäre das doch erst recht eine Art von Chauvinismus!

Wir sind mit den auffallenden Widersprüchen noch nicht zu Ende. 1869 wird von der „geistigen Verödung der französischen Provinz durch eine alles aufsaugende Zentralisation“ und von der Unverträglichkeit einer Anstalt wie die Académie française mit dem deutschen Wesen gesprochen, fünf Jahre später aber die merkwürdige Ansicht aufgestellt, daß es für Goethe und Schiller wohl vorteilhaft gewesen wäre, in einer mächtigen deutschen Hauptstadt zu dichten, und zwar geschieht dies bei Gelegenheit des „Traumes“ von einer „kaiserlichen Akademie der deutschen Sprache.“ Dieser letztere Gedanke ist schon damals vielfach und lebhaft angefochten worden, Du Bois meint nun, derselbe sei durch die Thatsache gerechtfertigt, daß sich die deutschen Buchdrucker willig der Puttkamerschen Rechtschreibung gefügt haben. Das ist denn doch sehr zweierlei. Aus dem Kunterbunt der verschiednen Schreibungen herauszukommen, war ein längst gefühltes Bedürfnis, am tiefsten gefühlt natürlich von Buchdruckern, die froh waren, endlich eine Norm zu erhalten, gleichviel welche. Das Verlangen nach gutem Deutsch ist leider sehr wenig verbreitet, und am wenigsten würde man sich einer Akademie fügen. Der Gedanke ist entschieden anachronistisch. Was die Berechtigung der Akademien der Wissenschaft in der Gegenwart betrifft, ist Du Bois selbst nicht frei von Zweifel, gegen die Kunst- und Musikakademien erheben sich immer mehr fachmännische Stimmen, welche betonen, daß die großen Talente meistens außerhalb der Akademien oder im Kampfe mit denselben aufgestiegen sind, wogegen jene Anstalten Brutstätten des Künstlerproletariats und des Dilettantentums seien. Das Beste gegen das jetzige Wirrsal muß die Schule thun, und unterstützt werden kann sie durch die jetzt auftauchenden Vereine, wenn es diesen gelingt, Einfluß auf die Hauptverbreiter alles Sprachunfuges, die Zeitungen, zu gewinnen. Übrigens, wer verhindert denn die bestehenden gelehrten Gesellschaften, sich auch unsrer Muttersprache anzunehmen?

Schließlich können wir nicht umhin, unser Bedauern über den Wiederabdruck der Rede auszusprechen, in welcher eine — realistische Kritik am „Faust“ geübt wird, um zu beweisen, daß auch Goethe mitunter „dormitirt“ habe. Auf diese Art wird, fürchten wir, nicht ein einziger Strebejüngling auf die Bahn des Idealismus gelenkt werden, viel eher dürften durch die wegwerfenden Bemerkungen über Goethes „Beamtenspielerei“ Scharen von verkannten Genies in der Überzeugung bestärkt werden, daß sie einen Raub an der deutschen Nation begehen würden, wenn sie sich irgend einer praktischen Beschäftigung widmeten, anstatt jeden Tag Unsterbliches zu schaffen.



Jugenderinnerungen.

Von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)



Das Haus, in dem wir Unterkunft fanden, lag in einer Seitengasse und schien besonders stark von herumziehenden Juden besucht zu werden. Einige derselben, unter ihnen ein würdig aussehender alter Mann mit fast schneeweißem Barte, teilten sogar mit uns das Schlafgemach. Dieser ernste, stille, alte Mann ward mir merkwürdig durch die Andacht, mit welcher er am nächsten Morgen im gemeinsamen Gastzimmer sein Gebet verrichtete. Zum erstenmale im Leben sah ich einen orthodoxen Juden, den Gebetriemen um Kopf und Arm geschlungen, seiner andersgläubigen Umgebung nicht die geringste Beachtung schenkend, in solcher Weise tief demütig zu Jehovah flehen. Der Vater hatte wohl Recht, uns Brüdern den inbrünstig betenden Juden als ein Muster aufzustellen mit den Worten: Ein so fester Glaube kann Berge versetzen und ist Gott jedenfalls angenehm.

Was hielt uns Christen denn ab, in unsrer Weise uns ebenfalls an Gott zu wenden, ohne der Spötter zu achten? Mir erschien der alte Jude frömmer und besser als wir, obwohl er auch zu den Nachkommen der fanatischen Thoren gehörte, die einst ihr „Kreuzige ihn!“ gerufen hatten. Ich hütete mich aber wohl, meine kindisch ketzerischen Gedanken laut werden zu lassen.

Nach der Rückkehr von der Badereise begann daheim wieder das alte geregelte Leben. Nur durch den Abgang meines ältern Bruders auf das Gymnasium in Zittau erlitt es eine vorübergehende Unterbrechung. In unsern Lebensgewohnheiten ward dadurch nichts geändert, nur daß ich jetzt als der Älteste im Hause eine etwas andre Stellung insofern einnahm, als ich mehr als früher um den Vater sein und unter seiner Aufsicht meine Arbeiten machen mußte. Kurz, ich nahm die Stelle des Bruders ein. Ging der Vater über Land oder

besuchte er meinen Bruder in der Stadt, um zu sehen, wie er sich in die neuen Verhältnisse einlebe, so hatte ich ihn zu begleiten. Auch daheim wurden mir alle Geschäfte, die früher dem Bruder obgelegen hatten, übertragen. Manche davon waren mir ganz angenehm, weil sie angebornen Naturanlagen, mithin auch meinen Neigungen, entsprachen; mit andern wollte es mir weniger glücken, sei es, daß ich nicht so findig wie der Bruder war, oder daß ich schon frühzeitig in einer eignen Gedanken- und Gefühlswelt lebte, zu der ich niemand Zutritt gestattete und über die ich mich gegen dritte durchaus nicht aussprach. Das Aussprechen, überhaupt das Sichmitteilen, das Öffnen des eignen Herzens für andre war mir nicht gegeben. Der Bruder sprach gern und wußte — ich weiß nicht, wie er es machte — immer etwas zu erzählen, was den von Natur schweigsamen Vater unterhielt oder interessirte. Diese Ansprüche machte nun der Vater an mich, und da ich, ihm selbst vollkommen ähnlich, nur selten eine Quelle guter Unterhaltung zu entdecken vermochte, ward er verdrießlich und ließ mich dies merken. Das war ein großer Übelstand. Um den Vater womöglich zu befriedigen, sann ich Tag und Nacht über Themata nach, die den Vater wohl unterhalten möchten, war aber leider selten darin glücklich. Meistenteils zeigte er eine unzufriedne Miene, und mir erstarb das ohnehin zitternde Wort auf der Zunge, während das stoßende Blut mich zu ersticken drohte.

Kinder sind leicht einzuschüchtern, namentlich wenn sie, wie ich es war, von nervöser Reizbarkeit sind. Ich liebte und achtete den Vater mit der ganzen Hingebung eines übervollen Herzens und kam ihm stets vertrauensvoll entgegen, weil ich aber die betrübende Erfahrung machte, daß ich ihm nie recht genügte, so ward ich ängstlich und verschüchtert. So kam es, daß Vater und Sohn bei gegenseitiger hingebender Liebe sich doch nie ganz verstanden. Mit meiner unvergeßlichen Mutter war ich viel besser daran. Sie war eine heitere, joviale Natur, die das Schwere im Leben sich nicht noch mehr durch unnützes Grübeln darüber erschwerte, sondern es entschlossen anfaßte, beiseite schob, und wenn sie's leidlich gut überwunden hatte, sofort wieder fröhlich in die Welt blickte und die gute Stunde mit Behagen genoß. Zu ihr nahm ich meine Zuflucht, wenn Wolken des Unmuts des Vaters Stirn umdüsterten. Sie tröstete mich, verstand mich zu erheitern und goß Balsam in mein bang beklommenes Herz, indem sie mir Geschichten erzählte und damit zugleich den Vater klug zu entschuldigen wußte. So blieb alles beim Alten. Ich that, was mir aufgetragen ward, arbeitete wie immer unter des Vaters Aufsicht und bereitete mich zum Eintritt in die gelehrte Schule vor.

Jeden Sonnabend um die Mittagszeit kam mein älterer Bruder nach Hause, um den Sonntag im Elternhause zuzubringen. Ich freute mich stets se auf sein Kommen und ging ihm manchmal eine Strecke Weges entgegen, um ihn eine kleine Weile ganz allein zu haben. Später nahm der Vater ihn fast ganz in Beschlag, denn der Bruder brachte aus der Stadt allerhand Neuig-

keiten mit und wußte lebhaft zu erzählen. Das war mir ganz angenehm, da es mich der so unerquicklichen Unterhaltung überhob, die doch nie recht in Fluß kommen wollte. Ich saß dabei, hörte zu, war aber doch eigentlich ganz überflüssig. Das fühlte ich und wurde still, traurig in mir. Auch die Mutter merkte es und umfing mich mit umso größerer Zärtlichkeit, dem Vater aber machte sie deshalb entweder überhaupt keine Vorstellungen, oder ihre Einwendungen waren nicht eindringlich genug.

Da ich fest überzeugt war von meines Vaters inniger Liebe und treuer Sorgfalt für uns alle, wovon zahlreiche Proben vorlagen, so blieb sich meine kindliche Liebe und Verehrung zu ihm immer gleich; störend war es nur für uns alle, manchmal auch für die Mutter, daß des Vaters Wort immer unumstößliches Gesetz sein sollte. Dann und wann daran zu mäkeln, war fast notwendig, wenigstens nicht immer zu umgehen. Geschah dies sehr vorsichtig, ohne daß die Absicht bemerkt wurde, so fand schließlich ein solches Gebot auch eine dem Vater genehme Auslegung. Diese leisen Verwischungen waren aber nur durchführbar bei nicht sehr wichtigen Vorkommnissen. Handelte es sich um Angelegenheiten ernster Natur und gar um Lebensfragen, so gestattete der Vater in diese niemand eine Einrede. Mit der Mutter wurden sie wohl besprochen, doch verblieb bei etwa vorhandner Meinungsverschiedenheit dem Vater der Sieg.

Zu den wichtigen Fragen im Leben eines Knaben gehört jedenfalls die nach seinem zukünftigen Berufe. Selten legt sich der Knabe diese selbst schon in frühem Alter bei, es müßten sich denn starke Neigungen oder Anlagen ungewöhnlich zeitig in ihm entwickeln. Auch mir kam es nicht in den Sinn, darüber zu grübeln. Ich hatte es so oft und immer wieder bei jeder Gelegenheit aus dem Munde beider Eltern gehört, daß nur der Gelehrte, d. h. der mit einem öffentlichen Amte betraute, eine sichere Lebensstellung habe, weshalb es sich von selbst verstand, daß wir Brüder uns dem Studium ergaben, um dermaleinst ebenfalls eine so beneidenswerte Stellung einzunehmen. Nahe lag auch der Wunsch des Vaters, wir möchten in seine Fußtapfen treten, also Theologie studiren.

Bei meinem ältern Bruder fand kaum ein Zweifel statt, welches Studium er sich wählen würde. Er war früh entschlossen, sich der Theologie zu widmen, und ist auch bei diesem Entschlusse geblieben. An mich trat diese Frage vorerst noch nicht heran, und so hatte ich ja Zeit, im Stillen mit mir zu Rate zu gehen. Ab und zu, besonders wenn der Bruder bei seinen Besuchen mit dem Vater religiöse Gegenstände berührte, dachte ich wohl daran, und es überlief mich bald heiß, bald kalt, denn ich ertappte mich auf dem ketzerischen Gedanken, daß ich gar kein Verlangen trüge, Prediger zu werden. Ging ich ernstlich mit mir zu Rate, so mußte ich mir, wenn ich ehrlich gegen mich selbst sein wollte, gestehen, daß ich überhaupt keine Neigung hätte, eine gelehrte Laufbahn einzuschlagen. Bei dieser Entdeckung klopfte mir freilich das Herz sehr

bange, denn es war vorauszusehen, daß schon die leiseste Äußerung eines solchen Gedankens den Vater in den Harnisch bringen würde.

In meiner Seele schlummerten ganz andre Lebenspläne, die ich mir sehr rosig ausmalte. Mich zog die Natur an und das geheimnisvolle Leben und Schaffen derselben. Dies zu erkennen und tiefer zu ergründen war mein sehnlichster Wunsch. Nur wußte ich nicht, wie ich es anfangen sollte, dieser Neigung mich ganz hingeben zu können. Meinem Dafürhalten nach konnte ich dem zu erreichenden Ziele nur näher kommen, wenn ich mich zunächst der praktischen Ökonomie ergäbe und damit theoretische Studien verbände. Zweck und Wunsch meines Strebens war deshalb, dem Vater womöglich die Erlaubnis abzugewinnen, mich eine Landwirtschafts- oder Forstschule besuchen zu lassen.

Bestärkt in diesen Gedanken und Wünschen wurde ich noch durch das zeitweilige Erscheinen eines jungen Mannes, der diese Laufbahn eingeschlagen hatte und sich allem Anscheine nach sehr wohl dabei fühlte. Es war dies der einzige Sohn unsers Organisten und Kirchschulmeisters, welcher auf einem großen adlichen Gute die Stelle eines Inspektors bekleidete. Es ebensoweit zu bringen, schien mir ein sehr bescheidner Wunsch zu sein, obwohl ich mir im Gedanken ein höheres Ziel steckte, indem ich mir ausmalte, ich könne wohl städtischer Kämmereiverwalter werden oder etwas dergleichen.

Mit solchen Gedanken mich tragend, that ich nach Kräften meine Pflicht, ohne mich ängstlich um die Zukunft zu kümmern. Nur wenn die Schularbeiten, die mir vom Vater zugewiesen wurden, gemacht waren, vertiefte ich mich in Träumereien aller Art, suchte mir ein Buch, das mir gefiel, und legte mich bei schönem Wetter unter einen schattigen Baum unsrer großen Gärten ins Gras. Hohen Genuß verschaffte mir aber auch ein dolce far niente eigner Art, dem ich mich gern überließ. Ich legte mich nämlich auf den Rücken im Freien und blickte lange unverwandt in die dunkelblaue Tiefe des Weltraumes, den Flug der verschiednen Vögel beobachtend, die in diesem sonnendurchleuchteten Luftozeane schwingend und singend sich badeten. Ich fühlte mich wunderbar gestärkt und erhoben, wenn ich geraume Zeit so selig gewissermaßen ins Blaue hineingelebt hatte, fuhr aber wie ein Verbrecher zusammen, wenn mich irgend jemand unvermutet darin störte. Für mich lag in diesem Betrachten der Himmelskuppel, während Bienen um mein Haupt summten und bunt beschwingte Falter mich umgaukelten, ein Suchen nach Gott, den ich von den Menschen auf so verschiedene Weise anbeten sah. Weshalb sollte es dem anbetungsbedürftigen Knaben nicht erlaubt sein, sich auch einen eignen, seinem Naturell und Bedürfnis zusagenden Kultus zurechtzulegen?

Die Frage der Gottesverehrung machte mir überhaupt viel zu schaffen und beunruhigte mich oft. Seit meinem Besuche in der altjüdischen Synagoge regte sich in mir die Zweifelsucht. Ich konnte mich nicht mehr zufrieden geben mit dem Glauben an das, was uns gelehrt und als das wahre Heil in den

Religionsstunden hingestellt wurde, es drängte mich, nach dem Warum zu fragen. Diese Frage aber zu stellen, getraute ich mir nicht, weil ich einen scharfen Verweis des Vaters fürchtete. Man war damals überhaupt in allen Kreisen bezüglich religiöser Dinge sehr konservativ und zog blinde Gläubigkeit forschendem Denken entschieden vor. Auch der Vater, obwohl nicht orthodox in dem heutzutage üblichen Sinne und Andersgläubigen gegenüber durchaus duldsam, gestattete doch als Religionslehrer dem Laien keine Auslegung. Er hielt sich streng an das Vorgeschriebene, prägte dies den Konfirmanden ein, deren Unterweisung er sich mit aufopfernder Pflichttreue angelegen sein ließ, und ruhte nicht eher, bis alle das Gelehrte wußten, wenn sie es auch schwerlich begriffen, was von der Mehrzahl nicht zu erwarten war. Zeigte sich der Vater streng als Lehrer wie als Prediger, so charakterisirte ihn im Leben eine Milde gegen Andersgläubige, die nur wohlthuend berührte, wenn sie auch bisweilen als Widerspruch empfunden werden konnte. Ich ahnte diesen Widerspruch mehr, als ich ihn verstand, wurde aber dadurch in den in mir aufkeimenden Zweifeln an der unbestreitbaren Wahrheit des Bekenntnisses nur noch bestärkt. Daß auch der Vater sich oft mit solchen Zweifeln herumschlug und sie gewaltsam niederkämpfte, schloß ich aus seiner Äußerung, die ich mehrmals von ihm vernahm: er freue sich auf den Tod, weil ja nach dem Erdenleben die „Rätsel des Glaubens“ gelöst werden müßten.

„Rätsel des Glaubens!“ Das Wort wollte mir nicht mehr aus dem Sinne. Es klang mir im Ohr, wenn ich lernend auf der Fensterbank hockte, von der aus ich einen Teil des Kirchhofes mit seinen Grabsteinen und morschen Kreuzen überblickte; es verfolgte mich beim Spiel und machte mich plötzlich still und unruhig; ja selbst im Traume quälte es mich noch, sodaß ich den Glauben überhaupt garnicht für einen großen Segen halten konnte. Daß aber der Vater dennoch Recht hatte, von einem „Rätsel des Glaubens“ zu sprechen, sollte mir alsbald recht deutlich werden.

Die nahe Grenze Böhmens, wo alles Volk katholisch war und die weibliche Landbevölkerung sich durch eine auffallend geformte Kopfbekleidung von den protestantischen Frauen unterschied, führte nicht selten Katholiken auch in unsre Kirche. Manche, welche den Vater hier predigen hörten, machten ihm nach dem Gottesdienste einen Besuch, dankten ihm für die Erbauung, die sie aus seinen Worten geschöpft haben wollten, und aßen wohl auch mit an unserm Tische. Das Gespräch drehte sich dann meist um religiöse Dinge, doch vermied es der Vater stets, einen der widerstreitenden Punkte beider Bekenntnisse zu berühren. Es blieb aber nicht bloß bei Besuchen katholischer Laien von Weltbildung — es waren meistenteils reiche Fabrikanten, Bleicher und Wechsler aus Warnsdorf, Rumburg, Schönlinde &c. —, es kamen auch von Zeit zu Zeit katholische Geistliche zu uns, und zwar bloß, um mit dem Vater ein paar Stunden angenehm zu verplaudern. Daß vom Vater Gegenbesuche auf den betreffenden

Pfarreien gern zugesagt und solche Versprechungen auch gehalten wurden, verstand sich von selbst. Nebenher sprachen in unserm Pfarrhause nicht gar selten um milde Gaben bittende barmherzige Brüder aus Prag ein, meistenteils Weltleute von feinem Schliff, welche den angenehmsten Eindruck machten, und etwas derber auftretende terminirende Bettelmönche mit klotzigen Sandalen an den Füßen und dem Bettelsack auf der Schulter.

An Großschönau, wo unser Onkel Sintenis als Pfarrer lebte, grenzte Warnsdorf, jetzt bereits zur Stadt erhoben. Es war schon in meiner Knabenzeit ein stattlicher Ort von etwa siebentausend Einwohnern, höchst gewerbtreibend, zum Teil mit palastartigen Häusern. Wir konnten den Mittelpunkt desselben, die Kirche, von unsrer Wohnung aus bequem in drei Stunden erreichen. Dahin nun begleitete ich den Vater verschiedene male, wenn er das Bedürfnis nach geistiger Anregung und Gedankenaustausch fühlte. Bei seinen Amtsbrüdern in nächster Nähe, mit denen er in loser Verbindung stand, fand er diesen nicht immer zur Genüge. Auch wurde er von den meisten der ihm verliehenen großen Rednergabe wegen, die ihm niemand bestritt, weniger geliebt als beneidet. Da that es dem Vater dann wohl, auch mitunter einmal gebildete Menschen zu sprechen, die in ihm auch nur den Menschen suchten und achteten.

Ein solcher Mann war der Dechant L. in Warnsdorf, welcher in der geräumigen, mit schönem Garten umgebenen Pfarrei wie ein kleiner Prälat lebte und sehr gern Gäste um sich sah. Das wohleingerichtete Pfarrgebäude, ein wahres Schloß im Verhältnis zu unsrer scheunenartigen Baracke, bewohnte außer dem Dechanten noch ein junger, blasser und schweigsamer Kaplan und eine keineswegs jugendliche Haushälterin, die aber ihre Stelle vollkommen ausfüllte, denn sie kochte vortrefflich. Ich wenigstens kann mich heute noch erinnern, daß mir die Speisen am Tische des würdigen Dechanten stets ausgezeichnet mundeten.

In dieser katholischen Pfarrei kehrte ich sehr gern ein, zunächst weil der Vater sich immer lebhaft mit dem Dechanten unterhielt und stets heiter gelaunt den Rückweg antrat, sondern aber auch, weil der ehrwürdige Herr so ungewöhnlich herzlich mit mir sprach, mir in der schönen Kirche des Ortes die vielen reichgestickten Meßgewänder zeigte, mich als Ministranten in der Sakristei ankleidete und selbst großes Wohlgefallen daran zu haben schien. Von irgend welcher Zurückhaltung war bei dem liebenswürdigen geistlichen Herrn durchaus nicht die Rede, obwohl er in uns nach den Lehren seiner Kirche sündhafte Ketzer bewirtete, die von ihrem Irrtum zu bekehren ihm wohl obgelegen hätte. Daran dachte der wackere Mann jedoch nicht. Er ließ es sich vielmehr angelegen sein, uns stets aufs beste zu unterhalten, scherzte und lachte mit dem Vater und mir, erzählte die lustigsten Geschichten, spielte nicht übel Guitarre und sang uns dazu Volkslieder im Dialekt der Grenze vor, die ich von niemand anders gehört hatte. Eins davon, das er immer kurz vor unserm Weggange

anstimmte, als wolle er uns damit necken, ist mir zum Teil noch im Gedächtnis hängen geblieben. Es hörte sich im Munde des Dechanten, der eine wohllautende Tenorstimme besaß, etwas melancholisch vorgetragen, ganz allerliebst an. Viel Poesie steckt freilich nicht darin. Hier ist es:

D's Obends, wenn ich hama gih,
Thut mer, o, mei Zieh su wih!
O, mei Zieh
Thut mer wih,
D's Obends, wenn ich hama gih.

D's Obends, wenn ich hama gih,
Thut mer, o, mei Knie su wih.
O, mei Zieh,
O, mei Knie,
Buller Mih,
Thut mer wih,
D's Obends, wenn ich hama gih.

D's Obends, wenn ich hama gih,
Thut mer, o, mei Brust su wih.
O, mei Brust,
Buller Lust,
O mei Knie,
Buller Mih,
O mei Zieh
Thut mer wih
D's Obends, wenn ich hama gih 2c.

Fand ich einerseits den Verkehr mit diesem andersgläubigen Dechanten ungleich angenehmer und gemütlicher als mit unsern steifen, pedantischen und gewöhnlich auch stark rechthaberischen protestantischen Predigern, die abwechselnd bei uns einsprachen, so geriet ich anderseits in Zwiespalt mit den religiösen Satzungen, die mir von Jugend auf eingeprägt worden waren und an denen zu deuteln mir umso weniger einfallen konnte, als der Vater, ein eifriger Hort der Lehre, für die er lebte und kämpfte, selbst mein Gewährsmann war. Ich hörte immer und immer von Luthers gereinigter Lehre sprechen, welche das wahre Evangelium von Christo predigen sollte, wobei die Katholiken mit ihrer Heiligenverehrung, ihrem Formelwesen und Zeremonien übel genug wegkamen. Auch wurde mir nicht verschwiegen, daß die Katholiken uns Protestanten insgesamt für Abgefallene vom rechten Glauben betrachteten und sogar für ewig verdammt hielten.

So lautete die Lehre. Wie nun gestaltete sich diese im praktischen Leben? Es war ja mit Händen zu greifen, und ich machte wiederholt selbst die Erfahrung, daß Lehre und Leben sich schnurstracks widersprachen. Konnte ein Mann wie der milde, gemütvolle Dechant L., der mich selten ohne ein kleines Geschenk entließ, so vertraulich und herzlich mit uns umgehen, wenn er uns

für der Hölle verfallene Verdammte halten mußte? Und wie konnte der Vater in seiner Eigenschaft als protestantischer Geistlicher es mit seinem priesterlichen Gewissen vereinigen, vertrauliche Gespräche zu pflegen mit Priestern einer Kirche, deren Dogmen auch von ihm als irrtümliche bezeichnet wurden? Wahrlich, es war kein Wunder, wenn alles Glauben mir immer rätselhafter ward, und wenn die Lust, dereinst in die Fußtapfen des Vaters zu treten und allenfalls evangelisch-lutherischer Prediger zu werden, in meiner Seele immer mehr schwand! Trübe Gedanken machte ich mir deshalb nicht. Ich war noch zu jung und zu lebenslustig, um über das, was die Zukunft bringen könne, ängstlich zu grübeln. Über etwaige dunkle Stunden, die wohl vorübergehend den sonnigen Horizont verdunkelten, half ich mir mit dem väterlichen Satz hinweg: man müsse den lieben Gott in schlimmen Tagen einen guten Mann sein lassen! Probat war dieser Satz, das lehrte mich die Erfahrung; denn meine gute Mutter hatte oft Ursache, bekümmert zu sein, und verlor doch niemals ihre heitere Laune. Mit lächelnder Miene scherzte sie, ob es ihr noch so bang und weh ums Herz sein mochte, und erzählte uns allerhand Schnurren, damit sie stets frohe Gesichter um sich sah.

Selbstverständlich war regelmäßiger Kirchenbesuch aller Hausgenossen strenges Gebot. Die Familie des Predigers, das Dienstpersonal nicht ausgeschlossen, sollte der Gemeinde mit gutem Beispiele vorangehen. Ich wurde demnach schon in frühester Kindheit mit in die Kirche genommen, um den Vater predigen zu hören. Zweifelsohne würde dies für den des Lesens noch nicht kundigen Knaben sehr langweilig gewesen sein, hätte die innere Ausschmückung des Gotteshauses nicht Unterhaltung in Hülle und Fülle geboten.

Der sogenannte Pfarrstand lag der Kanzel gerade gegenüber, so daß ich, neben der Mutter sitzend, dem Vater stets ins Gesicht sah. Rechts und links an die Kanzel schlossen sich die Emporen an, die Sonntag für Sonntag mit andächtig zuhörenden Bauern vollbesetzt waren. Da auch von diesen jeder seinen bestimmten Kirchenstand besaß, der in der Familie vom Vater auf den Sohn erbte, so richteten sich die Bauern gewissermaßen häuslich in der Kirche ein, indem sie zum Aufhängen ihrer rauhhaarigen Hüte im Sommer und ihrer hohen Pelzmützen im Winter mehrarmige Eisenstangen an den Emporen hatten anbringen lassen, die ziemlich weit in das Schiff hineinragten und mit dem Schmuck der verschiedenartig geformten Kopfbedeckungen sich wunderlich genug ausnahmen. Einem Kinde, das für die ernsten Dinge, welche der Gemeinde vorgetragen wurden, noch kein Verständnis hatte, gewährten diese seltsamen Verzierungen immerhin einige Unterhaltung. Ungleich mehr beschäftigten mich aber die vielen Gemälde — Darstellungen aus der biblischen Geschichte, mit denen alle Emporen geschmückt waren. Diese Gemälde, die selbstverständlich keinen Anspruch auf irgendwelchen Kunstwert machen konnten, waren für mich eine Fundgrube unerschöpflicher Unterhaltung, weshalb ich denn auch, in ihre Be-

trachtung vertieft, die Predigten des Vaters nur im Winter zu lang fand, wenn mir in der eisigen Kirche vor Frost die Zähne klapperten.

Es ist gewiß nicht zu tadeln, wenn man Kindern frühzeitig religiöse Eindrücke beizubringen sucht, indes dürfte gerade hier weises Maßhalten ganz besonders zu empfehlen sein. Die Nüchternheit wenigstens des protestantischen Gottesdienstes kann auf empfängliche Kindergemüter sehr leicht abstoßend wirken, wenn ihnen von dieser geistigen Speise des Guten zu viel geboten wird. Was mich selbst betrifft, so bekenne ich ganz offen, daß ich auch später weniger aus innerm Drange als weil es einmal so herkömmlich war, die Kirche besuchte. Tief ergriffen von dem allsonntäglichen Gottesdienste und innerlich erbaut habe ich mich nie gefühlt. Es war ein Pensum, dessen ich mich, so gut es ging, zu entledigen befliß. Geschah dies später mit innerm Widerstreben, so trug daran wesentlich der Religionsunterricht Schuld, den ich auf der gelehrten Schule in Zittau genoß. Vonseiten der Eltern wurde im Hause nichts unterlassen, den Sinn für Religion in uns Kindern zu wecken und uns dieselbe lieb zu machen. Von großem Eindruck auf mich waren in dieser Beziehung die sehr eingehenden, durchaus populär gehaltenen und darum auch allgemein verständlichen Religionsstunden, welche der Vater als Ortsgeistlicher in jedem Winter den Konfirmanden zu geben verpflichtet war. Dieser Religionsunterricht begann regelmäßig um Weihnachten und wurde ununterbrochen bis in die Woche vor dem Palmsonntage fortgesetzt. Behufs desselben erschienen die Konfirmanden aus beiden Ortsschulen zweimal wöchentlich im Pastorat und wurden jedesmal volle zwei Stunden unterrichtet. Da dem Vater dieser Unterricht wesentlich Sache des Herzens war und er sich einen Menschen ohne gefesteten Glauben an die Heilslehren der Kirche nicht denken konnte, so ging er an die Ausübung seiner Pflichten mit dem ganzen Ernst apostolischer Überzeugungstreue. Mit inbrünstigem Gebet ward jede Stunde eingeleitet, mit Gebet jede geschlossen. Man hieß deshalb auch die Konfirmanden auf dem Lande allerwärts bezeichnend „Betkinder.“ Die heutige Welt findet dies wohl kaum noch begreiflich. Ist man doch geflissentlich bemüht, den Unterricht des heranwachsenden Geschlechtes in unsern Schulen von religiöser Beimischung möglichst fern zu halten, damit die jungen Seelen sich recht frei und selbständig entwickeln können. Ich muß aber doch bekennen, daß ich die alte Sitte für besser halte, nicht weil ich etwa ein Gegner zeitgemäßer Neuerungen bin, sondern weil mich das Leben gelehrt hat, daß religiöse Keime, in früher Jugend dem empfänglichen Kindesgemüt eingepflanzt, oft erst spät beseligende Früchte tragen. Noch heute in meinem Alter versetze ich mich gern zurück in jene längst vergangnen Tage, wo es mir vergönnt war, als Knabe neben der still arbeitenden Mutter im gemeinsamen großen Familienzimmer zu sitzen und dem unterrichtenden Vater zuzuhören. Ich machte auf solche Weise mehrmals den Konfirmationsunterricht von Anfang bis zu Ende durch und konnte viel früher, als ich selbst das kon-

firmationsfähige Alter erreichte, für einen wohl vorbereiteten Konfirmanden gelten.

Von dem Standpunkte heutiger religiöser Anschauungen würde freilich die Unterweisungsmethode meines Vaters — beiläufig bemerkt, die aller damaligen Geistlichen — kaum allgemeine Billigung finden. Dennoch hatte sie ihre volle Berechtigung in der Durchschnittsbildung des Volkes und in der daraus sich von selbst ergebenden Fassungskraft desselben, ja sie war sogar die allein mögliche. Nicht gewöhnt an selbständiges Denken, hielten sich Kinder wie Erwachsene streng an das Wort des Lehrers und Predigers, der ihnen von Obrigkeits wegen als Leiter und Seelsorger vorgesetzt war. Es fiel in meiner Jugend nur sehr ausnahmsweise den Mitgliedern christlicher Dorfgemeinden ein, das Wort, die Lehre und Predigt eines Geistlichen zu bekritteln oder deren unumstößliche Wahrheit zu bezweifeln. Tauchten hie und da solche kritische Geister auf, so standen sie sicherlich bei der Menge in keiner besondern Achtung. Man wich ihnen vielmehr aus, denn das streng gläubige Volk wollte entschieden nicht bei den Spöttern sitzen.

Es leuchtete mir erst später ein, als ich auf der Schule zum Selbstdenken erwachte und angehalten wurde, an alles, selbst an das Heilige, die kritische Sonde zu legen, daß des Vaters Konfirmationsunterricht zwar überall nur Thatsächliches, wie es die evangelisch-lutherische Kirche festgestellt hatte, vortrug, daß aber die Begründung des Vorgetragenen und insbesondre dessen Stichhaltigkeit gar manches zu wünschen ließ. Es ward den Kindern in Kirche und Schule immer und immer wieder gesagt: das habt ihr euch einzuprägen, das müßt ihr glauben! Seid ihr so fest in diesem Wissen, daß ihr jedermann darüber Rede stehen könnt, so habt ihr das rechte Christentum und erwerbt euch damit das volle Bürgerrecht in der evangelisch-lutherischen Kirche.

Was das Bessere sein mag, die damalige kindlich fromme Gläubigkeit des Volkes, das Gottes Allmacht in allem erblickte und sich in Demut vor ihr beugte, oder die jetzige in alle Kreise eingedrungene Glaubenslosigkeit, die alles bezweifelt und bespöttelt, will ich hier nicht erörtern. Jedenfalls fühlte sich das Volk vor sechzig oder siebzig Jahren in seiner unerschütterlichen Gläubigkeit glücklicher als das heute lebende Geschlecht in seiner Halbbildung, der der sittliche Halt abgeht.

Inzwischen kam die Zeit heran, wo ich das Elternhaus verlassen und nach Zittau übersiedeln sollte, um gleich meinem ältern Bruder das dortige Gymnasium zu beziehen. Wäre ich um meine Meinung gefragt worden, so würde ich schwerlich eine zustimmende Antwort gegeben haben, denn ich fühlte in mir durchaus keinen Drang, eine gelehrte Laufbahn einzuschlagen. Es gefiel mir daheim ganz gut, und hätte man mich gewähren lassen, so würde ich den Besuch etwa einer landwirtschaftlichen oder einer Forstschule dem Gymnasium, das in althergebrachter Weise einen Gelehrten aus mir machen sollte, unbedingt vor-

gezogen haben. Auch zur kaufmännischen Laufbahn hätte ich mich ohne Zweifel leicht bereden lassen, obwohl ich in der Rechenkunst unter der etwas griesgrämlichen Anleitung des Vaters nur mäßige Fortschritte machte. Eine solche Frage aber kam weder Vater noch Mutter in den Sinn; ich selbst aber hatte nicht den Mut, sie aufzuwerfen, da mir der elterliche Wille Gesetz war, dem ich mich bedingungslos unterwarf. Die Mutter wäre in dieser Beziehung etwa vorgetragenen Wünschen wohl zugänglich gewesen und hätte sie allenfalls auch unterstützt; allein ich wagte aus Furcht, eine herbe und höchst mißbilligende Antwort zu erhalten, auch nicht die leiseste Andeutung. Es war mir sehr wohl bewußt, daß der Vater gegen den Kaufmannsstand eine gewisse Voreingenommenheit besaß, die fast an Abneigung streifte. Sein eigner Vater war Kaufmann gewesen, hatte aber leider nichts vor sich gebracht, war vielmehr in Bedrängnis geraten und beschloß sein Leben als Inhaber eines untergeordneten städtischen Aemtchens. Das hatte den Vater kopfscheu gemacht, und deshalb wollte er nichts vom Kaufmann hören. Jede andre Laufbahn aber verstieß gegen die Vornehmheit des Standes, worauf man sehr großes Gewicht legte, und schon aus diesem Grunde konnte davon garnicht die Rede sein. Es mußte also mit oder ohne Neigung studirt werden.

Wenige Monate vor meinem Auszuge aus dem Vaterhause starb mein Großvater, der emeritirte Bürgermeister. Er hatte das seltene Alter von neunundachtzig Jahren erreicht und blieb gesund und geistesfrisch bis kurz vor seinem Tode. Sein Hingang setzte die ganze zahlreiche Familie in große Betrübnis. Mir persönlich ging er ebenfalls sehr zu Herzen, denn der alte, ehrwürdige Herr liebte mich wie alle seine zahlreichen Enkel aufs zärtlichste. Wenn ich ihn besuchte, nahm er mich, in seinem alten, bequemen Großstuhl sitzend, zwischen die Knie und prüfte mein dürftiges Wissen. Erfreuten ihn meine Antworten, so legte er seine weiche Hand auf meinen Kopf, erzählte mir von Klopstock, Goethe und Schiller, deklamirte mit jugendlichem Feuer Stellen aus ihren Werken, von denen ich noch nicht die geringste Ahnung hatte, und entließ mich fast regelmäßig mit der Versicherung, daß ich diese seltenen Männer sehr bald genau kennen lernen würde, sobald ich ein oder zwei Jahre die gelehrte Schule besucht hätte.

Diesem liebevollen Greis sollte ich nun im Sarge liegend auf dem Paradebette zum letztenmale die erkaltete Hand drücken und für immer von ihm Abschied nehmen. Ich that es unter heißen Thränen an der Seite der Mutter, die nicht weniger als ich selbst von dem Ernst des Augenblickes ergriffen war. Tiefen Eindruck auf mich machte auch das feierliche „Beiern" mit den Glocken, das allabendlich sich wiederholte, und die Choralmusik vom Turme am Abend vor dem Begräbnisse. Alles sagte mir, daß in meinem Großvater ein Mann gestorben sei, der bei seinen Mitbürgern in hohen Ehren gestanden habe und dessen Andenken nicht schnell werde vergessen werden.

An einem schönen, warmen Märztage forderte der Vater mich auf, ihn in die Stadt zu begleiten. Das war nichts besondres, denn wir gingen häufig nach Zittau, sei es in wirklichen Geschäften, sei es, um einige der zahlreichen Verwandten zu sehen. Diesmal aber galt unser Besuch, wie ich durch die Mutter erfuhr, dem Direktor der gelehrten Schule. Dieser sollte mich prüfen, um zu bestimmen, für welche Klasse des Gymnasiums ich reif sein möchte.

Nicht ohne Herzklopfen trat ich den immerhin verhängnisvollen Gang an, der mich in ganz neue Kreise führen sollte. Weder die Stadt selbst, deren Herr-

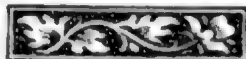
lichkeiten ich zur Genüge kannte, noch die gelehrte Schule hatten so große Anziehungskraft für mich, daß ich ihretwegen das mir liebe Elternhaus gern und leichten Herzens verlassen hätte. Ja, wäre der Großvater noch am Leben gewesen, mit dem ich von allen Verwandten am liebsten plauderte! Nun dieser in der alten Familiengruft ruhte, gab es für mich keinen rechten Mittelpunkt unter der zahlreichen Schaar naher und ferner Verwandten. Nur die Aussicht, welche der verstorbene Großvater mir eröffnet hatte, daß ich auf der gelehrten Schule alsbald jene großen Geister kennen lernen würde, deren Namen daheim nie genannt wurden, tröstete mich und ließ mich die nächste Zukunft in rosigem Schimmer erblicken.

An der Spitze des Gymnasiums stand damals ein naher Verwandter, Direktor Rudolf. Trotz der Verwandtschaft kam die Familie des Direktors nicht häufig mit uns zusammen.

Direktor Rudolf stand in dem Rufe eines tüchtigen Gelehrten, was er auch jedenfalls war. Nur kränkelte er seit mehreren Jahren und mußte sich infolgedessen bisweilen längere Zeit durch den Konrektor, einen schon älteren Mann, vertreten lassen. Einem Gerücht zufolge, das auch mir nicht verborgen geblieben war, sollte er geraume Zeit gestörten Geistes gewesen sein. Diese Krankheitsperiode war längst überstanden, und der erfahrene Direktor bekleidete schon seit Jahren wieder das ihm anvertraute Amt.

Freundlich und mild, wie es seine Art war, empfing er mich in seinem mit Büchern überfüllten Zimmer, unterhielt sich mit dem Vater in heiterster Weise, richtete dazwischen wie zum Scherz einige Fragen an mich, deren Beantwortung mir wenig Kopfschmerzen verursachte, und ließ mich zum Schluß irgendeine Stelle aus dem Cäsar übersetzen. Damit war die Prüfung beendigt, und es wurde mir kundgethan, daß ich Aufnahme in Untertertia gefunden habe. Mir fiel ein Stein vom Herzen, und mit nicht geringem Selbstgefühl trat ich vergnügt an des Vaters Seite den Rückweg nach Hause an.

(Fortsetzung folgt.)



Kleinere Mitteilungen.

Der Sport in Deutschland. Aus dem Weißischen „Kinderfreund“ erinnere ich mich, daß irgendwo eine altmodische Frau war, die ihre Kinder möglichst wenig in die Luft gehen lassen wollte, weil die Luft „zehre.“ Das mag vielen Leuten sehr komisch vorkommen; mir hat immer das Herz weh gethan bei diesem Zeugnis der schrecklichen Armseligkeit, die zu gewissen Zeiten des vorigen und vorvorigen Jahrhunderts ansehnliche Teile unsers Landes und Volkes beherrscht haben muß. Die Kinder durften nicht zu viel essen, weil sonst nicht genug da war, und durften sich daher in freier Luft nicht mehr, als unerläßlich nötig war, bewegen! Wahrlich, unser Volk hat damals, um nur seine Existenz zu retten, lange Zeit auf alles, was wie Lebensgenuß aussah, verzichten müssen, und vollends von Freudigkeit konnte damals selbst in den Mittelklassen kaum eine Spur vorhanden sein. Wo sollte im damaligen Deutschland der Sport, der doch recht eigentlich eine Verwendung überschüssiger Kraft auf irgend einem Felde ist, eine Stätte finden?

Noch aus diesem Jahrhundert wird uns von dem auffallenden Gegensatze zwischen selbstbewußten jungen Engländern oder Amerikanern und geduckten, gleichsam immer auf ein Kommando wartenden deutschen Knaben berichtet; wir entsinnen uns der Angabe, daß in Anstalten, deren Besucher aus diesen verschiednen Nationalitäten gemischt waren, die deutschen Knaben als „deutsche Milchsuppen" bezeichnet wurden. Sehr natürlich; der junge Engländer konnte boxen, reiten, schwimmen, rudern, seine Erholungsstunden wurden mit kräftigendem Ballschlagen ausgefüllt — der junge Deutsche dagegen hatte wohl auch seine Spiele, aber die körperliche Thätigkeit darin war nur eine zufällige, keine bewußte und organisirte, und wie er es von andern unzählige male gesehen hatte, so war auch er bei der kleinsten Mißstimmung bereit, zu erklären, er „mache nicht mehr mit." Keine Disziplin, keine Energie der Muskeln, keine frische, freudige Bewegung. Man fühlt sich stark versucht, zur Erklärung auch den Gegensatz zwischen englischer und deutscher bürgerlicher Küche mit heranzuziehen; dort Roastbeef und Beefsteak, hier — Suppenfleisch, einen Tag wie den andern.

Nun gab es ja seit den Befreiungskriegen in Deutschland eine Sache, welche ein Gegengewicht bildete und der Verweichlichung und Vernachlässigung in aller körperlichen Tüchtigkeit widerstrebte: die Turnerei. Sie hat sich in diesem Sinne ein hohes Verdienst erworben, was nicht besser bezeugt werden kann als durch die Thatsache, daß ein großer Teil der Turnübungen in die Ausbildung unsrer Truppen herübergenommen worden ist. Indessen begegnete die Turnsache zu vielen Voreingenommenheiten, als daß sie aus sich heraus zur allgemeinen Volkssache hätte werden können. Manche Kreise widerstrebten ihr geradezu, und aus Gründen, denen eben auch nicht alle Berechtigung abging. Ultramontane Blätter haben die Turnerei einmal „die Anfangsgründe des Seiltanzens" genannt, und ich selbst habe Produktionen von Turnvereinen beigewohnt, angesichts deren man sich wirklich nicht der Ausbildung körperlicher Kraft und Gewandtheit freute, sondern sich fragte, wo anders als bei der Seiltänzerei denn derartige Kunststückchen ihre Verwendung finden sollten. Inzwischen ist nun der entscheidende Schritt geschehen, das Turnen zu einem mit gleicher Sorgfalt wie jeder andre Zweig gepflegten Gegenstande des öffentlichen Unterrichts zu machen, und ich bin tief von der Ueberzeugung durchdrungen, daß es für unsre ganze Volkserziehung nichts Wichtigeres und Erfreulicheres geben könne als diese systematische Pflege des Körpers. Wahrlich, niemand bedarf derselben so sehr wie unsre mit geistiger Anstrengung überbürdete Jugend!

Nun hat sich aber auch im ganzen Volksleben ein Umschwung vollzogen, und eine Art leidenschaftlichen Verlangens nach körperlichen Uebungen ist an die Stelle der früher über die junge Welt weitverbreiteten Abneigung gegen solche getreten. Ein Gebiet, auf welchem sich dies mit besondrer Stärke geltend gemacht hat, muß sich heutzutage einem jeden aufdrängen: das Schlittschuhlaufen. In unsern Jugendjahren liefen die Knaben wohl auch Schlittschuh, aber nicht überall fand sich Gelegenheit dazu; auf dem Lande wußte man kaum etwas von der Sache, die Erwachsenen beteiligten sich daran nur mit einer gewissen Verschämtheit. Was das Schlittschuhlaufen des weiblichen Geschlechts betrifft, so gingen wohl allerhand Sagen um von den schlittschuhlaufenden Holländerinnen, von den Mädchen der Bauern, welche dort schlittschuhlaufend Milch und Butter auf den Markt brächten und dergleichen, aber an eine Beteiligung der jungen Mädchen dachte damals noch niemand, denn man war stark geneigt, im Schlittschuhlaufen etwas Unweibliches, mindestens Freies und Emanzipirtes zu erblicken. Wie anders ist dies heute

geworden! welche, man möchte fast sagen über das Maß hinausgehende Würdigung hat nicht seither der Sport des Schlittschuhlaufs, die Entfaltung von Kunst und Gewandtheit, die Anmut des Dahinschwebens, die Einwirkung der frischen Winterluft auf Gesichter und Gestalten gefunden! Jung und Alt läuft, die jungen Mädchen vermögen sich einen Winter ebensowenig mehr ohne Schlittschuhlauf wie ohne Bälle zu denken, und wem Körperbeschaffenheit oder Mangel an Uebung die Beteiligung verbieten, dem ist dies keine gleichgiltige, ruhig hingenommene Sache mehr, sondern eine Sache schmerzlichen Neides. Ja, der Schlittschuhlauf thut das seinige, um unser Volk zu einem frischen und freudigen, und obendrein zu einem schönen Volke zu machen.

Aber noch ein andrer, vor einem Jahrzehnt noch wenig beachteter, eigentlich als bloße Kuriosität betrachteter Sport hat sich in Deutschland zu ungeheurer, täglich wachsender Verbreitung und Bedeutung emporgeschwungen: die Radreiterei, um uns hier einmal des vollkommen zutreffenden und Gottlob auch schon eingebürgerten deutschen Wortes statt des in diesem Falle besonders abscheulichen Fremdwortes zu bedienen. Das Publikum würde sich wundern, wenn einmal bei irgend einem Anlaß Zahlen über Umfang und Einfluß dieses Sports mitgeteilt würden; ich meinerseits bin nicht in der Lage, solche Zahlen angeben zu können, aber es ist Thatsache, daß über ganz Deutschland ein schon ziemlich enges Netz von Radreitervereinen verbreitet ist, daß dieselben ihre ständigen Lokale, ihre regelmäßigen Uebungen, ihre den Verhältnissen und Wünschen der Mitglieder angepaßten Vereinseinrichtungen haben, daß sie ihre großen gemeinsamen Feste feiern, ihre Ausflüge machen und in ausgedehntem Maße schon in ein System gebracht haben, daß bestimmte und zwar großartige Leistungen sowohl der Schnell- und Dauer- wie der Kunstfahrerei erstrebt werden, kurz, daß wir hier einer Sache gegenüberstehen, welche sich unter unsern Augen zu einer neuen volkstümlichen Art des Reisens und der zweckbewußten körperlichen Uebung gestalten will. Man hat wohl darüber geklagt, daß die gute alte Sitte des Fußwanderns in Abgang komme, und mancher mag Anstoß daran nehmen, daß auch das allmählich an ihre Stelle tretende Reitrad doch den Charakter einer größern Hastigkeit, sowie eines Suchens nach den Hauptpunkten, statt des Sichbegnügens mit bescheidneren Reizen, ja eines Strebens nach dem gleichen atemlosen Vorwärtsstürmen, wie die Eisenbahn solches aufweist, habe. Aber das liegt nun einmal in der Zeitströmung und muß als unvermeidlich hingenommen werden. Ist es nicht trotzdem herrlich, daß ein neuer Antrieb gegeben ist, das Vaterland zu durchschweifen und alle seine Winkel aus der Nähe mit dem Vorteil persönlicher, unmittelbarer Anschauung kennen zu lernen? Und ist es nicht für den Einzelnen ein wundervoller Sport? Welche sichere Haltung, welche Balance, welche Gewandtheit des Lenkens und Abspringens erzwingt derselbe! Auch hier wird dazu mitgeholfen, den künftigen Deutschen zu einem Menschen zu machen, der sich auch körperlich wieder sehen lassen kann unter den Völker der Erde.

Ochs oder Schaf? Mancher wird glauben, das komme doch auf dasselbe hinaus, denn beide seien gleich dumm. Aber nicht diese Frage wollen wir hier behandeln, welches Wort die stärkere „Verbalinjurie" darstelle, sondern die für unser ganzes wirtschaftliches Leben überaus wichtige Frage, ob die Zurückdrängung der Schafzucht und deren Ersatz durch die Rindviehzucht wirklich in dem Grade berechtigt oder gar unvermeidlich sei, wie die spezifischen Freihändler dies in letzter Zeit mehrfach behauptet haben. So seltsam es klingt, so ist es doch Thatsache,

daß sich ein politischer Beigeschmack an die Frage knüpft, ob Ochs oder Schaf, sodaß man wirklich scherzweise gesagt hat: die Fortschrittler seien mehr für das Rindvieh, die Konservativen mehr für die Schafe. Erstere sind nämlich allerdings, sofern sie unter Rücksicht auf die heutigen handelspolitischen Verhältnisse wirtschaften wollen, bestrebt, die Schafzucht aufzugeben oder doch zu etwas durchaus Nebensächlichem zu machen, während letztere behaupten, ohne Schafhaltung nicht vernünftig wirtschaften zu können. Beides hat je nach Lage der Umstände seine Berechtigung.

Das Schaf ist bekanntlich außerordentlich genügsam und nimmt mit einem Futter vorlieb, welches bei anderm Vieh einfach keine Verwendung mehr finden könnte; allerdings fordert es daneben auch den Anbau gewisser Futtermittel, aber diese nehmen selbst für eine ansehnliche Herde nur geringe Flächen in Anspruch. Hat nun ein Gut bedeutende Flächen einer Weide, die sozusagen nur von Schafen noch ausgenutzt werden kann, oder ist die Wirtschaft einmal auf eine bestimmte Berücksichtigung der Schafe in Fruchtfolge, Brachfeld ꝛc. eingerichtet, so gestaltet es sich zu einer schwierigen Sache, aus einem solchen Betriebe gleichsam das bisherige Mittelstück herauszunehmen und ihn auf ganz neuer Grundlage aufzubauen. Geht einer aber mit ansehnlichem Kapital in eine Wirtschaft hinein und will dieselbe durch energische Düngung, rationelle Fruchtfolge, Meiereibetrieb u. dgl. recht ertragreich machen, so kann er — zumal angesichts der seit einem halben Menschenalter bis vor kurzem herrschend gewesenen Wollpreise — die Schafe nicht brauchen und nimmt dann gern an, es sei die höhere Kultur als solche, vor der die Schafhaltung zurückweichen müsse. Da nun die erstern Güter meistens in altem, ererbtem, großenteils also adlichem Besitz befindliche, die letztern aber großenteils von Kaufleuten und andern Kapitalisten erworbene sind, so erklärt sich hieraus der oben angedeutete Gegensatz, sowie die eifrige Parteinahme der fortschrittlichen Presse für das Rindvieh und gegen die Schafe. Aber so gewiß der Wohlstand eines Landes nicht durch seine Produktion an sich, sondern durch seine Produktion im Verhältnis zur Bevölkerungsmenge bestimmt wird, so gewiß kommt es vom allgemein landwirtschaftlichen Standpunkte nicht darauf an, was in einer Menge von einzelnen Fällen am zweckmäßigsten ist, sondern darauf, wie die Gesamtbenutzung des Bodens sich zu den Bedürfnissen der Bevölkerung verhält. Unanfechtbar sind nun die beiden Sätze, 1. daß Schafzucht und Wollkultur bei uns nicht nur sehr gut möglich sind, sondern sogar ausgezeichnete Produkte früher erzeugt haben und auch heute noch sehr gut erzeugen könnten, und 2. daß wir z. B. in unsern östlichen Provinzen sehr viel geringen, ohne die Schafzucht kaum auszunutzenden oder doch in keine so gute Fruchtfolge einzustellenden Boden haben. Die Konsequenz hiervon ist, daß eine der Hauptursachen für die bedrängte Lage der Landwirtschaft in unsern nordöstlichen Provinzen in der Unrentabilität der Schafzucht einerseits, dem furchtbaren Rückgange dieser letztern — um viele Millionen Stück — anderseits liegt. Allerdings behaupten die Fabrikanten und Wollhändler, sie würden heute noch so gern wie vor einem Menschenalter gute, „treue“ einheimische Wolle kaufen, und jetzt habe ja auch der Preis sich wieder gebessert, aber die einheimische Wolle sei nicht etwa so gering, sondern so ungleichmäßig und unzuverlässig geworden, daß man sie kaum mehr sortiren und verarbeiten, folglich auch kaum mehr kaufen könne. Die Sache ist leider richtig; nur ging es damit folgendermaßen zu.

So lange bei der einheimischen Wollkultur etwas herauskam, konnte man den Wollzüchtern sicherlich nicht den Vorwurf machen, daß sie ihr Produkt und das Streben nach hervorragender Güte desselben vernachlässigt hätten. Im Gegenteil,

nach der Meinung vieler wurde damals des Guten zu viel gethan. Dann kam aber die Zeit der überseeischen Massenschafzucht: in Australien, am Laplata, in Uruguay, am Kap. Mit dieser Massenproduktion und den Mittelqualitäten zu konkurriren, war unmöglich; wo so und so viele Schafe auf einen Menschen kommen, da werden Erfolge erreicht, denen sich in einem Lande, wo auf so und so viele Menschen erst ein Schaf fällt, nun einmal nichts entgegenstellen läßt. Hätten unsre Züchter nun nach wie vor allen Wert auf die Güte gelegt und in ihr den Konkurrenten zu schlagen gesucht, so würden sie nach einer nicht allzu langen Uebergangszeit wahrscheinlich immer noch befriedigende Ergebnisse erzielt und den Ruf der schlesischen und preußischen Wolle siegreich aufrecht erhalten haben. Das Unglück wollte aber, daß alle Ueberflutungen mit ausländischen Produkten zu gleicher Zeit begannen, sodaß der Druck auf den Wollpreis sich mit dem Druck auf den Getreidepreis verschwisterte. Dagegen war damals die Zeit, wo der Fleischpreis anzog — und diesem Reize vermochten, unter so ungünstigen und auch für die Zukunft bedrohlichen sonstigen Umständen, die meisten Schafzüchter nicht zu widerstehen. Fleischschafe oder doch Kreuzung zwischen Fleisch- und Wollschafen wurde die Losung; die unglückseligen Rambouillets kamen auf, die ununterrichteten und der Zeitströmung gegenüber haltlosen einzelnen Züchter gaben sich den tollsten,, ziellosesten Verkreuzungen hin, die trefflichen alten Stammherden gingen großenteils zu Grunde, und die ganze feine Wollkultur natürlich mit. Als nun nach einiger Zeit auch das Fleisch so gut wie preislos wurde, da standen denn — diesmal nicht die Ochsen, sondern die Schafe vollends am Berge. Nun waren die guten Leute vollends ratlos geworden und züchteten oder verzüchteten (soweit sie nicht ganz und gar den Mut verloren und die ganze Schafhaltung aufgaben) nach Kräften drauf los; und so konnte es kommen, daß thatsächlich gewisse grobe und geringe Wollen so gut wie unverkäuflich wurden, selbst die bessern und gleichmäßigern einheimischen Wollen zu wahren Spottpreisen weggingen und unter den Händlern die bösartige Redensart umzugehen begann, die Laplata-, australischen ꝛc. Wollen seien überseeisch, die deutschen aber überflüssig.

In der höchsten Not begannen die Leute sich endlich darauf zu besinnen, daß sie — wenngleich in entschuldbarer Weise — an ihrem Elend selbst Schuld seien, und traten zu sehr thätigen Vereinen mit vorzüglichen Grundsätzen zusammen. Es ist in der That durchaus nicht nötig, gerade nur die höchste Feinheit der Wolle im Auge zu haben; nur muß man überhaupt einem erreichbaren Ziele nachstreben. Wer nichts will als einige Fleischschafe für seinen Hausbedarf oder allenfalls einen gelegentlichen Absatz, der mag Fleischschafe züchten; es giebt auch gewisse kleinere Güter, deren Verhältnisse sich für eine etwas ausgedehntere Fleischschafzucht eignen. Nur soll man dann keine gute Wolle verlangen. Wer nach altmodischer Art für seine Leute und für seine Familie den Bedarf an groben Wollstoffen selbst herstellen will, vielleicht auch noch Absatz für geringe, aber solide Wolle bei den hie und da noch bestehenden einheimischen Geschäften hat, für den ist das alte ostpreußische Landschaf heute noch ganz gut, nur soll er es weder mit Schwarznasen noch mit feinen Tuchwollschafen kreuzen, sondern vor allem etwas Gleichmäßiges, Zuverlässiges zu erzielen trachten. Wer aber feine Wolle, sei es Tuch- oder Kammwolle, haben will, der züchte darnach seine Schafe, und meine nicht, daß er beliebig kreuzen und dann doch eine gute, gleichmäßige, in ihrer Eigenart dem Händler wie dem Fabrikanten bekannte Wolle scheren könne. Darauf, eine gewisse Zuchtrichtung inne zu halten, kommt alles an, und noch giebt es hier treffliche, reingezüchtete Stammherden, aus denen er sich mit dem nötigen Material versehen kann.

Für die Wollproduktion kommt, bei der gewaltig steigenden Nachfrage nach Wolle und Wollprodukten, eine bessere Zeit. Wir lassen uns nicht auf die Frage ein, ob, wie die Wollzüchter behaupten, trotzdem (wegen der ungeheuern Ueberlegenheit der überseeischen Wollen im Massenprodukt) für die Uebergangszeit nicht ohne einen Wollzoll auszukommen sei. Aber wir glauben darauf hinweisen zu dürfen, daß es nicht nur für unsre Land-, sondern für unsre gesamte Volkswirtschaft ein unermeßlicher Vorteil wäre, wenn unsre Schafzucht sich neu belebte, und daß hier ein noch viele Millionen wertes eignes Produkt auf einem Boden zu erzielen ist, welcher andernfalls so gut wie wertlos sein würde.

Literatur.

Die Schlacht bei Borodino am 7. September 1812. Mit besondrer Rücksicht auf die Teilnahme der deutschen Reiterkontingente. Von Max. Freiherrn von Ditfurth, weiland kurfürstlich hessischem Hauptmann. Mit drei Plänen und fünf Beilagen. Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben. Marburg, Elwert, 1887.

Ueber den russischen Feldzug 1812 ist schon viel veröffentlicht, allgemein Geschichtliches und Erinnerungen einzelner Beteiligten; aber immer von neuem liest man mit Interesse von jenem riesigen Kampfe, in welchem, wie alle Patrioten gehofft hatten, endlich den Welteroberungsplänen Napoleons ein Ziel gesetzt wurde, und je mehr man über diesen Feldzug mit all seinen Schrecknissen liest, umsomehr begreift man, warum die alten „Russen" mit besondrer Vorliebe immer und immer wieder von ihren Erlebnissen bei der „großen Armee" sprachen. Aber auch für die heutige Jugend, welche kaum noch direkten Verkehr mit den Teilnehmern an den gewaltigen Ereignissen der ersten fünfzehn Jahre dieses Jahrhunderts haben konnte, ist es nützlich, sich genau über jene Zeiten zu unterrichten, an welchen die deutsche Jugend fremden Fahnen folgen, der deutsche Boden als Schlachtfeld für die Auskämpfung fremder Interessen dienen mußte. Von diesen Gesichtspunkten aus kann auch die hier besprochene Schrift nur lebhaft empfohlen werden, der es keinen Abbruch thut, daß sie nach dem Tode des Verfassers längere Zeit der Veröffentlichung geharrt hat. Es wird das blutige Ringen bei Borodino, wo der dritte Teil der Mitstreiter kampfunfähig wurde, mit lebhaften Farben und unterstützt durch übersichtliche Pläne geschildert, die Vorgeschichte zeigt uns den beispiellosen Leichtsinn Napoleons bezüglich der Sorge für seine Truppen und seinen furchtbaren Uebermut gegenüber seinen deutschen Bundesgenossen, während die Schlußbetrachtung zeigt, wie das vollständig erschöpfte Heer seines nur unter den furchtbarsten Opfern und Mühen errungenen Sieges nicht froh werden konnte. Da vorzugsweise die deutschen Kontingente mit ihrer Entwicklung zum Teil aus den alten Reichstruppen geschildert werden, so gewinnt das Werkchen besonders Interesse auch für die deutsche Stammesgeschichte. Ist das Buch auch von einem Soldaten zunächst für Soldaten geschrieben und möchte es namentlich für die heute ja zu erneuter Wichtigkeit gelangte Reiterei, deren Leistungen ganz besonders dargelegt werden, von Bedeutung sein, so wird doch auch jeder andre das Buch mit Interesse lesen und reichliche Belehrung über die darin erzählten Ereignisse daraus schöpfen können.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Deutsch-böhmische Briefe.

8.

n den beiden letzten Briefen habe ich Ihnen den Angriff der Tschechen geschildert, in den folgenden werde ich zeigen, wie die Deutschen sich dagegen verteidigen. Ich erwähne dabei nur kurz, daß sie sich dabei der Waffen bedienen, welche ihnen in der Preßfreiheit sowie im Vereins- und Versammlungsrechte bereitliegen. Es ist hier in den letzten Jahren viel rühmliches geschehen. Der schon seit längerer Zeit bestehende „Verein für die Geschichte der Deutschen in Böhmen" veröffentlichte Bücher von wissenschaftlichem Werte über Gegenstände des von ihm ins Auge gefaßten Gebietes und wurde dafür von Palacky angegriffen. Ein „Deutscher Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse" wirkt durch die Herausgabe von Vorträgen zur Aufklärung und Weckung der deutschen Bevölkerung. Die „Deutschen Worte" Pernerstorfers, eine Monatsschrift, welche bereits ihren sechsten Jahrgang erlebt hat, verfolgt ähnliche Zwecke. Zahlreiche Broschüren schließen sich dieser Thätigkeit an. Mit Eifer und Geschick arbeitet ein ansehnlicher Teil der Tagespresse, allen andern Blättern voran die „Bohemia" in Prag und die „Deutsche Zeitung" in Wien, dann gelegentlich die „Neue Freie Presse" in gleicher Richtung, während in Reichenberg und andern Orten des deutschböhmischen Gebietes eine beträchtliche Anzahl kleinerer journalistischer Kämpen sich für die gute Sache rühren. Deutsche Vereine giebt es in Menge, selbst in Dörfern, Turn- und Gesangvereine zumal, und Gedenktage, Enthüllungen von Statuen des Kaisers Josef, von denen fast jede deutschböhmische Stadt eine besitzt, und andre Feierlichkeiten der Art geben ihnen Gelegenheit, ihre deutsche Gesinnung leuchten zu lassen, wobei allerdings mit-

unter etwas mehr als billig in schwungvollen Reden und Liedern geleistet und viel mit allerhand bei uns außer Kurs gesetzten Symbolen und Emblemen, z. B. den schwarzrotgelben Fahnen und Bändern der Traumzeit vor 1866, gespielt wird, aber immerhin manches Solide zurückbleibt. Die Erfolge dieser Wirksamkeit sind allenthalben zu erkennen: die deutsche Bevölkerung Böhmens ist erwacht aus ihrem alten Schlafe, sie fühlt sich gegenüber den Tschechen, sie weiß, was ihr droht und was ihr notthut, sie benutzt fleißig ihr Wahlrecht, steht in der Hauptsache, d. h. in dem Beschlusse, sich nicht unter die Ansprüche der Slawen zu beugen, einmütig hinter ihren Vertretern im Landtage und Reichsrate, und ist bereit, Opfer zu bringen. So in den Städten und so auch auf dem Lande, selbst da, wo die Gefahr der Tschechisirung nicht unmittelbar vor Thür und Fenster steht.

Der Hauptkampf wird auf parlamentarischem Boden mit Anträgen, Reden, Gegenreden und Abstimmungen und anderseits auf dem Gebiete der Schule mit den Mitteln des Schulvereins geführt. Dort ist bis jetzt nichts erreicht, höchstens vielleicht einiges Schlimme aufgehalten, hier dagegen ist an mehreren Orten das Ärgste abgewendet oder doch gelindert und an andern recht Erfreuliches geschaffen worden.

Betrachten wir zunächst die Verteidigung des Deutschtums durch dessen parlamentarische Vertreter, so begegnen wir in der Taaffeschen Ära, auf die wir uns beschränken, zunächst dem Wurmbrandschen Antrage, der dem Wiener Abgeordnetenhause am 10. Mai 1880 überreicht wurde und dahin lautete, das Haus wolle beschließen: „Die Regierung wird aufgefordert, in Ausführung des Artikels XIX. des Staatsgrundgesetzes vom 21. Dezember 1867*) über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger einen Gesetzentwurf einzubringen, wodurch unter Festhaltung der deutschen Sprache als Staatssprache der Gebrauch der landesüblichen Sprachen in Amt, Schule und öffentlichem Leben geregelt wird.“ Dieser Antrag ging am 4. Dezember an einen Ausschuß, in welchem der Ministerpräsident Graf Taaffe erklärte, der verlangte Gesetzentwurf werde erst dann zweckmäßig sein, wenn die verschiednen Nationalitäten und politischen Parteien sich in der Sache verständigt hätten. Auch möge der Antragsteller zuerst definiren, was er unter Staatssprache verstehe. Dieser Aufforderung wurde nicht entsprochen, und die Debatte bewegte sich in Allgemeinheiten über die Sprachen-

*) Derselbe sanktionirt den Grundsatz der sprachlichen Gleichberechtigung aller Volksstämme Österreichs mit folgenden Worten: „Alle Volksstämme sind gleichberechtigt, und jeder Volksstamm hat ein unverletzliches Recht auf Wahrung und Pflege seiner Nationalität und Sprache. Die Gleichberechtigung aller landesüblichen Sprachen in Schule, Amt und öffentlichem Leben wird vom Staate anerkannt. In den Ländern, in welchen mehrere Volksstämme wohnen, sollen die öffentlichen Unterrichtsanstalten derart eingerichtet sein, daß ohne Anwendung eines Zwanges zur Erlernung einer zweiten Landessprache jeder dieser Volksstämme die erforderlichen Mittel zur Ausbildung in seiner Sprache erhält.“

frage und die Notwendigkeit einer gesetzlichen Regelung derselben. Nachdem schon die erste Lesung von der Tagesordnung abgesetzt und für etwa ein halbes Jahr vertagt worden war, hielt der Ausschuß vier Monate nach der ersten Lesung eine einzige Sitzung, und erst beinahe zwei Jahre später, am 22. Januar 1883, trat er infolge einer Interpellation im Abgeordnetenhause abermals zu einer solchen zusammen, aber nur, um auf den Antrag des Tschechenführers Rieger unter Ablehnung jeder Begründung den Übergang zur Tagesordnung zu beschließen, was umsomehr auffallen mußte, als der Wurmbrandsche Antrag von dreiundsechzig Abgeordneten eingebracht und von doppelt so vielen unterstützt war. Ein Bericht der Mehrheit des Ausschusses empfahl dann am 9. März dem Plenum Ablehnung des Antrages von Wurmbrand und Genossen aus folgenden Gründen: 1. Derselbe erscheint „als eine dem Artikel XIX. des Staatsgrundgesetzes zuwiderlaufende Einschränkung der staatsbürgerlichen Freiheitsrechte zu Gunsten des Staates, welche die Grenzen eines Ausführungsgesetzes zu dem erwähnten Artikel überschreitet und eine prinzipielle Änderung des bezüglichen Staatsgrundgesetzes involvirt, deren Realisirung daher der bestehenden Verfassung widerspricht.“ 2. Der Reichsrat ist zur Ausführung des Artikels XIX. nicht kompetent, dieselbe gehört vielmehr vor die Landtage. 3. Für eine gesetzliche Durchführung des in jenem Artikel festgestellten Grundsatzes der sprachlichen Gleichberechtigung im Sinne des Antrages liegt gegenwärtig kein praktisches Bedürfnis vor. Der Antrag ist mit der Wahrnehmung begründet, daß alle Nationen Österreichs einen Kampf gegen das Deutschtum eröffnet hätten. Dieselbe ist aber im Irrtum. „Der sogenannte Kampf der Nationalitäten in Österreich, welcher mit dem allgemeinen Erwachen des Nationalitätsbewußtseins infolge der eigentümlichen Gestaltung des österreichischen Staates zutage treten mußte und im Hinblick auf die der Nationalitätsidee innewohnende Kraft durch keinerlei künstlichen Zwang niederzuhalten ist . . ., gehört mit zu denjenigen Erscheinungen des politischen Lebens, in welchen sich die verfassungsmäßig verbürgte Selbstbestimmung freier Völker bethätigt. Dieses Ringen nach Rechten . . . kann an und für sich zu keinerlei einseitigen Einschränkungen irgendwie berechtigten Anlaß bieten. Der nationale Sprachenkampf findet von selbst seine Grenze in der natürlichen Gliederung der Volksstämme. . . Von diesem Gesichtspunkte aus kann von einer Schmälerung oder auch nur Gefährdung der deutschen Sprache in Österreich nicht die Rede sein.“ Der Bericht der Minderheit des Ausschusses, welcher dem Plenum Annahme des Wurmbrandschen Antrages mit guten Gründen empfahl, hatte hiermit keinen Erfolg, und die Sache war bis auf weiteres begraben.

Ein ähnliches Schicksal hatte der gegen die Sprachenverordnung der Minister Taaffe und Stremayr gerichtete Antrag der Reichsratsabgeordneten Herbst und Genossen, der am 4. Dezember 1880 einem Ausschusse zur Beratung und Berichterstattung überwiesen wurde. Die Mehrheit des Ausschusses beantragte

am 5. April 1881, das Abgeordnetenhaus wolle beschließen: „In Anerkennung, daß die für Böhmen und Mähren unterm 19. April 1880 erlassene Sprachenverordnung der Regierung in keiner Weise das derselben zustehende Verordnungsrecht überschreitet und auch den bestehenden Gesetzen sowie dem geltenden öffentlichen Rechte nicht widerspricht, wird über den Antrag ... zur Tagesordnung übergegangen." Der Bericht der Minderheit, vom Abgeordneten Scharschmid verfaßt, verlangte, wieder aus triftigen Gründen, namentlich auf Grund der Erwägung, „daß die durch jene Verordnung geschaffenen Zustände auf die Rechtspflege, besonders im deutschen Sprachgebiete Böhmens, störenden Einfluß üben und im Verkehre der beiden Volksstämme neuen Zwiespalt hervorrufen," das Haus wolle beschließen, zu erklären, daß es die Erlassung der gedachten Verordnung nicht für gerechtferigt und „die Wiederherstellung des den Gesetzen entsprechenden Zustandes" für geboten erachte, ein Verlangen, welches unerfüllt blieb.

Die deutsche Opposition im Wiener Abgeordnetenhause ließ sich durch diese Mißerfolge nicht abschrecken. Am 9. Februar 1886 brachte der zu ihr gehörige Baron Scharschmid einen Antrag betreffend die Erlassung eines Sprachengesetzes ein, der in seiner Tendenz mit dem frühern Wurmbrandschen zusammenfiel, zugleich aber den Entwurf zu einem solchen Gesetze enthielt. Derselbe bezeichnete in umfassender Darstellung die Gebiete, auf welchen nach der Ansicht des Antragstellers und seiner Genossen die Geltung der deutschen Sprache im Interesse des Reiches und des deutschen Stammes innerhalb desselben mit voller Wahrung des sonstigen freien Spielraumes der nichtdeutschen Sprache gesetzgeberisch gewährleistet werden konnte. Die tschechische Presse brauste auf und wütete einige Wochen mit gewohnter Heftigkeit gegen diesen „Faustschlag ins Gesicht des Tschechenvolkes," diese „kolossale Unverschämtheit," dieses „ruchlose Spiel mit den Interessen der Monarchie." Nicht einmal von einer Verweisung des Antrages an einen Ausschuß könne die Rede sein — hieß es weiter —, ein solches Begehren müsse vielmehr sofort beiseite geworfen werden. Indes stieß dieser Wunsch der Tschechen im Lager der deutschen Konservativen auf Mißbilligung, und selbst ein Teil der tschechischen Abgeordneten zeigte sich abgeneigt, die Rücksichten der Höflichkeit gegen einen von der gesamten Linken unterstützten Gesetzentwurf außer Acht zu lassen. So kam der Scharschmidsche Antrag am 12. März 1886 im Plenum des Abgeordnetenhauses zur ersten Lesung, und die Deutschen hatten so wenigstens Gelegenheit, ihre Beschwerden darzulegen, zu begründen und geeignete Mittel zur Abhilfe, wie sie der Entwurf enthielt, ausführlich darzustellen. Der letztere war in seinen Forderungen maßvoll, er hielt die richtige Mitte zwischen gewaltsamer Germanisirung und zu weitgehendem Zurücktreten vom deutschnationalen Standpunkte. Sein Hauptziel war, die sprachliche Einheit der Verwaltung durch gesetzliche Anerkennung der deutschen Amtssprache zu sichern, und damit dies durchführbar sei, nahm er gewisse that-

sächlich bestehende Einschränkungen des Geltungsgebietes der letzteren in Galizien, Südtirol und Dalmatien an. Anderseits ging er in manchen Beziehungen über das ihr gegenwärtig zukommende Maß der Berechtigung hinaus. Seine Bedeutung bestand grundsätzlich darin, daß er das Deutsche als Staatssprache aus der für die Landessprachen bestimmten Gleichberechtigungsformel des Artikels XIX des Staatsgrundgesetzes heraushob und es in gemischten Ländern wie Böhmen nicht bloß als zweite Landessprache, sondern wie in den übrigen Teilen der Monarchie als bevorzugte Sprache gelten ließ. Darum enthielt der Gesetzentwurf des Scharschmidschen Antrages eingehende Bestimmungen über den innern Dienst der Behörden, den Verkehr der Parteien vor denselben, die Erlangung öffentlicher Ämter und die Einrichtung öffentlicher Bücher. Das Deutsche sollte nach ihm obligater Lehrgegenstand an allen Mittel-, Fach- und mehr als dreiklassigen Volksschulen werden. Der Antrag hatte mehr Glück als der Wurmbrandsche: er wurde wenigstens einem Ausschusse überwiesen. Die Hauptgegner waren hier, wie bei frühern Gelegenheiten, die Tschechen, die immer nur Böhmen sehen und die Behandlung des Deutschen als zweite Landessprache verlangen. Sie klammerten sich dabei an das Schlagwort der Gleichberechtigung, behaupteten, die Anerkennung der Staatssprache schaffe ein unerhörtes Vorrecht der einen Sprache und erkläre alle übrigen für unter ihr stehend, und spielten die ganze Frage auf eine Ehren- und Geschäftssache hinaus. Thatsächlich aber gehen sie von dem staatsrechtlichen Standpunkte eines geschlossenen Rechtskreises der böhmischen Länder aus, verlangen ein besondres böhmisches Landesbürgerrecht und wollen das Tschechische zur Amtssprache in Böhmen und Mähren machen. Sie wehren sich schon deshalb gegen eine gesetzliche Regelung, weil eine solche wenigstens den jetzigen Zustand befestigen würde, während sie durch weitere Ausdehnung des slawischen Elements immer weitere Teile der Verwaltung ergreifen wollen. Darum soll heute keinerlei Eindämmung gegen jene, den gesamten Staat gefährdende Überflutung vorgenommen werden. Auch die Regierung, die sich erst durch langes Drängen zu einer Äußerung in der Sache bewegen ließ, sprach sich gegen die vom Scharschmidschen Antrage verlangte gesetzliche Anerkennung des Deutschen als Staatssprache aus, indem sie unter anderm behauptete, es sei kräftig genug, um seine Stellung zu behaupten, und brauche keinen offiziellen Titel, und, als ob sie niemals Ansprüche der Tschechen und Slowenen auf Kosten der deutschen Amtssprache befriedigt hätte, daran die Versicherung knüpfte, nie werde sie sich in der Sprachenfrage auf den nationalen Standpunkt stellen. Der Antrag hatte dann keine weitere Folge. Aber, wie Dr. v. Plener am 23. November v. J. in einem Vereine der Stadt Wien vom Standpunkte der Deutschösterreicher erklärte, „diese Forderung wird nicht mehr von der Tagesordnung der öffentlichen Meinung verschwinden. Wenn Ordnung in dem staatszerrüttenden Nationalitätenstreite geschaffen werden soll, so kann dies nur durch die gesetzliche

Anerkennung der deutschen Staatssprache geschehen. Wir werden diese Forderung immer wieder vorbringen, die so recht den Gedanken unsrer Partei verkörpert, nämlich die Identität der Interessen der Deutschen und des österreichischen Staates. Wir wollen den deutschen Charakter Österreichs erhalten, ebensowohl im Interesse des Staates als in dem der Deutschen.... Sie sind so zahlreich in diesem Staate [freilich nicht zahlreich genug, um bei konstitutioneller Einrichtung desselben und obligater Mehrheitswirtschaft in dessen Vertretung den Ausschlag geben und ihr nationales Interesse wahren zu können], haben so viel zu seiner Gründung beigetragen und hängen mit allen nationalen Lebensinteressen so sehr mit ihm zusammen, daß sie von ihm nicht absehen können."

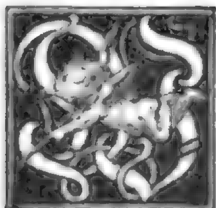
Wir versprechen uns nach dem Eingeklammerten und nach der bisherigen Erfahrung keinen Erfolg von der Fortsetzung dieser Versuche, die gesetzliche Anerkennung des Deutschen als Staatssprache vonseiten des Reichsrates herbeizuführen; denn dieselben werden hier stets die Mehrheit gegen sich haben. Und doch ist eine Abhilfe in Betreff der Beschwerden des deutschen Elements, namentlich in Böhmen und Mähren, nach dem jüngsten Erlasse des Justizministeriums an die Oberlandesgerichte in Prag und Brünn dringender als bisher zu wünschen. Mit diesem Erlaß des Ministers Prazak (vom 23. September v. J.) wurde die tschechische Sprache zur innern Beratungs- und Dienstsprache gemacht. Die Verordnung der Minister Taaffe und Stremayr hatte tschechische Eingaben und Bescheide auch in reindeutschen Bezirken Böhmens für zulässig erklärt, aber nichts über die innere Sprache der Behörden enthalten. Jetzt wurde der Gebrauch des Tschechischen auf dem Wege der Verordnung im innern Dienste befohlen. Als der deutschösterreichische Klub des Wiener Abgeordnetenhauses die Regierung wegen dieser neuen Sprachenverordnung interpellirte, versuchte diese sich unter anderm auch damit zu rechtfertigen, daß sie sich auf einen Erlaß vom Februar 1868 berief, welcher für die hier in Betracht kommenden Schriftstücke in Galizien die polnische Sprache vorschreibt. Aber gerade diese Analogie bewies die Richtigkeit der Behauptung der Interpellanten, daß der Erlaß des Justizministers die Einführung des Tschechischen als innerer Dienstsprache zur Folge haben müsse; denn auf jenen Erlaß für Galizien folgte schon 1869 eine allgemeine Verordnung, welche das Polnische zur innern Dienstsprache der galizischen Behörden machte. Es ist aber nicht im Interesse Österreichs, daß dasjenige, was für Galizien ausnahmsweise gilt, auch in Böhmen und Mähren eingeführt wird. Hier darf sich nicht ein geschlossenes slawisches Staatswesen bilden, welches die Einheit der Monarchie durchbricht. Der Erlaß war ein nationales Zugeständnis an die Tschechen, indem er die von ihnen in der letzten Session des böhmischen Landtages gestellten Anträge wenigstens teilweise gewährte. Seine große politische Tragweite rief sofort eine allgemeine Bewegung hervor. Zuerst erhoben

sich die Deutschen in Böhmen dagegen, dann erkannte man auch in andern Kreisen die Gefahr, mit welcher er das Deutschtum in Österreich bedrohte, eine Erkenntnis, zu welcher namentlich der Antrag beitrug, den Schmerling im Namen der Verfassungspartei des Herrenhauses in Wien gegen den Erlaß einbrachte. Der Protest, der mit diesem Antrage gegen die verhängnisvolle Maßregel eingelegt wurde, fand weithin Wiederhall. Eine sehr große Anzahl von Gemeindevertretungen und von Vereinen schloß sich ihm an und bewies damit, daß die zentralistische Partei immerhin noch viele Anhänger zählte, daß also die alten Worte von der Einheit des Staates und seiner Verwaltung wenigstens unter der deutschen Bevölkerung Österreichs noch lebendiger Sympathie begegnen, und daß diese noch nicht aufgehört hat, zu glauben, daß Staatseinheit und Deutschtum unzertrennlich miteinander verbundne Begriffe sind. Einen praktischen Erfolg hatte Schmerlings Vorgehen indessen ebensowenig als die Interpellation seiner Parteifreunde im Abgeordnetenheuse. Der Erlaß steht heute noch in Geltung, und die lebhaften Angriffe, welche die deutsche Linke im böhmischen Landtage gegen ihn richtete, vermochten auch nichts an dieser Thatsache zu ändern. Wie der Führer derselben, v. Plener, in der vorhergehenden Sitzungsperiode dieser Körperschaft einen Antrag auf Aufhebung der Sprachenverordnung von 1880 und auf nationale Abgrenzung gestellt hatte, so beantragte er jetzt sofort nach dem Zusammentritte des Prager Landtages mit einer Anzahl von Gesinnungsgenossen eine Resolution, welche die Beseitigung der Justizministerial-Verordnung vom 23. September 1886 bezweckte und den früheren Antrag auf sprachliche Abgrenzung der böhmischen Bezirke im wesentlichen wiederholte. Hierüber gestatten Sie mir im folgenden Briefe ausführlich zu berichten. Hier nur noch kurz der Verlauf dieser Sache, der wenigstens insofern nicht mit Bestimmtheit vorauszusehen war, als früher angesehene Parteihäupter wie Palacky und Rieger sich für eine Begrenzung dieser Art ausgesprochen hatten. Am 22. Dezember 1886 erfolgte die Entscheidung über diese Forderung der Vertreter des deutschböhmischen Volkes. Nachdem Plener dieselbe begründet und der Statthalter die damit verbundenen Angriffe auf die Regierung zurückzuweisen versucht hatte, beantragte der gleich andern adlichen Großgrundbesitzern auf Seiten der Tschechen stehende Fürst Schwarzenberg, den Plenerschen Antrag, da er Abgelehntes wiederhole, Verfassungswidriges verlange und die Erfüllung eines Landtagsbeschlusses (vom 18. Januar 1886) rückgängig machen solle, durch Übergang zur Tagesordnung zu beseitigen, und die Mehrheit beschloß darnach. Schmeikal erklärte darauf als Wortführer der Vertreter Deutschböhmens, daß für sie hier kein Platz mehr sei, so lange ihnen nicht Bürgschaften für sachliche Behandlung ihrer Beschwerden geboten würden, und die Herren verließen die Versammlung.

Die geschichtlichen Grundlagen der deutschen Rechts-einheit.

Von Karl Bruns.

(Fortsetzung.)



ie bemerkt, wurde für das Staatsrecht das Corpus juris civilis nicht aufgenommen; auch nicht für das Kirchenrecht, welches erst nach Abfassung desselben sich ausbildete und in dem Corpus juris canonici seine Grundlage fand, und für das Völkerrecht, welches gleichfalls weit jüngeren Ursprunges ist und seine erste wissenschaftliche Begründung dem Holländer Hugo Grotius und seinem Buche De jure belli ac pacis (1624) verdankt. Dagegen entwickelten sich ebenso wie ein gemeines Zivilrecht auch ein gemeines Strafrecht, Strafprozeß- und Zivilprozeßrecht auf Grund der beiden Corpora juris und der Reichsgesetze.

Im Laufe der Zeit nun und mit infolge derjenigen Fortschritte und Vervollkommnungen, die durch das Eindringen in den Geist des fremden Rechts die Rechtswissenschaft in Deutschland aufweisen konnte, entstand für diejenigen deutschrechtlichen Sätze, welche dem Ansturme des Fremden getrotzt hatten, eine besondre Wissenschaft eines einheimisch deutschen gemeinen Rechts. Dieses suchte die neue Rechtslehrerschule der Germanisten, welche den Zivilisten und Kanonisten zur Seite traten, in der Weise zu gewinnen, daß sie durch Abstraktion aus den Partikularrechten, innerhalb welcher solche Vorschriften formell zunächst nur Geltung hatten, das diesen Gemeinsame herausschälte und durch Analogie verallgemeinerte und weiter ausbildete. Das auf diese Weise lediglich wissenschaftlich festgestellte Recht wollten die Germanisten angewendet wissen wie das gemeine römische Zivilrecht, nämlich dann, wenn das Partikularrecht keine Auskunft gewährte. Man hatte z. B. in verschiednen deutschen Landen gesetzliche Vorschriften, welche es gestatteten, daß jemand bei Lebzeiten über die Erbschaft seines dereinstigen Nachlasses mit einem andern, namentlich seinem künftigen Erben, einen Erbvertrag schloß, welchen er dann nicht mehr ohne dessen Zustimmung einseitig ändern durfte, während das römische Recht nur die dem einseitigen Widerrufe des künftigen Erblassers unterliegenden Verfügungen auf den Todesfall, das Testament und Kodizill, kannte. Die Germanisten wußten es dahin zu bringen, daß ihre aus jenen Vorschriften einzelner Länder entwickelte allgemeine Lehre von den Erbverträgen auch für Gebiete Geltung erlangte, in denen ausdrückliche Vorschriften über die Zulässigkeit solcher Verfügungen vollständig fehlten. Ein andres Beispiel ist die sogenannte emancipatio Saxonica,

die Ausscheidung der Kinder aus der väterlichen Gewalt nach sächsischem Rechte. Das römische Recht hatte noch nicht die jetzt allgemein in Deutschland angenommene Vorschrift, daß der großjährige Haussohn lediglich durch die Thatsache der Errichtung eines selbständigen Haushaltes im Gegensatze zu ausdrücklicher Einwilligung des Vaters vollständig der väterlichen Gewalt ledig wurde, und daß dieses bei der Haustochter durch Verheiratung eintrat. Das Sachsenrecht enthielt aber derartige Bestimmungen, und daran schloß sich durch die Bemühungen der Germanisten deren allgemeine Anwendung für ganz Deutschland. Auch unser neueres Hypotheken- und Grundbuchrecht ist ein Erzeugnis der einheimischen Rechtsentwicklung. Denn das römische Pfandrecht, welches im Gegensatze zu den deutschen Anschauungen das bewegliche Eigentum — die „Fahrnis" des deutschen Rechts — wesentlich ebenso behandelte wie das unbewegliche Eigentum — im deutschen Rechte mit „Eigen," auch „Erbe" bezeichnet — war in der That ein ziemlich erbärmliches Recht, so erbärmlich, daß römischrechtliche Hypotheken dem Hypothekengläubiger gar keine sichere Unterlage seines Anspruchs gewährten, weil man nie sicher wissen konnte, ob nicht die Pfandrechte, die nicht, wie bei uns, durch Eintragung in öffentliche Bücher allgemein erkennbar gemacht waren, sondern lediglich auf mündlichen oder schriftlichen Erklärungen des Schuldners beruhten, hinter andern in gleicher Weise bereits früher bestellten Pfandrechten zurückstünden. Dies ging so weit, daß das römische Vormundschaftsrecht dem Vormunde als beste Vermögensanlage für Mündelgelder nicht deren Ausleihung, sondern ihre Verwendung zum Kauf von Grundstücken empfehlen mußte. Deutscher Einsicht ist es vorbehalten gewesen, an Stelle dieser dem Rechtsverkehr Fußangeln legenden Einrichtungen für das Pfandrecht an beweglichen Sachen die Übertragung des Besitzes oder wenigstens der thatsächlichen Verfügungsgewalt, z. B. die Aushändigung der Schlüssel zu einem Schranke mit seinem Inhalte, und für das Pfandrecht an unbeweglichen Sachen, den Grundstücken, die Eintragung in öffentliche Bücher, Grund- oder Hypothekenbücher genannt, als rechtsbegründendes Merkmal zu erfordern, welche Reform sich zuerst in deutschen Städten vollzog.

Namentlich der Doktor in allen Fakultäten Hermann Conring, ein Ostfriese, hat sich, insbesondre auch durch seine im Jahre 1643 erschienene Schrift De origine juris Germanici, um die Förderung dieser den einheimischen Rechtssätzen ihre Bedeutung sichernden Bestrebungen verdient gemacht. Er verlangt in dieser Schrift schon ein allgemein verständliches Gesetzbuch in deutscher Sprache von mäßigem Umfange. Die Germanisten wußten es dahin zu bringen, daß man den deutschen Sätzen anfänglich die Bedeutung eines als usus modernus Pandectarum dem Pandektenrecht beigefügten Anhanges, dann aber eine noch größere selbständige Bedeutung auch an den Universitäten einräumte. Es entstand außer einem gemeinen deutschen Staatsrecht auch ein gemeines deutsches Privatrecht, welches dem römischen Privatrecht, dem Zivilrecht, zur Seite trat.

Auf diese Weise entwickelte sich für das gemeine in Deutschland geltende bürgerliche Recht jener Doppelzustand (Dualismus), welcher noch bis zum heutigen Tage fortdauert.

Daß der Dualismus nur das Privatrecht, nicht auch das Strafrecht, das Strafprozeßrecht und den Zivilprozeß ergriff, hat man zum großen Teil der Reichsgesetzgebung zu verdanken, welche ich als die zweite Ursache einer Besserung der deutschen Rechtszustände nach der Einheit hin nächst der Rezeption bezeichnet habe. Die größere Thätigkeit des Reichstages hängt zusammen mit den Reformbestrebungen, die sich zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ja nicht nur auf kirchlichem, sondern auch auf staatlichem Gebiete geltend machten. Das römische Strafrecht stand seinem Werte nach tief unter dem römischen Zivilrecht. Außerdem widersprach es, indem es vorzugsweise auf den verbrecherischen Willen Gewicht legte, dem deutschen Rechte, welches mehr nach dem verbrecherischen Erfolge fragte. Nach dem römischen Standpunkte z. B. fiel die Strafbarkeit eines aus Fahrlässigkeit verursachten Schadens in der Regel weg, während man dazu neigte, den verbrecherischen Versuch dem vollendeten Verbrechen fast gleich zu behandeln. Das deutsche Recht dagegen berücksichtigte auch die Fahrlässigkeit und das Fehlen eines Schadens bei einem bloßen Versuch. Diese beiden Gegensätze, die in ihrem Nebeneinanderbestehen die Rechtssicherheit gefährdeten, erheischten eine Vermittlung, welche schon während der Rezeption erfolgte. Mit veranlaßt durch eine Beschwerde des Reichskammergerichts über die Verwilderung der Strafrechtspflege kam im Jahre 1532, nach mannichfachen Verhandlungen auf verschiednen Reichstagen, zu Regensburg ein Reichsgesetz zu stande, betitelt: „Des allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten, unüberwindlichsten Kaisers Karl V. und des heiligen römischen Reichs peinliche Gerichtsordnung,“ auch Constitutio criminalis Carolina oder schlechtweg Carolina genannt, womit ein subsidiäres gemeines deutsches Strafrecht und Strafprozeßrecht geschaffen war, welches aber bald die Partikularrechte fast ganz verdrängte. Als den Verfasser dieses Gesetzes kann man den Landhofmeister des Bischofs von Bamberg, Freiherrn von Schwarzenberg und Hohenlandsberg bezeichnen, welcher die bambergische Halsgerichtsordnung verfaßt hatte, ein Gesetz, dessen Inhalt dann, wenn auch erst nach mehrfachen Überarbeitungen, in der genannten Carolina zum Reichsrecht erhoben wurde. In den durch die Carolina vorgeschriebenen grausamen Strafen (sie kennt außer dem Feuertode, der Enthauptung mit dem Schwert, dem Rädern und Hängen auch noch das Ertränken, Lebendigbegraben und Pfählen, das Vierteilen, das Abhauen der Hand, der Finger, der Ohren und der Zunge) spiegelt sich der Geist der Zeit, der mit solchen Strafen vollkommen einverstanden war. In strafprozessualischer Hinsicht erkannte die Carolina als ein Mittel zur Erforschung der Wahrheit die dem römischen Recht entlehnte Tortur oder Folter an, deren Gebrauch sie jedoch einschränkte und im Gegensatz zu ihrer frühern willkürlichen Anwendung nur zu-

ließ bei schweren Verbrechen, und auch da nur, wenn man — ich möchte dies betonen — beim Vorliegen sehr starker Verdachtsgründe nach der von der Carolina angenommenen Beweistheorie zu einem Schuldig nur deshalb nicht kommen konnte, weil man weder ein Geständnis des Angeklagten noch die zum Beweise für nötig erachteten zwei klassischen, d. h. einwandsfreien Zeugen — sondern vielleicht nur einen Zeugen — erlangen konnte. Um nun das zur Verurteilung nötige Beweismittel vollständig zu haben, ließ man sich herbei, dem Angeklagten durch körperliche Qualen mehr oder weniger harter Art ein Geständnis abzunötigen, von dessen Übereinstimmung mit der Wahrheit man innerlich in hohem Grade bereits überzeugt war. Es war dies gewiß eine große Verirrung, aber nicht eine solche, welche dem Hange zur Grausamkeit entsprang, sondern eine Verirrung, die von einer übertriebenen Gewissenhaftigkeit herrührte und dadurch verschuldet war, daß man sich damals noch nicht dazu aufschwingen konnte, die Würdigung des vorhandnen Beweises dem Richter nach bester Überzeugung vollständig zu überlassen, vielmehr dem Richter in bestimmten Beweisregeln Schranken aufrichten zu müssen glaubte, um Willkür möglichst hintanzuhalten. Es ist bekannt, daß Friedrich dem Großen das Verdienst gebührt, in den preußischen Landen zuerst die Tortur abgeschafft zu haben. In Gotha ist sie formell und ausdrücklich erst im Jahre 1828 beseitigt worden. Vollständig ausgemerzt sind in der Carolina schon die im Mittelalter üblichen Gottesurteile, durch welche der Ankläger oder der Angeklagte die Wahrheit seiner Angaben zu erhärten hatte, namentlich auch der gerichtliche Zweikampf. Nur in andrer Bedeutung hat sich der Zweikampf noch in unsern Tagen zu erhalten gewußt, als ein Mittel nicht der Rechtsordnung, sondern ihres Gegenteils, d. h. einer nur gewissen hergebrachten Formen unterliegenden Selbsthilfe.

Für den Zivilprozeß erfolgte eine Kodifikation wie die der Carolina durch die Gesetzgebung des Heiligen Römischen Reiches nicht. Doch wurden die im Lauf der Zeiten erlassenen verschiednen Reichskammergerichts-Ordnungen — die letzte ist aus dem Jahre 1555 — wichtig für die Fortbildung des Verfahrens, sodaß die Wissenschaft allmählich aus dem Corpus juris civilis und dem Corpus juris canonici im Verein mit diesen Reichsgesetzen ein den Zwiespalt zwischen fremdem und deutschem Recht nicht mehr zeigendes gleichmäßiges Lehrgebäude eines gemeinen deutschen Zivilprozeßrechts entwickelte.

Dieses war der Rechtszustand in Deutschland bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts: wie man zugestehen muß, ein ganz erträglicher im Vergleiche zu demjenigen vor der Rezeption, zumal da die Sonderrechte sich verringerten. Nach dem Westfälischen Frieden nämlich entwickelte sich bekanntlich in den einzelnen deutschen Landen der Absolutismus. Um sein Gebiet leichter regieren zu können,

suchte der Landesherr die Einrichtungen seiner Staaten möglichst gleichförmig zu gestalten. Dieses Streben beeinflußte auch die Rechtsbildung. Damals erlahmte auch die Reichsgesetzgebung wieder, zumal da die mächtigeren Fürsten, wie die Kurfürsten, es durchsetzten, durch Ausschließung der Appellation von ihren Gerichten an das Reichskammergericht, sei es ganz allgemein oder beim Vorhandensein gewisser Voraussetzungen, namentlich dadurch, daß die sonst vorgeschriebene summa appellabilis erhöht wurde, ihre Gerichte von dem Reichsgericht und damit von der Beeinflussung durch die Reichsjustizpflege überhaupt möglichst unabhängig zu machen. Dagegen begann die Partikulargesetzgebung eine umso größere Thätigkeit. So entstanden in den einzelnen Territorien viele Land- und Stadtrechte, die freilich, was Vollständigkeit des darin verarbeiteten Rechtsstoffes betrifft, den alten Leges barbarorum und den Rechtsbüchern des Mittelalters näher standen, als den Gesetzbüchern der Neuzeit. Wie also die größte Zersplitterung Deutschlands seit dem Westfälischen Frieden im Verein mit dem Absolutismus zur Einigung des Volkes insofern wieder zurückführte, als wenigstens innerhalb der einzelnen Gebiete die Einheit der Verfassungsverhältnisse Fortschritte machte, so wirkten jene Thatsachen auch günstig für die Anbahnung größerer Rechtseinheit. Freilich waren ja der einzelnen Sonderrechte, die, wie bemerkt, den gemeinen deutschen Rechten vorgingen und letzteres nur anwendbar werden ließen, wenn das lückenhafte Sonderrecht schwieg, immer noch so viele und unzählige, daß größere Staaten sich doch noch aus verschiednen Rechtsgebieten mosaikartig zusammengesetzt zeigten, und Voltaire sagen konnte: Wenn man in Deutschland seinen Schritt weiter setze, trete man gleich wieder in ein andres Rechtsgebiet. Immerhin ändert dies aber nichts an der Thatsache, daß die Zustände sich gegen früher gebessert hatten.

Eine nicht unbedenkliche Erschütterung erlitt der deutsche Rechtszustand, insofern man die Sicherheit der Anwendung des geltenden Rechts (Rechtssicherheit) ins Auge faßt, durch die philosophisch-kritische Richtung des vorigen Jahrhunderts, des Zeitalters der „Aufklärung.“ Mit dieser Richtung hängt zusammen das Aufkommen der sogenannten naturrechtlichen Schule. Anknüpfend an Lehren des früher genannten Hugo Grotius, wollte diese Schule, als deren Hauptvertreter ich Christian Thomasius, den Kämpfer gegen die Hexenprozesse, und den Philosophen Christian Wolf nenne, in Erwägung der materiellen Mängel des geltenden Rechts, die oft trotz schreienden Bedürfnisses nach Änderung wegen der vielfach einander entgegengesetzten Interessen der eigennützigen Menschheit auf ihre Beseitigung länger warten lassen, als vielen erwünscht ist, das ganze positive Recht einfach über Bord warfen und aus dem Gedanken heraus ein den Menschen von Natur angebornes natürliches Recht gewissermaßen improvisiren, welches durch seine eigne Vernünftigkeit Anspruch auf Geltung habe; es ist dies ganz dieselbe Richtung, die auch im Goethischen Faust in den von Mephistopheles zu dem Schüler geäußerten Worten ihren Ausdruck fand:

Es erben sich Gesetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Sie schleppen von Geschlecht sich zu Geschlechte
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage;
Weh dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider nie die Frage.

Freilich ist es der Vertreter des Bösen, dem der Dichter diese an den unerfahrenen Schüler gerichtete Belehrung in den Mund legt. Diese Richtung hat in Deutschland große Erfolge erzielt. Schließlich besann man sich aber doch, wohin es führen müsse, wenn die Richter sich bei Entscheidung der Prozesse nicht an das positive Recht, sondern an ihr rechtsphilosophisches System halten, nicht an das, was Rechtens ist, sondern an das, was ihres Erachtens Recht sein sollte. Man erkannte, daß es überhaupt unmöglich sei, auf diesem Wege ein anwendbares Recht zu schaffen. Gegen die naturrechtliche Schule kam zu Anfang dieses Jahrhunderts die hauptsächlich durch die Rechtslehrer Hugo und Savigny zu Ehren gebrachte historische Schule empor, welche das Verdienst hat, jenes nachgewiesen und dem Satze Geltung verschafft zu haben, daß, wie der Mensch aus dem Kinde zum Erwachsenen reift, auch sein Rechtsleben, wenn es auf die Bezeichnung „naturgemäß“ wirklich Anspruch erheben will, sich bei Veränderungen der behutsamen Anknüpfung an das Bestehende nicht entschlagen darf. Die Verdienste der naturrechtlichen Schule liegen in ihrer Bedeutung nach der kritischen Seite hin; die Abschaffung der Folter und der Hexenprozesse darf wohl ihren Anhängern verdankt werden. Wo aber diese Schule darüber hinaus ging, nur Kritik an dem Bestehenden zu üben, und wo die praktischen Juristen von ihrem Einfluß angesteckt wurden, konnte eine gefährliche Rechtsunsicherheit nicht ausbleiben. Denn so viel philosophische Köpfe, so viel philosophische Systeme, und wenn schon bisher das Recht unzählige Streitfragen aufwies, weil viele gesetzliche Bestimmungen wegen mangelhafter Fassung verschiedne Auslegung fanden, und weil überhaupt, so lange Menschen Gesetze geben, wegen der Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen trotz der größten Fortschritte in der Gesetzgebungskunst solche zweifelhaften Rechtsfragen stets entstehen werden, so konnte das Naturrecht diesen Zustand gewiß nicht verbessern.

Friedrich dem Großen entging diese Rechtsunsicherheit nicht. Er legte sie lediglich der Schlechtigkeit des römischen Rechts mit seinem Kontroversenreichtum zur Last, und beschloß, in Wiederaufnahme früherer, teils von ihm selbst, teils schon von seinem Vater König Friedrich Wilhelm I., ja sogar schon durch den Großen Kurfürsten gehegter Pläne, für die auch der große Philosoph Leibniz schon eingetreten war, ein ganz neues, für jedermann verständliches Gesetzbuch in deutscher Sprache verfassen zu lassen, welches den gesamten Rechtsstoff enthalten und in den preußischen Landen an die Stelle des gemeinen

Rechts zu treten hätte. Die Arbeit wurde mehrfach unterbrochen, der Plan vielfach geändert, die Entwürfe wurden oft von neuem überarbeitet. Diese gesetzgeberische Thätigkeit richtete sich sowohl auf die Verbesserung des materiellen Rechtes selbst wie auf die Vervollkommung des prozessualischen Verfahrens und erlangte ein freies Arbeitsfeld, als durch ein kaiserliches Privilegium dem König von Preußen infolge des den zweiten schlesischen Krieg beendenden Dresdener Friedens am 31. Mai 1746 die vollständige Exemtion der durch die preußischen Landesgerichte gefällten Urteile von einer dagegen einzulegenden Appellation an das Reichskammergericht bewilligt worden war. Noch in demselben Jahre, am 31. Dezember 1746, erließ der König eine Verordnung, in welcher es hieß:

„Und weil die größte Verzögerung der Justiz aus dem ungewissen lateinischen römischen Rechte herrühret, welches nicht allein ohne Ordnung compilirt worden, sondern worin singulae leges pro et contra disputirt oder nach eines jeden Caprice limitiret oder extendiret werden; so befehlen Wir gedachtem Unserm Etatsminister von Cocceji, ein teutsches allgemeines Landrecht, welches sich bloß auf die Vernunft und Landesverfassungen gründet, zu verfertigen und zu Unserer Approbation vorzulegen, worüber Wir hiernächst aller Unserer Stände und Collegiorum, auch Universitäten Monita einholen und die besondern Statuta einer jeden Provinz besonders beidrucken lassen wollen, damit einmal ein gewisses Recht im Lande etablirt und die unzählige Edikte aufgehoben werden mögen."

(Schluß folgt.)



Ludwig Uhland und die altfranzösische Poesie.



An dem Feste der hundertjährigen Gedenkfeier der Geburt unsers großen vaterländischen Dichters Ludwig Uhland dürfte es nicht unwillkommen sein, wenn in den folgenden Zusammenstellungen der Versuch gemacht wird, Uhlands Bedeutung auch für die romanische, insbesondre die französische philologische Wissenschaft im Zusammenhange zu würdigen. Es wäre wenigstens ungerecht, wenn die jetzigen Vertreter dieser Wissenschaft den Ehrentag desjenigen Mannes vergäßen, dem ein Forscher wie Ferdinand Wolf noch im Jahre 1833, als Uhland längst nicht mehr romanistische Studien betrieb, schreiben konnte: „Fast auf jeder Seite habe ich Ihren trefflichen Aufsatz benutzt und angeführt, und er ist trotz der neuern Leistungen der Franzosen mein sicherster Führer, ja die ganze Grundlage meines Büchleins

geblieben," und den Männer wie Diez, Hertz, Michelant u. s. w. bis an seinen Tod mit dankbarer Anerkennung einen der ihrigen nannten. Aus diesem Grunde mögen auch die folgenden Zeilen als Gruß der Freunde unsrer Wissenschaft in den allgemeinen Jubelgruß Deutschlands mit einstimmen.

Zunächst wollen wir sehen, durch welche besondern Umstände Uhland auf dieses Studium hingewiesen wurde. Sein eignes Vaterland, Würtemberg, gehörte zum Rheinbunde, ein Name, unter welchem die gänzliche Abhängigkeit des südlichen Deutschlands von dem französischen Kaisertum maskirt wurde. Es war schon aus diesem Grunde sehr ratsam für jeden angehenden Beamten, die französische Sprache und sonstige französische Einrichtungen kennen zu lernen. Zeit und Muße dazu hatte Uhland genug. Als vierzehnjähriger Knabe war er an der Universität inskribirt worden, von Jus hörte er aber fast garnichts. Sein Hauptaugenmerk war auf die Kenntnis deutscher und fremder Literatur gerichtet, und in Professor Seybold fand er hierin einen geistvollen Berater und Führer. Besonders interessirte ihn die ältere Zeit unsrer Literatur, und gierig verschlang er die Hilfsmittel, welche ihm unter die Hände kamen. So lernte er das Waltarilied kennen, so den Saxo und damit die nordische Heldensage. So fand er jetzt auch weitere Nahrung in „Des Knaben Wunderhorn," welches 1805 erschien. Auch Herders Volkslieder wurden ihm bekannt, und wie dieser durch die vom Bischof Percy gesammelten und herausgegebenen altenglischen Lieder zu seinen Forschungen veranlaßt worden war, so wurde nun Uhland angetrieben, mit dem Französischen und Englischen, später mit Nordisch und Spanisch sich zu beschäftigen, um die alten Lieder im Urtexte lesen zu können. Alles dieses trieb er, außer dem Französischen, still für sich. Einen Beweis dafür, daß er diese Studien mit vollem Bewußtsein und mit einem bestimmten Zwecke pflegte, haben wir in einem Briefe von 1806 an Leo von Seckendorff: „Wir haben zwar einige Volksromane (obgleich wenige der bekannten ursprünglich deutsch sein mögen), ihre Anzahl ist aber so gering, daß die brauchbaren meist schon von Tieck und andern bearbeitet sind. Leider liegt zwischen uns und der Zeit, wo solche Mären im Gange waren, eine altkluge Periode, welche auf jene romantischen Kunden verachtend herabsah und sie der Vergessenheit überließ oder gar gewaltsam in dieselbe hineinstieß. Umso ernster sollte man in unsern Tagen daran denken, zu retten, was noch zu retten ist. Aber nicht bloß deutsche, auch die Kunden verwandter Völker, von den Rittern der Tafelrunde, des Grals Karls des Großen u. s. w., sowie die alten nordischen Sagen verdienen alle Aufmerksamkeit. Ein Geist des gotischen Rittertums hatte sich über die meisten Völker Europas ausgebreitet. . . . Auch mir ist es sehr wichtig, wenn ich solche Kunden zu Gesicht bekommen oder Andeutungen erhalten könnte, in welchen alten oder neuen Büchern derlei zu finden sind. . . ."

Wir sehen also, aus dem jugendlichen Schwärmer für alles Reckentum, für die mittelalterlichen Ritter und Nonnen, wie sie besonders bei Spieß und

Cramer, denen Uhland schon frühzeitig sehr zugethan war, sich breit machten, ist ein zielbewußter Forscher geworden, der die Existenz von alten Gedichten auch bei andern Völkern ahnt und gern derselben habhaft werden möchte. Hauptzweck blieb ihm dabei das deutsche Altertum, wenn man seine spätere Gesinnung auf die Jugend zurückbezieht, und dies erhellt auch aus einem Briefe Uhlands an Kölle in Paris, worin es heißt: „So wollte ich Sie beschwören beim heiligen Mutternamen Deutschland, gehen Sie, wenn Sie immer können, in die Bibliotheken von Paris, suchen Sie hervor, was da begraben liegt von den Schätzen altdeutscher Poesie. . . . Allein sehen Sie nicht ausschließend auf deutsche Altertümer, achten Sie auf die romantische Vorwelt Frankreichs. Ein Geist des Rittertums waltete über ganz Europa. Wo Sie in einem alten Buche eine schöne Kunde, Legende u. s. w. finden, lassen Sie die nicht verloren gehen, wir haben ja so großen Mangel an poetischen Stoffen." Wie eifrig mag Uhland Kölles Antwort gelesen haben, worin es zum Schlusse heißt: „Jede Entdeckung werde ich mit meinem Freunde teilen. Um Gottes Willen, kommen Sie nach dem Examen gleich hierher!"

Nebst Kölle war es besonders Varnhagen, den er um diese Zeit kennen lernte, und der seine Vorliebe für alte Sagen und Erzählungen teilte; eine herzliche Freundschaft verband ihn mit diesem und mit den Freunden aus älterer Zeit, die ihm auch teilweise mit einer Pariser Reise vorangingen, so Rosen, Eduard und Hermann Gmelin.

Er selbst hegte wohl damals schon denselben Plan, konnte ihn aber vorderhand nicht ausführen, weil er gerade jetzt mit den Arbeiten zu seinem Fakultätsexamen beschäftigt war. Es war dies im Jahre 1808. Inzwischen las er aber fleißig alles, was er in Tübingen selbst bekommen konnte. So wissen wir, daß er die deutsche Übersetzung der Noches de Invierno, eines spanischen Sammelwerkes in Prosa, worin die beliebtesten altfranzösischen Sagen in vielfach umgestalteter Fassung erzählt werden, kennen gelernt und sein Gedicht „Klein Roland" nach dieser Quelle gefertigt hat.

Dieses Buch muß ihn ganz besonders angezogen haben; die Anregung zu einem so reizenden Gedichte beweist es, und der weitere Umstand, daß er gerade in dieser Zeit einen größern Plan faßte. Er wollte, wie Jahn und Notter übereinstimmend bemerken, ein „Dekamerone altfranzösischer Erzählungen" liefern. Wir wissen nicht, ob die Ausführung gerade so gedacht war, wie in dem spätern Plane eines „Märchenbuches des Königs von Frankreich"; für diese Zeit aber, in welcher er die altfranzösischen Kunden noch nicht an den Originalen studirt hatte, können wir uns nur denken, daß die so verstümmelte Fassung der meisten mittelalterlichen Sagenstoffe in ihm den Gedanken wachgerufen habe, den Inhalt derselben in geklärter Form zu einer Art von Dekamerone zu vereinigen, mit irgendeinem frei ersonnenen Rahmen für das Ganze. Dem sei, wie ihm wolle, Thatsache ist, daß er nun immer inniger und konsequenter seinem Ziele zuging. Er konnte

es nicht mehr aus den Augen verlieren, und so trat er denn, nachdem er seine juristischen Examina glücklich überstanden hatte, am 6. Mai 1810 die lange ersehnte Reise nach Paris wirklich an. Kam doch zu seinen wissenschaftlichen und dichterischen Neigungen noch der praktische Grund hinzu, daß Würtemberg gar sehr mit der französischen Rechtspflege zu rechnen hatte, indem man allgemein darauf gefaßt war, den Code Napoléon auch in Würtemberg eingeführt zu sehen. Der Vater und die Familie glaubten auch, das Studium des letztern würde Uhlands Hauptsorge in Paris sein. Er aber hat außer den Cinq codes von d'Hernan und dem Kommentar über den Code civil von Maleville nicht viel Juristisches mit nach Hause gebracht.

Umso eifriger tummelte er sein Steckenpferd. Dem Museum und der Handschriftensammlung der Bibliothek galt sein erster Besuch, und dort verweilte er täglich, so lange es nur möglich war. „Um es in den zur Winterszeit ungeheizten, durch ein großes Kohlenbecken kaum erwärmten Räumen der kaiserlichen Bibliothek auszuhalten und nicht kostbare Zeit zu verlieren, schrieb er, bis die erstarrte rechte Hand wieder erwärmt und zur Arbeit tauglich wurde, mit der linken." Was er eigentlich arbeitete, berichtete er offenherzig nach Hause: „Ich gehe in der Regel um zehn Uhr in die Bibliothek; hier beschäftige ich mich mit deutschen und französischen alten Handschriften."

Durch Immanuel Bekker, den er hier kennen lernte und der uns eine köstliche Schilderung des damaligen Uhland hinterlassen hat, gewann er die richtige philologische Schulung und die Kenntnis des Provençalischen; Varnhagen, Chamisso und ein Franzose Jourdain, mit dem er Französisch las, waren ihm gleichgesinnte Freunde. Chamisso teilte ihm ältere französische Volkslieder mit, wie dies von der „Königstochter" erwiesen ist, und er selbst kaufte sich an der obern Seinebrücke Erzeugnisse der Bibliothèque bleue, z. B.: Les quatre fils Haymon u. s. w.

Auf der Bibliothek kamen ihm zunächst die Fabliaux in die Hand, welche er selbst „lieblich" nennt, aber nur als Vorschule zu den eigentlichen Epen betrachtet. Dann las er den großen Kodex 7535, in dem Girarz de Viane, Aimery de Narbonne u. s. w. enthalten sind, die Handschrift 7188 mit Berte aux granz piés und Girarz d'Amiens, die Handschrift 7498, die er „gleichfalls eingesehen hat," und 7182 mit einer zweiten Fassung der vier Haimonskinder, und 7183 mit dem Roman de Maugis, 7548 mit der Histoire des gestes de Galien li Restoré, 6776 mit Tristan, 6987 mit dem Roman de Rou.

Dies sind die Handschriften, die Uhland nachweislich studirt hat. Welchen unmittelbaren Eindruck sie auf ihn machten, zeigt ein ausführlicher Brief, den er am 19. Dezember 1810 an Fouqué schrieb: „Ich beschäftige mich hier mehr mit der Poesie der guten, alten Zeit als mit der eignen. Die altfranzösische Poesie ist herrlich, wenn man bis zu ihrem eigentlichen Kern vordringt. Dies gelang mir zu spät, um zu einiger Vollständigkeit zu gelangen. Ich hielt mich mit dem

minder wichtigen auf, weil mir das wichtigere unbekannt war, und noch dazu fielen die Ferien der Bibliothek in die Zeit meines hiesigen Aufenthaltes. Man muß sich durch die lieblichen Fabliaux nicht abhalten lassen, bis zur eigentlichen Heldenpoesie vorzudringen, die bald nur in einzelnen, aber mächtigen Kunden erscheint, bald sich zum wahren Epos gebildet hat und nach verschiednen Volksstämmen verfolgt werden muß. Ich habe eine Reihe normännischer Kunden zusammengebracht und bin jetzt mit den fränkischen von Karl dem Großen, seinen Pairs und seinen Geschlechtern, beschäftigt, die einen wahrhaft epischen Cyklus bilden, den ich nimmer ermessen kann, da ich nur noch kurze Zeit hier bleibe. Doch hoffe ich, daß meine Sammlung hinreichen werde, die Wichtigkeit der mittelalterlichen Poesie einleuchtend zu machen und vielleicht andre zu vollständigern Arbeiten anzuregen. Ich werde nach meiner Zurückkunft das Gesammelte zu übersetzen und zu bearbeiten suchen, letzteres hauptsächlich nur durch Entkleidung der Sage vom entstellenden Gewande."

In dieser Weise mit Arbeiten und Plänen beschäftigt, wozu man noch die Stelle seines Tagebuches unterm 1. November 1810 und seines Briefes an Fouqué vom 29. Oktober 1810 vergleichen kann, verfloß ihm die Zeit rasch und in der angenehmsten Weise. Einige Gedichte, wie „Die Königstochter," „Graf Richard ohne Furcht" und die „Jagd von Winchester," entstanden in Paris selbst, und zu andern trug er den Gedanken schon fertig im Kopfe. Sein Urlaub ging am 26. Januar 1811 zu Ende, zu seinem Leidwesen, da er sehr viele Arbeiten unvollendet lassen mußte. Am 14. Februar 1811 traf er wieder in Tübingen ein, um fortan im engern Vaterlande zu bleiben.

Was brachte Uhland von Paris mit nach Hause? 1. Eine Anzahl von Bruchstücken aus Handschriften, welche er selbst abgeschrieben hatte zur spätern Benutzung und Verwertung. Das letztere war ihm nur zum Teil gegönnt, indem er Bruchstücke aus Girarz de Viane übersetzte; das übrige wurde von andern dankbar benutzt, von J. Bekker, der Flore et Blancheflore nach Uhlands Abschrift 1840 herausgab und in seiner Ausgabe des Fierabras den Girarz de Viane fast vollständig mitteilte, und von Ad. v. Keller, der 1839 den Guillaume d'Angleterre übersetzte. 2. Den vollständigen Plan zu dem Aufsatze über das altfranzösische Epos. 3. Eigene Übersetzungen und dichterische Bearbeitungen altfranzösischer Stoffe.

Wir wollen zunächst den Aufsatz über das altfranzösische Epos betrachten und dann sehen, wie Uhland auch fernerhin der neu begründeten Wissenschaft treu blieb.

Nach der Rückkehr hatte Uhland zunächst keine Zeit, sich mit seinen geliebten Schätzen zu beschäftigen. Nur langsam arbeitete er an dem trefflichen „Versuche," wie er ihn nennt, den er mehrmals umschrieb. Als er endlich fertig war, wußte er nicht, wohin damit. Endlich wurde er von Fouqué in die neubegründete Zeitschrift „Die Musen" aufgenommen, wo er im dritten Quar-

tale des ersten Jahrganges erschien. Da die Zeitschrift in jenen so bewegten Zeiten nicht blühen konnte, so wurde sie bald in Makulatur umgewandelt, sodaß jene Originaldrucke höchst selten geworden sind. Jetzt ist der Aufsatz im vierten Bande der „Schriften" neu abgedruckt.

Wir besitzen noch ein Blatt von des Dichters Hand, worauf er sich wahrscheinlich die Disposition aufgezeichnet hatte. Er giebt darauf folgende Einteilung: „Die zwei Hauptbranchen der altfranzösischen Poesie sind: A) Der epische Gesang; B) die Erzählung. A. Epischer Nationalgesang: a) Konstituirung desselben: α) nach Stoff und Umfang, β) nach Geist der Darstellung, γ) nach Form und Vortrag; b) Geschichte desselben; c) Sonderung desselben von andern sich zum Epischen neigenden Gedichtkreisen, dem normännischen und bretonischen. B. Die Erzählung. Schlußbemerkung: Überwiegen des germanischen Elementes im epischen Gesange, des gallischen in der Erzählung."

An diese Disposition hat sich Uhland streng gehalten. Die erste Hauptunterscheidung war von ihm zuerst richtig erkannt worden, denn früher hatte man die Contes und Fabliaux, den Roman de la Rose und die abenteuerlichen Erzählungen von der Tafelrunde in einen Topf geworfen. Uhland gab zuerst die scharfe Unterscheidung zwischen gesungenen volksmäßigen Epen, die meist auf geschichtlicher Grundlage beruhen, und zwischen gesprochenen Erzählungen von größerm oder kleinerm Umfange, geschöpft aus der willkürlichsten Phantasie, zumal aber aus den heimischen Sagen der britischen Ureinwohner. Schön ist dann seine Meinung, daß für erstere wohl germanischer Einfluß anzunehmen sei, während in letztern der echte gallische Geist sich bewahrheite. Daß er hierbei die normännischen, lothringischen u. s. w. „Lokalgesten," die wir jetzt als kongeniale Epik zu betrachten gelehrt werden, ebenfalls streng absondern will, dürfen wir ihm, der zu genauen und vollständigen Studien keine Gelegenheit hatte, nicht zum Vorwurfe machen.

Uhland charakterisirt nun den Umfang der karolingischen Epen in allgemeinen Umrissen und dann den Zusammenhang derselben: „Der altertümliche Heldengeist, nicht so riesenhaft, wie in mehreren deutschen Heldenliedern, zuweilen schon der Galanterie zugeneigt und mit gebildeterem Rittertum versetzt, aber voll heroischer Freudigkeit; religiöser Nimbus; die durchgehende Charakteristik der bedeutendsten Helden: Karls ruhige, zuweilen starre, mehr leitende als selbstthätige Größe, des Herzog Naimes von Baiern bedächtiges Alter und weiser Rat, der achilleische Roland und seine innige Waffenbrüderschaft mit Olivier, Ganelons Falschheit und Tücke; endlich der Helden gemeinsamer Untergang und das vorahnende Hindeuten darauf in den meisten Gedichten, welche noch die frühern Abenteuer darstellen; in Hinsicht auf das Äußere aber die Gleichförmigkeit des Stils und bestimmte epische Versarten." Sodann bespricht er die Handschriften, welche er selbst eingesehen hatte. Besondre Vorliebe zeigt er für den Girarz de Viane und für die Haimonskinder, und dieses Urteil ist

noch heute stichhaltig. Ist es aber nicht echt dichterische und zugleich gelehrte Feinfühligkeit, wenn er in einem Rolandsliede, dessen Existenz er aus verschiednen Gründen vermutet (er selbst kannte nur den Roman de Roncevaux), die Seele der altfranzösischen Dichtung überhaupt vorausahnt? Ist es nicht ein Treffer ersten Ranges, wenn er vorausahnt, daß es auch ein eignes Gedicht über Karls des Großen Reise nach Jerusalem geben müsse, und daß der ihm vorliegende provençalische Fierabras auf ein nordfranzösisches Original zurückgehen müsse, was dann Diez im nähern bewiesen hat? Dem gegenüber ist nur ein kleiner Fehler zu verzeichnen, indem er Crestien de Troyes für den Verfasser des Rou hält.

Auch in den Versarten erkennt Uhland den Unterschied zwischen karolingischen und bretonischen Dichtungen. Erstere sind nur in Alexandrinern oder in fünffüßigen Jamben, letztere meist in vierfüßigen Schlagreimen geschrieben; da er für den Alexandriner und den Nibelungenvers denselben germanischen Ursprung annimmt, so ist ihm dies ein Beweis mehr für den germanischen Einfluß.

Sodann bespricht Uhland die stilistischen Eigentümlichkeiten, und es drängen sich ihm Vergleiche mit dem deutschen und griechischen Epos auf. Bedeutend und musterhaft sind seine Bemerkungen über die Vortragsweise, in denen er alles das aufs schönste darlegt, was zwanzig Jahren später P. Paris mit Berufung auf dieselben Beweisstellen festgestellt hat. Die Anmerkung des letztern: „C'est ce qui ne paraît pas encore avoir été remarqué“ ist also demgemäß zu Gunsten unsers deutschen Forschers zu berichtigen.

In dem folgenden Teile giebt Uhland eine kurze Entstehungsgeschichte der altfranzösischen Epen. Zunächst gab es kleinere Einzelsänge; „sie wuchsen im Laufe der Jahrhunderte zu immer größern Dichtungen an, welche zuletzt, und zwar, wie es scheint, vorzüglich im zwölften Jahrhundert von den Geistlichen, als den Unterrichtetsten der Zeit, zu den epischen Kompositionen vereinigt und erweitert wurden, welche auf unsre Zeit gekommen sind.“ An diesen Thatsachen, welche Uhland zuerst für das französische Epos festgestellt hat, läßt sich auch heute noch nicht rütteln, vielmehr bestätigt jede neue Entdeckung das von ihm Gesagte. Auch darin war er der erste, daß er die falsche Meinung, als wäre Turpins Chronik die Quelle der altfranzösischen Heldensage, energisch zurückwies. Er sagte richtig, daß Turpin nur ein einzelnes Glied in der Entwicklung des französischen Nationalepos sei, als dessen letzte Ausläufer die Prosaauflösungen der Bibliothèque bleue anzusehen sind. In der verständigsten Weise erklärt er auch das Vorkommen der zahlreichen mariages durch die Bearbeiter, welche eben meistens clercs waren.

Voll anregender Gedanken sind seine Worte über die Beziehungen zwischen der altfranzösischen und germanischen Epopöe: er deutet aber nur an, wie eine Untersuchung anzustellen wäre.

Gewissermaßen als Anhang folgen dann treffliche Bemerkungen über die bretonischen Artusromane, über die normänischen Sagen von Robert dem Teufel und seinem Sohne Richard Sanspeur. Am Schlusse verweist dann Uhland auf die demnächst folgenden Proben, eben jene Tiraden aus Girarz de Viane, die er selbst übersetzt hatte.

Die Aufnahme dieses Aufsatzes, der leider durch die Ungunst der Zeitverhältnisse nach außen hin nicht epochemachend wirkte, war günstig. In den „Erholungen," einer süddeutschen Zeitschrift, erschien eine ungemein warme Rezension. Man fing an die Existenz einer bis dahin völlig unbekannten Literaturblüte bei den Franzosen zu glauben, und als erst der Rassenhaß, welchen die langdauernden Kriege und die folgenden burschenschaftlichen Bewegungen genährt hatten, einigermaßen beruhigt war, begann man auch emsig weiter zu bauen in der Wissenschaft, die Uhland in der eigentlichsten Weise begründet hatte. Dankbar ist dies von Spätern anerkannt worden. Bedauerlich aber ist es, daß der Aufsatz in Frankreich so gut wie unbekannt blieb, und noch bedauerlicher, daß Léon Gautier in seinem 1865 erschienenen Werke: Les épopées françaises. Etude sur les origines et l'histoire de la littérature nationale wohl Immanuel Bekker erwähnt, aber nicht den noch frühern Uhland.

Wir haben nun noch für spätere Jahre zu verfolgen, wie Uhland seine Vorliebe für die altfranzösische Literatur bethätigte und welche Früchte wir ihr verdanken.

Als Uhland von Paris zurückkam, war er, wie gesagt, ganz erfüllt von den gewonnenen Kenntnissen. Aber seine juristische Thätigkeit ließ ihm nicht mehr so viel Zeit für das „Steckenpferd," als welches er, der ehrsame Anwalt und Abgeordnete in spe, seine Neigung betrachten mußte. Gar oft klagt er in Briefen an seine Freunde, daß er seine größern Pläne vollständig beiseite legen müsse. Wir haben schon das „Dekamerone altfranzösischer Erzählungen" aus dem Jahre 1808 erwähnt. Jetzt bei größerer Vertraulichkeit mit dem Gegenstande trat dieselbe Absicht mit neuer Lebendigkeit auf und gewann greifbare Umrisse. So schreibt Bekker aus Paris, daß er das zu hoffende Dekamerone mit unendlich größerer Freude erwarten würde, „als die Lieder, Balladen, Sonette, die du hier dem rollenden Jahre preisgegeben," und Uhland selbst spricht sich darüber aus in einem Briefe an Fouqué vom 20. November 1812: „Wenn es mir nicht an Zeit und Stimmung fehlte, würde ich eine Reihe altfranzösischer Dichtungen, teils handschriftliche, teils gedruckte, unter dem Titel: Märchenbuch des Königs von Frankreich übersetzen und bearbeiten. Bei einem Hoffeste, das der König von Frankreich veranstaltet, hat sich nach den Turnieren und andern rauschenden Vergnügen die Gesellschaft in einen Baumgarten verfügt. Aus allen Provinzen Frankreichs haben sich Ritter und Damen, Geistliche und Sänger versammelt. Der König bedenkt, wie er unter seinem Szepter so verschiedne Volksstämme und eben damit ein buntes Märchen-

reich der mannichfaltigsten Nationalmythen vereinige. Um sich dieses zur lebendigsten Anschauung zu bringen, fordert er die Anwesenden auf, Märchen zu erzählen, und zwar soll jeder eine seinem Stamme, seiner Heimat eigentümliche Kunde vortragen. So folgt nun eine Reihe fränkischer, normännischer, provençalischer, gascognischer und andrer Erzählungen und Romanzen, welche durch angemessene Gespräche untereinander verbunden sind. Ein Kaplan des Königs schreibt in der Folge alles zusammen in ein Buch nieder, das, mit Bildern ausgeschmückt, in der Schatzkammer des Königs zu Krone und Szepter niedergelegt und das »Märchenbuch des Königs von Frankreich« benannt wird."

Wie schade, daß dieser Gedanke unausgeführt blieb! Wie schön hätte Uhland die reizenden Episoden voll Kampfesmut und Liebesglut, voll fröhlicher Schlauheit und ritterlicher Treue in dem blinkenden Rahmen zu vereinigen gewußt! Er wäre ein zweiter, keuscherer Boccaccio für die Deutschen geworden. Vielleicht ist es nicht bloß ein Zufall, daß gerade in den Jahren 1811 und 1812 die meisten und schönsten seiner altfranzösischen Dichtungen entstanden, z. B. Roland Schildträger, König Karls Meerfahrt, Taillefer; und scheint es nicht, als ob die Idee zu einem Cyklus „Sängerliebe," welche er auch schon 1812 faßte, auf diesen größern Plan zurückzuführen sei? Sind Gedichte wie Don Massias, Kastellan von Coucy, Rudello, Durand und Dante nicht wie geschaffen, um an einem solchen Minnehofe, wie ihn Uhland sich dachte, vorgetragen zu werden im Kreise blühender Ritter und Jungfrauen? Das klingt doch nicht unwahrscheinlich, und er mag vielleicht gerade durch seine größere Absicht zum Lesen von Crescimbeni und Bouterwek veranlaßt worden sein. Genug, der Plan kam leider nicht zur Ausführung, ebensowenig wie der etwas spätere einer dramatischen Bearbeitung des Charlemagne à Jerusalem et à Constantinople, welcher ungefähr in das Jahr 1814 fällt.

Bei alledem bildeten für ihn die Beziehungen zum deutschen Volke und Schrifttume den Mittelpunkt. Das lehrt ein Brief an Weckherlin vom 27. Juli 1812: „Wenn ich mehr Muße und Gelegenheit hätte, so wäre meine liebste Beschäftigung das Verfolgen der germanischen Poesie einerseits in den Norden hinauf und bis in den Orient, anderseits durch die verschiednen, von germanischen Nationen eroberten und besetzten Länder. Im Mittelalter ist der Zusammenhang unverkennbar."

Es folgten hierauf für Uhland trübe Jahre, voll Ungewißheit und äußerer Sorgen. Bald brach der große Befreiungskrieg aus, da war an ein friedliches Studiren und Dichten nicht zu denken, zumal da Uhlands lebhaftes Wesen selbst in die politischen Wirren Würtembergs hineingerissen wurde. Fortan begegnen wir keinem größern Werke auf unserm besondern Gebiete. Er blieb nur immer auf dem Laufenden, und sein Interesse blieb stets ungeschwächt. Die Deutschen erkannten nun auch an, was er geleistet hatte, z. B. Diez, der im Jahre 1826 sein Werk über die „Poesie der Troubadours" an Uhland über-

sandte mit einer sehr herzlichen Anerkennung seiner wissenschaftlichen Bedeutung. In dem Antwortschreiben Uhlands an Diez vom 12. Mai 1827 heißt es: „So sehr ich Raynouards Leistungen dankbar anerkenne, so hat es mir doch patriotische Befriedigung geboten, zu erkennen, daß die Betrachtung des Gegenstandes durch die deutschen Werke an Tiefe, Schärfe und Übersicht gewonnen habe. . . . Sie erwähnen zweier altfranzösischen Gedichte, wovon ich einstens Nachricht gegeben. Von allen Quellen entfernt, habe ich die altfranzösischen Studien seither meistens liegen lassen."

Poetisches hatte er auch seit lange nicht mehr geleistet. Aber gerade Diezens Werk regte ihn wieder zu einer Ballade an, die von vielen die schönste der Uhlandschen Dichtungen überhaupt genannt wird: Bertran de Born.

Erst das Jahr 1830, wo Uhland als Professor an der Universität Tübingen zu wirken begann, zeigt wieder eine umfassende Thätigkeit des jetzt schon allgemein gefeierten Mannes auf dem Gebiete der altfranzösischen Literaturgeschichte, die inzwischen zu einer kräftig blühenden Wissenschaft herangewachsen war. Uhland las über „deutsche Poesie im Mittelalter," und nahm bei dem Abschnitte „Karolingisches Epos" sehr oft Gelegenheit, auf die altfranzösischen Originalwerke hinzuweisen. Er betonte jetzt besonders das Vorhandensein zweier Richtungen, nämlich der religiösen Epen, in denen Karl stets imposant erscheint und als Kämpfer für die Christenheit, und der weltlichen (jetzt würden wir „Vasallenlieder" sagen), in denen die mächtigen, trotzigen Vasallen die Hauptrolle spielen, während Karl sehr klein und sogar verächtlich erscheint.

Im Winterhalbjahre 1831/32 und im Sommer 1832 las Uhland über „die Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker," und so langdauernd und nachhaltig war die Richtigkeit der von ihm zuerst ausgesprochenen Anschauungen, daß er auch jetzt noch, nach zwanzig Jahren, dieselbe Einteilung des Stoffes, dieselben Gesichtspunkte und Folgerungen beibehalten konnte, die er in seinem Aufsatze in den „Musen" veröffentlicht hatte. Fürwahr, ein glänzendes Zeugnis für den Gelehrten einer Wissenschaft, die noch in den Kinderjahren stand und daher stündlichen Wandlungen ausgesetzt sein mußte!

Dasselbe können wir in einem Briefe des hochverdienten Ferdinand Wolf lesen, den er 1833 samt einem Exemplar seines Werkes: „Über die neuesten Leistungen der Franzosen" an den bewährten Altmeister sandte. Es heißt darin: „Fast auf jeder Seite habe ich Ihren trefflichen Aufsatz über diesen Gegenstand benutzt und angeführt, und er ist trotz der neuern Leistungen der Franzosen mein sicherster Führer, ja die Grundlage meines Büchleins geblieben," worauf Uhland unter anderm antwortet: „Mit Herzen blieb ich gleichwohl alter Sage und Liederdichtung treulich zugethan, und so habe ich auch alles, was Sie für dieses Feld teils in eignen Schriften, teils in Wiener Jahrbüchern und den „Altdeutschen Blättern" geleistet, zu meiner Belehrung und Freude mit regem Anteil verfolgt. Die jüngere Zeit war auch unserm gemeinsamen

Interesse für die altfranzösische Sagengeschichte überaus günstig. Durch die rüstige und einsichtsvolle Thätigkeit Michels und andrer öffnen sich die Quellen ergiebiger: und doch, wie vieles ist hier noch zu thun! Weitverzweigte Adern des karolingischen Epos sind kaum geschürft."

Es kann hier nicht der Ort sein, zu zeigen, was in und seit jenen Jahren von Deutschen und Franzosen in der altfranzösischen Forschung geleistet wurde. Aber wohl thut es, zu sehen, wie der schon greise Gelehrte seine Bemühungen dankbar anerkannt sah.

Wilhelm Hertz, der begabte Landsmann Uhlands und von ihm unterstützt, widmete seine Übersetzung des nun wieder erstandenen Rolandsliedes „dem Herrn Dr. Ludwig Uhland in dankbarer Verehrung," und wenige Tage vor seinem Tode wurde er noch von dem Franzosen Michelant durch die Widmung der „Haimonskinder" erfreut.

Uhland ist tot, und andre haben sein Werk in ungeahnter Ausdehnung fortgesetzt und teilweise vollendet. Mit Wärme aber müssen die jetzigen Meister romanischer Forschung des Bahnbrechers gedenken, der so viel zur Erschließung des gänzlich unbekannten Landes gethan hat.

Wir kommen nun zur Betrachtung dessen, was Uhland in seiner eignen Dichtung durch die Beschäftigung mit der altfranzösischen Poesie gewonnen hat. Diese Arbeit ist schön und lohnend; sind es doch Perlen der Poesie überhaupt, welche wir diesem Studium verdanken. Die Hauptmasse der hierher gehörigen Werke fällt in die Jahre 1810 bis 1814, als Vorläufer können wir ansehen „Klein Roland" vom Jahre 1808 und als herrliche Nachblüte Bertran de Born vom Jahre 1829.

Wir unterscheiden dreierlei: 1. Übersetzungen, 2. Bearbeitungen, 3. freie Erfindungen. Für sich stehen zwei dramatische Fragmente, die ganz oder teilweise aus dem Studium der altfranzösischen Poesie angeregt worden sind.

1. Übersetzungen: a) Die größte und wichtigste ist die von 36 Tiraden aus dem Roman de Viane, die Uhland gleich nach seiner Rückkehr von Paris anfertigte. Die fünf ersten Tiraden erschienen zuerst in Kerners Musenalmanach für 1812 unter dem Titel: Roland und Aude; noch in demselben Jahre wurden sie einer nochmaligen Durchsicht unterworfen und mit den übrigen einunddreißig in den „Musen" abgedruckt. Die Gedichtausgaben haben jedoch nie mehr als die ersten fünf gebracht, und die Gründe der Ausschließung des Restes sind wohl diese: sie erzählen in der weitschweifigen Weise des altfranzösischen Epos den Kampf zwischen Olivier und Roland auf einem Flußwerder vor der Stadt Viane, und wenn auch zahlreiche schöne Züge darin vorkommen, so nimmt doch im ganzen die Kampfschilderung den meisten Raum ein; es mochte Uhland bedenklich sein, die einförmigen Wiederholungen von Angriff und Verteidigung einem deutschen Publikum anzubieten, wogegen die anmutige Begegnung zwischen Roland und Alda samt den harmlosen Witzen, die dabei vor-

kommen, mehr anziehen konnte. Außerdem ist gerade dort ein Abschnitt gegeben, indem Uhland die zunächst folgenden Tiraden nicht übersetzt hat, sondern den Zwischenraum durch Prosaerzählung ausfüllt. Solche hat er auch vorausgeschickt und am Ende folgen lassen, um den Inhalt des Heldengedichtes kurz zu bezeichnen.

Die Übersetzung ist wörtlich, nur wenige Auslassungen hat sich Uhland gestattet, Erweiterungen garnicht. Das französische Original hatte den Reim, Uhland hat die Assonanz gewählt, wahrscheinlich um sich die Arbeit zu erleichtern, und weil er sich dachte, daß die älteren Fassungen sicherlich auch nur die Assonanz aufwiesen. Den fünffüßigen Jambus, sowie den „dreifüßigen Abfall jeder Tirade mit weiblicher Endung“ hat auch der Übersetzer beibehalten; er hielt sich sogar genau an die Abwechslung von stumpfen und klingenden Tiraden, die das Vorbild aufwies, und mit der möglichsten Genauigkeit an den Assonanzvokal.

Begleitet wird die Übersetzung von Fußnoten, in denen Uhland Vergleiche mit andern Epen, besonders den „Nibelungen,“ zieht. Sie beziehen sich entweder auf den Inhalt oder die Ausdrucksweise und sollen ein erster Anfang sein zu einer gründlicheren Parallele der germanischen, griechischen und romanischen Epen. Ebenso hat es ja Bekker mit seiner ungleich größern Belesenheit in den griechischen Epen gemacht in seiner Ausgabe des Fierabras.

b) Uhland hat ferner einige Stückchen aus dem Roman de Roncevaux, einer späten Fassung des Rolandsliedes, das er selbst nicht kannte, aber vorausahnte, übersetzt, aber niemals drucken lassen. Sie wurden von ihm rezitirt in den Vorlesungen über die „Sagengeschichte der romanischen und germanischen Völker“ im Jahre 1832 und waren nur dazu bestimmt, den Hörern einen Begriff von der Schönheit des Rolandsgedichtes zu geben. Sie mögen vielleicht die Überreste eines größern Planes sein, oder er mag sie nur zum augenblicklichen Gebrauche in seinem Kolleg angefertigt haben. Es sind zunächst vier Zeilen mit der Aufforderung Rolands, Olivier möge dreinhauen mit Durendal, er werde es thun mit Halteclere, dann dreißig Verse mit der Aufforderung an Roland, er möge doch ins Horn stoßen; dann wird der Tod Olliviers geschildert, dann Rolands Totenfeier bei Oliviers Leiche, dann die letzten Augenblicke Rolands.

c) Die Übersetzungen aus der normännischen Reimchronik von Wace, die eine behandelnd die bekannte Gespenstergeschichte von Richard Ohnefurcht, die andre ein lustiges Schwänkchen der Mönche von S. Ouain. Bekannt ist, daß eine der erstern verwandte Sage vom Junker Rechberger auch in Deutschland lebte, und daß Uhland diese in dem gleichnamigen Gedichte verarbeitet hat. Für beide, übrigens wortgetreue, Übersetzungen gilt, daß es Uhland vortrefflich gelungen ist, durch altertümliche Wendungen, durch den knappen, von Nebensätzen freien Stil dieselbe humorvolle Darstellungsweise zu geben, wie er sie in dem Originalschwanke so schön fand. Es sei noch bemerkt, daß Franz v. Gaudy in dem „Roman von

Rollo und den Herzogen der Normandie" (Glogau, 1835) eine Bearbeitung des ganzen Werkes gegeben hat. Der Vergleich fällt freilich zu Gunsten Uhlands aus.

d) „Legende" ist die Übersetzung einer Pergamenthandschrift der k. Bibliothek zu Paris (Msc. français 375, anci. 6987, Blatt 346b). Das Original hat einundneunzig, Uhland bloß sechzig Verse, da er die vielen Wiederholungen, Weitschweifigkeiten u. s. w. einfach wegläßt.

e) „Königstochter" ist die genaue Übersetzung eines Volksliedes, wahrscheinlich eines Flugblattes, welches Chamisso in Paris aufgestöbert hatte.

2. Bearbeitungen. Der Gesichtspunkt, welchen Uhland bei der Aneignung altfranzösischer Stoffe beobachtete, ist am besten ausgesprochen in einem Briefe an Fouqué vom 29. Oktober 1810: „Ich wünschte überhaupt, eine Sammlung von Übersetzungen und Bearbeitungen zusammenzubringen. Diejenigen Dichtungen nämlich, die mir in der Form, in der ich sie vorfinde, schon vollendet erscheinen, übersetze ich getreu, andre, die durch schlechte Einkleidung, besonders durch Weitschweifigkeit entstellt sind, suche ich zu bearbeiten. Denn hier scheint mir die Treue eben darin zu bestehen, daß die lebendige Sage von der schlechten Einkleidung befreit und ihr ein Gewand gegeben werde, in dem sie unentstellt erscheint."

a) Demgemäß hatte er also schon früher das reizende Gedicht „Klein Roland" nach einer Erzählung in den Noches de Invierno angefertigt. In unsrer Zeit ist es gelungen, auch die ältern Darstellungen dieser Sage in den Reali di Francia und in der Handschrift Venetus 13 zu entdecken.

b) Die „Jagd von Winchester." In seinem Tagebuche giebt Uhland ausdrücklich den Roman de Rou als seine Quelle an. Aber hier hat er nicht übersetzt, sondern nur redigirt. Daß durch den schweren Traum des Königs die ganze Ballade fatalistisch geworden sei, braucht durchaus nicht angenommen zu werden. Wahrscheinlich ist, daß er dieses Motiv aus des Ordericus Vitalis Historia ecclesiastica, der Quelle des Roman de Rou, genommen hat, denn zahlreiche Verweise in seinen eignen Anmerkungen in den „Schriften" beweisen, daß er sie wenigstens später genau kannte.

c) „Taillefer" ist ebenfalls durch die Anregung des umfangreichen Roman de Rou entstanden, dessen disjecta membra Uhland nur passend zu einem Gesamtbilde gestaltet hat. Dabei verfährt er umgekehrt, wie in der „Jagd von Winchester." Dort wurde unnachsichtlich gekürzt, hier wird mehr als die Hälfte der Strophen frei hinzugedichtet. Auch wird der Charakter des Helden wesentlich idealer gehalten und Taillefer, um seine Tüchtigkeit noch mehr leuchten zu lassen, zu einem niedrigen Knechte gemacht, während er in der Vorlage von Anfang an ritterbürtig war. Ist das nun der Standpunkt, den Uhland in dem oben erwähnten Briefe an Fouqué bei der Bearbeitung altfranzösischer Sagenstoffe einnehmen wollte? Sicherlich nicht für unser vorliegendes Gedicht, bei dem die Reinhaltung der Sage verschwindet vor Uhlands unzweifelhafter Vorliebe für die Figur

„Sängerheld" oder „Heldensänger." In „Taillefer," sowie in „Bertran de Born" steht, er dem Stoffe nicht als Sagenforscher, sondern als Dichter gegenüber, und dazu können wir uns nur beglückwünschen, denn beide Balladen sind längst als die schönsten Edelsteine in Uhlands Dichterkrone anerkannt.

d) „Bertran de Born" steht als späte Nachblüte vereinzelt da; es ist angeregt worden durch die Schilderung, welche Diez in seinem Werke über die „Poesie der Troubadours" von Bertran entwirft. Aber auch hier die gleiche Idealisirung wie bei „Taillefer." Aus dem trotzigen, fehdelustigen Vasallen wird ein edler Sängerheld, aus dem rücksichtslosen Parteigänger, der bei Dante in tiefer Hölle schmachten muß, ein treuer Waffenbruder, dessen edle Kunst des Sanges auch seine Widersacher bezwingt.

e) Wenn wir an dieser Stelle des Cyklus „Sängerlieder" gedenken, so ist uns wohl bekannt, daß dieser eigentlich nicht unmittelbar aus dem Studium der altfranzösischen Dichtungen hervorgegangen ist, ebensowenig wie die vorangehende Nummer. Aber die Stoffe sind verwandt und teilweise sogar in der altfranzösischen Epik vorhanden; es ist nicht unwahrscheinlich, daß er auch diese fünf schönen Romanzen in das „Märchenbuch" aufgenommen hätte, das in der Zeit der Turniere von ihm selbst gedacht worden ist. Strobl hat die Quellenforschung in befriedigender Weise begonnen, und Düntzer hat die Ergebnisse derselben zusammengefaßt. Unklar ist beiden Forschern die Quelle des Castellan von Coucy; da möchten wir nun die Frage aufwerfen, ob nicht auch hier Bouterweks „Geschichte der Poesie und Beredsamkeit" benutzt worden sei, sowie es für Don Massias und Dante angenommen wird. Dieser bringt nämlich die Geschichte des Castellans fast genau so, wie sie Uhland darstellt, und daß der letztere diese Darstellung kannte, erhellt daraus, daß er ihrer Erwähnung thut in den Anmerkungen zu dem Volksliede vom Brennenberger. Außerdem bleibt noch das dramatische Fragment: „Der Tod Coucy's" vom Maler Müller zu erwägen.

3. Eigne Dichtungen. Hierunter begreifen wir diejenigen Gedichte, deren Inhalt ganz des Dichters freie Erfindung ist, sodaß nur die handelnden Personen die Verbindung mit der altfranzösischen Sage herstellen. Hierher gehören nur zwei Gedichte.

a) „Roland Schildträger" wird von Uhland selbst in einem Briefe an Kaufmann als „freie Erfindung" bezeichnet, „hervorgegangen aus der Beschäftigung mit der Karolingischen Heldensage."

b) Wichtiger ist „König Karls Meerfahrt," in dem ebenfalls verschiedne Helden aus dem Kreise Karls des Großen redend eingeführt werden. Obwohl Uhland nichts darüber sagt, ist doch kein Zweifel, daß wir es hier mit einer eignen Erfindung zu thun haben, in der unser Dichter die bekannten Helden zur Illustration des alten Moralsatzes: „Reden hilft nichts, handeln muß man" verwertet hat. Die charakteristischen Worte, die er jedem Einzelnen in den

Mund legt, entsprechen nur teilweise der durch die altfranzösische Epopöe überlieferten Charakteristik, die meisten, insbesondre die weniger bekannten, hat Uhland nur nach allgemein menschlichen Kennzeichen charakterisirt, indem er den jungen Fant von seinem Liebchen, den steifen Höfling von Schicklichkeit sprechen läßt u. s. w. Wie viel lieber es ihm war, wenn er sich an die Überlieferung anlehnen konnte, erhellt am besten aus einem Briefe an Seckendorff vom Jahre 1807: „Wenn ich mich nach poetischem Stoffe umsehe, so geschieht es ganz vorzüglich darum, weil bloß idealistische Gestalten nicht so leicht vollkommene Objektivität erhalten, wie solche, die dem Dichter schon lebendig entgegentreten, aber ihr höheres Leben erst von ihm erwarten.“ In dieser Weise also gelang es ihm vortrefflich, Karls ruhige Größe von der nutzlosen Gesprächigkeit der andern zu unterscheiden, ohne daß er dabei den geschichtlich überlieferten Charakter der bedeutenderen verletzt hätte. Daß er gerade diese und nicht andre Ritter in die Zwölfzahl aufgenommen hat, obwohl es da doch noch berühmtere Namen gegeben hätte, ist vielleicht auf seine Kenntnis des Fierabas zurückzuführen, wo diese Reihenfolge einmal aufgeführt wird.

Es ist aber noch eine andre Frage zu besprechen: Woher nahm Uhland den Kern der Geschichte, den Zug Karls nach dem heiligen Grabe? Das betreffende altfranzösische Gedicht, welches von Franzisque Michel und später von Koschwitz so mustergiltig herausgegeben worden ist, war zur Zeit der Abfassung der vorliegenden Ballade (31. Januar 1812) noch nicht entdeckt. Dafür aber kannte Uhland den Volksroman von Galien li Restorés, dessen Anfang die Abenteuer der Kreuzfahrer in Konstantinopel zusammenfaßte. Auch kannte er, wie aus den Anmerkungen zu dem Aufsatz über das altfranzösische Epos hervorgeht, einen lateinischen Roman, der dieselbe Sage zum Gegenstande hat, und kurz zuvor war noch dieselbe Märe wieder aufgefrischt worden, indem Foncemagne, Wilken u. a. ernsthafte Untersuchungen über den fabelhaften Zug Karls veranstaltet hatten. Aus allen diesen Anregungen ist dann der Kern der Ballade entstanden.

Die Untersuchung über diesen Gegenstand wird dadurch noch interessanter, daß wir noch einen zweiten Plan darauf zurückführen müssen, nämlich den eines Dramas, von dem uns Keller die Bruchstücke abgedruckt hat. Keller vermutet, daß die Entstehung derselben ungefähr 1814 falle. Sie enthalten in unfertigen Knittelversen den Bericht des Herolds, welcher die Ereignisse bei der Ankunft Karls in Jerusalem erzählt, dann ein Wechselgespräch zwischen den Pairs, welche sich über die Pracht des Hauses wundern, dann ein Gespräch zwischen den Pairs und dem Schweinehirten des Kaisers Hug, der die Gäste in sein prachtvolles Besitztum einladet. Wir haben keine Andeutungen, wie Uhland den Plan ausgeführt hätte, doch giebt vielleicht der Inhalt des Romans von „Galien“ darüber Aufschluß, wie er ihn selbst gegeben hat in seinen Vorlesungen über germanische und romanische Sagengeschichte. Dann wäre freilich

kein einheitliches Drama daraus geworden, denn da wimmelt es von Schwänken und sonstigen Schnurrpfeifereien, während ein eigentlicher dramatischer Konflikt nur in der etwas anrüchigen Liebe Oliviers zu der schönen Königstochter, die er dann nur ungern verläßt, gegeben ist. Dieser Konflikt mußte entweder ernsthaft durchgeführt werden, und dann mußten jene Schwänke als unpassendes Beiwerk wegfallen, oder komisch, und dann wäre der keusche Uhland endlich an eine Grenze gestoßen, die er nicht hätte überschreiten können.

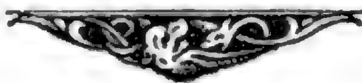
Es ist schon von Düntzer darauf hingewiesen worden, daß der „Schwabenstreich," den Uhland in der Ballade „Schwäbische Kunde" erzählt, ebenfalls nur als ein Überbleibsel dieses größern dramatischen Entwurfes zu betrachten ist. Vielleicht sollte bei der lustigen Hofhaltung, die Karl in Konstantinopel führt, auch der schwäbische Ritter, der hier Gerold heißt, auftreten und seinen Schwank erzählen, und es ist bezeichnend, daß der schon genannte Wilken, welcher in seiner „Geschichte der Kreuzzüge" auch den fabelhaften Zug Karls des Großen bespricht und Uhland bekannt war, dasselbe Abenteuer eines schwäbischen Ritters aus dem Heere Barbarossas erzählt. Das scheint, nebenbei gesagt, auch ein Beweis mehr zu sein, daß Wilken, wie auch Götzinger annimmt, und nicht Crusius Uhlands Quelle bei der „Schwäbischen Kunde" gewesen sei.

Schade bleibt es immerhin, daß auch dieses Unternehmen, wie so viele andre, unvollendet bleiben mußte. Der hochstrebende Geist Uhlands wollte sich mit dem einfachen Ruhme des Gelehrten und des Lyrikers nicht begnügen, er strebte nach dem höchsten poetischen Kranze, nach dem der Dramatik. Die letztere blieb ihm aber verschlossen. Er mochte die Stoffe suchen, wo er wollte (vgl. u. a. die bezeichnende Nachschrift eines Jugendbriefes an Kölle in Paris: „Sind Ihnen sonst keine Bücher bekannt, worin alte romantische Sagen, ein poetische Vorwelt für dramatische Bearbeitung vorliegen?"), sie konnten in seinen Händen keine recht lebensvolle Form gewinnen. Es ist eben nicht jeder ein Universalmensch wie Goethe.

Im Anschlusse an das genannte Bruchstück einer Uhlandschen Komödie ist noch als letzte Spur seiner Beschäftigung mit der altfranzösischen Poesie das dramatische Stückchen „Normännischer Brauch" zu erwähnen, weil die Einleitung dazu ebenfalls auf ein altfranzösisches fabliau zurückgeht, das er aus Méon: Nouveau recueil de fabliaux (Paris 1823) kannte und in seinen Schriften zitirt:

Usages est en Normandie
Que qui hebergiez est qu'il die
Fable ou chançon die à l'ost. . . .

Reichenberg. Ferdinand Ginzel.



Die Sorge für die Stellung der evangelischen Kirche in Preußen.



Wie in der vorigen Sitzungsperiode zuerst und neuerdings wieder in veränderter Form im preußischen Herrenhause gestellten Anträge, welche auf eine größere Selbständigkeit und eine bessere Dotirung der evangelischen Kirche Preußens abzielen, haben, namentlich auch mit Rücksicht auf die dem Abschluß nahe Regelung des Verhältnisses zwischen dem preußischen Staate und der katholischen Kirche, bei vielen, welche es mit der evangelischen Sache gut meinen, lebhaften Anklang gefunden, aber vielleicht ebenso viele und nicht bloß Mitglieder des Protestantenvereins, sondern gleichfalls gute evangelische Christen zum Widerspruch gereizt. Ich will hier nicht auf den materiellen Inhalt der Anträge und deren Begründung eingehen, obwohl auch in dieser Richtung mancherlei zu fragen wäre, z. B. ob es wirklich im Interesse der evangelischen Kirche liegen könne, ihre Verbindung mit dem Staate, mit welchem verbunden sie seit vierthalbhundert Jahren lebt, aufzuheben; ob es ferner wirklich wahr sei, daß bei der Reformation der Staat die Kirchengüter meist kirchlichen Zwecken entfremdet habe, oder ob diese nicht nur meistens wie früher zu Zwecken verwandt werden, welche man im Mittelalter zum Gebiete kirchlicher Thätigkeit rechnete u. a. m. Ich will, wie gesagt, alle materiellen Fragen beiseite setzen und nur eine formelle aufwerfen, welche von entscheidender Bedeutung ist, nämlich die: Wo ist denn die evangelische Kirche, für welche man sorgen will?

Ich habe bereits angedeutet, daß sich der Protestantismus nur unter Anlehnung an die weltliche Macht entwickelt hat, und darin liegt ein sehr wesentliches Moment, indem es dadurch möglich wurde, an Stelle der alle Nationalität vernichtenden katholischen Kirche eine Kirche mit nationaler Gestaltung zu setzen. Eines solchen Glückes wurden alle germanischen Staaten teilhaftig, außer Deutschland, welches damals nicht das Glück hatte, einen Mann an seiner Spitze zu haben, der Verständnis für die neue Bewegung der Geister hatte, und welches damals nicht in seinem Interesse, sondern in dem der spanischen Weltmonarchie regiert wurde. Abgesehen von der großen Spaltung Deutschlands in Katholiken und Protestanten erreichten wir es dann, daß auch der Protestantismus sich nicht einheitlich, sondern nur in unmittelbarer Anlehnung an die einzelnen Staatsgewalten entwickeln konnte. Der aus dem damaligen Privatrechte des Landesherrn an seinem Lande abgeleitete, uns heute, unter ganz ver-

änderten Verhältnissen, so schwer verständliche Grundsatz, daß der Landesherr die Religion der Unterthanen zu bestimmen habe (cujus regio, ejus religio), war für das sechzehnte Jahrhundert ein bedeutender Fortschritt auf dem Wege der Entwicklung der Religionsfreiheit; denn wenn er auch die Möglichkeit zur gewaltsamen Gegenreformation wie in den österreichischen Landen, im Fuldaischen u. s. w. gab oder noch später die Austreibung der Salzburger Protestanten gestattete, so gab er doch auch anderseits einen Rechtstitel für die Erhaltung des Protestantismus in den Gebieten, welche einen protestantisch gesinnten Landesherrn (Fürsten oder Rat der Stadt) hatten. Da nun aber Deutschland damals in einige hundert selbständige Gebiete (Staaten kann man die meisten derselben nicht nennen) zerfiel, so entwickelte sich auch der Protestantismus in der buntscheckigsten Weise, je nachdem dem einen Landesherrn die Lehre Luthers, dem andern die Zwinglis oder Calvins mehr zusagte oder je nachdem er eine vermittelnde Stellung einnahm und seine Hoftheologen diese Ansicht weiter entwickelten. Von einer Vertiefung der religiösen Anschauung im Volke konnte aber bei einer solchen Kommandirung derselben umso weniger die Rede sein, als die Ansichten des Landesherrn sich öfters änderten, wie z. B. in der Pfalz; wohl aber konnte ein Fanatismus der einzelnen Glaubensbekenntnisse, welche ja alle ihre Selbständigkeit wahren mußten, und anderseits eine dogmatische Erstarrung dieser einzelnen Landeskirchen, vielfach ergänzt durch immer größer werdende Gleichgiltigkeit der Bevölkerung gegen das Dogma überhaupt, zur vollsten Entwicklung kommen. Dieser Fanatismus hat im Laufe des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts manches ganz evangelisch gewordene Gebiet den Katholizismus überliefert, die Reformirung mancher Länder verhindert, weil die, welche hätten helfen können, es nicht über sich brachten, eine Reformation zu unterstützen, die sich auf ein von dem ihren abweichendes Bekenntnis gründete, wir sehen unaufhörlich das, was 1529 zwischen Zwingli und Luther vorging, sich wiederholen, wie von der einen Seite die Bruderhand geboten, von der andern zurückgestoßen wird, obwohl Luther doch selbst auf seinem Totenbett das entgegengesetzte Verfahren anempfohlen hatte. Dieser Fanatismus dauert aber bis zur Stunde fort, es mag als Beispiel dafür die Abschließung der hannoverschen und schleswig-holsteinischen lutherischen „Landeskirchen" gelten gegenüber den Lutheranern andrer Länder, von der wir in den letzten Jahren oft genug Beispiele bei Gelegenheit der Nichtbestätigung auf auswärtige Geistliche gefallener Wahlen erlebten, es mag als ein weiteres Beispiel darauf hingewiesen werden, daß wir es noch nicht einmal zu einem allgemeinen Kirchengesangbuche gebracht haben, endlich auch darauf, daß es bis jetzt nicht gelungen ist, einen gemeinschaftlichen Bußtag für die protestantische Kirche Deutschlands einzuführen, und damit den Unfug abzuschneiden, zu dem die verschiednen Bußtage in Nachbarstädten (man denke an Leipzig und Halle, Leipzig und Altenburg) alljährlich führen. Es mag ja sein,

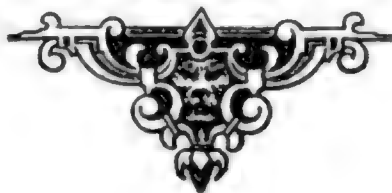
daß die verschiednen Konfessionen verschiedne Gesangbücher brauchen, daß aber innerhalb eines konfessionellen Gebietes eine Einigung über das Gesangbuch unmöglich sei, sollte man für schier undenkbar halten, und doch hat uns wiederum Hannover vor wenigen Jahren ein Beispiel dazu geliefert, wo man, statt ein einziges neues Gesangbuch einzuführen, nichts weiter fertig brachte als den neunzehn in Gebrauch befindlichen Gesangbüchern ein zwanzigstes hinzuzufügen. Es gab einmal eine Zeit, da hoffte man eine gemeinsame protestantische Kirche wenigstens der einzelnen deutschen Staaten ins Leben zu rufen, es war das die Zeit, als aus dem Schlafe des Rationalismus, der übrigens durch Abschleifen der äußersten konfessionellen Gegensätze auch eine Kulturaufgabe gelöst hat, ein neues kirchliches Leben erwachte; damals versuchte man aller Orten in Anknüpfung an das Reformationsjubiläum von 1817 eine Vereinigung der evangelischen Glaubensgenossen durchzuführen, in einzelnen Ländern, z. B. Nassau, brachte man es bis zur Bekenntnisunion, ein noch höheres Ziel erstrebte man in Preußen, indem man dort den Unterschied der evangelischen Bekenntnisse als etwas unerhebliches erklärte, jedem Gemeindegliede überließ, was es davon annehmen wollte, aber alle evangelischen Christen in der Gemeinschaft des Altars, der Kirchengüter und des Kirchenregiments vereinigte. Aber dies schöne Werk kam ins Stocken; mit dem kirchlichen Leben erwachte auch der Fanatismus der einzelnen Religionsparteien wieder, und indem man stellenweise mit den Namen der Reformatoren Götzendienst trieb, ging man gegen die Union vor; es gehörte längst zur Mode, die besondre Konfession hervorzuheben, der man, wenn auch innerhalb der Union, angehöre, es wurde garnicht der Versuch gemacht, die 1866 einverleibten Länder dem preußischen Oberkirchenrat zu unterstellen, im Gegenteil wurde allerseits in diesen Ländern als höchste Gunst erbeten, daß nur nicht die verhaßte Union eingeführt werde; erklärte diese doch die Unterschiede der einzelnen evangelischen Bekenntnisse für unwesentlich, während die Größen der einzelnen Partikularkirchen gerade auf diesen Unterschieden beruhten. Leider fanden diese partikularistischen Bestrebungen die lebhafteste Unterstützung an der Partei, aus deren Mitte jetzt die Anträge auf größere Selbständigkeit der evangelischen Kirche abzielen, und deren Beruf zur Vertretung der evangelischen Kirche schon aus diesem Grunde höchst fragwürdig erscheint.

Eine evangelische Kirche in Preußen giebt es garnicht, es würde also alles, was jetzt geschehen kann, entweder nur einem größern oder geringern Bruchteil der preußischen Protestanten zu Gute kommen, oder aber, wenn man für alle einzelnen Kirchengemeinschaften etwas thun wollte, deren Trennung nur noch dauerhafter machen.

Mit alledem entrolle ich allerdings ein düsteres Bild des deutschen und insbesondre des preußischen Protestantismus; aber es geht mir dabei, wie dem Juden Boccaccios, der, bevor er sich taufen ließ, nach Rom ging, um das Christentum an der Quelle kennen zu lernen, und dann das Christentum für

die wahre Religion erklärte, da es alles das aushalte, was ihm in Rom geboten werde, ohne darüber zu Grunde zu gehen. So finde auch ich im Protestantismus einen wahren göttlichen Kern, da er trotz der geschilderten Zustände, welche ihm manche edle Seele entfremdet haben, trotz alles dieses Wütens gegen das eigne Fleisch immer noch besteht und gegenüber allen feindlichen Angriffen von außen her doch eher wächst als abnimmt. Aber trotzdem ist es hohe Zeit, daß einmal etwas im Interesse der evangelischen Kirche geschehe, und dazu können die Antragsteller des Herrenhauses und ihre Partei das meiste beitragen. Es heißt vor allem wieder den obersten Grundsatz der preußischen Union zu Ehren bringen, welche mehr Wert auf das legt, was die evangelischen Christen vereinigt, als auf das, was sie trennt, weniger die Glaubensbekenntnisse des sechzehnten Jahrhunderts als die allgemeinen christlichen Glaubensbekenntnisse betont, die Bekenntnisse des sechzehnten Jahrhunderts nur als Eigenheit verschiedner theologischer Schulen und verschiedner Stufen christlicher Erkenntnis, nicht aber als Grund kirchlicher Trennung anerkennt. Auf diesem Wege können tausende von Herzen, welche der jetzige unerquickliche Dogmenstreit abstößt, der evangelischen Kirche wiedergewonnen, dieser selbst neues frisches Leben eingeflößt werden. Ist dann die preußische Union in sich selbst wieder erstarkt, dann müssen vor allem die einzelnen Kirchen der später erworbenen Landesteile mit ihr vereinigt werden, und der so innerlich erstarkten Kirche werden dann ganz von selbst auch die äußern Mittel nicht fehlen. Bei der jetzigen Zerrissenheit helfen alle Neuordnungen der Kirchenverfassungen, alle großen und kleinen Synoden nichts, und es wird auch nichts helfen, wenn man die Gewalt der Kirchenbehörden vermehrt. Wenn sich irgendwo der Satz: Mein Reich ist nicht von dieser Welt, bewährt, so ist es das hier besprochene Gebiet.

Also, man schaffe uns erst eine evangelische Kirche, hernach sehe man, wie man sie ausstatten will. —d.





Jugenderinnerungen.

Von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

9.

ein älterer Bruder verweilte bereits zwei Jahre auf dem Gymnasium. Er hatte bisher mit den beiden Söhnen einer befreundeten Familie, die ein schönes Haus am Marktplatze besaß, ein nach dem Hofraume hinaus gelegenes Zimme rgeteilt. Für mehr als drei Personen war leider nicht Raum in diesem Zimmer. Es mußte deshalb, da wir Brüder doch zusammenbleiben sollten, anderswo ein passendes Unterkommen für uns gesucht werden. Ein solches fand sich bei einem Universitätsfreunde des Vaters, dem Advokaten Seidemann, welcher ein eignes Haus allein mit seiner Familie in der Bautzener Gasse bewohnte. Ein Giebelzimmer nach vorn bot genügenden Raum für drei Personen, denn der Sohn des Hauses, einige Jahre älter als wir Brüder, sollte unser Stubenkamerad, Mentor und Vorbild sein. Es war ein stiller, ungewöhnlich fleißiger junger Mensch, der jedem zum Muster dienen konnte. Er hatte sich bereits bis Oberprima hinaufgearbeitet und wollte nächste Ostern die Universität beziehen.

Am Sonntage nach Ostern 1822 schlug für mich die Abschiedsstunde aus dem Vaterhause. Ich verließ es, als eben die Sonne zur Rüste ging und goldiger Duft sich um die waldigen Höhen legte, auf denen ich so oft glückliche Stunden verlebt hatte. Die Eltern gaben mir das Geleite bis auf die sogenannte Anhöhe, eine kleine Erhebung auf dem pfarrherrlichen Ackergelände, von der man das weit ausgedehnte Grenzgebirge bis an die fernen Ausläufer des Riesengebirges erblickte. Mir schwamm es vor den Augen, als ich bei

nochmaligem Rückblick Dorf, Thal und Wald in abendlichem Dämmer verschwinden sah, und es ergriff mich ein unbeschreibliches Gefühl tiefer Wehmut, das sich beim Betreten der Stadt bis zur Angst steigerte.

Der nächste Morgen sollte den Schleier heben, der meinen Augen die Geheimnisse des Lebens in der Schule noch verhüllte.

Das alte Gymnasium — es hat seit Erbauung des großartigen Johanneums eine andre Bestimmung erhalten — lag der erst in den vierziger Jahren neu ausgebauten St. Johanniskirche gegenüber, welche nebst einem großen Teile Zittaus durch die Beschießung im Jahre 1757 halb zerstört worden war. Ein geräumiger gepflasterter Platz, der ehemalige St. Johanniskirchhof, schied Kirche und Gymnasium und diente den Schülern an gewissen Tagen in der Woche gegen Abend zum Spielplatze. Auf der Westseite stieß das Gymnasium an die „alte Apotheke,“ ein umfangreiches, im Innern finsteres Gebäude, in dem unser Kantor wohnte. Hier wurden auch die Singübungen des Chores abgehalten, an denen sich jeder Gymnasiast beteiligen konnte, den Gott mit leidlicher Stimme gesegnet hatte. Die Außenwände dieses alten Gebäudes auf der Kirchhofsseite waren mit vielen verschnörkelten Leichensteinen bekleidet, denn eine Anzahl begüterter Geschlechter der Stadt hatte früher hier Erbbegräbnisse besessen.

Ein Schulgebäude konnte kaum besser gelegen sein, denn aller Handelsverkehr der Stadt blieb dieser Gegend fern, mit Ausschluß der verschiednen Jahrmärkte, wo die fremden Schuhmacher rund um die Kirche ihre Buden aufschlugen. Dann aber machte die Schule Ferien.

In diesem weitgestreckten Hause lag Tertia eine Treppe hoch. Die Fenster der geräumigen Klasse hatten die Aussicht auf den Kirchhof. In Begleitung meines hier bereits heimischen Bruders erstieg ich die breite Sandsteintreppe, um in einem mit roten Ziegelsteinen gepflasterten Vorsaale den Lehrer zu erwarten, der mir meinen Platz in der Klasse anweisen sollte. Zu mir gesellte sich noch ein Knabe, der ebenfalls in die Tertia eingereiht werden sollte, der Sohn eines ehrbaren Kürschners, der auch mein Schulnachbar wurde.

Nach einigem Warten erschien der „Collega V,“ Herr Rätze, ein beleibter Herr mit weichen, schlaffen Hängebacken, an dem mir zumeist die auffallend starken, prallen Waden auffielen, die blendend weiße Strümpfe bedeckten. Denn nach damaliger Sitte trugen noch viele Herren, welche der wechselnden Mode nicht huldigten, kurze Beinkleider mit kleinen, silbernen Knieschnallen.

Freundlich begrüßte er uns und betrachtete uns lange mit seinen hellen, ungewöhnlich gutmütigen Augen, ohne uns mit Fragen zu überhäufen. Unsre Namen waren ihm bekannt. Er sah nach der Uhr, sagte dann mit seiner eigentümlich weichen Stimme zu mir: Du, Willkomm, bist der vorletzte, und zu meinem Gefährten: Du machst den Schluß, öffnete die Thür und schob uns ins Zimmer.

Eine Anzahl Knaben, von denen man ihrer Größe wegen einige für Erwachsene hätte halten können, eilten geräuschvoll nach ihren Plätzen, wobei es ohne Stoßen und absichtlichem Drängen nicht abging. Der Lehrer betrat das Katheder, indem er laut eine Nummer rief und zugleich die Melodie eines Chorales anstimmte, in welche die ganze Klasse einstimmte oder vielmehr einstimmen sollte. Ich hatte inzwischen am untern Ende der dritten Bank Platz genommen und in dem kleinen Liederbuche, dessen Herausgeber unser Lehrer war, die genannte Nummer aufgeschlagen, als ich diesen selbst plötzlich das Katheder verlassen und auf einen vor mir sitzenden Knaben zustürzen sah, der sich noch mit seiner Büchermappe zu schaffen machte. Diesem versetzte der Herr „Collega V" ein paar Maulschellen, ohne sich selbst im Singen zu unterbrechen, worauf er sich höchst gelassen wieder auf das Katheder zurückzog. Der Geschlagene aber fiel mit überlauter Stimme in den Gesang ein, indem er sein Buch dicht vor's Gesicht hielt, um Herrn Rätze das spöttische Lächeln nicht sehen zu lassen, dessen er sich nicht zu enthalten vermochte.

Als Vorbereitung zur Religionsstunde, die sich dem Gesange anschloß, mutete mich diese Bestrafung eines Unachtsamen sonderbar an. Ich mußte mir sagen, daß man bei diesem Lehrer sehr leicht zu Schlägen kommen konnte, selbst wenn man sie nicht verdient hatte, und ich nahm mir vor, dem, wie es den Anschein hatte, sehr heftigen Manne keine Veranlassung dazu zu geben. Nach wenigen Tagen aber hatte ich bereits die Erfahrung gemacht, daß der von Charakter höchst brave und gutmütige Mann bei seinem „Klapsen," wie er es nannte, sich garnichts dachte. Seine grundgütige Natur und sein weiches Gemüt gestatteten ihm keine strenge Kommandoführung, was ein völliges Entgleiten der Zügel zur Folge hatte bei einer Schar von Knaben, die größtenteils in das Alter der Flegeljahre getreten waren. Leider muß ich bekennen, daß die meisten meiner Mitschüler die Schwäche des vortrefflichen Herrn, der es wirklich mit allen herzlich gut meinte, mißbrauchten und dadurch den Unterricht in der bedenklichsten Weise störten. Seine Angewöhnung, jede Ausschreitung der Schüler mit schwapsenden Ohrfeigen zu bestrafen, war für die Leichtsinnigsten in der Klasse eine willkommene Veranlassung, den Unterricht in jeder Stunde mutwillig zu stören. Um das Vergnügen zu haben, den starken Mann sich recht oft ereifern und bei seiner Körperbeschaffenheit sich zwischen den Bänken so festklemmen zu sehen, daß er zum Gaudium der ganzen Klasse weder vor- noch rückwärts konnte, trieb sie zu allerhand Streichen an. Die kleine, butterweiche Hand des guten Herrn, der sich recht oft über seine zuchtlose Herde ärgern mochte, that niemand weh; es unterhielt nur und vergnügte die Mehrzahl, den Leichterregten seine Klapse austeilen zu sehen. Freilich ging der Nutzen des Unterrichts dabei stark in die Brüche, und unsre Fortschritte in den Fächern, welche dieser stets schlagfertige Herr uns vorzutragen hatte, waren nicht sehr groß.

Neben diesem Manne, dem übrigens alle Schüler trotz ihrer Neckereien und Ungezogenheiten von Herzen zugethan waren, unterrichteten in Tertia noch der Kantor und ein „Kollaborator.“ Letzterer war ein Sohn des Konrektors, galt für einen exzentrischen Charakter, war aufbrausenden Temperaments und geriet leicht in Zorn. Die Furcht, ihn zu reizen, machte in seinen Stunden auch die Leichtfertigen, die Uebermütigen still, weshalb auch lautlose Ruhe herrschte, sobald er die Klasse betrat. Uebrigens blieb er der Schule nicht lange treu, da Gesundheitsrücksichten ihn nötigten, sich ins Privatleben zurückzuziehen. Erst nach langen Jahren begegnete ich ihm unerwartet wieder und zwar als körperlich und geistig völlig gebrochenem Manne.

Der eben geschilderte Auftritt bei Beginn der Religionsstunde war nicht geeignet, mir den Eintritt in die Schule zu erleichtern. War es mir schon schwer, das gewohnte Leben daheim mit einer ganz andern Umgebung zu vertauschen, so fand ich noch viel weniger Gefallen an meinen Mitschülern, von denen mir kein einziger freundlich entgegenkam. Von Natur Fremden und Unbekannten gegenüber schüchtern, hielt ich mich etwas zurück, bemerkte aber sehr bald an dem heimlichen Flüstern der ältern und an ihren spöttischen Mienen, daß ihnen irgend etwas an mir auffällig erscheinen mochte. Was das sein könnte, blieb mir verborgen, obwohl ich eine scharfe Selbstmusterung mit mir vornahm. Meine Kleidung war allerdings nicht ganz modern, doch trugen meine Mitschüler weder feinere noch eleganter zugeschnittene Röcke. Das Geflüster und Heimlichthun mußte demnach einen andern Grund haben. Bald sollte ich erfahren, was der ganzen Klasse an mir so auffällig war. Ich ward nämlich eines Morgens beim Betreten der Klasse von allen Anwesenden mit dem eigentümlich klingenden Gezwitscher eines Vogels begrüßt, welcher in der Volkssprache Rotwistlich genannt wird. Dieser niedliche Vogel zeichnet sich vor andern durch die braunrote Farbe seines Köpfchens aus. Das also war des Pudels Kern! Weil mir die Natur rötliches oder richtiger goldblondes Haar verliehen hatte und ich der Einzige auf dem ganzen Gymnasium war, der sich durch diese echt deutsche Haarfarbe von allen andern unterschied, beehrten mich meine Mitschüler durch ein Konzert, das mir bei täglicher Wiederholung doch unbequem wurde.

Anfangs setzte ich der Neckerei, obwohl sie mich verdroß, Gleichmut entgegen. Das genügte aber meinen liebenswürdigen Mitschülern nicht. Sie wollten Spaß, Unterhaltung haben, und dazu bedurfte es einer heftigen Aufreizung, die mich zornig machte. Nun fanden sich alsbald einige boshafte Gesellen, die mir hart auf den Leib rückten und mich, während alle übrigen das erwähnte Gezwitscher hören ließen, an den Haaren zupften. Das wirkte. Mein cholerisches Temperament ließ mich heftig aufbrausen. Mit wohlgezielten Faustschlägen trieb ich die frechen Antreiber zurück oder schlug sie zu Boden, denn im Hause und auf dem Felde an schwere körperliche Arbeit gewöhnt, besaß ich eine ziem-

liche Muskelkraft und nahm es wohl mit drei bis vier städtisch erzogenen Knaben auf. Leider aber kamen den zurückgeschlagenen sofort andre zu Hilfe, es entstand eine allgemeine Katzbalgerei, die gegen mich, den Einzelnen, gerichtet war, und so mußte ich unterliegen.

Szenen solcher Art wiederholten sich Tag für Tag, wenn ich es nicht vorzog, in den Pausen zwischen den Stunden das Freie zu suchen, was sich nicht immer thun ließ. Ich befand mich demnach in einer übeln Lage, die mir das Leben in der Schule selbst gründlich verleidete. Dem Abhilfe zu schaffen, wollte sich mir kein zweckdienliches Mittel darbieten. Gegen meine Quäler bei den Lehrern klagbar zu werden, widerstand mir. Es sah dies feig aus und würde mir sicherlich alle Schüler, auch die besser gearteten, die sich gleichgiltig verhielten, zu Feinden gemacht haben. So übte ich mich denn im Dulden und in „passivem Widerstande," schlug mich zuweilen, wenn es meine nichtsnutzigen Quälgeister gar zu arg trieben, und vermaledeite im Stillen die Stunde, die mich in diese Gesellschaft gebracht hatte.

Glücklicherweise pflegen Knaben im Alter der Flegeljahre bei ihren Belustigungen selten große Ausdauer zu entwickeln. Ihr Bedürfnis, sich an mir zu reiben und mich zu heftigen Zornesausbrüchen zu reizen, entsprang dem angebornen Drange nach zerstreuendem Zeitvertreib. Mit dem Reiz der Neuheit verlor sich auch die Lust dazu, besonders, als sie gewahrten, daß ich mich möglichst fern von ihnen hielt und mich wohl hütete, mit irgend einem von ihnen in ein freundschaftliches Verhältnis zu treten. Ich fühlte mich von allen gleich tief verletzt und verachtete sie. Was gab ihnen auch ein Recht, mich in der Schule um jede ruhige Minute zu bringen einer Haarfarbe wegen, die ich mir doch nicht selbst gewählt hatte? Daß man mich dieses Naturgeschenkes wegen mit wahrhaft teuflischer Konsequenz immer von neuem zu martern begann, machte mich mißtrauisch gegen alle Altersgenossen, verleidete mir das Leben auf der Schule und trieb mich schon früh in die Einsamkeit. Dort konnte ich meinen Gedanken nachhängen, ward von niemand geneckt, verhöhnt und verfolgt und befand mich deshalb wenigstens so wohl, wie dies in einer unvollkommen eingerichteten Welt, in der es selten nach Recht und Verdienst geht, einem schuldlos verfolgten überhaupt möglich sein kann.

Nach und nach verlor sich zwar das tief gewurzelte Mißtrauen gegen meine Mitschüler, die ich manchmal für besessen hielt, besessen vom Teufel, an dessen Existenz ich damals noch nicht zweifelte; ein unbehagliches Gefühl aber verließ mich nie ganz bei längerm Zusammensein mit ihnen. Erst später glückte es mir, das Vertrauen einiger um zwei Jahre jüngeren zu gewinnen, mit denen ich einen innigen Freundschaftsbund schloß. Diese entrissen mich einer bereits tief gewurzelten Neigung zum Menschenhaß, die sich unter den angedeuteten Verhältnissen in mir zu entwickeln begann. Die Neigung aber, mich etwas abseits von der großen Menge zu halten und nur durch lange Prüfungen

erprobten mein Herz zu öffnen, ist mir infolge jener abscheulichen Behandlung auf der Schule, für die leider kein Lehrer ein Auge hatte, durchs ganze Leben geblieben.

10.

Für die Quängeleien und den Ärger in der Schule gewährte mir das Haus, in dem ich mit meinem Bruder wohnte, einigen Ersatz. Mit der Familie des Advokaten kam ich zwar nur an solchen Tagen zusammen, an denen ich mit am Tische derselben aß — die meisten Tage hatte ich freien Tisch bei nahen und fernen Verwandten —, desto gemütlicher aber verkehrten wir Brüder mit dem ältesten Sohne des Hauses. Dieser war ein tüchtiger Mathematiker und warf sich in seinen Freistunden mit großem Eifer auf astronomische Studien. Es wurde ein Quadrant und ein vortreffliches Fernrohr angeschafft, um in hellen Nächten den Sternenhimmel zu durchforschen und die Entfernung einzelner Gestirne von einander zu messen. Ein Altan am Dachsaume des Hauses bot zu solchen Beobachtungen die beste Gelegenheit. Hier verbrachten wir manche schöne Sommernacht in köstlichen Genüssen, da unser Mentor belehrende Gespräche über Astronomie mit uns führte und uns soweit als möglich in die Erhabenheit dieser Wissenschaft einzuweisen sich angelegen sein ließ. Leider sollte dieser Genuß nur von kurzer Dauer sein. Mißhelligkeiten zwischen dem Vater und seinem Freunde, deren Veranlassung mir unbekannt blieb, führten schon nach wenigen Monaten zu einer Kündigung der Wohnung. Ich verließ sie mit meinem Bruder um Michaelis, um ein Haus zu beziehen, das sich mehr durch Einfachheit als durch Annehmlichkeit auszeichnete. Da habe ich denn gehaust bis zum Abgange vom Gymnasium. Die Ursprünglichkeit dieser Wohnung, welche ganz dazu angethan war, die allerbescheidensten Ansprüche an das Leben zu machen, verdient es wohl, daß ich sie etwas genauer schildere. Heutigen Tages dürfte sich schwerlich jemand bereit finden, einen so unpassenden Raum zu beziehen und ohne Murren sieben Jahre darin auszuhalten.

Mein Vater war ein Feind aller, auch der geringsten Verschwendung. Er hatte sich von Jugend auf äußerst kümmerlich behelfen und oft darben müssen. Das hatte ihn sparsam gemacht bis zum äußersten. Da nun das alte Pfarrhaus, wie erwähnt, auch keine Luxuswohnung war, so meinte er, es würde für uns besser sein, wenn wir uns bei Zeiten mit wenigem zu behelfen lernten.

Von Natur und aus Grundsatz streng konservativ, wies der Vater am liebsten alles neue, auch wenn es wirklich gut, mithin empfehlenswert war, gern von sich. Jedenfalls zögerte er sehr lange, ehe eine Neuerung bei ihm Eingang fand. Aus Überzeugung gut geheißen hat er wohl schwerlich jemals eine. Dies ihm zur Gewohnheit gewordene Haften am Althergebrachten und Überlieferten machte den Vater auch zu einem hartnäckigen Gegner der so häufig

wechselnden Mode. Den dreieckigen Hut mit niederzuschlagenden Klappen trug er bei allen Amtsverrichtungen so lange, bis er nicht mehr zusammenhielt. Eine ähnliche Vorliebe bekundete er für veraltete Kleidertracht, der er noch lange treu blieb, als seine Amtsbrüder sich schon längst der herrschenden neuen Mode unterworfen hatten. Gegen unsern Wunsch mußten wir Brüder uns in dieser Beziehung ganz dem Willen des Vaters fügen, den etwas zu beugen nur dem alten Schneider gelang, der für den Vater schon seit undenklichen Zeiten arbeitete. Dieser Mann, in seiner Art ein erfindungsreicher Kopf, verstand es, eine Art Mittelmodeschnitt herzustellen.

Kuhring — so hieß unser Bekleidungskünstler — bewohnte eine Mansarde auf der Neustadt in einem jener sogenannten „Bierhöfe," an denen Zittau so reich war. Ein Hinterzimmer seiner nicht eben großen Wohnung stand unbenutzt, und dieses Zimmer, das wir zu jedem Jahrmarkt auf einige Zeit räumen mußten, weil es dann an einen Fremden vermietet wurde, sollte uns Brüdern fortan als Wohnung dienen. Das einzige Fenster desselben gewährte Aussicht in einen kleinen viereckigen Hof und in die gegenüberliegende Wohnung einer alten triefäugigen Waschfrau, die mit ihrer auch schon bejahrten Tochter Tag für Tag den „häuslichen Zwist" aufführte. Das Zimmer war eben groß genug, um zwei Menschen Raum zur Arbeit an einem gemeinsamen Tische zu geben; sogar ein kleines Klavier, ein sogenanntes Spinett von zweifelhaftem, sanft wispernden Ton und noch zweifelhafterer Stimmung, fand darin Platz. Als Schlafraum diente ein daran stoßender stockfinsterer, dumpfiger Alkoven, dem wir nur während unsrer Abwesenheit Luft zuführen konnten.

Fenster und Thür schlossen schlecht, und so würde das Zimmer im Winter, weil es sehr hoch war und als Decke nur die ungekalkte Bretterdiele des darüber liegenden Bodens aufwies, kaum heizbar gewesen sein. Diesem Übelstande wußte jedoch unser wackerer Meister von der Nadel auf erfinderische Weise abzuhelfen. Er schaffte sich das dickste Packpapier an, setzte sich auf seine Werkstatt und nähte daraus eine Decke zusammen, welche dem Zimmer wie angegossen paßte. Durch diese Vorrichtung wurde unser Museum heizbar, auch ward durch sie für einige Unterhaltung gesorgt, da sich bisweilen den himmelblau angemalten Papierdeckel über unsern Köpfen einige neugierige Mäuschen zum Spielplatze erkoren, ohne ihn anzunagen oder gar durchzuknuppern. Es war mit einem Wort „ein schönes Dings," wie der Meister sich ausdrückte, und ich habe unter dem ewig schaukelnden und oft recht unheimlich raschelnden Papierhimmel, der noch viele Jahre später das kleine Mansardenstübchen so eigentümlich zierte, sehr ruhig, wenn auch nicht immer glücklich gelebt. Um glücklich zu sein, fehlte mir die Zufriedenheit mit meiner Lage, die eine gezwungene war und blieb, da ich gegen Wunsch und Neigung einem Berufe mich widmen mußte, den ich aus innerm Drange niemals erwählt hätte.

(Schluß folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Die neuesten Pläne zur Veränderung Roms. Man sollte meinen, die teils beschlossenen, teils in der Ausführung begriffenen oder schon vollendeten Bauten, welche den Zweck haben, Rom zu einer modernen Stadt zu machen, seien gründlich genug und brauchten nicht noch durch eine neue Zerstörung vermehrt und ergänzt zu werden. Die verschiednen Gesichtspunkte, unter denen die betreffenden Pläne entworfen wurden, nahmen bisher nur auf den Nutzen und die Notwendigkeit Beziehung. Nun kann man freilich mit Recht darüber klagen, daß gerade die schönsten Teile des römischen Trümmerfeldes von der Neuerungswut in Angriff genommen wurden, und darf sich nicht verhehlen, daß es leicht möglich gewesen wäre, Bauplätze in jeder beliebigen Ausdehnung in Gegenden zu finden, wo keine historische Gestaltung — im architektonischen Sinne — geopfert zu werden brauchte; aber all diesen Einwendungen stand denn doch das gebieterische Nützlichkeitsprinzip des Augenblicks gegenüber, dessen Einzelheiten sich der Beurteilung entziehen. Jetzt dagegen tritt plötzlich ein neuer Gesichtspunkt auf, der sehr viel schlimmer ist als alles bisherige, nämlich der ästhetische.

So lange einfach gesagt wurde: „Wir brauchen Wohnungen und müssen deshalb die Ruinen wegräumen,“ konnte man sich damit trösten, daß die Not des Lebens keine historische Erinnerung verschont; denn freilich macht das Anwachsen Roms andre Existenzbedingungen nötig, als sie der Hauptstadt des Kirchenstaates zu Grunde lagen, und die Italiener sind niemals so weit gesunken, daß sie, wie Fanny Lewald noch unter der päpstlichen Herrschaft verlangte, Ruinenfelder in Kartoffeläcker verwandeln wollten: hätten sie das gethan, dann würde allerdings „der heidnische Kaiser Trajan das christliche Rom haben segnen“ können, wie dieselbe Kennerin der Geschichte sagt, indem sie den Marc Aurel auf dem Capitolsplatze für Trajan und sein Erheben der Hand im Gestus der Allokution seiner Soldaten für einen Segen hält. Aber nun sollen die umfassendsten Veränderungen vorgenommen werden, lediglich zur Verschönerung des Alten! Dies ist offenbar das letzte, was noch zu thun übrig blieb, um Rom vollständig zu zerstören, denn mit welcher Zartheit dergleichen geschehen wird, kann jeder leicht ermessen, der die Umwandlung der Stadt, wie sie bisher vorgenommen worden ist, erlebt hat. Die Ausführung der einzelnen Maßnahmen kann natürlich nicht vorher beurteilt, sehr wohl aber kann betrachtet werden, was den neuen Plänen zum Opfer fallen muß.

Nach dem am 20. Juni 1882 von den städtischen Behörden gut geheißenen Plane war für die Città Leonina keine Maßregel vorgesehen, welche das Verhältnis der Peterskirche und des Petersplatzes zu dem Straßenzuge zwischen demselben und der Engelsburg verändert hätte. Jetzt dagegen taucht der Plan auf, einen alten Napoleonischen, ja schon im siebzehnten Jahrhundert erörterten Gedanken auszuführen, nämlich die Peterskirche und den Petersplatz freizulegen. Schon hieraus erkennt man das vollkommen Unkünstlerische, was diesen Absichten zu Grunde liegt. Was hat es für einen Sinn, eine großartige architektonische Anlage desjenigen Hintergrundes zu berauben, auf welchem sie erst recht zur Geltung kommt? Denkt man sich Sankt Peter in einer Wüste liegend, würde er dann so wie heute wirken, wo man aus meist banalen, häßlichen Straßen auf ihn gelangt? Selbstverständlich wird dabei wieder der Beweisgrund verwertet, daß man

die Kuppel von dem Platze aus nicht so sehen könne, daß erst durch jene Freilegung ihre Höhe klar würde, und die ganze Peterskirche zur Wirkung käme. Aber dazu hilft kein Niederreißen der Straßen, welche den Zugang zu dem Platze bilden; man kann eben die Peterskirche als architektonisches Ganze nur von einer Höhe aus genießen, die hier nicht vorhanden und nicht zu schaffen ist.

Bekanntlich führen von der Engelsbrücke vier Straßen nach dem Petersplatze: Borgo Sant' Angelo, Borgo nuovo, Borgo vecchio und Borgo S. Spirito. Nun sollen die beiden Quartiere zwischen Borgo nuovo und Borgo vecchio vollständig und von den südlich daran stoßenden Straßen derjenige Teil niedergelegt werden, nach dessen Entfernung die jetzige Straße Borgo vecchio mit Borgo nuovo parallel laufen würde, das heißt etwa der dritte Teil.

Die unschönen Häuser, welche großenteils in diesen Straßen liegen, wird man leicht verschmerzen; aber eine unerhörte Barbarei ist es, daß durch diese angebliche Verschönerung des Zuganges zum Petersplatze eine Anzahl Bauten vernichtet wird, die teils historisch, teils architektonisch von höchstem Interesse sind. Allerdings sind die hier in Frage kommenden Paläste meistens zu andern Zwecken verwendet und durch ihre Benutzung als Hospitäler, Kasernen und dergleichen nicht verschönert worden; aber sie sind doch noch da und könnten leicht durch schonende Restauration zu neuem Leben geweckt und höheren Zwecken dienstbar gemacht werden.

Noch wunderbarer jedoch als dieser Plan ist der andre, den die Munizipalität Roms neulich angenommen hat, nämlich eine Passeggiata Archeologica, eine archäologische Straße — wenn sich ein so alberner Name überhaupt deutsch wiedergeben läßt —, zu schaffen, das heißt einen Straßenzug, der, von Gartenanlagen umgeben, die hauptsächlichsten Denkmäler des Altertums verbinden und bequem zugänglich machen soll. Sie soll vom Carcer Mamertinus, am Fuße des Capitols, ausgehen, am Forum und der Konstantinsbasilika entlang laufen, hinter den Titusthermen auf Porta Maggiore zugehen, jedoch nur so weit, als es die dort entstandenen neuen Stadtteile zulassen, dann zum Kolosseum zurückkehren, von da über San Stefano rotondo hinter dem Lateran die Stadtmauer erreichen, derselben über Porta Latina bis zur Porta San Sebastiano folgen, und von dort bei den Caracallathermen, dem Aventin und dem Circus Maximus vorbei über den Platz bei Bocca della Verità zum Fuße des Capitols zurückkehren.

Man ist in Verlegenheit, was man zu diesem Plane sagen soll. Würde er in verständnisvoller Weise ausgeführt, so könnte man sich damit befreunden und hoffen, daß er dazu beitragen könnte, das zu schonen, was nun einmal doch nie wieder zu ersetzen ist; aber wer wird das von einem Geschlechte erwarten, das sich bis jetzt nur groß im Niederreißen und Zerstören gezeigt hat?

Das Titelkupfer zu Goethes Hermann und Dorothea. Ein Freund der Grenzboten schreibt uns: „Wissen Sie, wo sich das erste Bildnis Kaiser Wilhelms befindet? Ich glaube es zu wissen. Vor der ersten Ausgabe von Hermann und Dorothea (im Taschenbuch für 1798, Berlin, bei Vieweg, erschienen im Oktober 1797) befindet sich ein Titelkupfer von Chodowiecki, die preußische Königsfamilie darstellend: Friedrich Wilhelm II. als König, Friedrich Wilhelm III. als Kronprinz, Friedrich Wilhelm IV. als kleines Knäblein und Kaiser Wilhelm als — Baby. Jedenfalls ist es interessant, daß das erste Bild des Kaisers von Chodowiecki entworfen ist und in Verbindung mit Goethe an die Oeffentlichkeit trat.“

Schade, daß die hübsche kleine Entdeckung — nicht richtig ist! Und da andre glückliche Besitzer der ersten Ausgabe von Hermann und Dorothea beim Betrachten

des Bildchens leicht auf dieselbe irrtümliche Vermutung kommen könnten, so wollen wir den wahren Sachverhalt kurz darlegen.

In der That zeigt das Titelkupfer der ersten Ausgabe von Hermann und Dorothea den König Friedrich Wilhelm II. von seiner Familie umgeben. Er selbst steht in der Mitte der Gruppe. Links stehen der Kronprinz Friedrich Wilhelm III. und der Prinz Louis mit ihren Gemahlinnen, den Schwestern Luise und Friederike; rechts stehen die drei jüngern Kinder des Königs, der Prinz Heinrich, die Prinzessin Auguste und der Prinz Wilhelm, neben ihnen sitzen die Königin und die alte verwitwete Königin. Luise und Friederike tragen jede ein Kind auf dem Arme, ein Knabe von etwa drei Jahren läuft von Louis und Friederike weg auf den Großvater, den König, zu. Wer sind die Kinder?

Zur Beantwortung dieser Frage braucht man sich nur über folgende Thatsachen zu unterrichten: Prinz Louis starb am 28. Dezember 1796, die alte verwitwete Königin kurz darauf, am 13. Januar 1797. Beide sind aber auf dem Bilde mit dargestellt. Folglich ist das Bild bereits im Jahre 1796, d. h. längst vor der Geburt unsers Kaisers, gestochen. Das Kind auf dem Arme der Prinzessin Luise kann also niemand anders als Friedrich Wilhelm IV. sein, die beiden andern Kinder gehören zur Prinzessin Friederike. Zum Ueberfluß wird dies bestätigt durch einen Brief Chodowieckis an Graff, worin er das Bild selbst kurz beschreibt und sagt: Erstens der König, neben ihm der Kronprinz, dessen Gemahlin mit ihrem Kind. Die Prinzessin Ludwig mit zwei Kindern &c.

Auch so bleibt natürlich das Bildchen ganz unschätzbar und bildet eine Zugabe zu dem Büchlein, die um des Gegenstandes wie um des Künstlers Willen seiner würdig ist.

Ludwig Richters Selbstbiographie ist bereits in vierter Auflage erschienen. Wenn von einem Werke dieser Art sich innerhalb von Jahresfrist drei Auflagen verkaufen, so kann uns das über die tägliche Beobachtung, welche Bücher die „gangbarsten" sind, einigermaßen trösten. Denn die „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers" ermangeln ja auch aller der Eigenschaften, wegen deren man eine neue literarische Erscheinung „haben muß": der Inhalt ist in keinem Sinne pikant, garnicht geistreich in der landläufigen Bedeutung dieses Wortes, und so oft der Verfasser zu Tagesmeinungen in Gegensatz tritt, thut er dies doch nie in herausfordernder oder Gelegenheit zum Spott bietender Weise; nicht einmal illustrirt ist das Leben des unermüdlichen Illustrators! Es muß also noch viele Menschen geben, welche an dem sinnigen, milden Wesen dieses einzigen Künstlers auch da ihre Freude haben, wo es nicht in gemütvollen und humoristischen Zeichnungen zum Ausdruck kommt. Vermöchte uns nur die buchhändlerische Statistik zu sagen, wie viele Künstler sich das Werk angeschafft haben und es so lesen, wie es gerade von ihnen gelesen werden sollte! — Die neue Auflage ist um mehr als hundert Seiten stärker als die erste. Die Mitteilungen aus Tagebüchern und Briefen, aus welchen dieses Mehr besteht, sind von höchstem Wert für die Charakteristik des Menschen und des Künstlers; aber so dankbar wir diese neuen Gaben entgegennehmen, können wir uns doch einer Bemerkung gegen das Verfahren des Herausgebers nicht enthalten. Die Vergleichung der verschiedenen Ausgaben zeigt nämlich, daß bei der ersten Auswahl höchst willkürlich vorgegangen worden ist. Allerdings hat Ludwig Richter die äußern Erlebnisse seiner Wanderzeit meist in seiner Biographie erwähnt und auch gesucht, sich über seine damaligen Anschauungen Rechenschaft zu geben; allein wie ganz anders wirkt, was der junge Mann unter dem unmittelbaren Eindruck und in der augenblicklichen Stimmung zu Papier

gebracht hat, als die Erinnerungen des Siebzigers! Hier erst tritt uns die künstlerische Persönlichkeit ganz lebendig entgegen, wir sehen mit Richters Augen Landschaft und Menschen, in seinen Schilderungen spiegeln sich bereits unzählige, uns vertraute Kompositionen ab, und mehr noch, wir lernen, daß er ein Dichter, nicht nur mit Stift und Pinsel, gewesen ist. Und vollends die „unreifen“ Kunstansichten aus seinen jungen Jahren bilden notwendige und sehr interessante Ergänzungen der Darstellungen seines Entwicklungsganges. Man vergleiche z. B., was er 1821 in Nizza über „die harte gotische oder überhaupt altdeutsche Manier“ sagt, mit späteren Aeußerungen über die Nürnberger Meister, über Fiesole u. s. w. Auch aus seinem späteren Leben und insbesondre der Zeit, welche in seinen Erinnerungen garnicht oder nur flüchtig berührt wird, erhalten wir sehr Schätzbares über Kunstwerke, Bücher, Menschen, Reiseeindrücke. Nur schwer widersteht man der Versuchung, seitenlange Abschriften zu machen, indessen wollen wir uns einige Auszüge nicht versagen. Im April 1850 schreibt Richter in sein Tagebuch (oder brieflich?): „In recht kummervollen Tagen habe ich ein absonderlich Mittel gebraucht, mir den Mut aufrecht zu erhalten (außer Gebet und Bibel). Ich nahm die Geschichte der Griechen und Römer vor, las auch im Homer, und das half mir etwas, mich von meinem persönlichen Jammer zu befreien, indem ich dadurch aus meinem kleinen Gesichtskreise, da rabenschwarze Nacht war, in einen weiten, großen hineinversetzt wurde. Abstrakte Bücher, Romane und lyrische Dichtungen vermeide ich; sie nähren die Gefühle, die ohnedies überfüllt sind, und machen mein Leid ärger. Solche geistige Diät vernachlässigen wir viel zu sehr, und man könnte damit wirklich oft viel ausrichten. Zwar hätte Holzspalten und Gassenkehren vielleicht eben so viel gewirkt wie Homerlesen, der Schicklichkeit wegen aber wählte ich das letztere.“ 1854: „Es scheint sich keine Gegenwart so um die Zukunft bekümmert zu haben, als die unsrige; es muß den meisten doch nicht sehr wohl in ihrer Haut sein, und müssen arg Katzenjammer haben.“ 1875 bemerkt er nach der Betrachtung der Kleopatra von Makart, dessen Talent er übrigens alle Gerechtigkeit widerfahren läßt: „Es ist mir immer, als hauchten diese Bilder etwas von dem Geiste aus, welcher in der üppigsten Schwindelperiode der großen Millionäre sein Wesen hatte und noch hat.“ Wenn nun der Sohn es zuerst angemessen gefunden hat, die köstlichen Blätter aus Marseille und Nizza, die leider spärlichen von der Reise nach Italien, andre Wanderbilder aus Süddeutschland, der Schweiz, den Niederlanden, Schleswig und so zahlreiche Betrachtungen aus den verschiedensten Lebenszeiten uns vorzuenthalten, ja Sätze mitten herauszuschneiden wie die folgenden: „Wenn man den Leuten mit der Kunst Freude machen kann, so thue man es recht von Herzen, denn das ist doch der beste Lohn der Kunst, der Geldverdienst dabei ist ja nur das notwendige Uebel, und die Ehre oder sogenannte Unsterblichkeit — nach der muß man sich garnicht einmal umsehen. Kommt sie von selbst, nun gut, so läßt man sie hinter sich herlaufen“ — dann hat er sich die Zweifel an seinem Beruf zur Herausgabe des Nachlasses seines Vaters selbst zuzuschreiben. Daß die Aufstellung eines Verzeichnisses der Werke Ludwig Richters mühevoll sein würde, muß ihm zugegeben werden, aber der Versuch hätte doch unternommen werden sollen, und an Mithilfe würde es nicht gefehlt haben, wenn in den gelesensten Blättern eine Aufforderung dazu erlassen worden wäre. Auch die Weglassung des vom Künstler gewählten Mottos aus Fritz Reuter für seine Aufzeichnungen wird recht sonderbar begründet: „weil die plattdeutsche Mundart nicht überall verständlich ist.“ Die Verantwortung dafür hätte wohl dem überlassen werden können, der das Motto gewählt hatte.

Unsre Buchausstattung, insbesondre unsre Buchillustration hat im Laufe der letzten Jahre auf der einen Seite Fortschritte, auf der andern aber auch Rückschritte gemacht. Die Rückschritte erblicken wir darin, daß sich der Holzschnitt immer mehr durch die Zinkätzung und namentlich durch jene garstige Spielart derselben, die mit dem Namen Meysenbach (Meysenbachsches Verfahren) verknüpft ist, hat verdrängen lassen müssen. Unsre Leser kennen jene Abbildungen, die uns nun bereits tagtäglich zu Gesicht kommen, in denen das Bild, aus einiger Entfernung betrachtet, wie durch einen Schleier, ein Netz, einen Nebel gesehen, aus der Nähe betrachtet, wie eine feine Kanevasstickerei erscheint: die ganze Bildfläche ist durch schwache Kreuz- und Querlinien in Punkte, oder richtiger in kleine Quadrate zerlegt, die Umrisse aller Gegenstände sind zerhackt oder zerfressen, über die ganze Bildfläche hin sind kleine schwarze Kleze zu sehen, wo beim Druck oder vielleicht in der Zinkplatte schon mehrere dieser winzigen Quadrate zusammengeflossen sind — kurz, es ist eine unvollkommene, unerfreuliche Technik, die nur den einen Vorzug hat, daß sie billig ist (also „billig und schlecht"), und daß sie beim Schnellpressendruck wie jeder Holzschnitt und jedes Klischee verwendet werden kann. Wenn Fabrikanten von Hüten, Kinderwagen oder Oefen ihre Musterkarten und Empfehlungsbriefe mit solchen Meysenbachschen Illustrationen schmücken, so ist ja nichts dagegen zu sagen. Auch Witzblätter und andre leichte Tageserzeugnisse mögen sich damit begnügen. Wenn aber vornehme illustrirte Zeitungen, selbst Kunst- (Kunst!) Zeitschriften, wenn Prachtwerke aller Art, wenn sogar groß angelegte archäologische und kunstwissenschaftliche Publikationen sich nicht scheuen, Statuen, Reliefs, Oelbilder, Aquarellen, Tuschzeichnungen in dieser unvollkommenen Technik zu reproduziren, was soll man dann sagen? Das Uebel hat reißend schnell um sich gegriffen. Was hilft es, wenn einzelne begeisterte Verleger, wie J. J. Weber in Leipzig, F. Lipperheide in Berlin, alles aufbieten, den Holzschnitt zu fördern und zu heben — wir erinnern an die Sammlung von Meisterwerken der Holzschneidekunst, die Weber aus seiner „Illustrirten Zeitung" ausgewählt hat, an die französischen, englischen und amerikanischen Holzschnitte, die Lipperheide zu einer Mustersammlung vereinigt, an die Preise, die er ausgesetzt, an die „Schwarzweißausstellungen," die er veranstaltet hat — was hilft dies, wo selbst kunstsinnige und kunstverständige Männer, von denen man ein strengeres Festhalten am Schönen und Gediegnen erwarten sollte, anfangs zaghaft und schämig, bald aber immer ungenirter sich mit auf die abschüssige Bahn begeben haben?

Ob sich das Publikum dergleichen noch lange bieten lassen wird? Wir bezweifeln es. Der Geschmack des Publikums kann freilich, wenn ihm unausgesetzt schlechtes geboten wird, schnell verdorben werden. Schließlich wird es sich aber doch wieder besinnen, und sich sagen, daß Billigkeit und Schnelligkeit des Verfahrens, wo sich's um die Kunst handelt, nicht das Ausschlaggebende sein könne, und es wird sich umso schneller besinnen, je häufiger ihm anderseits auch Proben der Fortschritte vor die Augen kommen, die unsre Buchillustration in den letzten Jahren gemacht hat, mit denen sich freilich keine Pfennig- und Groschenwaare schaffen läßt. Wir denken dabei vor allem an die Verwendung, die die neue Technik der Heliogravüre, der Photographie auf Kupfer, bei der Buchillustration gefunden hat und hoffentlich immer mehr finden wird.

Man vergegenwärtige sich, wie die Prachtwerke beschaffen waren, die bald nach dem Kriege erschienen, als die Prachtwerksliebhaberei aufkam; man denke z. B. an die Ausgabe von Hermann und Dorothea mit den Rambergschen Bildern, die der Grotesche Verlag brachte. Die Bilder waren photographirt und die Photo-

graphien auf starken Karton gespannt und zwischen die Textblätter gebunden. Das will uns heute nicht mehr gefallen. Weder paßt der Glanz der Photographie zum Buchdruck, noch der steife Karton zum Druckpapier. Dann kam der Lichtdruck und verdrängte nach und nach die Photographie. Schon das war ein großer Fortschritt. Neuerdings ist es nun gelungen, Bilder, und zwar nicht nur Zeichnungen oder einfarbige Malereien, sondern bunte Bilder, Oelgemälde, unmittelbar auf eine Kupferplatte zu photographiren und in die Platte einzuätzen. Dieses Verfahren, Heliogravüre genannt, ist wohl das vollendetste, was sich in Wiedergabe von Bildern denken läßt, es fehlt eben nur die Farbe; und das beste: mit diesen Platten lassen sich nun die Bilder mitten in den Text hineindrucken, wie man im achtzehnten Jahrhundert Kupferstiche und Radirungen mitten in den Text druckte. Natürlich ist ein zweimaliger Druck dazu erforderlich und in beiden Fällen eine ganz außergewöhnliche Sorgfalt. Dies im Verein mit der teuern Herstellung der Kupferplatte macht das Verfahren ziemlich kostspielig. Dafür ist aber die Wirkung entzückend. Hanfstängl in München ist es, der dieses Verfahren in Deutschland zur höchsten Vollendung gebracht hat.

Ganz auf diese Weise hergestellt ist z. B. das Prachtwerk, welches, eben bei Hanfstängl, zur Erinnerung an die Jubiläumsausstellung in Berlin, erschienen ist, ein sehr teures Werk (84 Mark), das nur wenige imstande sein werden, sich anzuschaffen. In bescheidneren Grenzen (25 Mark) bewegt sich ein andres Werk, das uns recht eigentlich berufen scheint, diese neue Technik in weitere Kreise zu tragen: die im Amelangschen Verlage in Leipzig erschienene Prachtausgabe der köstlichen Eichendorff'schen Novelle: Aus dem Leben eines Taugenichts, mit achtunddreißig Heliogravüren nach Originalen von Ph. Grotjohann und E. Kanoldt geschmückt; Grotjohann hat die figürlichen, Kanoldt die landschaftlichen Darstellungen beigesteuert. Wer Lust hat, sich ein „schönes Buch" anzuschaffen oder einem andern eine Freude damit zu machen, der greife zu diesem Buche. Es ist, was das rein Technische betrifft, vielleicht das Schönste und Erfreulichste, was unsre Prachtwerksliteratur bisher geschaffen hat.

Literatur.

Aus Schwaben. Schilderungen in Wort und Bild von Eduard Paulus und Robert Stieler. Die Illustrationen in Holzschnitt ausgeführt von Ad. Cloß. Stuttgart, Adolf Bonz und Comp., 1887.

Ein Buch über Schwaben ist überall willkommen; die große literarische Macht, die von Schwaben ausgegangen ist, hat es in den Augen der Nation erhöht. Schwäbische Poesie, schwäbische Philosophie, schwäbische Theologie sind durch eine Reihe erlauchter Geister beherrschend für unser geistiges Leben geworden. Wenn man von Schwaben spricht, denkt man an Schiller, Hölderlin, Uhland, an Schelling, Hegel und Strauß, an schwäbische Dorfgeschichten und schließlich auch an schwäbische Kunst. Darum war es ein glücklicher Gedanke, ein geographisches und historisches Bild dieses Landes zu versuchen. Aber von den zwei Männern, die sich zu diesem löblichen Thun vereinigt haben, zeigt sich einer, der Maler, oder besser der Zeichner, und nicht bloß dem Wesen seiner anschaulichen Kunst nach, dem Schriftsteller, der dessen zierlich in Holz geschnittene Bildchen mit einem begleitenden Text versehen hat, überlegen.

Robert Stieler ist ein vielseitiger, geschmackvoller Künstler. Auf meist sehr

engem Raume hat er seine zierlichen Skizzen entworfen. Es sind Stimmungsbilder von Landschaften bei Sonnenschein und Mondbeleuchtung, bei Regen und Schnee, er bringt Städteansichten, Burgen, Kirchen, Klöster und Schlösser, mit und ohne Staffage, er zeichnet mit saubester Genauigkeit Architekturen, Innenansichten ebenso wie Veduten, weithin schauende Gebirgsketten. Das Blättern in diesem Buche ist ein wahres Vergnügen, wie durch ein umgekehrtes Opernglas sieht man in zierlich verkleinertem Maßstabe das ganze schöne Land vor sich ausgebreitet.

Die Aufgabe des Schriftstellers wäre es gewesen — so wie es die heutige Geographie fordert —, das Land in Beziehung zu seinen Bewohnern zu schildern, die irdischen Bedingungen der geistigen Entwicklung derselben aufzudecken. So hoch strebte jedoch der Autor nicht hinaus. Er hat sich mit einfachen Schilderungen der Landschaft begnügt, mit der allgemeinen Charakteristik der Bewohner; er hat archäologische und historische Notizen gesammelt, erzählt gelegentlich die Sagen und Märchen des Ortes, giebt nicht uninteressante Erklärungen zu einzelnen berühmten Bauwerken und weiß bei seiner reichen Kenntnis der einschlägigen poetischen und wissenschaftlichen Literatur seine Darstellung durch ein geschmackvolles Zitat von Versen oder Prosa zu beleben. So erfüllte er seinen Zweck, dem großen Publikum der Freunde und Verehrer des Landes ein freundschaftlicher Cicerone zu sein. Seine Darstellung beschränkt sich auf das politisch abgegrenzte Würtemberg und zerfällt in sieben Kapitel. Die ersten drei behandeln: Land und Leute, Altertümer, Kunst. Die andern folgen den vier natürlichen Teilen des Landes: Schwarzwald, Schwäbische Alb, Oberschwaben, Neckarland.

Wovon die Leute leben. Wahrheit und Dichtung von Graf Leo Nikolaiewitsch Tolstoi. Aus dem Russischen übersetzt von Eugenie Wieland. Bern und Leipzig, Rud. Jennis Buchhandlung (H. Köhler), 1887.

Eine seltsam phantastische Dichtung: halb Legende, halb Lehrgedicht; poetisch nicht minder wertvoll als ethisch; gesättigt vom Geiste der reinen evangelischen Lehre, erfüllt von einem religiösen Optimismus, der sich nicht in den Gedanken finden kann, daß diese Weltordnung eine andre als eine sittliche sein könne; schlicht und groß, realistisch und ideal zugleich; die Sprache verständlich für den gemeinen Mann aus dem Volke, denn an das Volk in seinen breitesten Schichten richtet Tolstoi diese seine dichterische Predigt, einen Unterricht zugleich und eine Tröstung. Zehn Verse aus dem Evangelium Johannis sind dem räumlich kleinen Werke — es umfaßt keine drei Druckbogen — als Motto vorgesetzt, die alle den Gedanken variiren: „Wer nicht liebt, der kennet Gott nicht; denn Gott ist die Liebe.“ (Joh. 4, 8.) Und der Gedanke, welcher hier bildlich zu Gemüte geführt werden soll, ist der: „Und ich erfuhr, daß jeder Mensch nicht von den Sorgen um sich selber lebt, sondern von der Liebe.“ Es ist bedeutsam für die optimistische Anschauung Tolstois, daß er die Dichtung nicht betitelte: „Wovon die Leute leben sollen,“ sondern als positive Thatsache seine Idee hinstellte: sie leben von der Liebe, sonst leben sie eben garnicht, sind tot. Das ist die Sprache des Mystikers.

Die Fabel ist kurz die: Der blutarme Schuster Simon kehrt mißmutig, weil ohne das erwartete Geld, an einem kalten Wintertage heim: mit einem kleinen Räuschchen hat er seinen innern Menschen erwärmt und aufgerichtet. Da sieht er bei einer verschlossenen Kapelle auf der Landstraße einen jungen Menschen fasernackt, frierend und in sich gekauert sitzen. Das Mitleid überkommt ihn, er bedenkt gleichzeitig seine eigne Armut, dennoch siegt die edlere Regung, er tritt auf den Nackten zu, und obgleich dieser in Schweigen beharrt, zieht er den eignen Kaftan aus und hüllt den Fremdling in das Gewand. Ein holder Zug im Gesichte des

Jünglings, die edle Körperbildung haben ihn eingenommen. Wie er nach Hause kommt, ergießt die Frau zunächst ein ganzes Hagelwetter von Entrüstungs- und Schimpfreden über den Mann und den überzähligen Mitesser. Doch bald siegt auch in ihr das Mitleid, und sie setzt dem ernsten, schweigsamen Fremden ihr Abendbrot vor. Da lächelt er zum erstenmale. Von diesem Abend ab bleibt Michael — so heißt der Findling — im Hause des Schusters Simon. Die Gastfreundschaft vergilt er durch fleißige Arbeit, nachdem er das Schuhemachen rasch gelernt hatte. Der gute Ruf des tüchtigen Schusters Simon ist von da ab im Zunehmen, und sein Dasein ist vor Not gesichert. Nur Michael bleibt immer still, verschlossen, ernst, und hat nicht einmal das Bedürfnis, auszugehen. Einmal kam ein reicher Kaufmann, protzig, roh, gebieterisch, und bestellte ein paar Kanonenstiefel vom besten Leder, die ein ganzes Jahr lang aushalten müßten, sonst würde er den Meister mit Prügeln traktiren. Michael allein hatte den Mut, diesen fatalen Auftrag zu übernehmen. Als er sich aber an die Arbeit machte, da schuf er statt der bestellten Kanonenstiefel ein paar Totenschuhe. Simon verwunderte sich darob, aber gleich erschien ein Bote vom Hause des Kaufmanns, der die Stiefel abbestellte und statt ihrer Totenschuhe machen hieß, denn eben sei der Herr gestorben. Mit scheuem Respekt sah von nun an Simon auf seinen verschlossenen Gesellen, der wieder einmal gelächelt hatte. Und wieder nach einigen Jahren kam eine schmucke Frau mit zwei kleinen, schönen Mädchen, deren eines hinkte, zum Schuster Simon, um für die Kinder Schuhe zu bestellen. Im Gespräch ergab es sich, daß es Zwillinge wären, und nicht leibliche Kinder der Frau, sondern Waisen, deren Mutter im Kindbett gestorben war, und die sie aus Barmherzigkeit zu sich genommen hatte. Das eine Kind war lahm, weil die sterbende Mutter das schwache Beinchen wund gedrückt hatte. Bei dieser Erzählung lächelte Michael das drittemal in der ganzen langen Zeit seines Aufenthaltes, und seinen Gastfreunden schien es, als umgäbe ihn ein heller Lichtschein. Nun befragt, enthüllte er das Geheimnis seiner Existenz. Er sei ein Engel, der sich durch Ungehorsam gegen Gott die Strafe, als Mensch auf der Erde zu weilen, zugezogen habe. Er hatte den Auftrag, die Seele jener Wöchnerin in den Himmel zu führen; das Mitleid mit den Zwillingen, die dann auf Erden verwaist blieben, verleitete ihn zum Ungehorsam. „Gott sagte zu mir [darnach]: Gehe hin und nimm die Seele der Wöchnerin, und du wirst drei Worte kennen lernen. Du wirst erfahren, was in den Leuten lebt, was ihnen nicht gegeben ist und wovon sie leben. Und wenn du diese Worte erfahren hast, kannst du wieder in den Himmel zurückkehren.“ Und er erläutert schließlich die Ereignisse wie folgt: „Es war der Mutter nicht gegeben, zu wissen, was ihre Kinder zum Leben bedurften. Es war dem Reichen nicht gegeben, zu wissen, was er selber bedurfte, und kein Mensch weiß, ob er Stiefel oder vor Abend Totenschuhe brauchen werde. Ich blieb am Leben, als ich Mensch war, nicht weil ich für mich gesorgt hatte, sondern weil die Liebe im Herzen eines vorübergehenden Menschen und seiner Frau lebte, und sie Mitleid mit mir hatten und mich lieb gewannen. . . . Ich begriff, daß Gott nicht will, daß die Leute vereinzelt leben, und darum offenbarte er ihnen nicht, was ein jeder für sich selbst bedarf. . . . Jetzt habe ich begriffen, daß es den Leuten nur scheint, sie leben, weil sie für sich sorgen, in Wirklichkeit leben sie nur von der Liebe. Wer liebt, der ist in Gott, und Gott ist in ihm, denn Gott ist die Liebe.“

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Noch einmal die Unzulänglichkeit des theologischen Studiums.

Vor einiger Zeit ist eine Broschüre erschienen, die die Frage stellte, ob das theologische Studium, wie es heutzutage bei der evangelischen Fakultät auf unsern Universitäten betrieben wird, seinen Zweck erfülle, und die diese Frage nicht bejahte. Die Schrift wurde schon einmal in den Grenzboten in der ersten Nummer dieses Jahrganges kurz besprochen. Da sie aber gerechtes Aufsehen erregt hat und die Sache, um die es sich handelt, viel wichtiger für die geistige Kultur unsers Volkes ist, als es vielen scheinen mag, so lassen wir hier noch eine eingehendere Besprechung dieser Sache folgen.

Die erwähnte Schrift sieht ein Mißverhältnis zwischen dem theologischen Studium der Gegenwart und der Aufgabe desselben, und sie sucht Mittel, die diesem Mißverhältnis abhelfen sollen. Die Mittel, zu denen man auf vielen Seiten jetzt greifen wolle, würden, meint der Verfasser, der evangelischen Christenheit mehr helfen, so z. B., wenn man den Charakter der Kirche als Anstalt und ihre rechtliche Ordnung betone und sich etwa nach einer bischöflichen Organisation sehne, oder, wenn man den Einfluß des Staates und der profanen Wissenschaften auf die kirchlichen Institute zu beseitigen suche, wenn man eine bestimmte Summe ewig giltiger Dogmen aufstelle, wenn man direkte Mitwirkung der Kirche bei Besetzung der akademischen Lehrstühle fordere rc. Alle diese Vorschläge würden, meint der Verfasser, für die evangelische Kirche zu den gefährlichsten Umwälzungen führen. Und darin hat er vollständig Recht. Alle diese Versuche würden uns, wenn sie überhaupt durchführbar wären, eine zweite katholische Kirche schaffen. Der Staat aber, der gerade genug an der einen

hat, wird sich hüten, eine zweite einzurichten, die mit ihrer Forderung einer „evangelischen Hierarchie," wie man sie von gewisser Seite ganz unverhohlen stellt, sich zu einem Wettlauf mit der katholischen Hierarchie zu rüsten für die Hauptsache halten möchte, immer mit dem Zielpunkt im Auge, welche von beiden „Schwesterkirchen" dem Staate am meisten „Rechte der freien Kirche" abpressen könnte. Was dann aus dem Staate würde, das würde für die Hierarchie immer erst, wenn es gut geht, eine Frage zweiten Ranges sein. Ich sage, wenn es gut geht; denn im Grunde haßt jede Hierarchie den Staat als ihren Gegner. Hausrath hat ganz Recht, wenn er sagt, daß es durch alle Jahrhunderte die einzelnen Einrichtungen, Handlungen, Staatsgesetze waren, die der Klerus angriff, daß es aber der Staat selbst war, den er meinte. Die Hierarchie verneint immer den Staat selbst, und das hat Fürst Bismarck erkannt, wenn er den Kampf zwischen dem Priester und dem König für Jahrtausende alt erklärt und einen ein- für allemal abschließenden Frieden zwischen den beiden für nicht möglich hält. Sobald der Staat seine Rechtsordnung auch vom Klerus beobachtet wissen will, wird sich die Kirche immer von Zeit zu Zeit veranlaßt fühlen, von der erdrückenden Tyrannei des Staates zu reden, wie sie selbst unter einem Philipp II., der mit seinem Glaubensfanatismus eine Welt umspannte, von „diokletianischer Verfolgung" redete, als derselbe ihr nicht allein dienen wollte, sondern auch etwas für sich sein. Es wird also mit der einmal in die Staatsordnung aufgenommenen Hierarchie immer nur einen modus vivendi geben, der sich in der Hauptsache darauf gründet, daß der Klerus begreift und nötigenfalls von Zeit zu Zeit erfährt, daß auch er verwundbare Stellen hat und der Staat die Macht besitzt, ihn an diesen Stellen zu treffen, sobald ihm, dem Klerus, der Streit lieber zu sein anfängt als der Friede. Wir wollen nicht sagen, wie Hausrath sagt, daß der Streit die Arbeit des Klerus sei, neben der, was er sonst thut, kaum in Betracht komme; es paßt dies nur zu Zeiten, wie in unsrer Zeit; aber so viel ist sicher: der Staat, und vollends der Staat mit protestantischem Charakter, muß gegenüber der Hierarchie stets geradeso auf der Wacht stehen, wie gegenüber den fremden staatlichen Mächten, die ihm nicht gewogen sind.

Bei solcher Lage der Dinge wird der Staat, wenn er sich selbst versteht, nicht willens sein, die Wünsche zu erfüllen, die Stöcker schon am 2. Januar 1875 in seiner Evangelischen Zeitung kundgab: „Unsre wichtigste, ja unsre einzigste absolute Forderung ist unsre Freiheit vom Staat.... Möge der Minister (Falk) was noch zu retten ist, schnell retten, die Kirche dotiren und neu organisiren helfen, ihre Unabhängigkeit vom Staat durchsetzen und die befreite sich selbst zurückgeben." Das war also schon 1875 der dringende Wunsch der Herren von der „freien Kirche." Der Staat wird diesen Wunsch nach einer zweiten, einer evangelischen Hierarchie nicht erfüllen. Er würde sich damit seine besten Lebenskräfte unterbinden. Und der Verfasser der erwähnten Broschüre

hat ganz Recht, wenn er von „gefahrvollen Umwälzungen" redet, nur daß diese nicht bloß die Kirche, die evangelische Kirche treffen würden, sondern vor allem den Staat.

Er sucht nun durch eine Reform der gegenwärtigen Methode des theologischen Studiums die „krankende evangelische Christenheit" zu heilen. Gesetzt, man wäre berechtigt, von einer „krankenden evangelischen Christenheit" heute mehr zu reden als früher (ich glaube das nicht; das Unchristliche ist nur nicht mehr so latent wie früher, weil ihm die Freiheit sich zu regen gestattet ist; dagegen ist das Glaubensleben in Christi Sinn als eine Hingebung des Willens an Gott, der ein hohes sittliches Ideal innewohnt, mindestens in gleicher Erhebung wie früher vorhanden); also gesetzt, die evangelische Christenheit kranke jetzt mehr als früher, ist darum schon die Methode des gegenwärtigen theologischen Studiums zu ändern, da doch diese Methode in der evangelischen Kirche im Grunde immer dieselbe war und sein muß, eben zu lehren, wie der Christ das edle Werk des Glaubens treibe und damit zugleich dem sittlichen Ideal der Menschenliebe zustrebe? Ist die Christenheit wirklich heute kränker als je, so hilft ihr nicht eine andre Methode des theologischen Studiums, von der es sehr fraglich ist, ob sie, auch wenn wir die Ansichten des Verfassers unsers Schriftchens ins Auge fassen, besser wäre, sondern man müßte überhaupt, außer dem geistlichen Amte, zu dem das theologische Studium anzuleiten hat, noch andre Hilfsmittel für die Heilung der Christenheit ausfindig machen. Das ist aber eine ganz andre Frage, eine Frage, die allerdings zu bejahen ist und auf deren Erledigung die heutige christliche Gesellschaft sehr viel bedacht ist; aber diese Frage hat garnichts zu thun mit der Änderung der Methode des theologischen Studiums, ebensowenig wie mit der Änderung des geistlichen Amtes selbst.

Und hier kommen wir nun auf den Hauptirrtum des Verfassers unsrer Schrift. Er giebt dem geistlichen Amte als solchem eine viel zu weite Ausdehnung, und darum verlangt er eine Vorbereitung auf dasselbe, also ein theologisches Studium, die garnicht geboten werden kann, wenn wir nicht das Studium selbst über alle der theologischen Wissenschaft und der Studienzeit gezogenen Grenzen hinaus erweitern wollen. Und wollten wir es, und könnten wir es, könnten wir unsre jungen Leute anstatt drei bis vier Jahre acht bis zehn Jahre auf Universitäten lassen, so würde das auch nur geschehen, um die Erfahrung zu machen, daß die Sonne nicht alle erwärmt, denen sie leuchtet. Die Wissenschaft kann gelehrt machen, das Erlebnis allein macht weise.

Wie gesagt, der Verfasser verlangt eine andre Methode des Studiums, weil er den Amtsbegriff, oder sagen wir lieber die Aufgabe des geistlichen Amtes, ganz unverhältnismäßig weit ausdehnt und damit Forderungen an den geistlichen Amtsträger stellt, die der oder jener einmal in freier Weise auf sich

nehmen mag und kann, weil er die Gaben dazu hat, die aber durchaus nicht zu verallgemeinern sind.

Das geistliche Amt ist schlechterdings nur dazu da, daß wir zum Glauben kommen. Zum Glauben aber kommen wir durchs Wort. Ganz sachlich sagt die Confessio Augustana: Ut hanc fidem consequamur, institutum est ministerium docendi evangelii.... Nam per verbum donatur Spiritus Sanctus, qui fidem efficit. Nicht als ob das Wort den Glauben — Glaube immer im höchsten Sinne als eine Hingebung an Gott und die Welt des Ewigen und ein Vertrauen auf sie — wirken müßte; denn der Glaube wird wie die Tugend nicht gelehrt, sondern ergriffen; aber das Wort treibt zum Ergreifen, und der Mensch, der sich treiben läßt, spürt schon den Zug zur Gnade, aus der dann nicht bloß das Wollen, sondern das Guteswollen kommt. Wie das Guteswollen zu stande kommt, das bleibt ebenso das absolute Geheimnis der Welt, als es das Böse bleibt. Auch die Kirche weiß dies Geheimnis mit ihrer Lehre nicht zu lösen. Aber der Wollende hat als Grundgefühl seines religiösen Bestimmtseins in sich, daß das Wollen des Guten ein Produkt seiner Selbstbestimmung und göttlichen Wirkens, ein Produkt der Freiheit und Gnade ist, und ebenso weiß er, daß das Wachstum in der Erkenntnis Gottes, also in der Wahrheit, und das Wachstum im Wollen des Guten ein und dasselbe ist, nichts anders, als ein Wachsen in die Ewigkeit selbst hinein. Das zu predigen, so zu predigen, daß er Beistimmung findet, ist die Aufgabe des Geistlichen. Damit hat er genug gethan. Denn solches Beistimmen ist sich erlösen lassen, ein Herabziehen himmlischer Kraft ins irdische Leben, wie es ein Hinausgreifen über die Grenzen unsers zeitlichen Lebens ist. Kuno Fischer sagte einmal im Kolleg — ich weiß nicht, ob er das schöne Wort auch irgendwo hat drucken lassen —: „Wüßten wir, was der Tod ist, so brauchten wir keine Kirche; da wir das nie wissen werden, so werden wir stets eine Kirche brauchen," d. h. eine Anstalt, die wie ein Finger Gottes hinweist auf etwas, was hinter dem Vorhang dieser unvollendeten Welt ruht, und das wir nicht mit Wissen, aber mit Glauben erfassen. Und das ist mehr als das Wissen, nach seinem Werte für das Leben gemessen. Auf diesem Glauben, wohlgemerkt, nicht auf dem Dogma, von dem unsre heutige Welt los ist für immer, sondern auf dem Glauben an eine Vollendung der Dinge und der Geister steht die moralische Welt, wie unser Glück drauf steht. Wo der Mensch nicht das Ewige im Zeitlichen erfaßt, da giebt es sich von selbst, daß er das Leben zum Leben machen will durch den Genuß; damit führt er den Tod herbei, jenen Unwert alles Daseins, unter dem er wie seine Würde, so sein Glück und seine Freude begräbt. Denn es giebt schlechterdings keinen Genuß auf Erden, ebenso wie es keinen Besitz giebt, aus dem die Empfindung des Glückes, aus dem die Freude kommen müßte. Aber wohl giebt es Glück und Freude, die dauert, sobald der Mensch anfängt, sich selbst als ein Glied der göttlichen Ord-

nung und sein Thun als ein von Gott in dieser Ordnung bestimmtes zu erfassen.

Das ist die Aufgabe des evangelischen Geistlichen, diese Predigt, die mit der Wahrheit, welche ein Wille im Guten ist, der Seele das Leben giebt und das Lebensgefühl, die Liebe Gottes und die Menschenliebe. Das predige er in den verschiedensten Formen, gleichviel in welchen, ob orthodox, ob heterodox, wenn seine Worte nur selbst religiöses Wahrheitsgefühl atmen, Leben und Seele sind, die den guten Dämon wecken, der im innersten Wesen des Menschen ruht. Damit thut der evangelische Geistliche mehr als jeder andre, der durchs Wort zu wirken hat, mehr z. B. als der Philosoph. Denn die abstrakten Begriffe der Philosophie geben, wo es Wert oder Unwert des Daseins, Glück oder Elend gilt, nicht den Ausschlag, sondern das Wecken des innern Wesens. Das kann der Philosoph nicht, und der wahre Philosoph, der die Grenzen alles menschlichen Erkennens kennt, will es auch nicht; er weiß, daß alle Philosophie das Vorhandene nur deuten und erklären kann, und so auch das Weltwesen selbst, welches sich in concreto, d. h. als Gefühl jedem, dem die natürliche Blindheit genommen ist, verständlich ausspricht, zur abstrakten Erkenntnis der Vernunft zu bringen hat. Aber es selbst erfassen, das „In ihm leben, weben und sind wir" des Apostels erfahren, bewirkt keine Philosophie, nur das Wort des Glaubens thut es, wenn es mächtig genug ist, das Menschenherz in Bewegung zu setzen nach dem Ewigen hin, Gott zu suchen. Schon diese Bewegung ist etwas großes. Denn wenn es paradox und doch wahr ist, was Goethe sagt: „Und auch das ist nicht gelogen, wen Gott betrügt, der ist wohl betrogen," so kann man in demselben Sinne auch sagen, daß Gott nie vergeblich gesucht wird, auch wenn man ihn nicht findet. Obwohl auch da über alles das Wort Christi sicher steht: „Suchet, so werdet ihr finden!"

Also dies, die Menschen zum Suchen Gottes und im Suchen zum Finden zu bringen, ist die Aufgabe des evangelischen Geistlichen. Er ist ein Diener am Wort. Diese Aufgabe mußten wir erst sicher stellen, wenn wir die Forderungen an das theologische Studium sicher stellen wollen. Auch wenn der Geistliche sich ganz allein auf die Erfüllung dieser Aufgabe beschränkt, greift er tief und mächtig in das Thun und Treiben der Menschenwelt ein. Vielleicht ist auch hier das Wort wahr, daß in der Beschränkung sich der Meister zeige, und derjenige Geistliche thut viel besser, welcher seine ganze Kraft dem Amt am Worte widmet, als der, welcher eine Menge andrer Aufgaben noch in seine Thätigkeit mit hereinzieht, auch wenn sie seine Kraft nicht oder nicht recht umfassen kann.

Auf diesen großen Umfang der geistlichen Thätigkeit legt aber der Verfasser von der „Unzulänglichkeit des theologischen Studiums der Gegenwart" einen scharfen Accent. Zwar sagt er richtig: „Die Aufgabe des Amtes ist im letzten Grunde eine einheitliche," und versteht darunter die Aufgabe, „das Wort

Gottes zu verkündigen.“ Aber er meint dabei, diese eine Aufgabe gliedere sich in eine große Fülle einzelner Aufgaben, und will am wenigsten die Aufgabe des Amtes beschränkt wissen auf das, was als öffentlich kirchliche Einwirkung auf die Gemeinde hervortrete, also auf Predigt, Sakramentsverwaltung, Liturgie, kirchliche Katechese, Konfirmandenunterricht, Kasualien, Seelsorge. Abgesehen davon, daß der Geistliche als Pfarrer auch kirchlicher Verwaltungsbeamter sei und eine gewisse Rechtskenntnis besitzen müsse, habe er statistische Nachrichten zusammenzustellen, Zeugnisse zu schreiben, die Sitzungen des Kirchenvorstandes zu leiten, dürfe einer langen Reihe verschiedner Vereine nicht fern bleiben, sei das hervorragendste Organ für Armenpflege, müsse das Interesse für die Mission wecken und nähren, müsse an Leid und Freude der Gemeinde teilnehmen rc. Auch in den sozialen Fragen unsrer Tage müsse er bewandert sein, solle seinen Gemeindegliedern auch in irdischen Dingen mit Rat und That dienen, bildende und erbauende Bücher und Zeitschriften ausbreiten helfen, auch wohl durch besondre Vorträge über wichtige Fragen des Volkslebens Klarheit schaffen, sich wissenschaftlich weiter bilden, „kurz, der Pfarrer muß ein Christ sein und doch auch in allen weltlichen Verhältnissen ein erfahrener Mann.“

Das alles scheint sehr viel, aber zum Teil sind es Dinge, die für den Pfarrer nicht weiter nötig sind als für jeden andern, der an den Aufgaben unsrer Zeit Teil zu nehmen für seine Pflicht hält, zum Teil wächst er in die Sachen von selbst hinein. Das, was es ihm lehrt, ist das Amt; das Studium auf der Universität kann ihm das nicht geben und braucht es ihm nicht zu geben. Da ist z. B. die Seelsorge. Sie scheint einen guten Teil des Amtes auszumachen; viele Pastoren sprechen auch von ihr als von etwas außerordentlich Wichtigem und Schwerem. Und doch ist die beste Seelsorge eine gute Predigt und eine gute Rede bei Kasualien; jede andre amtlich ausgeführte Seelsorge kann gar zu leicht, wie der Geheime Kirchenrat Schwarz in Jena einmal sagte, Quatsch werden; auch ist eine Menge der sogenannten geistlichen Bedürfnisse nur das Erzeugnis der Langenweile, besonders beim weiblichen Geschlechte. Entschieden schadet es nicht, sondern der Pastor thut eher gut, nicht den Bedürfnissen der Seelen allzu eifrig nachzugehen, da er gar zu leicht auch da Bedürfnisse entdeckt, wo keine sind, sondern abzuwarten, bis sie an ihn herantreten. Geschieht das aber, so giebt ihm für ihre Behandlung kein Universitätsstudium die geringste Handhabe, nur Einblick in die menschlichen Verhältnisse und Erfahrung treffen da das Rechte. Hat der Geistliche ein Herz, das sich der Not und dem Jammer aufthut, so findet auch jede verarmte Seele bei ihm Trost und Stütze, und sein Wort kommt über jeden Fragenden und Bittenden mit sicherer Gewalt. Aber kein Kollegium und keine Dozentenweisheit lehrt dieses Wort.

Listen, Berichte, statistische Nachrichten, Führung der Kirchenbücher u. dergl. sind Dinge, die in kleinen Gemeinden weder besondre Kenntnisse noch viele Zeit

erfordern; in großen Gemeinden sind sie dem Pfarrer längst abgenommen, oft auch schon in mittleren; durchaus nicht zum Vorteil des geistlichen Amtes. Gerade diese Meldungen, welche bei Geburten, Taufen, Trauungen, Todesfällen meist persönlich von den Angehörigen der Familie gemacht wurden, führten den Pfarrer doch ein- und das andremal mit seinen Gemeindegliedern zusammen, wobei er manchen Blick in die Häuser thun konnte; jetzt fällt das vielfach weg, und der Geistliche wird immer isolirter; es wäre für manchen Pfarrer besser, er führte noch seine Kirchenbücher, als daß er sich um allerhand Dinge bekümmert, deren Besorgung ihn, selbst wenn die Sachen eine christlich lautende Aufschrift tragen, doch außerhalb der Gemeinde führen. Am wenigsten aber kann und soll der theologische Studienplan auf solche Dinge Rücksicht nehmen. Das Interesse für Mission z. B. scheint eine große Angelegenheit der Kirche zu sein; aber zum Pfarrdienst gehört es nicht. Der Pfarrer als solcher hat nicht mehr Aufmerksamkeit auf die Mission zu richten als jeder andre, der etwa auf koloniale Angelegenheiten sein Augenmerk richtet. Das theologische Studium ist darum nicht auf besondre Befriedigung solcher Interessen auszudehnen. Der junge Student mag immerhin ein Kolleg über Missionsgeschichte hören, wo ein solches gelesen wird, aber es hat für denselben keinen andern Wert als etwa ein Kolleg über die französische Revolution, oder über Faust, oder über Kirchenbaukunst ꝛc. Ja ich behaupte, Kollegia der letztgenannten Art sind für ihn förderlicher als solche über äußere oder innere Mission oder andre der Art, die ihn auf das streng und eng umzäunte Feld kirchlicher Thätigkeit beschränken. Der Geistliche, den sein Amt schon an und für sich mehr absondert von dem Gang und Lauf der Weltgeschichte, sollte nicht auch während der Studienzeit schon zu dieser Absonderung hingezogen werden. Diese Zeit wenigstens sollte ihn einmal die reine Luft der Wissenschaft auch ohne alle Perspektive auf sein späteres Amt atmen lassen.

Der Verfasser unsrer Broschüre legt alles Gewicht auf die praktische Theologie. Alle einzelnen Zweige der theologischen Wissenschaft sollen in ihr noch einmal zusammengefaßt werden; schon auf der Universität sollen sie so betrieben werden, daß sie in die praktische Theologie schließlich einmünden. Das wird, wenn und wo es geschieht, nicht zum Vorteil der theologischen Wissenschaft sein, die, je mehr sie selbst schon die Praxis in das Gesichtsfeld zieht, desto mehr aus der scharfen Luft der Forschung, aus dem reinen Äther der strengen Wahrheit sich herausbegiebt. Das Amt bringt die Notwendigkeit des Zurückstellens wissenschaftlicher Betrachtung später ganz von selbst und immer früh genug; wozu dies beschleunigen? Und so glaube ich, war es ehedem auch für die dereinstige, spätere Verwaltung des Pfarramtes besser, als die junge theologische Welt sich noch in die Hörsäle der Philosophen und Historiker drängte, als sie an den Humanitätswissenschaften noch gern Teil nahm, selbst die philologischen und historischen Seminare mit besuchte und ihren Geist mit deren Arbeiten be-

fruchtete. Diese Jünger wurden reifer dadurch als die jetzigen Lehrlinge der Theologie, nicht bloß in der Wissenschaft, sondern auch fürs Leben. Traten sie in das Pfarramt, so traten sie ein auch mit einem Urteil über das Hohe und Edle, was außerhalb der Kirchenwände das Menschendasein stützt, bereichert und verschönt. Auch das war ein großer und unermeßlicher Vorteil für das geistliche Amt selbst, daß viele Theologen, und zwar gerade die besten, sich erst lange Jahre im Schuldienst bewegt hatten. Das ist jetzt verschwunden. Anstatt der human gebildeten, für das Edle und Große begeisterten jungen geistlichen Aspiranten, die man als eine Auswahl aus dem gesamten Theologenbestande herausnahm und zum Unterricht verwendete, und die mit feinem Gefühl und hohem Sinn die Klassiker in den Gymnasien erklärten, selbst noch immer mitlernend und mitstrebend und so ihren Schülern näher stehend, kommen jetzt an die Gelehrtenschulen philologische Spezialisten, höchst ausgebildet in ihrem Fache und mit der Kenntnis minutiösester Details voll ausgerüstet, aber oft unfähig, mit Liebe und Hingebung das Einzelne und das Ganze zu umfassen, und wenig fähig, selbst noch als Mitlernende und Mitstrebende mit ihren Schülern sich der Herrlichkeit und Größe der alten Welt zu erfreuen. Und anstatt vieler, die sich so jung erhalten haben mit den Jungen und doch als gereifte Männer dann willig ins Pfarramt traten und mit gesunden Lebensansichten das Amt anfaßten, gehen jetzt Hunderte von jungen Leuten ins Amt, ausgerüstet mit dem, was ihnen die Mache einer geistlichen Anstalt oder eines für innere oder äußere Mission abrichtenden Stiftes geboten hat, in welchem als die Hauptsache am Schlusse des Jahresberichts berechnet wird, wie viel Besuche bei Unkirchlichen gemacht worden sind, wieviele Traktate ausgeteilt, wie viel Juden in Katechumenenunterricht genommen und gewonnen oder auch wieder rückfällig geworden sind, kurz, ein Gemisch von katholischem und sektirerischem Treiben, das man evangelisch nennt und womit heutzutage die Fanatiker meinen, eine Kirche zu erbauen, die „das Gewissen und die Freundin der Nation“ sein würde. Sie wird ihre Todfeindin sein, die Feindin des deutschen Gewissens und der evangelischen Freiheit.

Darum sehe man sich ja vor, das Studium der Theologie mehr priesterlich zu verengern, als es schon in der Sache und der Vorbereitung für das Pfarramt liegt. Alles, was der Hammersteinsche Antrag bezweckt, läuft darauf hinaus, daß die evangelische Kirche eine Kopie der römischen „Schwesterkirche“ werde. Wenn Stöcker diese Anträge damit empfahl, daß er sagte: „Vor allem gilt es, dem unwürdigen Zustande ein Ende zu machen, daß wir in unsrer Kirche eine Partei haben, die nicht bauen, sondern zerstören will; wenn wir unabhängig geworden sind und diese Partei zum Schweigen gebracht haben, dann sind wir stark genug, um Deutschland das evangelische Gepräge zu geben, das ihm von Gott und Rechtswegen gebührt,“ so mögen alle, die aus der Geschichte wissen, welches Elend und welcher Druck das Gefolge der Hierarchie unvermeidlich

bilden, alles thun, um diesem Unterfangen, die evangelische Freiheit und Wahrheit zu vernichten, mit Energie entgegen zu treten. Diese zweite lutherische Päpstekirche darf weder ihre Dotation bekommen, denn dann würde „das evangelische Gepräge" wohl das sein, welches die reichlich dotirten Bischofsmützen in die Hand bekämen — bei zu gering dotirten Stellen kann, wie bisher, der Staat nachhelfen —; noch darf sie ihr synodales Kirchenregiment erhalten, denn damit würde die viel verlangte Gleichförmigkeit und Einheit der kirchlichen Lehre auch in die evangelische Kirche kommen, eine Einheit, die nur darum in der katholischen Kirche bei uns nicht ebenso wie in Spanien und allen rein katholischen Ländern alles geistige Leben unterdrückt, weil eine protestantische Kirche neben ihr steht, mit der sie doch auch auf geistigem Gebiet einigermaßen rivalisiren muß. Die Partei in unsrer Kirche, die immer die Einheit der Lehre betont, weiß nicht, was sie will, wenn sie dabei evangelisch bleiben will. Die Einheit der Lehre ist kein Gewinn für das evangelische Volk und sein Geistesleben. Die evangelische Kirche hat sie von Anfang nicht gehabt und braucht sie nicht. Was sie braucht, ist die Einheit des Grundes, der articulus fundamentalis von dem rechtfertigenden Glauben, aber nicht die Einheit der Lehre. Je mehr man diese betont, desto mehr zerreißt man die protestantische Kirche. Aber mit einem selbständigen Kirchenregiment, wie es die Rufer nach „Freiheit der Kirche" wollen, würde ganz von selbst jene unheilvolle Gleichförmigkeit des Geisteslebens auch in die evangelische Kirche einziehen, die die Preußischen Jahrbücher befürchten, wenn sie schon 1884 sagten: „Wenn der Plan gelänge, so würde er eine neue Periode langer und tiefer Entfremdung zwischen dem Evangelium und allen wahrhaft sittlichen und intellektuellen Lebenskräften unsrer Nation zur Folge haben." Und hierbei sind selbst unschuldig aussehende Dinge abzulehnen, wie z. B. der Name „Bischof." Es steckt dahinter weiter garnichts, als das Verlangen nach geistlicher Herrschaft. Das hat Mejer ganz richtig durchschaut, und er sagt darum sehr sachgemäß in seinem Artikel in den Preußischen Jahrbüchern: „Man sollte evangelischerseits auch den Namen Bischof nicht gebrauchen.... Kirchenregimentlicher Bischof ist nur, wer auf dem vorreformatorischen Dogma steht, nach welchem der Lehramtsträger zugleich Kirchenregimentsinhaber ist.... Der Name hat auf unsrer Seite etwas Zweideutiges, das katholisirt." Ganz recht, nur daß die klerikal gerichtete Partei in der evangelischen Kirche mit vollem Bewußtsein des Zieles sich auf die Sache einläßt, für sie also der Name nichts Zweideutiges hat; sie wollen den Bischof, um im Lehramtsträger den Kirchenregimentsinhaber zu haben. Wenn sie dabei noch den Landesherrn als summus episcopus behalten wollen, aber ohne den Beirat des Kultusministers für diesen, so ist das nur, weil sie damit sich die Macht in die Hände zu spielen gedenken, da sie den Landesherrn ohne den Minister leichter in ihren Kreis zu ziehen hoffen. Es wäre das Unheil-

vollste, was geschehen könnte. Jetzt wird die Kirche, trotz des Bleigewichtes der Synode, das immer mehr oder weniger in Parteiherrschaft so oder so auslaufen wird, doch mit dem durch den Minister beratenen Landesherrn als summus episcopus an der Spitze durch eine Macht geleitet, die nicht in dem Treiben der Partei mitten inne steht. Wer diese Macht beseitigen will, der arbeitet für die Knechtschaft, eine Arbeit, die das Gros der Liberalen seit 1848 mit ihrem Rufe: Selbständigkeit der Kirche und Lostrennung derselben vom Staat, unglücklicherweise betrieben hat. Sie haben in großer Thorheit denen in die Hände gearbeitet, die mit dieser Selbständigkeit die beste Waffe gewannen für klerikales Regiment. Diese Liberalen haben in kirchlichen Dingen noch mehr als in staatlichen ihren vollen Mangel an Kenntnis der Sachen und der Menschen bewiesen und haben vielfach mehr für Rückschritt gesorgt, besonders seitdem sie den Namen des Fortschritts führten, als die Männer der Reaktion. Mit ihrer Lostrennung der Kirche vom Staat, wie sie Virchow und Genossen noch heute fordern, sind sie daran schuld, wenn jetzt Dinge verlangt werden, die man früher garnicht diskutirt hätte, weil man sie für Auswüchse eines Tollkopfes gehalten hätte, wie die Forderung der Besetzung der theologischen Professuren durch das von der Generalsynode abhängige Kirchenregiment. Dieser Ausspruch ist vollauf begründet, wenn die Selbständigkeit der Kirche begründet ist. Aber wer das verlangt, der mag nur nicht mehr sagen, daß er Protestant sei.

Wir kommen hier zurück auf das theologische Studium. Es darf dasselbe in der evangelischen Kirche nicht verengert werden, wie es geschieht, wenn man den wissenschaftlichen Umfang desselben nach der Seite der Theologie hin weiter ausdehnt und das damit begründet, daß die Thätigkeit der Geistlichen heutzutage eine viel umfassendere sei als früher. Allerdings, je weiter man die Thätigkeit des Geistlichen als solchen ausdehnt, desto mehr muß man sein Studium theologisch ausdehnen, d. h. wissenschaftlich verengern. Das hängt innig zusammen. Der Theolog hat dann weder Zeit noch Aufgabe, etwas andres zu treiben, als das, was er später, nach etlichen Jahren, als Geistlicher braucht. So wird er von vornherein auf den banausischen Standpunkt des Utilitarismus versetzt. Einen Halt giebt es hier nicht. Das Ende ist das Seminar, Aufhebung des Studiums auf der Universität, geistliche Abrichtung. Dahin kommt es, wenn man den Geistlichen mit seiner Thätigkeit nach allen Seiten hin eingreifen lassen will, und das als amtliche Aufgabe hinstellt. Es geschieht da jetzt schon viel zu viel. Und was ist die Folge davon? Der Verfasser unsrer Broschüre sagt das selbst am Besten: „Es künden sich Mängel an [im geistlichen Stande], welche nicht weiter um sich greifen dürfen, ohne tieferen Schaden anzurichten. Eine hastige, ruhelose Vielgeschäftigkeit, ein Tasten und Experimentiren macht sich geltend, welches etwas Krankhaftes an sich trägt. Auch tüchtige und erfahrene Pfarrer stellen sich zuweilen, als hätten sie kein rechtes Zutrauen zu ihrer Sache und keine Aussichten für die Zukunft, und die besten

arbeiten oft nur unter Seufzen." Auch redet der Verfasser von einem „leisen, geheimen Druck," der auf den Geistlichen liege, und sucht von vielen Seiten her die Erklärung dafür. Auf den Hauptgrund aber von diesem „geheimen Druck" ist er nicht eingegangen.

Das ist aber der, daß an vielen Universitäten heutzutage die jungen Theologen, die mit allem Möglichen beschwert werden, nicht sicher und bestimmt unterrichtet werden über das Fundament, auf dem sie als evangelische Geistliche stehen. Sie bleiben in einem Schwanken über ihre Stellung zur Bibel, und so beschleicht sie ein Gefühl des Zwiespalts zwischen ihrem Beruf und der modernen Gedankenwelt. Dieser Zwiespalt würde sofort aufhören, wenn sie sich und ihren Beruf von der bindenden Autorität auch des biblischen Buchstabens loszumachen lernten. Noch klingt die Lessingsche Klage von der Knechtschaft des Buchstabens fort. Es muß mehr Herzhaftigkeit in der Exegese walten, ohne daß, was mit der einen Hand gegeben, mit der andern wieder genommen wird, wie jetzt so mancher nach Wahrheit verlangende junge Mann klagt, wenn man ihn nach dem oder jenem klangvollen Dozentennamen fragt. Und wozu diese ängstliche Vorsicht, die vor der Konsequenz zurückschreckt? Das weiß auch der junge Student schon aus dem, was er auf dem Gymnasium gehört und gelernt hat, daß die strenge Inspirationslehre sich nicht aufrecht erhalten läßt. Wird er auf der Universität noch in sie eingeführt, wie das noch so oft geschieht, und ist er von solchem geistigen Kaliber, daß er diese Nahrung verträgt, so gehen aus solcher Dressur von vornherein jene orthodoxen Heißsporne hervor, die, wie Fabri in seiner jüngsten Schrift „Wie weiter?" sagt, „ohne eigentlich inneres Leben über alles, namentlich über den Glaubensstand andrer, rasch aburteilen, die kein Verständnis, ja keine Ahnung haben, wie dem gebildeten modernen Durchschnittsmenschen in religiösen Dingen heute zu Mute ist." Und auch darin hat Fabri recht, daß solche Geister die Kluft, die sich zwischen moderner Bildung und Kirchenlehre aufgethan hat, unwillkürlich erweitern. Die Reformation aber „hat freie Forschung in der heiligen Schrift zum Angelpunkt ihres Geisteslebens gemacht. Darin muß auch die evangelische Kirche in der Gegenwart beharren, und sie soll nicht erschrecken, wenn zu der freien Forschung in der Schrift heute sich auch die freie Forschung über die Schrift gesellt hat." Aber die evangelische Kirche erschrickt in einer großen Anzahl ihrer Vertreter bei diesem Punkte, und worauf es hier vor allem ankommt, die theologischen Professoren erschrecken, vielfach auch solche, die ein beherztes Antlitz zu tragen scheinen. Sollte von einer Reform des theologischen Studiums die Rede sein, so müßte die Stellung der theologischen Lehrer zur Schrift, namentlich des Neuen Testamentes, angefaßt werden. Aber das ist eine Sache, die in den Personen liegt, die man nicht ändern kann. Gemeint ist hier besonders die Vermittlungstheologie, die Männer der „positiven" Union, die jetzt auf bedeutenden Universitäten die Hauptkatheder besetzt halten.

Diese Theologie hatte einmal ihr Gutes, so lange es galt, dogmatische Anschauungen zu vermitteln. Das war die Zeit, wo die Konsensusunion ihre glänzenden Vertreter in Männern wie Imm. Nitzsch, Julius Müller 2c. hatte. Bei den Dogmen vermitteln, heißt ihnen die Härten nehmen und dadurch versöhnlich auf die Geister wirken. Nun aber ist seit länger als einer Generation der Nachdruck des theologischen Studiums auf die Kritik der biblischen Schriften gelegt worden, und hier vermitteln wollen, wo es sich um den historischen Bestand der Dinge handelt, ist falsch. Wie es den Sinn für die Wahrheit schwächt, so führt es zu unhaltbaren Ergebnissen. Oder was sind das für Ergebnisse, wenn man z. B., um die Echtheit des Johannesevangeliums zu halten, annimmt, wie das von einem Hauptvertreter der Vermittlungstheologie und positiven Union geschieht, daß sich in diesem Evangelium besonders bei der Wiedergabe der Reden Jesu die Individualität des Apostels stark reflektirt habe? Diese Reflexion ist so stark, daß man garnicht weiß, was Rede Jesu und was apostolische Zuthat ist, wie man auch in den Erzählungen nicht weiß, was echt ist und was nicht. Was ist das nun für ein apostolisches Dokument, das solche Reflexionen sich zu schulden kommen läßt und wo das Thatsächliche vom Erdichteten überall nur mit der größten Willkür geschieden werden kann? Und dabei soll die Methode dieser heiligen Geschichtschreibung sich nicht von der der profanen Geschichte unterscheiden? Bei einem andern berühmten Namen ist es nicht viel anders, wenn auch ihm im Johannesevangelium „Jesustexte und johanneische Auslegung unzertrennlich verwoben“ erscheinen. Es ist ja viel Vortreffliches, was die jungen Leute in Büchern und Kollegien bei den Vertretern dieser Richtung lernen, aber es fehlt das kühne, sichere und konsequente Anfassen der Probleme, und die jungen Theologen kommen aus den Studien zurück ohne die Festigkeit der Grundlagen und ohne die Freudigkeit, welche die erkannte Wahrheit giebt. Treten sie nun, wie es jetzt vielfach geschieht, sofort oder doch bald nach dem Examen ins Amt, so lehnen sie sich an die an, die diese Festigkeit zu haben scheinen, weil sie entschieden sind, und werden bald dieselben Fanatiker, wie die Dressirten es von vornherein sind. So geht es zwar nicht immer, aber oft.

Wollen wir über diesen Zustand der Dressur und des Fanatismus, der jetzt wieder beinahe derselbe ist, wie zu Hengstenbergs und Stahls Zeiten und den die Vermittlungstheologie nicht heben kann, auch bisweilen, in manchen ihrer Vertreter, nicht heben will, wollen wir darüber hinauskommen, so bleibt garnichts übrig, als daß wir die Kritik ihre Pflicht thun und sie überall, nicht bloß in gewissen Punkten, in voraussetzungsloser Weise unerschrocken arbeiten lassen. Denn wie die Dinge heutzutage stehen, bleibt für die protestantische Kirche nichts andres übrig, als daß auch der Geistliche gegenüber der Bibel eine freie Betrachtung gewinnt und aus ihr für die Predigt das als Nährstoff nimmt, was sich dem religiösen Bewußtsein des modernen Menschen angleichen

läßt. Und darin ist die Bibel unerschöpflich. Findet der Geistliche es heraus und überträgt er es so, daß er die Tiefe der Herzen trifft, so hat er alles gethan, was man von ihm verlangen kann. Das Unangleichbare muß ruhig liegen gelassen werden; zur Gesundheit der Seele trägt es doch nicht bei. Auch ist zu solchem Ins-Herz-Treffen nicht geeignet, daß gewisse theologische Probleme behandelt werden. Es ist unglaublich, wie die Geistlichen darin oft irren, daß sie meinen, Fragen, die sie beschäftigen, beschäftigten auch die Gemüter der Laien. In unsrer so schwer am Atheismus leidenden Zeit sind es ganz allein die großen weltbewegenden Fragen des Glaubens, die die Menschen interessiren, die Fragen nach Gott und nach einer Vergeltung, nach dem ewigen Leben, nach dem Gericht, die Fragen nach dem Zwecke des Lebens, nach seiner ewigen Ordnung und seiner Wahrheit. Welcher Geistliche es versteht, den Mühseligen Trost und den Beladenen Hoffnung, den Friedlosen Frieden und den Umhergetriebenen Ruhe zu bringen, wer das Herz der Besitzenden mild zu machen und den Stolz der Mächtigen in Demut zu wandeln weiß, der hat den Menschen den Kern des Christentums gebracht, das den Einzelnen von seiner Selbstsucht und die Völker von dem Banne des Elends befreit. Da weht der Zug des Christentums und ergreift die Herzen. Aber ganz gleichgiltig sind dem Laien die theologischen Finessen, z. B. wie man sich den Schöpfungsbericht so zurecht legen könne, daß er glaubwürdig erscheine, ob die sechs Tage sechs Perioden seien, ob mit Abend, Morgen, Tag Zeiten bezeichnet seien oder aber Senkung, Durchbruch, Wärme, wie es mit der Sintflut stehe, wie weit sie gegangen sei und ob alle noch existirenden Arten der Tiere in Noahs Arche gewesen seien oder auch vorsintflutliche, die jetzt verschwunden sind. Wer solche Probleme behandeln und Aufschluß darüber haben will, der studirt heutzutage die babylonischen Überlieferungen, die Keilinschriften oder den Berossusbericht, und geht lieber zu den Geologen als zu den Theologen. Weil dem aber so ist und die geschichtliche Wahrheit doch nicht mehr verbannt werden kann, so müssen auch unsre Geistlichen diejenige Stellung zur Bibel gewinnen, die sie selbst mit Freiheit und Wahrheit ihrem Berufe nachgehen läßt, wie es geschieht, wenn sie das, was ewigen Gehalt hat, aus der heiligen Schrift ziehen und für unsre Zeit zum Bewußtsein bringen, damit sich die Menschen von heute auf die bleibende Güte unsrer christlichen Religion, der Religion der Gottes- und Menschenliebe, wieder besinnen und so das finden, was unser großer Staatsmann praktisches Christentum nennt. Welcher Geistliche das predigt und darauf in seinem Leben steht — denn vita parochi evangelium populi —, der waltet seines Amtes als ein ganzer Mann. Aber zu solcher Predigt und zu solchem Geistlichen bedarf es keiner andern Methode des theologischen Studiums.

Die Broschüre, die von der „Unzulänglichkeit des theologischen Studiums" der Gegenwart handelt, will besonders das Fach der praktischen Theologie reformirt sehen. Wie da die Sachen zu behandeln seien, davon giebt der Ver-

fasser drei Beispiele, angeknüpft an die drei Themata von der Rechtfertigung aus dem Glauben, von der Gottheit Christi, von der Wiederkunft des Herrn. Nehmen wir das mittlere, so soll der Lehrer der praktischen Theologie zunächst „mit Hilfe der Exegese und der biblischen Theologie sowohl dasjenige, was sich im Alten Testament als Vorstufe und Ansatz zu diesem Dogma bezeichnen läßt, als auch das neutestamentliche Material resümiren.“ Dabei soll er auf die wesentliche Übereinstimmung in der Hauptsache und auf die verschiedenartigen Formulirungen, sowie auf die zeitgeschichtlichen Bedingungen aufmerksam machen. Es soll ein Gang durch die Dogmengeschichte folgen, wobei „die kultisch-religiöse Anerkennung der Gottheit Christi ohne feste Formulirung gezeigt werde“; dann sollen die monarchianischen Christologien mit ihren Vorzügen und Schwächen aufgewiesen werden, endlich der Sieg der Logoschristologie mit ihren Vorzügen und bedenklichen Seiten. Weiter soll dann die Fixirung des altkirchlichen Dogmas durch die Streitigkeiten des vierten bis siebenten Jahrhunderts erfolgen, ein Blick auf das Mittelalter soll die Wahrheit von der Gottheit Christi in neuer kultischer und theologischer Beleuchtung zeigen; die Symbolik soll die verschiedne Bedeutung des Dogmas von der Gottheit Christi bei den verschiednen Konfessionen zeigen, aus der Dogmatik soll dann die richtige, systematische Formulirung des Glaubenssatzes (die aber noch nicht gefunden ist) beigebracht und der Zusammenhang mit den übrigen Gliedern des Systems aufgedeckt werden. Ein Hinweis auf die Ethik soll dann die Bedeutung des Dogmas für die christliche Sittlichkeit darlegen.

Das soll so ein Stück Reform sein in dem Hauptteil des Studiums selbst, in der praktischen Theologie. Ich fürchte, wenn der Professor der praktischen Theologie sich in der angegebenen Weise mit diesen Dingen gründlich befassen will, so treibt er die Sache recht unpraktisch und nimmt sich die Zeit für Besseres. Der Student hat ja alles das oder doch das meiste davon gehört und gelernt, und wenn er sich darüber seinen gesunden Menschenverstand bewahrt hat, so wird er seine Kenntnisse vornehmlich als Warnungstafeln benutzen, die ihm zeigen, wohin er in der Predigt nicht steuern soll. Der Professor der praktischen Theologie aber sollte doch froh sein, daß er seine Studenten auf grüne Auen führen und zeigen kann, wie man aus dem Texte, und zwar dem Urtexte, auch für die Menschen dieser Tage giltige Wahrheiten entwickeln kann, die von dem Gewissen auch des modernen Menschen bejaht werden, weil sie fort und fort die sittliche Substanz der Gegenwart ausmachen. Aus dem Text kann für die Gegenwart viel gewonnen werden, aus dem Dogma nichts. Die Theologen irren sich vollständig, die da meinen, daß die ethischen Aussagen unsers Gewissens mit dem Dogma zusammenhingen. Sie hängen mit den religiösen Prinzipien des Christentums zusammen, nicht mit dem Dogma. Mit dem Dogma — man nehme nur irgend eines, z. B. das vom Abendmahl — kommen sofort die Streitigkeiten, deren doch, wie der Verfasser selbst sagt, das

Christenvolk so müde ist. Ich fürchte darum, eine Predigt von der Gottheit Christi, die auch nur ein dogmatisches Objekt ist, auch wenn diese Predigt nach dem angegebenen Schema gemacht ist, bietet Steine und nicht Brot. Gerade die Langeweile, von der der Verfasser sagt, sie sei die Gefahr unendlich vieler Predigten, wird im Gefolge solcher Predigt einherschleichen.

Also auch in der praktischen Theologie, dem für den Verfasser wichtigsten Studienfelde, ist nicht zu reformiren. Meint man als Inhalt derselben die Behandlung dessen, was zur pastoralen Technik gehört, so lehrt die Praxis alle derartigen Dinge am besten; meint man die Anweisung für den Dienst am Wort, so ist hier das theologische Seminar für Homiletik und Katechetik das richtige, wo der Student sich selbst versuchen muß. Aber auch hier werden nur Winke und Hinweise, Vormachen des Tüchtigen und Richtigen, sowie Warnungen vor dem oder jenem falschen Griffe, den der Student in seiner Predigt gethan hat, zu geben sein. Anlernen läßt sich schließlich auch fürs Predigen, wie für alle produktive Thätigkeit, nichts. Auch da heißt es: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen.“ Predigen heißt die Kunst zu leben lehren, die die größte ist. Das ist mehr oder weniger immer ein prophetischer Beruf, und alle Wissenschaft ist für ihn nur einleitend.

Durch das Gesagte glaube ich nun meine Meinung begründet zu haben, die dahin geht: Die alt- und neutestamentliche Exegese muß, wie bisher, die Grundlage aller theologischen Bildung bleiben, als die Grundlage aller Kunde von Christus und darum auch aller christlichen Verkündigung. Aus dem Inhalt der Schrift, und zwar dem bleibenden Inhalt, dem Wort Gottes, und aus dem Ideenleben der Gegenwart, in dem der Prediger als wissenschaftliche Persönlichkeit aufgewachsen und genährt worden ist, muß die Predigt geschaffen werden. Fehlt eine von diesen beiden Seiten, so ist die Predigt verfehlt. Denn jede Predigt verfehlt ihren Zweck, die nicht für die Verhältnisse der Gegenwart wirksam gemacht worden ist, und christlich wird sie nur damit, daß sie aus der Quelle alles christlichen Erkennens, dem neuen Testamente, schöpft. Diese Vergangenheit darf kein Prediger mit Geringschätzung behandeln. Die Pietät ist ein gut Teil alles religiösen Empfindens, weshalb die Religionen der großen Kulturvölker der alten Welt die Verehrung der Ahnen als einen ihrer Grundpfeiler enthalten. Pietät bezieht sich auf das Gute, was vor uns war und mit dem wir noch verbunden sind. Es war der große Fehler des Rationalismus, daß er die Achtung vor der Vergangenheit nicht kannte, die dem religiösen Gemüt doch so eigen ist, daß es sie sogar vor ihren Trümmern noch bewahrt. In der Predigt soll darum auch die Sprache biblisch sein, vor allem soll sie die Farbe der religiösen Poesie nicht verwischen. Gerade durch Bewahrung der biblisch-poetischen Rede kann der Prediger auch diejenigen seiner Zuhörer, die noch auf dem naiven Glaubensstandpunkte beharren, befriedigen, wenn er auch, sofern er das Bedürfnis fühlt, zugleich aufzuklären, vorkommendenfalls

hie und da ein Licht auf die biblische Geschichtserzählung wirft, das den Gebildeten in der Gemeinde über die wissenschaftliche Auffassung des Textes das nötige Verständnis giebt. Er mag das thun, obgleich der Predigt zu oberst nicht die Aufgabe zukommt, aufzuklären, sondern zu erheben. Das Vermögen hierzu giebt nicht der theologische Standpunkt, sondern pectus disertos facit. Man glaube doch ja nicht, daß der orthodoxe Standpunkt allein oder auch nur leichter zu erheben verstünde. Was soll das für eine Erhebung sein, wenn ein großer Teil der Gemeinde Dinge hören muß, die er schlechterdings sich nicht mehr aneignen kann, z. B. wenn auf das Wunder für die religiöse Erkenntnis alles Gewicht gelegt wird? Was für willkürliche Ansichten kommen doch da zu Tage! Ich habe einmal kurz hintereinander von drei verschiednen Predigern gehört, daß der eine die Auferweckung des Lazarus als das größte aller Wunder hinstellte, ohne das die heilige Geschichte garnicht zu denken wäre, weil hier Christus seine Macht zeige als Lebensspender; hier könne garnicht davon die Rede sein, etwa an eine Ohnmacht zu denken, da es von dem Toten ausdrücklich heiße, daß er schon gerochen habe. Der andre Geistliche stellte die Speisung der Fünftausend als größtes aller Wunder hin; denn Christus zeige hier seine segenspendende Macht auch in den natürlichen Verhältnissen. Der dritte sah in der Stillung des Sturmes das größte Wunder; denn die Naturgewalten hätten Christus gehorcht, zum Zeichen, daß er Gott sei. Was soll da für Denkende für eine Erhebung möglich sein, wo man entweder in steter geheimer Opposition zum Prediger stehen muß, oder sich über den Gallimathias innerlich ägert. Besser ist da der Prediger, der, wie gesagt, hie und da ein Wort fallen läßt über die wissenschaftliche, etwa symbolische oder mythisch-geschichtliche Auffassung einer Erzählung. Aber not thut das nicht. Er soll nur nicht gerade das, was Schale an der biblischen Geschichte ist, als ewig dauernden Kern hinstellen, und nicht gerade im Menschlichen das Göttliche sehen. Das aber, was Schale ist, muß ihm die Exegese und die neutestamentliche Theologie lehren. Wenn sie das in wissenschaftlicher Weise thut und nicht die Aufgabe zu haben meint, die jungen Theologen kirchlich zu dressiren, sondern vielmehr auf Erforschung der Ursprünge der christlichen Religion in ihrer Quelle ausgeht, wie sie das bisher sollte und zum Teil auch that, so ist da nichts zu reformiren.

Ganz ebenso steht es mit der Kirchen- und Dogmengeschichte. Auch hier ist der einzige Grundsatz für den Dozenten wissenschaftliche Darstellung. Beide Disziplinen sind notwendig für den Theologen, aber weniger, um ihn auf geistlichem Gebiete handeln zu lehren; denn da trifft noch mehr als sonst zu, was Hegel einmal von der Geschichte sagt, daß sie die Lehre von der Unfähigkeit des Menschen sei, aus der Vergangenheit zu lernen; aber die Geschichte soll dem Studirenden ein Wissen und damit ein Urteil geben über den Prozeß des christlichen Geistes. Auch hier ist nur Erforschung der Wahrheit das, was

zu suchen ist. Was da im Studienplan zu reformiren sei, ist nicht zu sehen. Die Dogmatik baut den religiös christlichen Gedanken zum System auf, eine Arbeit, die umso besser gethan wird, je mehr der Studirende sich selbst mit daran beteiligen kann, je mehr er mit arbeitet. Vermag der Dozent den Studenten mit in seine Denkarbeit hereinzuziehen, so ist es ganz einerlei, welches System er giebt; wer mit gearbeitet hat, hat gelernt, dogmatische Probleme zu behandeln. Ein solcher wird sich sein System dann schon selbst bauen, und das ist für ihn das Beste, weil es das einzige ist, was er versteht. Auch hier ist wiederum nur die Forderung an den Dozenten wissenschaftliches Vermögen, nicht das vom heiligen Geiste erleuchtete Herz, nicht die Kraft erbaulicher Rede. Das alles schadet mehr, als es nützt, weil es dressirt, nicht erzieht. Darum thut auch auf diesem Gebiete keine Reform not.

Über die praktische Theologie habe ich schon wiederholt gesprochen. Sie scheint eher eingeschränkt werden zu müssen, wenigstens an manchen Universitäten; denn sie gehört eigentlich nicht zum Studium. Und wo der Student nicht sofort nach der Studienzeit ins Amt tritt, ist sie kaum nötig. Zu pflegen ist aber das homiletische und katechetische Seminar, schon deshalb, weil doch eine Anzahl Theologen sofort nach dem Examen ins Amt kommt. Sind aber im Seminar eigne Versuche gemacht und ist an ihnen sowie an denen der Kommilitonen Kritik geübt, so ist das Notwendigste geschehen. Alles andre lehrt die Arbeit des Amtes und das Leben. Wem die Lebenserfahrung und das Amt es nicht giebt, dem giebt es das Kolleg über praktische Theologie gewiß nicht. In diesem Kollegium soll nach dem Verfasser von der „Unzulänglichkeit" außer anderm auch behandelt werden: „die Stellung des Pfarrers zur sozialen Frage, zur innern Mission, zu den Behörden, zur Schule, zu Kunst und Wissenschaft, das Verhalten gegenüber den kirchlichen Parteien, gegenüber den Sekten, gegenüber der römischen Kirche im allgemeinen und in der Diaspora, zu andern religiösen Richtungen; ferner die Aufgaben der kirchlichen Organisation, der Armenpflege und Liebesthätigkeit, die Verwendung und Bekämpfung von Literatur und Presse, das Vereins-, Versammlungs- und Anstaltswesen." Der Verfasser unsrer Broschüre verspricht sich von solchem Kolleg so viel, daß er sagt: „Es sollte doch mit Wunderdingen zugehen, wenn ein Professor der praktischen Theologie bei solcher Fülle des interessantesten und lauter Zeitfragen berührenden Stoffes nicht eine packende, gesegnete, fruchtbare, reiche Vorlesung halten könnte." Halten kann er die Vorlesung, wirken wird er wenig oder nichts damit. Die, vor denen er sie hält, haben von alledem noch keine Erfahrung. Bekommen sie diese später, so packen die Dinge sie von selbst und das Verständnis giebt sich durch den Gebrauch. Eines Professors braucht es da nicht. Zu reformiren wäre also in diesem Falle nur da, wo man an dem Zuviel leidet. Es bleibt das als toter Stoff in der Seele liegen, eine Last, ebenso beschwerlich für den Geist, wie die unverdaute Speise für den Leib.

Also: Unsre theologischen Fakultäten müssen bleiben wie sie sind und was sie sind, Anstalten zur Pflege der theologischen Wissenschaft, zu welchen der Staat Männer zu berufen hat, denen die Erforschung der Wahrheit, nicht die von den Synoden geforderte praktisch-kirchliche Methode oberstes Gesetz ist. Sollte diese als die beste Erziehung auch für unsre evangelischen Geistlichen anzusehen sein, so thut man am Besten, die theologischen Fakultäten aufzuheben. Dann aber sind wir vor der Pforte des Katholizismus angelangt.



Die geschichtlichen Grundlagen der deutschen Rechtseinheit.

Von Karl Bruns.

(Schluß.)


ber nur sehr langsam rückte das Werk vorwärts, wozu allerdings die Wirren des siebenjährigen Krieges mit beitrugen. Im Jahre 1780, zu einer Zeit, als Friedrich der Große Veranlassung zu haben glaubte, mit der Rechtspflege durch die gelehrten Juristen besonders unzufrieden zu sein, beging er eine Handlung der Kabinetsjustiz, d. h. einen bedauerlichen und später von ihm selbst bedauerten Eingriff in die Rechtspflege. In einem Prozeß nämlich, welchen das Kammergericht nach Pflicht und Gewissen zu Gunsten eines Edelmannes und zu Ungunsten eines Wassermüllers Arnold auf einem Dorfe bei Züllichau entschieden hatte, hob er dieses Urteil auf falsche Angaben des Arnold hin auf, entschied den Streit zu Gunsten desselben anders und ließ sogar die Richter, denen er vorwarf, durch Fällung eines ungerechten Urteils „im Namen des Königs" diesen seinen Namen „crüel gemißbraucht" zu haben, auf mehrere Wochen gefangen setzen: derselbe König, der den Windmüller mit seiner klappernden Mühle bei Sanssouci unbehelligt ließ, als dieser, auf sein gutes Recht pochend, ihm die bekannten Worte zurief: „Wenn es nur kein Kammergericht gäbe." In beiden Fällen war die Grundlage seines Handelns das Bestreben, den gemeinen Mann gegen die Übermacht des Hochgestellten in Schutz zu nehmen. Der Spruch des Königs in der Arnoldschen Sache erfolgte am 1. Januar 1780. Am 14. April 1780 erließ Friedrich der Große an den Großkanzler von Carmer

eine Kabinetsordre, welche im Gegensatze zu der Verordnung vom Jahre 1746 an Stelle des reinen Vernunftrechts und der naturrechtlichen Anschauungen mehr die geschichtlichen Grundlagen zur Geltung bringt. Dort heißt es:

„Was die Gesetze selbst betrifft, so finde Ich es sehr unschicklich, daß solche größtenteils in einer Sprache geschrieben sind, welche diejenigen nicht verstehen, denen sie doch zu ihrer Richtschnur dienen sollen. Ebenso ungereimt ist es, wenn man in einem Staat, der doch seinen unstreitigen Gesetzgeber hat, Gesetze duldet, die durch ihre Dunkelheit und Zweideutigkeit zu weitläufigen Disputen der Rechtsgelehrten Anlaß geben, oder wohl gar darüber: ob dergleichen Gesetz oder Gewohnheit jemals existirt oder eine Rechtskraft erlangt habe? weitläufige Prozesse veranlaßt werden müssen. Ihr müßt also vorzüglich dahin sehen, daß alle Gesetze für Unsre Staaten und Unterthanen in ihrer eignen Sprache abgefaßt, genau bestimmt und vollständig gesammelt werden. Da nun aber fast jede Unsrer Provinzen ihre besondre Verfassung, Statuten und Gewohnheiten hat, welche sehr von einander unterschieden sind, so muß für jede derselben ein eignes Gesetzbuch gesammelt und darin alles eingetragen werden, wodurch sich die Rechte der einen Provinz von den andern unterscheiden. Weilen aber dennoch dergleichen Provinzialstatuta und Gewohnheiten sich nur auf gewisse Gegenstände einschränken und keine allgemeine, noch weniger aber vollständige Rechtsregeln enthalten, das Corpus juris vom Kayser Justinian als das subsidiarische Gesetzbuch fast aller europäischen Staaten seit vielen Jahrhunderten her auch bei Uns angenommen worden ist, so kann dieses auch künftig nicht ganz außer Acht gelassen werden. Inzwischen ist bekannt, daß dieses römische Gesetzbuch größtenteils nur eine Sammlung der Meinungen und Entscheidungen der Rechtsgelehrten in einzelnen Fällen enthält; sich vielfältig auf die alten und jetzt garnicht mehr passenden römischen Verfassungen und Formalitäten bezieht; auch mit vielen Widersprüchen angefüllt ist. Es muß also nur das Wesentliche, mit dem Naturgesetz und der heutigen Verfassung Übereinstimmende aus demselben abstrahirt; das Unnütze weggelassen; Unsre eigne Landesgesetze am gehörigen Orte eingeschaltet und solchergestalt ein subsidiarisches Gesetzbuch, zu welchem der Richter beim Mangel der Provinzialgesetze rekurriren kann, angefertigt werden."

Infolge der bereits vorhandenen Vorarbeiten und des unverdrossenen Fleißes der mit dem Werke betrauten Rechtsgelehrten, als deren bedeutendsten oder wenigstens um die Sache verdientesten ich den Oberamts-Regierungsrat Karl Gottlieb Suarez zu nennen habe, verstrich nicht allzulange Zeit bis zur Erreichung des Zieles. Es soll hierbei nicht verkannt werden, daß die Lehre der naturrechtlichen Schule, nach der es möglich war, ein allgemeines Vernunftrecht zu schaffen, wohl dazu beigetragen haben mag, den Mut der Arbeiter zu stärken. Zuerst wurde man mit dem bürgerlichen Prozeß fertig. Im Jahre 1781 erschien eine neue Prozeßordnung unter dem Titel: Corpus juris Fridericianum,

erstes Buch: von der Prozeßordnung, mittels Publikationspatents vom 26. April 1781. Dann folgte die Allgemeine Hypothekenordnung vom 20. Dezember 1783, welche bis zum 1. Oktober 1872 in Geltung gestanden hat und welcher, mit gewissen Änderungen späterer Gesetze, das preußische Grundbuchwesen sein Dasein verdankt. Erst nach dem Tode des großen Königs (1786) wurde das noch übrige vollendet, und durch Patent vom 20. März 1791 das „Allgemeine Gesetzbuch für die preußischen Staaten" mit Gesetzeskraft vom 1. Juni 1792 ab veröffentlicht, die Gesetzeskraft jedoch noch vor ihrem Eintritt wieder aufgehoben, weil die ausgebrochene französische Revolution Veranlassung gab, wegen etwa darin enthaltener staatsgefährlicher Grundsätze die Arbeit einer erneuten Durchsicht und Umarbeitung zu unterziehen. Auch die Prozeßordnung von 1781 wurde nochmals umgearbeitet und von neuem unter dem Namen „Allgemeine Gerichtsordnung für die preußischen Staaten" durch Patent vom 6. Juli 1793 veröffentlicht. Endlich erschien auch an Stelle des „Allgemeinen Gesetzbuches" dessen Umarbeitung, welche den Titel hatte: „Allgemeines Landrecht für die preußischen Staaten," durch das Patent vom 5. Februar 1794 veröffentlicht wurde und in Preußen einschließlich der jetzt zu Baiern geschlagenen Fürstentümer Ansbach und Baireuth seit dem 1. Juni 1794 Gesetzeskraft erlangt hat. Es enthält das Privatrecht, Kirchenrecht, Staatsrecht und Strafrecht und trat an die Stelle des gemeinen Rechts, insbesondre des römischen, als subsidiarisches Recht, wie solches auch das gemeine Recht nur war, sodaß die Provinzial- und Lokalrechte ihre Geltung behielten und eine volle Rechtseinheit auch für Preußen dadurch keineswegs hergestellt wurde. Die neue Kodifikation des Strafprozesses kam erst im Jahre 1805 zustande. Es war die nunmehr für Preußen an die Stelle des prozeßrechtlichen Teils der Carolina tretende „Kriminal-Ordnung," während der materielle Teil des Strafrechts schon durch das Allgemeine Landrecht neu geregelt war.

Diese von Friedrich dem Großen eingeleitete Gesetzgebung, deren Vollendung er nicht mehr erlebte, war eine sehr bedeutende Arbeit. Zum erstenmale hatte man in Deutschland versucht, den gesamten Rechtsstoff, soweit er nicht, wie das Völkerrecht, der Bestimmung durch einen einzelnen Staat sich entzieht, zu bearbeiten. Materiell war das römische Recht die Grundlage geblieben, aber man hatte eine bequemere Form geschaffen, viele Streitfragen beseitigt und so die Kenntnis des Rechts erleichtert, vor allen Dingen aber den Dualismus im Privatrecht (römisches und deutsches Recht) für Preußen beseitigt und vieles vom deutschen Rechte dauernd gerettet. Als Fehler ist zu erwähnen das Bestreben der Verfasser, die Auslegung des Gesetzes durch die Richter und Rechtsgelehrten dadurch möglichst unnötig zu machen, daß man durch eine ausgedehnte Bestimmung recht vieler Einzelheiten (Kasuistik) Fälle, in denen das Gesetz nicht unmittelbare Antwort gab, garnicht zulassen wollte, eine Absicht, welche der Fehlbarkeit des menschlichen Geistes und der Mannich-

faltigkeit des in fortwährendem Flusse befindlichen Rechtslebens in der That sehr wenig Rechnung trug.

Das Beispiel Preußens bewirkte die Nachfolge Österreichs, welches nach einer Kodifikation des Strafrechts und Prozeßrechts im Jahre 1811 das „Allgemeine bürgerliche Gesetzbuch für die gesamten Erbländer der österreichischen Monarchie“ erhielt. Dieses schloß die Partikularrechte aus, hob sie auf, und gewährte also kein subsidiäres, sondern ein absolutes gemeines österreichisches Recht.

Auch in Frankreich unter dem ersten Napoleon rief der Drang nach der Rechtseinheit in den Jahren 1804 bis 1810 fünf Gesetzbücher, die sogenannten Cinq codes, hervor. Es behandeln der Code civil, auch Code Napoléon genannt, das Privatrecht, der Code de commerce gesondert einen Teil desselben, das Handelsrecht, der Code pénal das Strafrecht, der Code de procédure civile das Zivilprozeßrecht, der Code de l'instruction criminelle das Strafprozeßrecht. Diese Gesetzbücher wurden auch in die von den Franzosen eroberten und dem französischen Staate vollständig einverleibten deutschen Lande, namentlich auf dem linken Rheinufer, unter Aufhebung der entgegenstehenden Lokal- und Statutarrechte, eingeführt und in manchen dieser Gebiete auch nach der Beseitigung der Fremdherrschaft zunächst nicht wieder aufgehoben. Noch heutigen Tages sogar gilt dort der Code Napoléon, während die andern vier Gesetzbücher durch neuere Gesetze, namentlich des neuen deutschen Reiches, nunmehr fast ganz beseitigt sind. Das Gesagte gilt auch von einigen nicht dem französischen Staate einverleibten, aber zum Rheinbund gehörig gewesenen Teilen der preußischen Rheinprovinz. Für Baden wurde der Code Napoléon übersetzt und mit einigen Veränderungen 1809 als badisches Landrecht eingeführt.

Als jüngste Kodifikation dieser Art trat im Jahre 1863 das gleichfalls die Sonderrechte ausschließende bürgerliche Gesetzbuch für das Königreich Sachsen in Kraft.

Das allgemeine Landrecht, die Hypothekenordnung, die allgemeine Gerichtsordnung und die Kriminalordnung, sowie viele spätere diese Gesetzbücher ändernden oder ergänzenden Gesetze führte man auch in die 1813 bis 1815 dem preußischen Staate neu- und wiedereinverleibten Gebiete ein, jedoch mit Ausschluß von Neuvorpommern und Rügen, in welchem Landesteile nach wie vor das gemeine deutsche Recht in Geltung blieb, sowie des überwiegenden Teils der zur Rheinprovinz geschlagenen Lande des linken und rechten Rheinufers, in welchem französisches, zum Teil (wie in dem Bezirk von Ehrenbreitstein) auch gemeines Recht galt und geltend blieb, wie denn auch die hessischen, oldenburgischen und baierischen Teile auf dem linken Rheinufer das französische Recht bis heute behalten haben. Ebenso ließ man in den durch die Ereignisse des Jahres 1866 mit Preußen vereinigten Ländern das dort geltende Privatrecht, das war fast überall das gemeine Recht — in dem bereits früher zu Preußen gehörig ge-

wesenen Ostfriesland nebst Nachbarschaft das preußische Recht —, bestehen. Endlich hat auch das den Franzosen 1870/71 entrissene Reichsland Elsaß-Lothringen das französische Zivilrecht behalten. Was das Strafrecht betrifft, so wurden im Laufe dieses Jahrhunderts zunächst fast in allen deutschen Staaten neue Strafgesetzbücher, so in Preußen das von 1851, geschaffen, sodaß schon im Jahre 1870, mit dessen Ablauf das alsbald auch in die süddeutschen Staaten eingeführte Strafgesetzbuch für den Norddeutschen Bund in Kraft trat, das gemeine deutsche Strafrecht, das heißt die durch die Praxis sehr umgeänderte, namentlich gemilderte Carolina, nur noch in wenigen kleinern norddeutschen Staaten, darunter den mecklenburgischen, Geltung hatte. Auch für den bürgerlichen und für den Strafprozeß ergingen vielerlei Gesetze, bis uns das neue deutsche Reich im Jahre 1877 zu dem deutschen Strafgesetzbuch auch eine einheitliche deutsche Zivilprozeßordnung, Konkursordnung und Strafprozeßordnung schuf, die bekannten, am 1. Oktober 1879 in Kraft getretenen großen Justizgesetze, deren Beratung im deutschen Reichstage vor zehn Jahren das Interesse der Politiker erheblich in Anspruch nahm, und die ihren Schlußstein in dem gemeinsamen deutschen Reichsgericht zu Leipzig erhielten.

Daß das Kirchenrecht so lange nicht wohl ein einheitliches sein kann, als verschiedne Kirchen in Deutschland bestehen, und daß namentlich ein Bedürfnis hierzu insofern nicht vorhanden ist, als das kirchliche Leben sich ja im wesentlichen innerhalb der einzelnen Kirchengemeinschaft bewegt, bedarf keiner weitern Ausführung. Wenn weiter einleuchtet, daß das Staatsrecht in einem Bundesstaat, wie es das neue deutsche Reich ist, naturgemäß in das von selbst die Einheitlichkeit erlangende Bundesstaatsrecht und in das Territorialstaatsrecht der Einzelstaaten zerfällt, so ergiebt sich auch hier nur die Notwendigkeit, daß der Einzelstaat dafür zu sorgen hat, daß seine einzelnen Provinzen gemeinsame verwaltungsrechtliche Einrichtungen erhalten, wie sie z. B. in Preußen seit dem Jahre 1872 durch die neuern Verwaltungsgesetze (Kreisordnung, Provinzialordnung u. s. w.) nunmehr ziemlich vollendet sind. Übrig bleibt für unsre Betrachtung noch das Privatrecht oder bürgerliche Recht. Hier ist die Rechtseinheit bisher noch nicht erlangt, aber der Erreichung des Zieles der Weg geebnet.

Es gilt hier, sowohl die verschiednen großen Gesetzgebungen, wie auch die Provinzial-, Lokal- und Statutarrechte — in Berlin gilt z. B. ein andres Erbrecht als in Torgau — zu vereinheitlichen, die letztern insoweit, als nicht fest im Volksleben gegründete Verschiedenheiten zur Zeit noch die Schonung und das Bestehenlassen des Alten erheischen. Von diesen in kleinen Gebieten geltenden Rechten abgesehen, zählt man, selbst wenn man Deutsch-Österreich beiseite läßt, im deutschen Reiche an Stelle des frühern einen gemeinen Privatrechts sechs verschiedne Rechtssysteme: 1. das gemeine Recht; 2. das altpreußische Recht; 3. das französische Recht; 4. das badische Recht; 5. das sächsische Recht;

6. das in einem baierischen Amte (Redwitz), welches früher österreichisch war, geltende österreichische Recht. Es kann kein Zweifel darüber walten, daß die Jahre dieses Zustandes gezählt sind. Gelten doch sogar in dem einen Staate Preußen allein drei dieser Rechtssysteme, das preußische, das gemeine und das französische Recht.

Der berühmte Rechtslehrer Savigny freilich hat im Jahre 1814 in seiner Schrift „Vom Beruf unsrer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" das von Thibaut, Professor der Rechtswissenschaft, in einer von der Begeisterung der Befreiungskriege getragenen Flugschrift gestellte Verlangen einer gemeinsamen deutschen Kodifikation nachdrücklich bekämpft und unter Hervorhebung der dem preußischen Landrecht, dem österreichischen Gesetzbuch und dem Code Napoléon anhaftenden Mängel die Kodifikation überhaupt für nachteilig erklärt und nur der deutschen Rechtswissenschaft die allmähliche Ausgleichung der Verschiedenheiten zugewiesen. Allein ohne sich auf eine nähere Würdigung der Savignyschen Ausführungen einzulassen, darf man doch wohl behaupten, daß, was man im Jahre 1887 unter „unsrer Zeit" versteht, namentlich auch, was Gesetzgebungskunst betrifft, von der Zeit, welche vor nunmehr dreiundsiebzig Jahren Savigny damit bezeichnete, sich wesentlich unterscheidet. Daß man auch hierin Fortschritte gemacht hat, nicht zum geringsten Teil durch die Arbeiten Savignys selbst mit ihrer scharf unterscheidenden Rechtssprache, kann wohl niemand bestreiten, der z. B. die allgemeine Gerichtsordnung mit unsrer neuen deutschen Zivilprozeßordnung vergleicht. Professor Brunner sagte in einer Festrede mit Recht: „Das vielgestaltige Recht eines Landes stört den Verkehr, weil es für ihn zugleich ein unsicheres Recht ist. Die Rechtseinheit wird den unheilvollen Gegensatz des fremden und des einheimischen Rechts aufheben, welchen die Rechtswissenschaft an sich niemals hätte überwinden können.... Die Rechtseinheit vertieft das Rechtsbewußtsein des Volkes; denn lebendiger empfindet der Einzelne die allwaltende Majestät des Gesetzes, wenn das Recht, nach welchem das Gericht seiner Heimat spricht, bis an die äußersten Grenzen des Reiches seine Herrschaft erstreckt.... Die Rechtseinheit stärkt das Gefühl der nationalen und der politischen Zusammengehörigkeit, welches bei uns noch so sehr der Stärkung bedarf. Wie die gemeinsame Sprache die Gemeinsamkeit des Denkens und Empfindens bekundet, so ist die Rechtsordnung, welche als der Gesamtwille der Nation alle Einzelnen beherrscht, der beständige und unmittelbare Ausdruck für die Einheit des nationalen Willens."

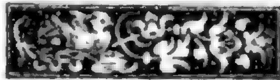
Von ähnlichen Gesinnungen erfüllt, vereinbarten die deutschen Regierungen im alten Bundestage zu Frankfurt am Main die einheitliche Regelung eines wichtigen Teiles des Privatrechts, nämlich des Handels- und Wechselrechts. Es wurden aber die allgemeine deutsche Wechselordnung zu Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre und das allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch in den sechziger Jahren in den einzelnen Staaten nur als Landesgesetze eingeführt, welche demnach

der Abänderung durch die Landesgesetzgebung unterlagen, bis im Norddeutschen Bunde und im neuen deutschen Reiche diese Gesetze zu Bundes- und Reichsgesetzen erklärt wurden, gleichzeitig mit der Schaffung des Bundes-, später Reichsoberhandelsgerichts zu Leipzig, aus welchem dann das jetzige Reichsgericht erwuchs, diejenige Behörde, welche durch das seinen Rechtssprüchen gebührende Ansehen die Gewähr dafür bietet, daß die Gerichte das einheitliche Recht auch in möglichst einheitlicher Auslegung zur Anwendung bringen.

Einen grundlegenden Schritt für die Schaffung eines gemeinsamen deutschen bürgerlichen Gesetzbuches that die Reichsgesetzgebung, als sie die die Zuständigkeit des Reiches für Justizgesetzgebung regelnde Nr. 13 des Art. 4 der Reichsverfassung änderte. Bestimmte diese Verfassungsvorschrift bis dahin, daß zur Zuständigkeit des Reiches gehören solle: „Die gemeinsame Gesetzgebung über das Obligationenrecht, das Strafrecht, das Handels- und Wechselrecht und das gerichtliche Verfahren," so hieß es nach dem Reichsgesetze vom 20. Dezember 1873 statt dessen: „Die gemeinsame Gesetzgebung über das gesamte bürgerliche Recht, das Strafrecht und das gerichtliche Verfahren."

Bereits durch Beschluß des Bundesrats vom 22. Juni 1874 ist eine aus elf Mitgliedern bestehende Kommission zur Ausarbeitung des Entwurfes eines bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich angeordnet und dann, mit dem Wirklichen Geheimen Rat Dr. Pape, dem früheren Präsidenten des Reichs-Oberhandelsgerichts, als Vorsitzenden, berufen worden. Die Arbeiten dieser Kommission nähern sich jetzt dem Abschlusse der ersten Lesung, und man hegt die Hoffnung, noch im Laufe dieses Jahres den ersten Gesamtentwurf der Kommission veröffentlicht zu sehen, eine Veröffentlichung, die den Zweck haben soll, die allgemeine Kritik der Arbeit zu ermöglichen. Schwierig im höchsten Grade muß das Werk genannt werden, und Vorsicht der peinlichsten Art hat der Gesetzgeber anzuwenden, um in Sachen des Mein und Dein, in welchen der Einzelne durch neue Gesetze unmittelbar betroffen und unter Umständen empfindlich benachteiligt werden kann, Unzufriedenheit mit dem Neuen möglichst fernzuhalten. Ist auch der Staatsbürger stets geneigt, in öffentlichen Dingen seinem Mißvergnügen den entsprechenden Ausdruck zu geben, so berühren privatrechtliche Gesetze doch weit mehr als z. B. Steuergesetze die Rechtssphäre des Bürgers. Fasse man z. B. die Änderung des Erbrechts ins Auge, welche von heute zu morgen demjenigen, der nach dem alten Recht als Erbe berufen ist, diese Anwartschaft plötzlich entziehen kann. Hoffen wir, daß die Schwierigkeiten überwunden werden durch die Tüchtigkeit der an dem Werke beschäftigten auserlesenen Männer, wie durch die Liebe zur Sache bei den Vertretern unsers Volkes im Bundesrate und Reichstage und die Macht des nationalen Gedankens, hinter dessen Bedeutung Einzelinteressen zurückweichen müssen. Wenn man hieran noch einen Wunsch knüpfen darf, so wäre es der, daß es denen, welchen in erster Linie die Reichseinheit zu verdanken ist, mit der die Rechtseinheit

Hand in Hand gehen muß, nämlich unserm erhabenen Kaiser und seinem großen Kanzler, vergönnt sein möge, wie unter die Reichs-Justizgesetze von 1877 auch unter das deutsche bürgerliche Gesetzbuch ihren Namen zu setzen, als unter eine Urkunde, die wie wenige andre geeignet ist, zu bekräftigen, was der Schlußsatz der Kaiserproklamation von Versailles vom 17. Januar 1871 ersehnt: „Uns aber und Unsern Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.“



Das Geheimmittelwesen.

Von Hermann Ahlgreen.



Seit einigen Jahren tauchen in den politischen und Fachzeitungen Seeschlangen gleich Gerüchte über medizinal-reformatorische Arbeiten der Staatsregierung auf. Am meisten dürfte die kürzlich als bevorstehend in Aussicht gestellte einheitliche Regelung des Geheimmittelwesens das große Publikum interessiren, vor allem deshalb, weil das Publikum wahrscheinlich andrer Ansicht ist als die Regierung.

Zum Zubereiten von Arzneimitteln und zum Verkauf derselben sind nach dem Allgemeinen Landrecht (Abschn. 6, Teil II, Tit. 8, § 456) nur die Apotheker berechtigt, wie anderseits nach dem preußischen Medizinaledikt (vom 27. Februar 1725) „jedes angebliche Arcanum rücksichtlich seiner Wirkung und der Billigkeit seines Preises von der höchsten Medizinalbehörde approbirt und alsdann nur allein in den Apotheken verkauft werden soll.“

Während ferner das Allgemeine Landrecht (a. a. O. § 461) bestimmt, daß niemand ohne Erlaubnis der Provinzial-Medizinal-Behörden Arcana zum Verkauf anfertigen darf, und das Medizinaledikt den Apothekern untersagt „Arcana, so nicht vom Oberkollegium medicum approbirt sind,“ zu dispensiren, schweigt die preußische Apothekerordnung (vom 11. Oktober 1801) über diese geheimen Arzneimittel völlig, sagt aber (Tit. III, § 1a): „Jedoch ist dem Apotheker unverwehrt, neben den nach der Pharmacopoea Borussica angefertigten Praeparatis und Compositis dergleichen auch nach anderweitigen Dispensatoriis und besondern Vorschriften vorrätig zu halten, wenn dergleichen von den Ärzten verlangt wird.“

Ähnliches ordnen die gesetzlichen Bestimmungen der neuerworbenen Landesteile an. So bestimmt Art. 32 und 36 des Gesetzes vom 21. Germinal d. J. XI, also für die linksrheinischen deutschen Gebietsteile, daß Apotheker keine Geheimmittel verkaufen dürfen, und verbieten jede Ankündigung durch gedruckte Anzeige oder Maueranschlag. Die verhältnismäßig sehr moderne Apothekerordnung von Holstein (vom 11. Februar 1854, § 45) untersagt „öffentliche Ankündigung und Verkauf von Geheimmitteln, welche nicht vom Sanitätskollegium genehmigt worden sind," und will sogar den Handverkauf auf die Mittel beschränkt wissen, die in die Landespharmakopöe aufgenommen oder von der Behörde für das Revier, in welchem die Apotheke liegt, besonders gestattet worden sind.

Allgemeine Bestimmungen zur Regelung des Geheimmittelverkehrs sind bisher nicht erschienen. Nur einzelne Provinzialregierungen haben Verfügungen erlassen und nach dem Vorgange des Ortsgesundheitsrates in Karlsruhe Warnungen gegen das und jenes Geheimmittel veröffentlicht — ob mit irgend welchem Erfolg, ist im Hinblick auf die alte Geschichte von der Süßigkeit verbotener Früchte sehr zu bezweifeln.

Im allgemeinen ist offenbar, vielleicht von der auch von uns geteilten Ansicht ausgehend, daß sich dem „Geheimmittel" durch Gesetze nichts anhaben lasse, die Praxis des laisser aller für richtig gehalten worden.

In Schleswig-Holstein scheint der § 45 der Apothekerordnung für hinfällig gehalten worden zu sein, weil unter die Aufgaben des Medizinalkollegiums (Instruktion vom 23. Oktober 1818), in welche sich das weggefallene Sanitätskollegium verwandelt hat, das Untersuchen und Genehmigen von Geheimmitteln nicht zu rechnen ist.

Außerdem hat der in den Apotheken völlig öffentlich betriebene Verkauf von Geheimmitteln, die übrigens hier wie anderswo von vielen Ärzten gern verordnet werden, nie zu einem Tadel bei den regelmäßig vorgenommenen Revisionen Veranlassung gegeben.

In Elsaß-Lothringen wurde das oben erwähnte Gesetz vom 21. Germinal XI in einer Bekanntmachung vom 8. März 1876 in Erinnerung gebracht, aber da in derselben „Geheimmittel" und „Spezialitäten," von denen die letztern stets ungehindert verkauft worden waren, verwechselt waren, auf Reklamation der Apotheker zurückgenommen (12. Oktober 1876) und angeordnet, daß sämtliche Anträge auf Gestattung des Vertriebes von Geheimmitteln an die medizinische Fakultät in Straßburg gerichtet werden, und daß neue und eigentümliche Heilmittelrezepte durch die Bezirksamtsblätter veröffentlicht werden sollten. Solche Veröffentlichungen haben noch nicht stattgefunden.

Ähnliche Verfügungen, die sich einander teilweise widersprechen, wurden durch altpreußische Provinzialregierungen erlassen. So sagt z. B. eine Verfügung (Wiesbaden, 24. März 1873): Geheimmittel (unbekannter Zusammensetzung) dürfen selbst auf ärztliche Verordnung nicht abgegeben werden, während

eine andre (Düsseldorf, 29. August 1880) erklärt, daß in diesem Falle von „Geheimmittel“ garnicht die Rede sein könne, und daß der Verkauf von Geheimmitteln in Apotheken gestattet sei, wenn die Zusammensetzung bekannt sei, wenn der Preis des Mittels der Arzneitaxe entspreche und wenn die einzelnen Bestandteile im Handverkauf abgegeben werden dürfen. Diese Anschauung wird am 12. Mai 1886 und ganz neuerdings am 28. März d. J. für die bekannten und von allen möglichen Autoritäten (z. B. Virchow) empfohlenen, von Ärzten viel verordneten Schweizer Pillen aufgehoben, was allerdings damit begründet wird, daß ihre Zusammensetzung wechsele und dem beigegebenen Rezept nicht entspreche.

Die Regierungen von Danzig (23. März 1873) und Wiesbaden (13. Februar 1873) halten das Anpreisen von Geheimmitteln durch Apotheken für unerlaubtes Kuriren, während eine Ministerialverfügung (vom 22. Februar 1873, Achenbach) sagt, daß dem Anpreisen von Geheimmitteln nach Lage des Preßgesetzes nicht entgegengetreten werden könne. Dieser Anschauung entgegen erkannte wieder das Kammergericht, daß eine Polizeiverordnung (Liegnitz, 12. Dezember 1855), die das Anpreisen von Arzneimitteln verbietet, auch jetzt noch zu Recht bestehe.

Alle angeführten Verordnungen gleichen sich darin, daß sie gegen die Geheimmittel gerichtet sind, daß aber keine erklärt, was sie eigentlich unter diesem Gespenst versteht. Unsers Wissens ist amtlich überhaupt nur einmal eine Definition gegeben worden, und zwar in einer Ministerialverfügung vom 12. Oktober 1867 (Lehnert). Sie bezeichnet als Geheimmittel „an sich wertlose Substanzen oder Gemische gegen eine Schar von Krankheiten,“ in Ansehung der überaus geringen Anzahl von Spezifizis eine Definition, die ungefähr auf jede gesetzlich unanfechtbare ärztliche Verordnung paßt.

Dieser Mangel, der die sämtlichen gesetzlichen Verfügungen hinfällig oder zu Waffen gegen Unschuldige und zum Schutz für lichtscheues Gebahren macht, ist schwer zu beklagen und offenbar ein Zeichen einer gewissen Ratlosigkeit in maßgebenden Kreisen. Die durch das laisser aller sanktionirte Rechtsunsicherheit wird allerseits schwer empfunden und Hilfe von den unmittelbar beteiligten Kreisen, von der Journalistik u. s. w. versucht. So haben Bock, Richter, Beta in populär-wissenschaftlichen Schriften theoretisch gegen die Geheimmittelindustrie geeifert — ohne Erfolg. Teilweise von Erfolg sind nur die Schritte der Apotheker gewesen, die gegen einige Mittel, welche sich als offenbarer Schwindel entpuppten (z. B. Balsamum antarthriticum) rechtzeitig Front machten. Auf Grund der bestehenden Gesetzgebung sind die Apotheker aber ebenfalls nicht imstande, endgiltig und immer zu helfen. Das kann allein eine gesetzliche, den Verhältnissen Rechnung tragende Regelung nicht des Geheimmittel-, sondern des Heilmittelverkehrs. Unsers Erachtens verlangen Berücksichtigung in allererster Reihe das leidende, heilungsuchende Publikum, dann das allgemeine staatliche

Interesse, endlich der Apotheker, dessen verbrieftes Recht der Handel mit Arzneimitteln ist und bleiben soll.

Diesen Forderungen kann nicht Genüge geleistet werden, wenn man die Anschauung des alten Ernsting (Lemgo, 1770) teilt: „Geheimmittel schaden wider alles Recht sowohl denen Ärzten als den Apothekern,“ sondern wenn man den Geheimmitteln auch etwas Recht zuerkennt und mindestens hinzusetzt: nicht aber dem Publikum. Entsprochen wird ihnen am besten, wenn die Geheimmittel nach ihrem wirklichen Wesen im praktischen Leben behandelt werden und die Bevormundung des Publikums nicht allzuweit getrieben wird. So alt wie die Menschheit, wird das Geheimmittel auch erst mit ihr aussterben, es soll deshalb nicht versucht werden, es auszurotten, sondern die Sucht des Publikums nach der geheimnisvollen Panacee muß in richtige Bahnen geleitet werden, ähnlich wie es der Staat mit der Sucht nach Glücksspielen in einer für sich nutzbringenden Art thut.

Wie mit der Lotterie, so geht es dem Publikum auch mit den Geheimmitteln. Wenn der Kranke, um mit dem Volke zu sprechen, so und so viel Ärzte, trotz der großen Fortschritte der Medizin, vergeblich gebraucht hat, dann setzt er seine letzte Hoffnung auf irgend ein ihm empfohlenes Geheimmittel, das vielen Bekannten geholfen und gegen dessen Gebrauch häufig selbst der Hausarzt nichts einzuwenden hat, weil er an eigner Kunst verzweifelt. Die Folge ist in vielen Fällen Heilung, obgleich das Geheimmittel vielleicht garnichts Meß- und Wägbares (wie in den homöopathischen Arzneien) oder genau dasselbe enthalten hat, was auch der Hausarzt dem Kranken verordnet hatte. Der Glaube, verpönt von dem exakten Naturwissenschafter, der gern gesehene Helfer der alten Praktiker, der half!

Die Geheimmittel stehen samt und sonders unter der besondern Protektion der Frauen, der natürlichen Krankenpflegerinnen, häufig auch unter der der Lehrer und Geistlichen, deren Beruf es, besonders auf dem platten Lande, mit sich bringt, Helfer und Berater in Not und Unglück zu sein. Daß bis in die höchsten, also auch einsichtsvollen Kreise hinauf Geheimmittel eine große Rolle spielen, daß die Frau manches Arztes lieber ein Geheimmittel braucht, als ihren Mann um Rat fragt, daß selbst der Staat, der auch Arzneien fertigt und anpreist, mit Geheimmitteln im Interesse seiner Landeskinder sich verträgt, ist bekannt. Ein Mittel gegen die Epilepsie aus gebrannten Elstern bestehend, wurde in allerneuester Zeit unter dem Schutze einer Dame unsrer höchsten Aristokratie dargestellt und verabreicht, während der Staat (und zwar unter dem vorurteilslosen Friedrich II. 1782) ein Mittel gegen die Hundswut ankaufte und seine, den Geheimmitteln sehr ähnliche Mineralwasserpastillen als Non plus ultra gegen alle möglichen Krankheiten auch jetzt noch anpreist.

Wie schon bemerkt, verordnen selbst hervorragende Ärzte, teilweise sogar mit Vorliebe, Geheimmittel im wahren Sinne des Wortes, deren Zusammensetzung

vom Fabrikanten und Erfinder nicht preisgegeben wird, während sie anderseits, fromm betrügend, Morphiumsüchtigen statt des Morphiums reines Wasser verschreiben oder der hysterischen Frau eine Operation vordichten, die an ihr nie vorgenommen worden ist. Sollte nicht auch das Ähnlichkeit mit „Geheimmitteln“ haben?

Aber auch in andrer Art ähnelt das Geheimmittelwesen dem Lotteriespiel. Hat irgend jemand, sei es ein Fachmann oder ein Laie, das Glück, ein Mittel gegen irgend eine Krankheit zu finden — Erfindungen sind nicht stets von zünftigen Fachleuten gemacht worden —, soll es ihm verwehrt sein, sein großes Loos zu heben? Soll er die nach seiner Meinung vortrefflichen Eigenschaften seines Mittels der leidenden Menschheit vorenthalten, soll anderseits den Zeitungen verwehrt werden, ihrer Aufgabe, das Publikum zu belehren, nachzukommen und angemessene Empfehlungen zu bringen? Der Patentinhaber läßt sich sein Patent bezahlen, um die auf seine Erfindung verwandte Mühe, seine Arbeit, seine Kosten aufzuwiegen. Soll der Entdecker eines Mittels zur Erhaltung der Gesundheit mit anderm Maß gemessen werden? Ist er ein Betrüger, wenn sein Mittel nicht hilft, während der ebenfalls fehlbare Arzt privilegirt ist?

Auf Grund aller dieser Erwägungen kommen wir zu folgenden Schlüssen: Wie sich das Publikum wählen kann, in welcher Art es behandelt werden will, so sollte ihm folgerichtigerweise auch gestattet werden, demjenigen Arzneimittel sein Vertrauen zuzuwenden, welches ihm auf Grund eignen Studiums oder auf den Rat eines Gewährsmannes hin zweckentsprechend scheint. Vor Schaden an Leben und Gesundheit kann es bewahrt werden dadurch, daß der Vertrieb aller Heilmittel dem staatlich privilegirten, sachverständigen Arzneimittelhändler, dem Apotheker, verbleibt, welcher nach wie vor durch das Gesetz seine Richtschnur erhält und ständig kontrolirt wird. Ferner sollte die Anfertigung von Heilmitteln ebenso wie ihr Vertrieb im großen, nachdem ihr Wesen von einer Hauptstelle (dem Gesundheitsamt) gebilligt, beziehentlich patentirt worden ist, völlig frei gegeben, auch die Preisstellung dem Ermessen des Verfertigers überlassen werden.

Auf diese Art hätten wir die heikle Klippe des garnicht mehr richtig zu definirenden Geheimmittels umschifft und hätten nur ein Heil- oder ein Patentmittel. Wie der Staat nirgends durch das Patent für die Güte desselben eintritt, so sollte er auch bei einer Arznei nur feststellen, daß sie den bestehenden Vorschriften (ausgenommen denen des Preises) nicht zuwiderläuft, sollte den Erfinder vor Nachahmung schützen und dafür eine Patentgebühr (oder eine Steuer) erheben und ihm, wie gesagt, gestatten, den Preis auf Grund seiner Berechnung festzusetzen. Dasselbe Recht wird jedem Erfinder, und sicher nicht zum Schaden der Volkswohlfahrt, eingeräumt, und im allgemeinen auch jetzt schon beim Heilmittelvertrieb beobachtet. Vaselin, Ichthyol, Lanolin, Antipyrin 2c.

sind Beispiele für mindestens sehr ähnliche Verhältnisse. Auch diese Mittel sind von den Verfertigern durch Namhaftmachen ihrer empfehlenswerten Eigenschaften produktiv gemacht worden. Wäre eine Arznei wirklich schwindelhaft und müßte schwindelhaft angepriesen werden, so würde sie sich sehr bald selbst richten, selbst wenn sie ein Patent erhalten und einen gewissenlosen Apotheker für den Einzelvertrieb gefunden hätte.

Die nötige Verordnung würde dann nur einen Paragraphen brauchen, und zwar im wesentlichen nur den bewährten, oben angeführten des allgemeinen Landrechts:

„Das Feilhalten und der Einzelverkauf von Heilmitteln, ohne Unterschied, ob diese Zubereitungen aus arzneilich wirksamen oder aus solchen Stoffen bestehen, welche an und für sich zum medizinischen Gebrauch nicht geeignet sind, ist nur in Apotheken gestattet. Heilmittel, deren Natur und Zusammensetzung nicht durch ihren Namen ausgedrückt wird, oder deren Vorschrift nicht in irgend welcher Art bekannt gemacht worden, bedürfen, um im Handverkauf abgegeben zu werden, einer vorherigen Genehmigung der Behörde und können durch Patent vor Nachahmung geschützt werden. Für die Abgabe an das Publikum eigens verpackt zahlen sie im Zollinlande, wenn ihr Vertrieb sich nicht nur auf den Einzelhandel der darstellenden Apotheke beschränkt, einen durch eine aufgeklebte Marke gekennzeichneten Zoll von . . . Prozent des Einzelpreises."

Das auf diese Art bewirkte Freigeben, die gesetzliche Gestattung des Geheimmittels würde sicher mehr fruchten, als das Verdrängen desselben aus der unter Kontrole stehenden Apotheke in den lichtscheuen Arzneimittelvertrieb, wie er in den Droguenhandlungen oder wilden Apotheken, oder sonst noch mit Umgehung der Apotheken in bedeutendem Umfange betrieben wird. Etwas andres bewirkt auch die oben angeführte Düsseldorfer Verordnung keinenfalls. Man vertraue nur der bewährten Ehrenhaftigkeit und dem Takt des deutschen Apothekers, der sich zum Vertrieb schwindelhafter Mittel nie hergeben wird. Verkauft er in einer großen Stadt oder in einem Badeort mit Fremdenpublikum einem Engländer Chlorodyne oder Morrisons Pillen, so weiß er sehr wohl, daß sie beide stark wirkende Stoffe enthalten; er denkt aber: „Welches Interesse kann die Regierung daran haben, den Mann während der vierzehn Tage, die er vielleicht in Deutschland zubringt, vor dem Gebrauch eines Mittels zu hüten, das er bei sich zu Hause das ganze Jahr hindurch braucht?" (Pharm. Ztg. 1877, Nr. 23.)

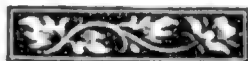
Soll er anderseits unter den jetzigen Verhältnissen keine Geheimmittel verkaufen, obgleich er sieht, daß das Publikum ihm auf seine anfänglich versuchte Belehrung ein ungläubiges Lächeln entgegenbringt und dann das verlangte Mittel in dem benachbarten Droguenladen oder beim Materialisten kauft, wenn es nicht mit einigen andern Heilmittelbedürftigen das Mittel im Ganzen bezieht? Gegen den Strom zu schwimmen ist ihm nur unter pekuniärer Schädigung,

gelegentlich der schlimmsten Art, möglich, abgesehen davon, daß ihm sein gesetzmäßiges Betragen womöglich als „Inkoulanz“ oder noch schlimmeres angerechnet wird.

Wird die Neuregelung der Verhältnisse in der hier angedeuteten Weise vorgenommen, so wird der Apotheker in gewohnter Pflichttreue den Wünschen des Publikums dienstbar sein, aber nicht mehr, denn im Grunde ist er doch gleich dem Arzte kein Freund der Geheimmittel.

Was die Preisstellung betrifft, für deren Freigebung wir bei den Patentarzneien eintreten, so sind wir entschieden der Meinung, daß dieselbe sich in den Grenzen der Taxe halten werde. Wird sie überschritten, so werden Gründe dafür maßgebend sein, denen sich auch die Reichstaxe fügen muß. Angebot und Nachfrage werden auch in diesem Falle die maßgebenden und allein richtigen Faktoren sein.

Wenn wir schließlich noch einen Blick auf die vorgeschlagene Besteuerung werfen, so ist über deren Ertrag auch etwas nur annähernd der Wahrheit nahekommendes kaum zu sagen, eine immerhin nennenswerte Einnahme aber ist sicher vorauszusagen. Den Konsum an Schweizer Pillen schätzen wir jährlich in Deutschland auf mindestens 240000 Schachteln zu je 1 Mark, die bei fünf Prozent Wertsteuer 12000 Mark einbrächten! Eine höhere Besteuerung der ausländischen Mittel wäre natürlich sehr angebracht und der deutschen Industrie hochwillkommen.



Neue Goethe-Studien.



ie letzte Zeit hat uns zwei neue Bücher über Goethe gebracht, die uns bedeutend genug erscheinen, um die Aufmerksamkeit unsrer Leser mit einigem Nachdruck auf sie zu lenken. Wir wissen sehr wohl, daß wir mit einiger, in manchen Kreisen gern gepflegter Voreingenommenheit gegen solche Schriften und Studien über Goethe und seine Werke zu rechnen haben. Die Kleinlichkeit, in welche die kommentirlustige Goetheliteratur hineingeraten ist, hat eine spöttische und nicht ungerechtfertigte Opposition bei allen jenen Verehrern des Genius hervorgerufen, denen er aus weit höhern Gesichtspunkten lieb und teuer geworden ist. Mit solcher Kleinlichkeit haben, dies sei gleich gesagt, die Aufsätze Wilhelm Scherers*) über Goethe und die Studie Otto Harnacks**): Goethe in der

*) Aufsätze über Goethe von Wilhelm Scherer. (Herausgegeben von Erich Schmidt.) Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1886.

**) Goethe in der Epoche seiner Vollendung. (1805—1832.) Versuch einer Darstellung seiner Denkweise und Weltbetrachtung von Dr. Otto Harnack. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung, 1887.

Epoche seiner Vollendung nichts zu thun: sie erheben sich vielmehr turmhoch über alle „Mikrologie." Aber es besteht oder bestand noch aus andern Beweggründen, die nicht geradezu eingestanden wurden, eine Gegnerschaft zur Goetheforschung, und man müßte kein lebendiger Mensch, man müßte ganz papierner Gelehrter geworden sein, um diese Gegnerschaft allzuherb zu beurteilen. Diese Opposition nahm ihren Ausgangspunkt aus den Kreisen der selbst schaffenden Dichter und Schriftsteller. Wie drückend muß es für den auf die Teilnahme der Gegenwart angewiesenen Dichter sein, die Nation von begabten Männern in einem fort darüber belehrt zu sehen, daß sie nichts besseres thun könne, als nur immer Goethe zu lesen, seine Gedichte historisch, biographisch, philologisch, chronologisch, ästhetisch und weiß Gott aus welchen Gesichtspunkten noch zu studiren! Wir wandeln wohl alle im Schatten Goethes, aber wir wollen doch auch ein Gefühl von der eignen Zeit haben, die er nicht miterlebt, die er kaum geahnt hat. Wir beugen uns alle vor seinem Genius, aber man soll uns nicht ewig die Nebenbuhlerschaft mit einer welthistorisch überragenden geistigen Potenz aufdrängen. Und in der That, wenn man sich so in die Seele eines unsrer schaffenden Zeitgenossen versetzt, so darf ihm die herbe Stimmung gegen die Gelehrten der Goetheforschung nicht zu hoch angerechnet werden. Alles höhere literarische Interesse wird auf die Veröffentlichungen der Goethegesellschaft gelenkt; fünfzig Jahre nach seinem Tode tritt der Altmeister mit der ganzen Übermacht seines Wesens auf den literarischen Plan und schafft neue Arbeit. Allein schon in der reinen Thatsächlichkeit dieses Sachverhaltes ist ein Urteil über diese Zustände enthalten. Es ist nicht äußerliche Mode, daß sich die Nation jetzt gründlich mit Goethe auseinandersetzt, sondern innere Notwendigkeit. Wir überschauen erst jetzt und nach und nach den ganzen Reichtum seiner Persönlichkeit; wir gelangen erst jetzt, in einem Zeitalter, das sich von den Goethen verhaßten Schlacken der Naturphilosophie, der metaphysischen Wolkengängerei, der politischen Verworrenheit befreit hat, dazu, ein unbefangenes Verhältnis zu seiner Kunst und Lehre zu gewinnen. Indem wir in den Geist seiner Dichtungen und seiner Reflexionen eindringen, kommen wir zum Bewußtsein unser selbst, denn dieser Goethe ist uns kaum in seinen politischen Anschauungen und in einzelnen seiner naturwissenschaftlichen Lehren ein überwunden historischer Mensch geworden. Und vollends die ganz einzige Erscheinung, daß wir die Dokumente seines Lebens in unabsehbarem Reichtum vor uns ausgebreitet liegen haben, bietet der historischen und biographischen Wissenschaft soviel Gelegenheit, sich selbst zu vertiefen, die Ansprüche an sich selbst zu steigern, daß man nur eine wahrhafte Förderung des geistigen Lebens der Nation in all diesen Bemühungen erkennen kann. Der Spott über diese Thätigkeit ist sehr wohlfeil; wer hineingeblickt hat, muß ihn aufgeben, wird erkennen, daß sie eine nicht zu umgehende und möglichst bald zu vollendende sein muß. Hier hilft nichts andres als die Liebe.

Als zwei bedeutsame Marksteine in dieser Thätigkeit müssen die genannten Bücher bezeichnet werden, und wenn gelehrten Werken kein höheres Lob zuerteilt werden kann, als wenn man ihnen nachsagen darf, daß sie den Leser nicht bloß mit rein thatsächlichem Material bereichern, sondern ihn auch allgemein menschlich fördern, indem sie ihn zu neuen, geläuterten Anschauungen erheben, so stehen wir nicht an, dieses Lob den beiden so ganz und gar verschiedenartigen Büchern zuzuerkennen, denn wir haben diese Förderung an uns selbst erfahren.

Dieser antipodische Gegensatz in Ziel und Methode der Forschung ist wohl mit das Interessanteste an den zwei Büchern. Scherer beschäftigt sich vornehmlich mit dem jüngern Goethe; er sagt in anglühender Begeisterung: „Goethes Jugend ist ein unvergleichliches, einziges Phänomen, in dessen Anschauen wir nicht müde werden uns immer von neuem zu vertiefen. Welche Kraft und welcher Glanz strahlt aus den Briefen, Gedichten, Romanen, Dramen, aus allen schriftlichen Denkmälern dieser drangvollen Zeit.... Mit Herrscherschritt schreitet er ein in unsre Literatur. Auch wer kühn und glücklich strebte, der kann nur wie ein Bettler sich fühlen neben seinem überschwänglichen Reichtum. Und wer Leid erlebte, dem muß es das Herz abdrücken vor Sehnsucht und Neid, wenn ihn nur eine Ahnung anweht aus jener Welt von Glück. Denn wie sich der junge Held auch herumschlagen mag mit feindlichen Dämonen: es ist, als ob er nie ermüden könnte. Dunkel und wirr mag er sich fühlen: ermattet nie. Prometheus und Werther brechen manchmal — unbegreiflich für den heutigen kühleren Menschen — in Augenblicken höchster Stimmung in den Ruf: »All! All!« aus. Das ist Goethes eigner Ruf. Es liegt ganz darin, sein gottgleiches Schöpfergefühl, mit dem er die Welt umspannt und sich auf den Gipfel des Lebens schwingt. Wenn ich mich dem spätern Goethe nähere, so ist mir zu Mute, als wenn ich vor einem Gewaltigen der Erde stünde. Respektvolle Scheu erfüllt mich, ich fühle mich geehrt und gehoben. Aber mir geht nicht das Herz dabei auf."

Gerade mit diesem kühlen alten Goethe beschäftigt sich ausschließlich Harnacks Versuch, der ganz vereinzelt in seiner Art dasteht. Denn die meisterhafte Charakteristik des mitten in einem neuen Geschlecht, von Weihrauchwolken der Bewunderung umwehten Olympiers von Weimar, welche Treitschke im dritten Bande seiner deutschen Geschichte geliefert hat, verfolgt andre Zwecke. Harnack stellt sich zu Goethe als „jener geistigen Kraft, der die deutsche Kultur schon ihren gegenwärtigen Bestand zu einem großen Teile verdankt, deren Wirkung aber doch keineswegs abgeschlossen" ist, und er will in einem nicht philosophisch-systematischen, wohl aber organisch-zusammenhängenden Ganzen die Weltanschauung dieses unser geistiges Leben beherrschenden Schriftstellers darstellen. Er weiß ganz wohl, daß Goethe zu verschiednen Lebenszeiten verschieden gedacht hat: die Leipziger Anakreontik verdrängten in Straßburg Herder, Shakespeare und die Anschauung großer gotischer Kunst; in Weimar lernte Goethe

Spinoza kennen, trat in eine ungemein folgenreiche praktische Lebenssphäre ein; dann wurde er in Italien begeisterter Verehrer griechischer Kunst, Poesie und Lebensauffassung; dann trat Schillers Einfluß in seine Atmosphäre und machte sich geltend; Schillers Aufsatz über sentimentale und naive Poesie wirkte klärend auf den für eine ferne Vorzeit schwärmenden modernen Dichter; Kants Philosophie, die politischen Umwälzungen im Gefolge der französischen Revolution riefen neue Gährungen, Läuterungen in Goethes immer thätigem Geiste hervor. Dies alles weiß Harnack und stellt es in der übersichtlichen Einleitung seines Versuches dar. Aber schließlich kam auch Goethe, dieser lebendigste Mensch, zu einer gewissen Ruhe, es krystallisirten sich die Anschauungen und Ideale zu bleibenden Überzeugungen, und um diese ist es unserm Essayisten zu thun. „Durch die strengere Zurückgezogenheit und ruhigere Beschaulichkeit, der sich Goethe seit Schillers Tode hingab, finden wir in seiner Rede- und Urteilsweise innerhalb der noch folgenden siebenundzwanzig Jahre seines Lebens einen so gleichmäßigen Ton, einen so einheitlich ausgeprägten Charakter, daß dieser Zeitraum nicht naturgemäß irgendwie geteilt werden könnte. Dieser Zeitraum ist die »Epoche der Vollendung,« nicht etwa weil er uns den Mann oder Greis als »fertig« vorführt (denn seine Vollendung hat ihr Wesen in einem beständigen Aufwärtsstreben), sondern deshalb, weil der »Werdende« von allen willkürlichen Bedingungen und Eindrücken der Außenwelt sich innerlich befreit hat, und in einer sichern Bahn nach dem innern Gesetze der Persönlichkeit sein Werden vollzieht und sein Wesen entfaltet. Seit 1813 etwa ist der Stoff des Denkens und Urteilens für Goethe im wesentlichen fixirt und abgeschlossen; aber verarbeitet und geformt wird er fernerhin mit nie versiegender Kraft und Regsamkeit des Geistes. Die reflektirenden Dichtwerke seines Alters, die Sprüche in Vers und Prosa, die periodischen Blätter von »Kunst und Altertum,« »Morphologie und Naturwissenschaft,« der fast unübersehbar ausgesponnene Briefwechsel, die Gespräche, welche die Dankbarkeit der Schüler und Freunde uns aufbewahrt hat, zeigen das Bild der ausgebreitetsten geistigen Thätigkeit, welche aber durch die Weite nie an der Vertiefung gehindert wird."

So ganz verschieden ist also der Weg dieser beiden Forscher: Scherer interessirt sich für den künstlerisch thätigen Goethe, Harnack nur für den reflektirenden. Scherer ist ein bis zu mitdichtender Thätigkeit lebensvoll beobachtender Historiker mit außergewöhnlichem künstlerischen Feingefühl; Harnack der nach dem innern Zusammenhange aphoristisch verstreuter Erkenntnisse suchende Philosoph. Scherer stellt uns mit unmittelbar wirkender Anschaulichkeit den ganzen liebenden, dichtenden, kämpfenden Goethe (allerdings nur in einzelnen, bestimmt begrenzten Fällen) dar; Harnack vermittelt uns die Weisheit und Wissenschaft des großen Mannes.

So verdienstlich das Unternehmen Harnacks ist, so wohlthuend die vornehme Zurückhaltung seines eignen Wesens wirkt, so viel Anerkennung auch

sein Fleiß, sein Scharfsinn und sein taktvoller Geschmack verdienen, so läßt sich nicht bestreiten, daß Scherers Studien auf ungleich höhern literarischen Wert Anspruch erheben dürfen.

Scherer hat in der That in seiner auf die Prinzipien dringenden Weise die wissenschaftlichen Folgerungen aus dem seltenen Glück zu ziehen gestrebt, welches sich in dem reichen biographischen Material der historischen Wissenschaft geboten hat. Wir auch glauben, wie viele seiner Freunde, nicht, daß er mit seinen Versuchen, Goethische Entwürfe zu unvollendeten Dramen (Nausikaa, Iphigenie auf Delphi) fortzudichten, auf dem rechten wissenschaftlichen Wege war; gerade damit überschritt er seinen eignen streng empirischen Begriff von der Aufgabe der Wistenschaft. Er ist übrigens aufrichtig genug, in solchen Untersuchungen mit Nachdruck den hypothetischen Ton hervorzukehren. Allein so wie er an einer andern Stelle („Bemerkungen über Goethes Stella") die Bestrebungen seiner Goethestudien darlegt, wird man keine Einwendungen gegen seine wissenschaftlichen Absichten erheben können. Er sagt: „Wenn ich in Gespräch oder Schrift gewagt habe, Untersuchungen, wie die von Urlichs angestellten, ihrem Gang und ihren Ergebnissen nach mitzuteilen — wenn ich es wagte, Beziehungen aufzusuchen zwischen den Werken eines Dichters und seinen Erlebnissen — wenn ich auf die Ähnlichkeiten hinwies, welche zwischen verschiednen Behandlungen desselben oder eines ähnlichen Stoffes obwalteten — wenn ich auf verwandte und darum vermutlich entlehnte, durch bewußte oder unbewußte Reminiszenz unzweifelhaft zusammenhängende Charaktere, Situationen, Motive aufmerksam machte — kurz, wenn ich die Quellen eines dichterischen Werkes im umfassendsten Sinne nach Leben und Bildung des Autors zu bestimmen suchte: so habe ich dabei in der Regel die wunderlichsten Erfahrungen gemacht; ich habe mir von den produktiven Geistern ziemlich grob sagen lassen müssen, ich verstünde nichts von der Sache; ich habe aber auch von weniger unmittelbar beteiligten, von Gelehrten wie von Ungelehrten, von nahen Fachgenossen wie von unbefangenen Damen eine Einwendung regelmäßig gehört: solche Untersuchungen seien ganz schön, aber man könne darin auch leicht zu weit gehen, man müsse vorsichtig sich an das streng Beweisbare halten u. s. w. Derlei Einwendungen sind ebenso wohlfeil wie oberflächlich. Sie werden von vielen in aller Unschuld und Bescheidenheit, von andern mit der Miene überlegner Weisheit angebracht. Aber die sogenannte Vorsicht ist eine von den widerlichsten Gelehrtenuntugenden, mit der Feigheit recht innig verwandt. Der mitleidig anerkennende Ton, mit welchem man tieferes Eindringen in das dichterische Geschäft halb zuläßt, halb abweist, ist eine thörichte Anmaßung gedankenloser Menschen, welche nicht wissen oder wissen wollen, daß an solchen Untersuchungen die große Fundamentalfrage hängt: ob die allgemeine Gesetzmäßigkeit der Natur sich auch auf die poetischen Produktionen erstreckt, oder ob für die Willkür der Phantasie eine Ausnahmestelle im Weltplane offen gehalten ist."

Wir haben nicht ohne Absicht diese Auslassung Scherers in ihrem vollen Umfange hierhergesetzt. Da es uns hier nicht darum zu thun ist, in die Einzelheiten der beiden vorliegenden Werke mit kritischer Reproduktion einzugehen, sondern nur darum, den Geist zu kennzeichnen, in welchem sie beide geschrieben sind, so konnten wir den Geist von Scherers Aufsätzen nicht besser als durch diese seine eignen Worte charakterisiren. Sie sind umso wichtiger, als dieser Geist es ist, der die jetzige Goetheforschung leitet, und es sind neben den positiven Ergebnissen seiner Aufsätze die gelegentlich in ihnen aufgeworfenen und erledigten Prinzipienfragen von keiner geringern Bedeutung. Sie enthalten das Programm der gegenwärtigen Forschung.

Wie immer man sich indes auch zu den positiven Ergebnissen der Schererschen Arbeit stellen mag: das eine werden Feind und Freund anerkennen müssen, daß seine „Aufsätze über Goethe“ einen hohen literarischen Wert an sich besitzen. Scherer war in Wahrheit ein großer Mensch, einer jener Geister, die das Vermögen und darum auch das Recht haben, die Grenzen der Wissenschaft zu erweitern, neue Probleme und Gesetze aufzustellen. Weil er selbst ein mitdichtender Literarhistoriker war, deswegen stellte er diese Forderung, mitzudichten, auch objektiv für alle auf; weil er selbst das seltene Vermögen künstlerischer Anschauung hatte, deswegen stellte er die Forderung auf, die Modelle eines Dichters zu studiren, indes es Dutzenden von Kritikern unmöglich ist, auch nur eine Goethische Phantasiegestalt rein und unverkümmert zu reproduziren. Weil Scherer im eignen Busen hohe Gefühle hegte, deswegen konnte er so hinreißend schön die Tragik einer Nausikaa oder das Liebesleben eines unschuldigen Don Juan wie Fernando („Stella“) erklären und darstellen. Bei aller Gelehrsamkeit bricht immer der originale Mensch durch, der zur Welt sein ursprüngliches Verhältnis hat. Er hätte auch dann viel zu sagen, wenn er nicht gerade über Bücher schriebe. Darum ist ihm nichts so sehr verhaßt, als das Zitiren von Autoritäten, wie es der Münchener Kunstphilosoph liebt. Niemals spricht Scherer von Goethe so, als wenn dessen Größe ein kirchliches Dogma wäre; durch Scherer kommen wir erst recht zur eindringlichen Würdigung dieser Größe, er belehrt uns auf Schritt und Tritt, worin denn eigentlich diese Größe bestehe. Man lernt ästhetisch, historisch, menschlich sehr viel von diesen Aufsätzen; man unterhält sich bei ihnen zuweilen wie bei einer sehr feinen Novelle, wie z. B. in „Goethe und Adelaide“ oder „Bemerkungen zur Stella.“ Scherer ist auch immer kritisch in seinem Verhalten; man lese nur in den Fauststudien die Analyse des ersten Monologs von Faust, oder die Analyse Gretchens. Welche Auffassung Scherer von der Aufgabe der Rezensionen hatte, spricht er am Schlusse seines Aufsatzes: „Goethe als Journalist“ klassisch aus, und wir setzen auch diese Stelle umso lieber her, als gerade in der letzten Zeit sehr viel über Wert und Aufgabe der Kritik geredet und durch das verlogene Handwerk der weit, weit in Deutschland verbreiteten Cliquenkritik auch der hohe Beruf der

kritischen Tagesarbeiten verdunkelt worden ist. Scherer sagt: „Ich bekämpfe, wo ich kann, die rohe Ansicht, als ob Rezensionen für den Tag geschrieben würden und nur bestimmt seien, dem Publikum möglichst rasch und deutlich zu sagen, ob es ein neu erschienenes Buch abscheulich oder hübsch finden solle; vollends für Rezensionen, welche Menschen ärgern oder herabsetzen oder gar einen unbeteiligten Dritten verdrießen sollen, fehlt mir der Sinn. Auch Rezensionen haben eine Kunstform. Auch Rezensionen können eine Menschenseele spiegeln. Auch Rezensionen dürfen den Anspruch erheben, dauernde und wertvolle Besitztümer der Nationalliteratur zu werden, wenn sie aus reiner Gesinnung fließen, wenn sie im Dienste der Wahrheit und Gerechtigkeit geschrieben sind, wenn ihre Verfasser eigne Gedanken verraten, der Sprache einen neuen Ton ablauschen und den bewundernden Verstand oder das willige Gemüt des Lesers zu rühren wissen." Viele dieser Schererschen Aufsätze sind nichts als Rezensionen, wie z. B. gleich der erste Aufsatz „Goethephilologie," der dieses vielgescholtene Wort in tiefsinniger Weise gelegentlich einer kritischen Übersicht über neuere Werke aus der Goetheliteratur erklärt. Aber wenn man von irgend einer Rezension sagen darf, daß sie die Nationalliteratur bereichere, so muß man es von diesen Aufsätzen Scherers sagen, und Erich Schmidt hat sich ein Verdienst durch deren Sammlung aus dem Nachlaß des leider so früh dahingegangenen erworben.

Und nun zu dem Versuche Otto Harnacks. Die Zusammenfassung einzelner Teile der Goethischen Anschauungen, z. B. seiner naturwissenschaftlichen Ideen, ist schon vielfach versucht worden. Harnacks spezielles Verdienst liegt darin, die Gesamtheit der Goethischen Weltbetrachtung zu einem organischen Ganzen geordnet zu haben. Das ist, unsers Wissens, noch nicht in der Art angestrebt worden. Es war keine Kleinigkeit, die weit zerstreuten Bemerkungen, Sprüche und Abhandlungen in dieser Weise zu ordnen, denn Goethe haßte derartige Systematik. Es bedurfte auch überall vielen Feingefühls, um Äußerungen vorübergehender Stimmungen von bleibenden Überzeugungen zu sondern, gleichsam einen Durchschnitt herzustellen. Das alles hat Harnack geleistet und wie in einem wissenschaftlichen System eine Erkenntnistheorie, eine Ethik, Physik, Ästhetik (Theorie, Geschichte, Ausübung) und eine Politik (Urteile, Konstruktionen) Goethes aufgebaut. Aber das Bedeutendste dieses Versuches liegt darin, daß sich Harnack jedes Zwanges enthalten, daß er, mit dem vollen Verständnis für die unter allen Umständen dichterisch denkende und fühlende Persönlichkeit Goethes, uns den unbewußt einheitlichen Zusammenhang aller seiner Anschauungen nachgewiesen hat, und gleich in der „Grundlage Goethischer Denkweise" den rechten Ausgangspunkt getroffen hat. „Zunächst ist festzustellen — sagt er —, daß Goethe einem jeden Versuche, die Summe menschlicher Erkenntnis in das Ganze eines logisch aufgebauten Systems zu fassen, grundsätzlich und vollbewußt mit unüberwindlicher Skepsis gegenüberstand. Nach

seiner Ansicht stößt der Verstand bei aufrichtiger Erforschung des Welträtsels zuletzt stets auf unvereinbare Widersprüche, die vereinigen zu wollen nicht nur ein zweckloses, sondern auch anmaßendes Unternehmen wäre. »Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht, und sich sodann in der Grenze des Begreiflichen zu halten.« ... Und scharf formulirt er seine Ansicht in dem Spruch: »Man sagt, zwischen zwei entgegengesetzten Anschauungen liegt die Wahrheit mitten inne. Keineswegs! Das Problem liegt dazwischen, das Unschaubare, das ewig thätige Leben, in Ruhe gedacht.« ... Aber das »Problem« ist in ein »Postulat« zu verwandeln, die theoretisch unmögliche Lösung ist an der Hand der Erfahrung im praktischen Handeln zu suchen; die »Skepsis« soll eine »thätige« sein; das heißt eine solche, »die unablässig bemüht ist, sich selbst zu überwinden und durch geregelte Erfahrung zu einer Art von unbedingter Zuverlässigkeit zu gelangen.« Es sind also die in der Erfahrung sich bewährenden Überzeugungen, denen eine bedingte Zuverlässigkeit zugesprochen wird, und dieses Urteil wird dann dahin erweitert und gesteigert, daß derartige Überzeugungen auch mit Zuversicht als »wahr« anerkannt werden: »Wer sich mit reiner Erfahrung begnügt und danach handelt, der hat Wahres genug«; und noch mehr in den großartigen Worten: »Was fruchtbar ist, allein ist wahr.« Hiermit stehen im engsten Zusammenhang die beiden merkwürdigen Sätze, in welchen eine positive und eine negative Vorschrift für den nach Erkenntnis strebenden enthalten ist: »Wahrheitsliebe zeigt sich darin, daß man überall das Gute zu finden und zu schätzen weiß,« und: »Alles, was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich.«"

Von hier aus begreift man, warum Goethe vor allem jene Wissenschaften liebte, die auf Erfahrung beruhen, in denen die eigne Beobachtung des Forschers das wichtigste ist, warum er zur Mathematik keine Neigung gewinnen konnte, und auch die Geschichte als Wissenschaft nicht schätzen konnte, sondern sie nur pädagogisch als begeisterte Betrachtung hochstellte. Harnack geht in die Tiefe der Einzelheiten ein, stellt Goethes Lehre vom Urphänomen, vom Urtypus dar; hebt in der Ethik Goethes Betonung der Ehrfurcht und Pietät als die großen sittlichen Faktoren hervor. In der Naturbetrachtung offenbart sich besonders schön Goethes ganz und gar poetische Persönlichkeit in der Abneigung gegen alle Lehren von Erdrevolutionen, vom Vulkanismus, wofür er lieber zur Annahme langsamer, aber still wirkender chemischer Mächte hinneigte. Sehr richtig ist der Nachweis des Unterschiedes zwischen Goethes Entwicklungslehre und Darwins Zuchtwahl. In der Ästhetik werden Goethes Urteile über kunstgeschichtliche Erscheinungen anregend zusammengestellt; nur ist seine ungerechte Ablehnung Kleists (vielleicht nicht absichtslos) übergangen. Sehr interessant ist die Darstellung der politischen Wandlungen Goethes in der Zeit der Freiheitskriege; seine wahlverwandte Sympathie zu dem Dämon Napoleon wird

hier erläutert. Es wird nachgewiesen, daß Goethe zwar volles Verständnis für die neue Zeit der Dampfmaschinen, der Eisenbahnen, der Teilung der Arbeit hatte, mit seinen Sympathien aber im Zeitalter des aufgeklärten Despotismus und der stillen ästhetischen Selbstbildung beharrte. Kurz: man hat in der exaktesten Form, deren musivische Art durchaus nicht stört, im Gegenteil nur interessanter wird, eine Encyklopädie Goethischer Wissenschaft.

Zusammengefaßt ist Harnacks Anschauung in folgenden Worten: „Das Entscheidende Goethischer Denkweise liegt darin, daß das »Gewahrwerden« erst der kleinere Teil der Aufgabe ist; wessen er gewahr worden, das soll der Mensch in sich selbst zur Darstellung bringen. Hierin liegt die gewaltige Lebenskraft, die unerschöpfliche Fruchtbarkeit seiner Anschauungen, kein ästhetischer Quietismus, sondern überall That! »Man soll sich alles praktisch denken — meint er —, die Manifestationen der großen Idee« sollen »durch Menschen zur Erscheinung kommen.« Hierin zeigt sich Goethe bei aller Vielseitigkeit doch schließlich als Künstlernatur im weitesten und tiefsten Sinne des Wortes; nicht durch besondre Schätzung der Kunst als einzelner Thätigkeit, die für ihn vielmehr nur ein Kulturmittel neben andern ist, sondern darin, daß das ganze Leben als praktische Verwirklichung einer Idee und damit als vollkommenstes Kunstwerk sich gestalten soll. Das Ewige soll nicht erkannt, nicht geschaut, nicht empfunden, sondern gelebt werden; vor sich selbst als einer Verkörperung des Göttlichen Ehrfurcht zu empfinden, dahin soll der Mensch auf seiner höchsten Stufe gelangen. In dieser Vereinigung des Irdischen und Ewigen hat man von jeher das »Heidnische« bei Goethe erkennen wollen, gegenüber dem Christentum, welches die Kluft zwischen beiden grell beleuchtet und anscheinend unüberbrückbar gezeigt habe. Und in der That erscheint uns Goethe von dieser Seite als ein Bürger der Antike oder des Zeitalters ihrer Wiedergeburt, als ein Genosse des Perikles oder Lorenzo de Medici." In dem Schlußkapitel wird Goethes Religion dargestellt, sein großer Optimismus, wie er sich im „Faust" offenbart, dessen Gehalt skizzirt wird.

Man legt auch dieses Buch mit Dank aus der Hand und mit dem Wunsche, es beim größern Publikum, für das es geschrieben wurde, nach Gebühr anerkannt zu sehen.

Wien. Moritz Necker.



Die Patriotenliga.

ald nach dem Kriege von 1870/71 entstanden in Frankreich zahlreiche Vereine zu dem Zwecke, die männliche Jugend durch Übungen im Turnen, Marschiren und Schießen militärisch heranzubilden. Lebhaft beteiligten sich an dieser Bewegung auch die dorthin ausgewanderten Elsaß-Lothringer, indem sie entweder solchen Vereinen beitraten oder eigne Vereine gründeten. Ein hervorragendes Beispiel der letztern ist die Pariser Société de gymnastique Alsacienne-Lorraine, welche zu dem Verbande der Turnvereine gehört, der sich Association des sociétés de gymnastique de la Seine nennt und den Pariser J. Sansboeuf zum Vorsitzenden hat. Organ aller dieser Vereine ist seit 1881 die illustrirte Wochenschrift Le Drapeau, die elsaß-lothringischen Vereine aber besitzen daneben noch ein besondres in dem Alsacien-Lorrain, der seit 1880 unter der Redaktion des Straßburgers Paul Leser in Paris erscheint und gleichfalls eine Wochenschrift ist. Beide Blätter sind durch Erlasse des Ministeriums für Elsaß-Lothringen für die Reichslande verboten, finden jedoch trotzdem dort Eingang. Was sie bezwecken und wie sie wirken, ergiebt sich in Betreff des Leserschen schon daraus, daß es sich ausdrücklich als Organe de la revendication nationale bezeichnet, und daß sein Herausgeber in der Nummer vom 30. Juli 1882 sich zu einem Programm bekannte, in welchem es heißt: „Und jetzt ans Werk! Arbeiten, kämpfen wir, sprechen wir ohne Unterlaß zum Elsaß von den Brüdern, welche für dasselbe streiten, und zu Frankreich von den Söhnen, welche es verloren hat, seien wir unversöhnliche Feinde dieser deutschen Rasse, die uns seit länger als einem halben Jahrhunderte aufgelauert und uns, während wir schliefen, die Schlinge um den Hals geworfen hat. Das Vaterland lieben, den Fremdling hassen — das ist der Wahlspruch des »Elsaß-Lothringers.« Wir folgen ihm mit der Feder bis zu dem Tage, wo wir die hohe Freude haben werden, ihn mit der Spitze des Schwertes über die Thore unsrer zurückeroberten alten Städte zu schreiben.“ Daneben befaßte sich das Blatt auch mit Versuchen, die Wirksamkeit der Wehrpflicht in den Reichslanden zu vereiteln, indem es wiederholt ankündigte, es „erteile unentgeltlich Rat allen denen, welche dem deutschen militärischen Regime sich gesetzlich zu entziehen wünschten.“

Am 18. Mai 1882 wurde während eines Festes, welches der obenerwähnte Verband der Turnvereine der Seine in Paris veranstaltet hatte und welchem Sansboeuf, Leser und der bekannte Déroulède beiwohnten, ein weiterer Schritt in dieser Richtung gethan. Es erfolgte die Gründung der Ligue des Patriotes,

deren Wesen und Ziel Déroulède in einer Rede mit folgenden Worten zeichnete: „Das Ganze ist, daß alles, was in unserm Frankreich Franzose ist, erwache, sich sammle und zu vollständigem Einvernehmen gelange. So schrieb ein Patriot des sechzehnten Jahrhunderts, der ebenfalls das Joch des Fremden abzuwerfen wünschte. Nehmen wir ihn zum Führer, meine Herren, und seien Sie, deren zahlreiche Vereine bereits so wohl miteinander verbunden sind, das erste Glied dieses neuen französischen Bundes, dieser Liga der Patrioten — ich sehe keine bessere Bezeichnung der Sache. Diese Wohlgesinnten sind vorhanden, aber vereinzelt, getrennt, unbekannt mit einander. Alle diese tausende von kleinen Bächen suchen nur eine Senkung, um einen Strom zu bilden. Zeigen wir ihnen diese Bodensenkung, ziehen wir sie an uns, lenken wir sie, und wenn die Gewässer des Stromes genügend hoch und stark sind, so werden sie das Schiff des Vaterlandes von selbst über die Vogesen tragen. Schließen wir uns zusammen, verbinden wir uns, vereinigen wir uns in gegenseitiger Liebe und zu gegenseitigem Beistande. Was die Verbrüderung der Völker betrifft, so sprechen wir davon wieder an dem Tage, wo Kain uns das, was er uns genommen hat, zurückerstattet haben wird."

Schließlich ersuchte der Redner den Vorstand des elsaß-lothringischen Turnvereins zu Paris, ihn zu dessen Mitgliedern zu zählen, indem er hinzufügte: „Er wird mir diese Gunst nicht verweigern, des bin ich sicher; denn wenn sein Land auch nicht das meiner Geburt ist, so weiß er, und nicht wahr, so wißt ihr allesamt, daß es das Land meiner Wahl (adoption), meines Kummers und meiner nie ersterbenden Hoffnung ist." (Vergl. Le Drapeau 1882, S. 170.)

Nachdem ein andrer Redner noch bemerkt hatte, der Zweck der Liga sei, alle Turn-, Schützen-, Topographen-, Sänger- und Musikvereine, die hier vertreten seien, mit Belassung ihrer besondern Organisation und Verwaltung, durch ein „ausschließlich patriotisches Band" zu verknüpfen, beschloß man die Gründung des Bundes. Der Senator Henri Martin wurde zum Präsidenten gewählt, und in das provisorische Komitee traten u. a. Déroulède, Sansboeuf und Leser als Mitglieder ein. Gleichzeitig wurde im Drapeau, der sich fortan als Moniteur de la Ligue des Patriotes bezeichnete, ein Aufruf zum Anschluß an die Genossenschaft veröffentlicht, in welchem es hieß: „Die Patriotenliga bezweckt die Ausbreitung und Entwicklung der patriotischen und militärischen Erziehung, und diese Erziehung wird durch Bücher, Gesang, Schießübungen und Turnen erteilt," und in welchem aufgefordert wurde, „mitzuwirken an diesem Werke nationaler Erhebung und Wiedervereinigung."

Der Alsacien-Lorrain ging mit dem Drapeau in den die Liga betreffenden Veröffentlichungen Hand in Hand, nur sprach er sich über deren Endziele gleich anfangs deutlicher aus, indem er in seiner Nummer vom 28. Mai 1882 über deren Gründung sagte: „Mit der Patriotenliga begrüßen wir das große Wiedererwachen Frankreichs im Namen des Elsaß und Lothringens, im Namen der

Einverleibten und Verbannten. Heute sind wir tausend, morgen werden wir zehntausend sein, und eines Tages werden wir unter der einzigen Fahne, die es zum Kampfe führen kann, ein ganzes Volk aufstehen und zusammenströmen sehen, bereit, den Entscheidungskampf zu beginnen. Und wenn wir dann wieder über die Vogesen gehen, nicht wahr, dann werdet auch ihr zur Stelle sein, teure verlassene Brüder? Wer da? werdet ihr sagen, wenn ihr das Geläute der alten Zeit vernehmt. Und jubelnd werden wir, dem Wiederhall unsrer Berge den Wahlspruch der Patriotenliga zurufend, antworten können: Frankreich!" In Nummer 43 erbietet sich das Blatt, Beitrittserklärungen zur Liga anzunehmen, in der nächsten vergleicht es sie mit dem deutschen Tugendbunde der Zeit nach 1806, in Nummer 84 (vom 11. März 1883) bringt es einen Artikel, der mit den Worten schließt: „Unsre Wahl ist getroffen; der Tag ist nahe, wo wir mit den Waffen in der Hand die Revision des Frankfurter Friedensvertrages fordern werden." Im Anschluß hieran werden die elsaß-lothringischen Vereine ersucht, sich um die Patriotenliga zu scharen, um in ihr eine starke Stütze und einen gemeinsamen Mittelpunkt zu finden, wobei man erfährt, daß der Redakteur des Blattes die Ehre hat, zu den Sekretären des Herrn Déroulède zu gehören.

Die vom Alsacien-Lorrain am 11. März 1883 angekündigte Erzwingung der Revision des Frankfurter Vertrages ist denn auch in die Statuten der Liga vom 25. März desselben Jahres aufgenommen worden, wo sie einen Teil des zweiten Artikels bildet, in welchem es heißt: „Die Liga hat zum Zweck die Revision des Frankfurter Traktats und die Rückgabe von Elsaß-Lothringen." Der erste Artikel bestimmt, daß die Liga ausschließlich aus Franzosen und Französinnen bestehen soll. Der dritte sagt: „Die gesammelten Fonds werden zu folgenden Zwecken verwendet: 1. zur Ausbreitung der Ideen des Bundes, 2. zur Unterstützung bei der Gründung, der Entwicklung und dem Fortbestehen von Turn-, Schützen-, Fecht-, Schwimm-, Topographen- und überhaupt allen Vereinen, welche militärische Erziehung bezwecken und sich zur Liga halten, 3. zur Unterstützung bei der Gründung, der Entwicklung oder dem Fortbestehen von Gesangvereinen, Lese- und Rezitationsgesellschaften, literarischen und Kunstvereinen, sofern sie selbst patriotische Erziehung bezwecken und sich der Liga anschließen, 4. zur Unterstützung bei der Gründung, der Entwicklung und dem Fortbestehen von Rettungsgesellschaften, Vereinen zur Hilfe in Betreff verwundeter und alter Soldaten, philharmonischen Gesellschaften und Vereinen zu gegenseitigem Beistande, 5. zur Zusammenfassung aller dieser verschiednen Vereine ohne irgend welche Abänderung ihrer innern Organisation, 6. zum Ankauf, zur Veröffentlichung und zur Verteilung von Büchern, Werken, Liedern, patriotischen Bildern, 7. zur Organisation von Versammlungen, unentgeltlichen Unterrichtskursen und öffentlichen Vorträgen, endlich 8. zur Verteilung von Preisen, Medaillen und Belohnungen." Im vierten Artikel der Statuten wird der jährliche

Beitrag eines Mitgliedes der Patriotenliga auf mindestens einen Frank festgesetzt. Nach dem fünften werden die Mitglieder nach der Höhe ihrer Beiträge in die Listen klassenweise eingeschrieben: als membres directeurs die, welche einmal zweihundert oder jährlich vierzig Franks entrichteten, als membres fondateurs die, welche einmal als Geschenkgeber oder chefs de liste wenigstens hundert oder jährlich zwanzig Franks beisteuern, ferner als membres associés die, welche als Geschenkgeber oder Listenchefs (an erster Stelle einer umlaufenden Liste unterzeichnend) einmal mindestens fünfzig oder jährlich zehn Franks zahlen, endlich als membres adhérents die, welche einen jährlichen Beitrag von ein bis zehn Franken entrichten. Die letzte Klasse hat nach Artikel 6 kein Stimmrecht, aber die Befugnis, den Generalversammlungen der Liga und den patriotischen Festen, an denen sie sich beteiligt, beizuwohnen. Nach dem siebenten Artikel haben alle Mitglieder Anspruch auf eine Mitgliedskarte und auf die Vereinsmedaille. Nach Artikel 8 bis 10 können sich andre Vereine, vorbehältlich der Selbständigkeit ihrer Organisation und Verwaltung, der Liga in der Eigenschaft von membre directeur, fondateur und associé affiliiren. Die Artikel 11 bis 25 enthalten Vorschriften über die Organisation und Verwaltung des Bundes, insbesondre über den dirigirenden Ausschuß, die regionalen Ausschüsse und die Bildung eines Vereinsfonds. Im sechsundzwanzigsten Artikel heißt es dann: „Im Fall einer gezwungenen Auflösung werden die in der Kasse befindlichen Summen und Werte den Turn- und Schützenvereinen ausgeschüttet, welche affiliirt und durch das Votum der Jahresversammlung bezeichnet sind. Im Fall einer freiwilligen Auflösung, welche nur nach dem Gelingen ihres Werkes stattfinden soll, wird die Patriotenliga die Fonds an die Familien derjenigen ihrer Mitglieder verteilen, die vor dem Feinde gefallen sind. Nach Artikel 28 wird der Bund nach außen vertreten durch seinen Präsidenten oder einen der Vizepräsidenten oder durch den Delegirten. Der 32. und letzte Artikel lautet: „Die Patriotenliga befaßt sich weder mit innerer Politik noch mit Religion. Alle ihre Mitglieder verpflichten sich, mit allen in ihrer Macht stehenden Aktionsmitteln für die vollständige Wiederaufrichtung des Vaterlandes zu wirken und die Ideen des Bundes zu verbreiten und zu verteidigen."

Wie wenig genau es die Liga mit der Wortfassung nimmt, beweisen die Artikel 1 bis 4. Denn während nach diesen nur Franzosen, welche ihre Eigenschaft als solche nachweisen, Mitglieder werden können, nimmt man erwiesenermaßen auch deutsche Reichsangehörige in den Bund auf und läßt solche durch Werber, die in die Reichslande entsendet werden, zum Eintritt in den Bund auffordern. Ergiebt sich schon aus dem Mitgeteilten und namentlich aus den Artikeln 2 und 26 der Statuten, daß das Endziel der Liga von Anfang an gewesen ist, unter Bruch des Frankfurter Friedensvertrages Elsaß-Lothringen mit Waffengewalt für Frankreich zurückzuerobern, so wird dieses Ziel auch durch die Vereinsmedaille ausgedrückt. Diese zeigt, für die beiden ersten Klassen

von Silber, für die übrigen von Kupfer, auf der einen Seite zwischen Metz und Straßburg die französische Fahne von Strahlen umgeben und mit der Umschrift: Qui vive? France, auf der andern eine Elsässerin, wie sie, einen sterbenden Soldaten im Arme, dessen Gewehr ergreift und es Frankreich hinreicht, daneben die Zahlen 1870/18 . . und die Worte: Quand même. Le Drapeau bemerkt über diese Medaille: „Sie sagt damit über den Zweck des Bundes mehr als viele Manifeste.“

Wenn wir gesehen haben, daß die Liga sich statutenmäßig mit der Gründung und Unterstützung andrer patriotischen Vereine, besonders solcher von Turnern und Schützen, befaßt und derartige Vereine unter denselben Bedingungen wie einzelne Personen in ihre Mitgliederlisten aufnimmt, so finden wir, daß sie damit bedeutende Erfolge gehabt hat. Nach einem Berichte des Generalsekretärs Sansboeuf (Drapeau 1884, S. 318) befanden sich Ende Mai 1884 unter den 50805 Mitgliedern der Liga bereits 425 Vereine, die ihr affiliirt waren, und nach einer Mitteilung des Sekretärs Lermusiaux (Drapeau 1886, S. 153) belief sich Ende 1885 die Gesamtzahl der Schützenvereine, die zur Liga gehörten, auf 900, die der Turnvereine auf 600. Ein Rechenschaftsbericht Déroulèdes vom April 1885 giebt die Zahl der Mitglieder der Patriotenliga auf rund 82000 an und sagt über die bisherige Wirksamkeit des Bundes: „Seit ihrer Gründung hat die Liga mehr als 300 Versammlungen in mehr als 60 Städten Frankreichs abgehalten, sie hat 52 regionale Ausschüsse in den Departements gegründet, und mehr als 250000 Franks an Geschenken, Unterstützungen und Belohnungen an Turn- und Schützenvereine verteilt, deren Zahl sich seitdem vervierfacht hat und deren Mitglieder sich im Verhältnis von 1 zu 10 vermehrt haben, sie hat mehr als 200000 patriotische Broschüren drucken, mehr als 100000 Karten, Auszüge aus Habenichts deutschem Atlas, anfertigen, mehr als 10000 Bilderdrucke und gegen 150000 Medaillen, die Elsaß-Lothringen darstellen, schlagen und verteilen lassen.“ (Drapeau 1885, S. 197.) Die Einnahmen der Liga betrugen in der Zeit vom 1. Juni 1884 bis zum 31. Dezember 1885 mit Einschluß der 20000 Franks, die ihr ein ungenannter Elsässer geschenkt hatte, 317227, die Ausgaben 284990 Franks. (Laut Bericht des Generalsekretärs, Drapeau 1886, S. 52.) In einer auf das Reglement für die Komitees der Liga bezüglichen Veröffentlichung des Drapeau wird „das Heer“ des Bundes (l'armée de la Ligue) am 3. Juli 1886 auf 130000 Mann geschätzt.

Nach dem im Dezember 1883 erfolgten Ableben Henri Martins wurde Anatole de la Forge, Mitglied der Deputirtenkammer, zum Präsidenten der Liga gewählt, und nach dessen Rücktritt wurde Déroulède, von Anfang an die Seele des Unternehmens, 1885 dessen Nachfolger. Dieser hat sich zwar gelegentlich aus Zweckmäßigkeitsgründen, mit Rücksicht auf die Anwesenheit hoher Staatsbeamten und Militärs bei den von der Liga geleiteten Turn- und Schützenfesten oder weil er sich (Ende 1885) um ein Mandat für das Abge-

ordnetenhaus bewarb, über die letzten Ziele des Bundes mit einer gewissen Zurückhaltung geäußert, mitunter aber auch recht deutlich. So z. B. (vergl. Drapeau 1885, S. 413 und 416) in einer im August 1885 von ihm auf dem Nationalschützenfeste zu Paris gehaltenen Rede, in der er u. a. sagte: „Die Patriotenliga ist in Wirklichkeit nur eine Zusammenfassung der moralischen Kräfte des Landes, eine Art Mobilisirung der Herzen. Sie ist vor allem eine gegenseitige Versicherungsgesellschaft gegen die Invasion. Wir haben wohl in dem ersten Artikel unsrer Statuten geschrieben, und die Generalversammlung des Bundes hat wohl einmütig beschlossen, daß er zum Ziele die Revision des Frankfurter Vertrages und die Rückgabe Elsaß-Lothringens an Frankreich habe, aber was heißt Revision, wenn es nicht gewaltsamen Bruch, was heißt Rückgabe, wenn es nicht Rücknahme bedeutet?“ Ferner ließ er sich in einer Rede bei der Einweihung eines Kriegerdenkmals in Cahors, am 15. April 1884, mit Bezug auf Elsaß-Lothringen wie folgt vernehmen: „Hinsichtlich der Majestät des Rechts wußte Gambetta sehr wohl, daß das Recht ohne Kraftanwendung nur eine ohnmächtige Majestät ist, und daß das, was durch die Waffen verloren gegangen war, nie anders als durch die Waffen wiedergewonnen wurde.“ Derselbe Ausspruch findet sich in einem von ihm verfaßten Artikel in Nr. 8 des Drapeau vom 19. Februar 1887, welcher Les Captives überschrieben ist und in dem es außerdem in Bezug auf unsre Reichslande heißt: „Jede Hoffnung auf friedliche Wiedergabe ist eine gefährliche und sträfliche Chimäre. Es ist vielleicht einmal klug gewesen, uns mit diesen Kindermärchen einzuwiegen. Erwachen wir heute und haften wir zum Kriege entschlossene Augen auf das unumgängliche Ziel.“ In der von ihm herrührenden Vorrede zu der bekannten Schrift Avant la Bataille lesen wir folgende Stellen: „Ja, gewiß ist eine Annäherung Frankreichs und Deutschlands notwendig, aber mit den Waffen; ja, gewiß wird sie nützlich und fruchtbar sein, aber durch den Sieg. . . Wenn also der Rachekrieg nur ein Krieg der Ehre und des Interesses wäre, so müßte man ihn schon um des Interesses und der Ehre willen versuchen. Aber er ist zugleich ein Krieg der Gerechtigkeit. . . Und daß man sich doch nicht mit thörichten Chimären einlulle! Die Zukunft verlangt, daß man ihr gerade ins Gesicht blicke. Was man durch die Waffen verloren hat, wird man nur durch die Waffen wiedererlangen. Franzosen müssen sterben, auf daß Frankreich lebe.“ Zurückgekehrt von seiner bekannten europäischen Rundreise im Jahre 1886, äußerte er am 22. November in einer Rede vor der Jahresversammlung der Liga (Drapeau 1886, S. 580): „Ich weiß nicht, meine Herren, ob meine Nation mich je berufen wird, ihr in einer andern Stellung zu dienen, als die ist, welche ich unter Ihnen einnehme, auf einem andern Posten als bei der Vorhut der Vogesenarmee, aber ich weiß, daß dieser Posten und dieser Rang meinem Ehrgeize genügen.“ Über die Aufgabe der Turn- und Schützenvereine sagte er in einer Rede beim Jahresfeste eines Turnvereins, welches am 4. Dezember 1884

zu Paris stattfand: „Es ist Elsaß-Lothringen, wofür wir alle mit einander arbeiten, es ist die Zurückerkämpfung unsrer Rechte, für die wir diese Scharen junger Leute vorbereiten, welche morgen die Armee sein werden.“

In ähnlicher Weise sprachen sich andre Führer der Patriotenliga bei öffentlichen Gelegenheiten aus. Bei einem am 11. Februar 1883 in Paris zum Besten der Überschwemmten in Elsaß-Lothringen veranstalteten Feste sagte Anatole de la Forge, der spätere Präsident des Bundes, im Anschlusse an eine vom damaligen Vizepräsidenten Faure gehaltene Rede: „Mit ihm wiederhole ich: Nehmt unsre Kinder, macht Turner aus ihnen, Faure hat euch erklärt, was ihre Vereine sind, macht daraus Männer, welche eines Tages im Turnschritt auf Metz und Straßburg losmarschiren werden.“ In dem Berichte Sansboeufs über ein Turnfest, das im Juni 1884 zu Amiens abgehalten wurde, sagte derselbe: „Immer wieder sehen wir mit tief empfundener Freude, mit patriotischem Hoffnungsgefühl diese jungen Bataillone zukünftiger Soldaten, die sich auf dem Gebiete Frankreichs mehr und mehr vervielfältigen und morgen mit ihren ältern Genossen jenes unüberwindliche Heer bilden werden, das jene wackern Bevölkerungen von Elsaß-Lothringen, welche leiden, aber immer auf bessere Tage hoffen, in den Kreis der großen französischen Familie zurückführen soll.“ Bei der Einweihung eines Kriegerdenkmals in St. Quentin, die im Januar 1886 stattfand, äußerte ein Komiteepräsident der Liga als Redner folgendes: „Aber wir müssen, Bundesmitglieder, durch unsre Anwesenheit unsern französischen Glauben bethätigen und die begrüßen, welche als Opfer ihrer Pflicht gefallen sind. Wir werden sie dereinst rächen. Um sie zu rächen, schufen wir allenthalben Schützen- und Turnvereine, um sie zu rächen, geben wir der Jugend die militärische Erziehung, damit unsre Söhne schon beim Eintreffen beim Regimente mit dem Waffenhandwerk vertraut seien. Um sie zu rächen, klären die Schriftsteller und Redner der Liga die jungen Geschlechter auf, sprechen sie zu ihnen von der Größe, dem Kummer, dem Zorne des Vaterlandes, erheben sie ihre Seelen für die nahen unausbleiblichen Kämpfe.“

Das Revanchegeschrei der Patriotenliga, welches fast in jeder Nummer des Vereinsorgans mit dem Aufrufe zur Wiedereroberung der Reichslande ausgestoßen wird, wiederhallt regelmäßig im Alsacien-Lorrain des Bundesbruders Leser. Ein Beispiel dieses Echos ist die Stelle in dessen Nummer vom 15. November 1885, wo es heißt: „Wir würden an dem Tage, wo die Deutschen ruhig schlafen könnten, zu unheilbarem Falle verurteilt sein, wir würden Untergang und Schande verdient haben, wenn es je geschähe, daß man auf die Grenzpfähle der Vogesen schreiben könnte: Endgiltige französisch-deutsche Grenze. Wir haben Schwerter an der Seite, versuchen wir bald, uns ihrer zu bedienen.“ Ferner brachte das Blatt in Nummer 253, vom 13. Juni 1886, einen Artikel über die Revanche, in welchem es heißt: „Die Nationalehre fordert, daß wir uns auf den Krieg, auf die Revanche, wenn uns dieses Wort nicht zu chau-

vinistisch vorkommt, vorbereiten, und unser Interesse gleichermaßen." In der Nummer 255, vom 27. Juni desselben Jahres, las man in einem Aufsatze über die natürlichen Grenzen folgendes: „Und wir, wir werden unvermeidlich die Rheingrenze wiedernehmen. Deutschland ist auf dieser Seite aus seinen natürlichen Grenzen herausgegangen, es muß auf sein Gebiet zurückgeworfen werden. Hoffen wir, daß dieser Akt der Notwendigkeit und geographischen Gerechtigkeit sich vollziehe (und er wird sich nur mit Waffengewalt vollziehen), die Völker werden ruhig zu Hause bleiben, müde der Abenteuer, die so schreckliche Folgen haben."

Die Endziele der Patriotenliga sind schließlich im Drapeau, dem Vereinsorgan, und in Lesers Alsacien-Lorrain, dessen Echo, zuweilen auch in gebundener Rede, anzutreffen, und auch davon führen wir einige Beispiele an. Im Drapeau 1882, S. 420, begegnen wir einem Gedichte mit der Überschrift Ambra, welches mit folgender Strophe beginnt:

Ambra! c'est le cri de la haine.
En avant, soldat, en avant!
En avant pour briser la chaîne.
Où l'Alsace avec Lorraine
Gémissent tout bas en rêvant
Rêves de revanche et de haine.
Ambra! bon soldat, en avant!

Daran reihen wir einen Vers aus einem Gedichte mit der Überschrift: En joue!.. Feu! welches den Schützenvereinen Frankreichs gewidmet ist und im Drapeau 1885 S. 330 steht. Es heißt da:

Au ciel plein de rouges lueurs
Plane l'aigle noir d'Allemagne.
Le clairon appelle. En campagne!
Feu! Les tireurs etc.

Endlich darf noch eine dichterische Leistung Déroulèdes im Drapeau 1885 S. 450 angeführt werden, die den Titel Vae Victoribus führt und wie folgt lautet:

La Prusse et les Prussiens ont vaincu l'Allemagne,
Les ruses sont leurs jeux, les pillages leurs biens;
Ils ont vaincu la France et tiennent sa campagne
La Prusse et les Prussiens.

Que tout s'arme contre eux, contre eux que tout conspire,
Que quels que soient le chef, la route et les moyens,
La France et les Français n'aient qu'un seul but: détruire
La Prusse et les Prussiens.

Im Anschluß hieran mögen noch die letzten drei Strophen eines Gedichtes in deutscher Sprache mitgeteilt werden, welches in der Nummer des Alsacien-Lorrain vom 8. Oktober 1882 zu lesen war und die Überschrift hatte: „Des Deutschen Vaterland. Lied, der deutschen Nation gewidmet mit tiefster Verachtung. Ein Elsässer." Die Strophen lauten:

Wo ist des Deutschen Vaterland?
Wo sich der Bürger Angesicht,
Wenn man vom Raub der Länder spricht,
Nicht färbet mit dem Rot der Schand',
Da ist des Deutschen Vaterland.

Wo ist des Deutschen Vaterland?
Wo Raubmord noch im Krieg geübt,
Wo himmelhoch der Mordbrand glüht,
Wo aufgelöst der Menschheit Band,
Da ist des Deutschen Vaterland.

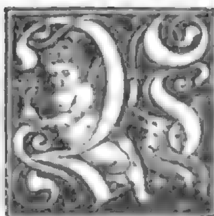
Drum Fluch dem deutschen falschen Land!
Wo jedes freie Wort erstickt,
Wo alles Schöne früh geknickt,
Wo nur gedeihen Schmach und Schand',
Ja, Fluch dem deutschen falschen Land!

Nach allen diesen Mitteilungen kann das Urteil der Leser über das Wesen und die Ziele der Patriotenliga nicht zweifelhaft sein, und so können wir uns enthalten, das unsre abzugeben. Es genüge zu sagen, daß sie auf Friedens- und Rechtsbruch hinarbeitet, und daß Reichsangehörige, die ihr beitreten, ihr Beiträge zahlen, für sie als Werber wirken, als Verbrecher anzusehen und zu behandeln sind. Es kann dahingestellt bleiben, ob dieser Bund die Wiedereroberung Elsaß-Lothringens, die er mit allen Mitteln erstrebt und vorzubereiten bemüht ist, mit Hilfe der französischen Regierung und der Armee ins Werk setzen will, oder ob er meint, das Unternehmen für sich, nur mit dem Beistande der ihm affiliirten Schützen- und Turnervereine und in Erwartung einer gleichzeitigen Erhebung in den Reichslanden, wagen zu können. Sicher ist auf jeden Fall, daß die Liga sich nicht auf Frankreich und die Franzosen beschränkte, sondern ihre Netze auch diesseits der Vogesen aufstellen ließ und das Volk hier zur Mitwirkung bei der beabsichtigten Wiedervereinigung mit Frankreich anzuregen, zu erhitzen und sonst bereit zu machen mit dem ihr eignen Eifer bestrebt war.



Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten.

24.



Von einer Mehrheit, welche, wie mein Freund Richter es so treffend bezeichnet hat, allein durch die Furcht vor einem Kriege zusammengebracht worden ist, konnte zwar nichts gutes erwartet werden. Dennoch muß es den wahren Patrioten mit brennendem Schmerze erfüllen, daß der Ton der parlamentarischen Verhandlungen immer mehr von der würdevollen Höhe, auf welcher ihn die freisinnigen Redner zu

halten pflegten, heruntergebracht wird. Das Lachen ist am Platze, wenn wir einen Witz gemacht haben, aber über uns zu lachen, wenn wir im feierlichsten Ernste sprechen, ist sehr unschicklich. Es wird Ihnen doch bekannt sein, meine Herren, daß Herr Schliemann in Troja eine feuerfeste Kasse aufgefunden hat, und in derselben außer den Kroninsignien auch Kassandras Amulet, welches ihr die Gabe der Weissagung verlieh — die eingravirte Widmung „Apollo seiner lieben Kassandra“ beseitigt jeden Zweifel an der Bedeutung dieses Schmuckstückes. Ferner, daß Herr Virchow dieses Amulet, welches ihm sein Freund Schliemann verehrte, nicht nur hat neu vergolden, sondern auch nach den neuesten Forderungen der Wissenschaft verbessern lassen, sodaß die Prophezeiungen dessen, der es in der Westentasche trägt, weder Glauben finden, noch auch jemals eintreffen. Falls Sie das nicht wissen sollten, wäre es um Ihre Bildung übel bestellt; und dennoch nehme ich dies lieber an, als die Herzlosigkeit, zu lachen, sobald Kassandros Virchow seinen Mund aufthut, um zu weissagen. Rührt Sie denn nicht wenigstens die ehrwürdige Gestalt des greisen Sehers, der mit eiserner Beharrlichkeit seit einem Vierteljahrhundert immer das nämliche sagt, unbekümmert um die zahllosen Fiaskos, welche jeden kleinern Geist längst in dem Glauben an sich selbst wankend gemacht haben würden? Oder meinen Sie etwa, er mache auch bloß Spaß, wie unser herrlicher Richter? Das wäre ein grober Irrtum, die Rollen sind in der Opposition genau verteilt, Richter und Windthorst sind erfahrene Regisseure, die wohl wissen, daß man auch Heldenspieler braucht, und daß solche am meisten wirken, wenn sie selbst garnicht merken, das Ganze sei nur ein Spiel. Solche Hänel und Virchow muß man haben, die sich so sehr in den vorgeschriebenen Charakter hineinleben, daß sie, mitten in einer pathetischen Tirade durch die Frage unterbrochen: „Was bist du?“, ohne Besinnen antworten würden: „Ein Staatsmann!“ Ein so starker Glaube verdient doch wenigstens Achtung.

Vermöge unsrer trefflichen Organisation haben wir denn auch den Flankenmarsch in den letzten Wochen so glänzend ausführen können. Ja, das hätten Sie nicht erwartet, uns plötzlich als Sozialreformer zu sehen! Aber nicht allein in der Geschichte der Taktik wird dieser Meisterzug eine unvergängliche Stelle behaupten, von ihm wird dereinst eine neue Epoche der Weltgeschichte datirt werden. Als der große, so viel verkannte und verlästerte Maximilian Robespierre den hochherzigen Entschluß gefaßt hatte, die Verbannung des höchsten Wesens aufzuheben, wurde diese That im Göttinger Musenalmanach also besungen:

Darfst, lieber Gott, nun wieder sein,
So will's der Schach der Franken:
Laß flugs durch ein paar Engelein
Dich schön bei ihm bedanken.

Ob der liebe Gott diesem Winke gefolgt ist, habe ich nicht erfahren. Mit Sicherheit erwarte ich aber, daß die soziale Frage dem nicht weniger großen,

nicht weniger verkannten und verlästerten Ludwig Bamberger ihre Anerkennung aussprechen wird, und auch die Engelein stehen zur Verfügung — denn wer sonst als die Herren Sabor und Singer würden sich dazu eignen? Die soziale Frage, bisher bald ein Hirngespinnst, bald eine tückische Erfindung zur Beunruhigung des Kapitals oder ein Mittel schnöder Agitation gegen das liberale Bürgertum: jetzt darf sie sein, ihre Existenz ist anerkannt, ihr ist eine freisinnige Aufenthaltskarte ausgestellt worden. Und jetzt wird sie auch gelöst werden, und sollte die freisinnige Fraktion deswegen die ganze Nacht aufbleiben. Zwar wird das Scheusal der Reaktion nichts unversucht lassen, die Beratungen zu stören, sie wird vermutlich Reptile beauftragen, unter den Klubfenstern „Hoch Bismarck!“ und ähnliche aufreizende Rufe ertönen zu lassen. Doch umsonst. Was wir einmal anpacken, das ist geliefert. Die Arbeit wird sogleich ihren Anfang nehmen, wenn die aus Paris verschriebenen blauen Blousen angekommen sind; denn die Arbeiter sind die Erzeuger des Wohlstandes, sagt Herr Singer, und der muß es ja wissen, und er bringt auch die Wohlstand erzeugenden Arbeiter in einen Gegensatz zu den Sozialdemokraten; wahrscheinlich meint er die Führer der sozial-demokratischen Partei, welche allerdings etwas andres zu thun haben, als Wohlstand zu erzeugen. Unser einer Flügel wird nun arbeiterfreundlich arbeiten, der andre behauptet die alte Stellung, um auch öffentlich Fühlung mit den — wie soll ich sagen? — mit den Nichtarbeiterfreunden und Arbeiternichtfreunden zu behalten. So sind wir in doppelt gedeckter Stellung, oder vielmehr dreifach, denn gegen unsre neuen lieben Freunde und Bundesgenossen können wir uns zuletzt doch auf Polizei und Soldaten verlassen. Und wer etwa nicht an unsern Ernst glauben sollte, der ist darauf zu verweisen, daß wir bereits zur Innung, diesem schmählichen Ueberrest aus dem Mittelalter, dieser verabscheuungswürdigen Schranke des „freien Spiels der Kräfte,“ in achtungsvolle Beziehung getreten sind.

Wie Ihnen auf jeden Fall bekannt ist, meine Herren, gehört uns die Zukunft. Daß der Kulturkampf aufhören soll, ist zwar unangenehm, aber auch wir haben mehr als ein Eisen im Feuer. Sollte das Zentrum gespalten werden, so hindert uns nichts, den Arbeitern einzureden, daß mit allen erreichbaren sozialen Reformen nichts erreicht werde und sie in den Forderungen zu bestärken, deren Erfüllung glücklicherweise unerreichbar ist. Und die Arbeiter werden ja hoffentlich nicht so bald gescheit werden. Zufrieden würde die Welt nicht einmal werden, wenn wir das Staatsruder in die Hände bekämen. Also noch ist unser Polen nicht verloren!





Jugenderinnerungen.

Von Ernst Willkomm.

(Schluß.)



n der Schule lebte ich mich nach und nach ein, auch gelang mir die Herstellung eines leidlichen Verhältnisses zu meinen Mitschülern. Nur zu freundschaftlichem Umgange mit irgend einem derselben kam es nicht, weil ich eben der fortwährenden Hänseleien wegen zu keinem rechtes Vertrauen fassen konnte. So verlief das erste Jahr. Da trat ein Ereignis ein, das geraume Zeit einen dunkeln Schatten auf unsre ehrwürdige Bildungsanstalt werfen sollte.

Unser Direktor ward unerwartet von einer Geisteskrankheit befallen, die ihm die Verwaltung seines Amtes ganz unmöglich machte und zu seiner baldigen Pensionierung führte. Die Oberleitung des Gymnasiums ging während dieses Interregnums vereint in die Hände des Kon- und Subrektors über. Beide waren gelehrte und von Charakter treffliche Männer, denen das Wohl der Anstalt, der sie selbst ihre Bildung verdankten, gewiß am Herzen lag; allein der Mangel einer einheitlichen Leitung und die Überbürdung beider mit zu vielen Stunden machten sich doch bald in unerquicklicher Weise bemerkbar. Unser Konrektor war bereits ein Mann hoch in den Jahren, sanft und wohlwollend und von bedeutender Gelehrsamkeit; Direktorialtalent aber ging ihm schon wegen seiner zu großen Milde ab. Darunter litt die Disziplin in der Schule, besonders in den beiden obersten Klassen, die häufig kombinirt wurden, um den genannten beiden Lehrern die Arbeit etwas zu erleichtern. Vertiefte sich der wackere Konrektor in den Gegenstand seines Vortrages — und das war eigentlich immer der Fall —, so sah und hörte er nicht, was seine Zuhörer in der fast überfüllten Klasse vornahmen. Viele achteten kaum auf seine Worte, mehrere waren wohl auch noch nicht weit genug vorgeschritten, um aus

dem Vortrage Nutzen ziehen zu können. Es wurden deshalb allerhand Allotria getrieben. Um diesem Übelstande zu steuern, erlaubten sich einzelne Oberprimaner auf ihre Art die Schuldisziplin zu handhaben, raunten mitten in der Stunde scheltend in der Klasse auf und ab und machten damit das Übel nur noch ärger. Kurz, es riß in manchen Stunden ein heilloser Wirrwarr ein, der auf die Dauer von den nachteiligsten Folgen sein mußte. Lockerte sich aber die Disziplin beim Konrektor durch allzu große Milde, so verdarb es der Subrektor durch seine Derbheit, die nicht selten in einfache Grobheit umschlug. Die Schüler hatten vor seinen Ausfällen und originellen, oft mehr als zu derben Ausdrücken wohl eine gewisse Furcht, trieben aber hinter seinem Rücken doch argen Unfug, der in den meisten Fällen nicht von ihm bemerkt wurde.

Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie lange die direktorlose Zeit des Gymnasiums dauerte. Sie endigte mit Einführung des Direktor Lindemann, dem der Ruf eines gewiegten Schulmannes und gründlichen Kenners der alten Sprachen vorausging, auf welche das meiste Gewicht gelegt wurde; denn klassisch, ausschließlich klassisch war und sollte in meiner Jugend alle Gymnasialbildung sein.

Der neue Direktor war ein stattlicher Mann, dessen sicheres Auftreten den Schülern Respekt einflößte. Mit anerkennenswerter Energie führte er ein ganz andres Regiment ein, veränderte den althergebrachten Lehrplan, ordnete die Anschaffung neuer Grammatiken und bestimmter Ausgaben der Klassiker an, die in den verschiednen Klassen von Obertertia bis Oberprima nach einem gewissen System gelesen werden sollten. Das war gewiß sehr löblich, fand aber keineswegs die allgemeine Beistimmung weder der ältern Lehrer noch der Eltern, welche ihre Söhne dem Gymnasium zur Ausbildung anvertraut hatten. Jene waren gleichsam verwachsen mit den alten Grammatiken und mußten sich in die neuen, ganz anders eingeteilten und abgefaßten erst einstudiren, was bei Männern reiferen Alters, die ihr Fach doch auch zu kennen vermeinten und dem neuen Direktor, wenn nicht an Wissen, so doch an Jahren und an Erfahrung überlegen waren, immer einige Schwierigkeiten machte; diese fanden, daß man durch Anschaffung neuer Bücher ihnen unnütze Kosten verursache. Bisher hatte man bei dem einzigen Antiquar der Stadt für wenige Groschen den ganzen Lernapparat anschaffen können, den ein Gymnasiast brauchte. Das ließ sich jetzt nicht mehr thun, denn der neue Direktor verlangte nicht bloß neue Bücher, sondern auch die neuesten Auflagen der betreffendrn Autoren. Stereotyp-Ausgaben kannte man noch nicht.

Alle diese an sich unbedeutenden Neuerungen fanden nur bei Einzelnen Billigung, bei weitem die Mehrzahl hielt sich darüber auf und lobte das alte Regiment. Auch im Lehrerpersonal mochte eine entgegengesetzte Strömung vorhanden sein, obwohl dem Direktor niemand offenen Widerstand entgegensetzte. Jedenfalls verlief demselben die erste Zeit seiner Amtsführung nicht ohne heimliche

Anfeindung und vielfältigen Verdruß. Wir Schüler merkten das nur an den vielen Gerüchten, die in der Stadt umliefen und ziemlich allgemein geglaubt wurden. Von diesen Gerüchten machte das wunderlichste, weil es unerklärbar blieb, am meisten von sich sprechen und ward sogar von manchen ernstlich erörtert.

Wie mein Geburtsort und dessen nächste Umgebung, so hatte auch Zittau Örtlichkeiten aufzuweisen, wo es nach allgemein angenommenem Volksglauben „umging.“ Es gab da unter anderm ein Haus am sogenannten Graben, zwischen dem Weberthore und der Wasserpforte gelegen, das einem Töpfer gehörte. Vor einem Fenster dieses Hauses sah man jahraus jahrein eine Strohpuppe liegen, welche von Zeit zu Zeit erneuert wurde. Versuchte man diese Puppe zu entfernen, so konnte es niemand vor Lärm des Nachts im Hause aushalten. Wie aber das Gepolter mit der Puppe zusammenhängen sollte, ist mir nicht mehr erinnerlich. Zu diesen verrufenen Gebäuden in Zittau gehörte nun auch das Gymnasium, und zwar hatten sich hier die Geister oder Gespenster zum Schauplatz ihrer Thätigkeit die Prima erkoren. Diese Klasse hing mit der Amtswohnung des Direktors durch ein kleines Zwischenzimmer zusammen, in welchem etwas später die neugegründete Schulbibliothek Aufstellung fand.

Man wollte wissen, daß bei jedesmaligem Rektoratswechsel unerklärbare Erscheinungen in den erwähnten Räumen sich gezeigt hätten. Das sollte jetzt wieder der Fall sein. Leute, die über den St. Johanniskirchhof gegangen waren, wollten in später Nachtstunde die Fenster der Prima hell erleuchtet und schattenhafte Gestalten darin auf- und niederschweben gesehen haben. Andre hatten auch Stimmen wie von Streitenden und polterndes Geräusch gehört. Da nun der Direktor bald nach Entstehung dieser Gerüchte in schwere Krankheit fiel, so ließ sich der Spießbürger nicht nehmen, daß sich der fremde Mann über den Spuk, der ja doch ihm allein gelte, zu Tode erschrocken habe. Neugierige aus allen Ständen pflanzten sich des Nachts um die Spukzeit auf dem Johanniskirchhofe auf, um mit eignen Augen das Aufleuchten der gespenstischen Lichter zu sehen, und es gab nicht wenige, die auch wirklich die Erscheinung beobachtet haben wollten. Die Ungläubigen aber meinten, es möge wohl ein in optischen Experimenten wohlerfahrener Spaßvogel die abergläubische Neigung seiner Mitbürger benutzen und ihnen durch seine Kunststücke etwas zu raten aufgeben. Die Umgebung des Gymnasiums eignete sich zu solchen Experimenten ganz gut.

Bald nach diesen Vorgängen starb Konrektor Kneschke, der wohl am wenigsten mit dem neuen Direktor harmonirt haben mochte, da er an der Spitze der Vertreter des Überlieferten stand. Ihm folgte Subrektor Lachmann im Amte, und an dessen Stelle trat ein noch junger Philolog und Theolog von unverwüstlicher Arbeitskraft, namens Rückert, der sich als gelehrter und scharfsinniger Erklärer der Paulinischen Briefe in der theologischen Welt einen bedeutenden Namen machte, später einen Ruf nach Jena erhielt und dort, wenn ich nicht irre, als Professor der neutestamentlichen Exegese gestorben ist.

Rückert war der Sohn eines Landpredigers nahe bei Zittau, als Lehrer sehr tüchtig, überaus fleißig, etwas barsch im Auftreten, aber ein gerader Charakter von großer Redlichkeit. Ungerechtigkeit, wurde sie ihm bekannt, duldete er nicht, und so gewann er sich trotz seiner großen Strenge bald die Liebe aller Schüler, die mit ihm in Berührung kamen. Mir persönlich erwies er, ohne es zu wissen und zu ahnen, einen großen Dienst, indem sein Eintritt in das Lehrerkollegium meine bisherigen Peiniger sofort verstummen machte. Rückert hatte nämlich brandrotes Haar! Die Vernünftigeren unter meinen Kommilitonen mochte doch ein Gefühl der Scham beschleichen, wenn sie diesen so tüchtigen, jeden nach seinem Verdienst behandelnden Lehrer in die Klasse treten sahen, und den weniger Guten mochte die Furcht vor Strafe die Zunge binden. Denn daß dieser Mann schonungslos an einem Mitschüler begangenes Unrecht strafen würde, leuchtete allen ein.

Die Gewinnung dieses ausgezeichneten Mannes für das Gymnasium war von unberechenbarem Nutzen. Noch jugendlich froh, unbeweibt und in unabhängigen Vermögensverhältnissen, lebte er ausschließlich der Schule und dem Studium. Der Arbeit konnte ihm nie genug werden, was ihn veranlaßte, auch an andre große Anforderungen zu stellen. Was kein andrer Lehrer vermochte, das brachte unser guter Subrektor zu stande. Ihm, dem Unermüdlichen, der immer und für alles Zeit zu haben schien, wurde der Unterricht in den verschiedensten Gegenständen übertragen. Dabei war er stets gutes Mutes, oft zu Scherzen geneigt und nie von Launen beherrscht. Nur mußte man sich an sein oft schroffes Wesen gewöhnen und kleine Schwächen, die auch ihm nicht fehlten, übersehen.

Wie auf allen Gymnasien, wurde auch auf der gelehrten Schule meiner Vaterstadt das größte Gewicht auf Erlernung der alten Sprachen gelegt. Überhaupt lebten wir Gymnasiasten mehr in der alten Welt als in der Gegenwart. Neben Latein und Griechisch ward alles andre eigentlich nur nebenher betrieben. Selbst den Unterricht in der Geschichte, etwa die alte Geschichte ausgenommen, desgleichen in der Geographie muß ich als unzureichend und mangelhaft bezeichnen. Naturwissenschaften fehlten gänzlich. Dafür wurde von Obersekunda an mit großem Eifer, im allgemeinen aber doch nur mit geringem Nutzen, Mathematik getrieben. Der unermüdlich thätige Subrektor, der mit seiner Ausdauer und seinem eisernen Fleiße alles möglich machte, war auch in dieser so viel umfassenden Wissenschaft unser Lehrer und Mentor und brachte es mit uns bis zur sphärischen Trigonometrie. Schärfte dieser Unterricht und die damit verknüpften sehr verwickelten Berechnungen, bei denen die Logarithmen eine große Rolle spielten, unsre Denkkraft, so schoß man damit doch leider über das Ziel hinaus, da mit dem Verlassen des Gymnasiums alle Schüler ohne Ausnahme die mathematischen Studien fallen zu lassen gezwungen waren, weil das Studium der erwählten Fachwissenschaft auf der Universität die Zeit eines jeden ganz in Anspruch nahm.

Es dürfte nicht überflüssig sein, an dieser Stelle einige Worte über den Unterricht auf Gymnasien im allgemeinen beizufügen. Wie schon bemerkt, lag damals der Schwerpunkt alles Unterrichts auf gelehrten Schulen ausschließlich auf Erlernung der alten Kultursprachen. Ueberhaupt lebte der Gymnasiast von damals weit mehr unter Griechen und Römern als unter modernen Menschen. Wir standen mit den Weisen des Altertums auf und gingen mit ihnen zu Bette; wir dachten weit mehr Römisch und Griechisch als Deutsch, wie denn auch die deutsche Sprache als neuere Kultursprache eine ziemlich stiefmütterliche Behandlung erfuhr. Ich wüßte nicht, daß irgend einer von uns jemals wegen seiner Aussprache des Deutschen, mit der wir es uns sehr bequem machten, getadelt worden wäre. Selbst grobe Verstöße gegen die deutsche Grammatik, die bei dem gewohnten nachlässigen Sprechen nicht ausbleiben konnten, wurden von den Lehrern nicht ernsthaft gerügt, sondern höchstens belächelt. Dagegen erging es uns sehr schlecht bei jedem Schnitzer, der sich in ein lateinisches oder griechisches Skriptum einschlich. Wem das wiederholt begegnete, der wurde vor allen seinen Mitschülern jämmerlich heruntergemacht und möglicherweise ohne weiteres entweder für einen Faulenzer oder schlechtweg für einen Unbefähigten erklärt, an dem Hopfen und Malz verloren sei.

Es kommt mir gewiß nicht in den Sinn, eine klassische Gymnasialbildung niedrig anzuschlagen, mich dünkt aber, weises Maßhalten sei auch hier sehr zu empfehlen. So lange ich die gelehrte Schule besuchte, that man aber darin nach meinem Dafürhalten des Guten viel zu viel. Von allen, die sich auf unsrer Schule auf die Universität vorbereiteten, wollten höchstens drei oder vier sich im engern Sinne der Philologie widmen, wir wurden aber alle unterrichtet, als ob wir lauter Philologen werden wollten. Es war das jedenfalls ein Fehler, dessen Folgen dann die meisten von uns im praktischen Leben recht schmerzlich empfunden haben. Wir lernten lateinische und griechische Verse nach allen Regeln der Prosodie bauen — ich habe deren viele hunderte geschmiedet —, ohne deshalb Dichter zu werden, ob wir aber gute deutsche Prosa schrieben oder auch nur die alleroberflächlichste Kenntnis der französischen Sprache uns aneigneten, darnach ward nie gefragt. Die Verblendung der Erwachsenen und sonst ganz gescheiter Leute in dieser Beziehung ging so weit, daß mir die eignen Verwandten, Gelehrte alten Stils und gewaltig stolz auf ihr klassisches Wissen, in allem Ernste versicherten, Französisch sei eine Sprache für Kaufleute und für den wahren Gelehrten von gar keinem Wert. Wer sich nur gründlich des Lateinischen bemächtige, brauche sich um alle neuern Sprachen nicht zu kümmern.

(Hier brechen die Aufzeichnungen Ernst Willkomms ab.)



Kleinere Mitteilungen.

Heinekultus. Nachdem in dem Kampfe gegen die übermäßige Verehrung der Reliquien unsrer großen Dichter allerlei Waffen des Ernstes und des Scherzes sich unwirksam gezeigt haben, wird nun die Parodie ins Treffen geführt: man sammelt und veröffentlicht Papierschnitzel von Heine, rettet Briefstellen, welche Strodtmann wohlweislich unterdrückt hatte, und spürt bisher unbekannten persönlichen Beziehungen nach. Neue Züge gewinnt das nach Vischer „immer unwiderstehliche und immer unausstehliche" Bild dadurch freilich nicht. Wir wissen ja längst, daß der Dichter stets in Geldverlegenheit war, ebenso erfinderisch, als wenig wählerisch in den Mitteln, um die beiden harten Hamburger, seinen Vetter und seinen Verleger, weicher zu stimmen, ängstlich besorgt um seinen Zeitungsruhm und jeder Rohheit fähig gegen seine Feinde. Dafür wird nun noch und immer noch ein Dokumentchen unermüdlich herbeigeschleppt. Auch ist die Entdeckung geglückt, an wen das Gedicht „Du bist wie eine Blume" gerichtet war: an ein Judenmädchen in Gnesen, welches sich später unglücklich verheiratete und von einem Freunde Heines unterstützt wurde. Wie stolz werden die Gnesener Juden jetzt sein, und wie kann sich die Literaturgeschichte freuen! Am Ende werden wir gar noch die Namen und Adressen der Pariser Huldinnen erfahren, welche Heine im Romanzero angesungen hat. Auch das Facsimile eines von ihm ausgestellten Wechsels würde gewiß zur Ehrenrettung Heines beitragen — denn zu diesem Zwecke wird der Schweiß der Edeln vergossen.

Berichtigung. Von dem Herausgeber der kürzlich in diesen Blättern angezeigten neuen Schumannbriefe erhalten wir folgende Zuschrift:

Nr. 12 der Grenzboten (1. März 1887) enthält eine Anzeige meines Werkes: „Robert Schumanns Leben. Aus seinen Briefen geschildert." Der zweite Satz dieser Anzeige, welcher, wie folgt, lautet: Den Hauptteil dieser Sammlung bilden die bereits von F. Gustav Jansen herausgegebenen Briefe Schumanns, Neue Folge, nur sind die von Jansen zuerst mitgeteilten Briefe an Mendelssohn und Joachim nicht wieder abgedruckt — läßt in seiner nicht ganz klaren Fassung die Vermutung aufkommen, als sei die Jansensche im Oktober 1886 erschienene Briefsammlung für mein Werk zur Benutzung herangezogen worden. Um einer solchen irrigen Annahme vorzubeugen, erkläre ich hiermit, daß ich mein völlig abgeschlossenes Manuskript bereits im September 1886 in die Druckerei gesandt habe. Erst nach Erscheinen meines Buches (Januar d. J.) habe ich — wie auch Herrn Jansen bekannt ist — von dem Inhalt der Jansenschen Briefsammlung Notiz genommen. Wie wäre es mir übrigens auch möglich gewesen, die Schumannschen Briefe ohne Kürzungen zum Abdruck zu bringen, während Jansen oft nur Fragmente derselben giebt? — Auf Grund dieser Erklärung bitte ich Sie, eine gleichlautende Berichtigung in den Grenzboten zu veranlassen und zeichne

hochachtungsvoll ergeben

Hermann Erler.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Verlegenheiten im Zentrum.

Die katholische Kirche ist ein Reich, das alte römische Reich ins Geistliche, Christliche, Priesterliche übersetzt, der Theorie nach das Reich Gottes auf Erden, regiert durch dessen Stellvertreter, den Papst. Sie ist als ecclesia militans ein Heer mit dem Wesen und den geistigen Bedürfnissen andrer Heere. Als Reich ist sie eine Monarchie, in welcher der jeweilige Inhaber des Thrones in Sachen des Glaubens, aber auch der Moral, in deren Gebiet Fragen des politischen Lebens einbezogen werden, als unfehlbare Intelligenz und als unbeschränkter Wille gebietet. Als Heer ist sie eine Organisation, die auf den Grundsätzen der Disziplin, der Autorität und der strengen Subordination beruht. Gehorsam aller Glieder und Rangstufen, der obern wie der untern und untersten gegen das Haupt, gleichviel ob dessen An- und Absicht im einzelnen Falle begriffen, dessen Anordnung innerlich gebilligt wird, sofortige Folge bei jeder Schwenkung, bei Angriff und Rückzug ist oberste Pflicht aller Gläubigen, namentlich der Priester, der Garde dieses Heeres. Der Individualismus, demokratische Neigungen und Bestrebungen sind dadurch selbstverständlich ausgeschlossen. Roma locuta, causa finita. Es ist daher unkatholisch, wenn solche Neigungen und Bestrebungen sich einschleichen, und es ist doppelt unkatholisch, es ist verkehrt, unvorsichtig und gefährlich, wenn der Ultramontanismus in dem Bestreben, die Macht der streitenden Kirche zu stärken, in den breiten Schichten der mittlern und untern Geistlichkeit derartiges weckt und nährt. Für den Augenblick mag das zu nützen scheinen, für die Dauer muß es immer schaden, indem es die Autorität schwächt und ein ungehorsames Selbstgefühl erzieht, das sich heute gegen den weltlichen Staat kehrt, morgen aber sich auch gegen den Willen wenden kann, der dem geistlichen Ziel, Maß und Grenze setzen soll.

Es ist überhaupt bedenklich, wenn die niedere Geistlichkeit sich mit Politik befaßt und sich da eine eigne Meinung bildet, die dann gewöhnlich umso gröber und eifriger geltend gemacht und umso zäher festgehalten wird, je tiefer die betreffenden stehen und je enger infolge dessen ihr Gesichtskreis, je unentwickelter ihre Urteilskraft, je stärker das Gefühl ihrer persönlichen Wichtigkeit ist. Es kann dann zu offner Unbotmäßigkeit kommen. Ein Beispiel aus unsern Tagen ist der katholische Priester MacGlynn in den Vereinigten Staaten, welcher für die Lehre des Sozialisten Henry George auftrat und behauptete, das Privateigentum widerstreite dem Naturgefühle, und man dürfe die Besitzenden gerechterweise ohne Entschuldigung ihrer Güter berauben. Vergebens mahnten ihn seine geistlichen Obern mit Hinweis auf die göttlichen Gebote davon ab. Er erkannte weder dem Bischofe noch dem Papste die Befugnis zu, ihn wegen seiner politischen Meinungen zu verdammen, und weigerte sich, wegen seiner Entschuldigung nach Rom zu kommen. Ähnliches Zuwiderhandeln gegen die Moralgrundsätze, welche der heilige Stuhl zu verkünden berechtigt und verpflichtet war, und welche er wiederholt deutlich vor aller Welt ausgesprochen hatte, gewahrten wir in der deutschen Kaplanspresse, die sich bei der letzten Reichstagswahl nicht scheute, für die Sozialdemokraten Partei zu ergreifen und für deren Kandidaten in den Kreisen katholischer Arbeiter zu wirken. Doch war es hier nicht so sehr der Glaube an die sozialistische Afterweisheit als die Verwandtschaft in der Opposition gegen die Regierung und die ihr geneigten Parteien, zu der man von den Führern des Ultramontanismus fort und fort aufgeregt worden und die den kleinen geistlichen Herren von der Presse während des langen Kulturkampfes zur andern Natur geworden war. Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo hatte man vermutlich gedacht, und das klingt sehr heroisch, war aber hier sehr unpolitisch und übel angebracht.

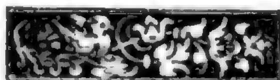
Weit ärgere Folgen aber hatte die Aufbietung, um nicht zu sagen, die Aufwühlung der untern und untersten Schichten des Klerus während des letzten Stadiums jenes Kampfes, wo diese Schichten mit einem erheblichen Teile der Vertretung ihrer Partei im Reichstage päpstlicher als der Papst waren, der zum Frieden neigte, und eine Disziplinlosigkeit an den Tag legten, welche geradezu unerhört war und zu schweren Besorgnissen für die Zukunft der Kirche Anlaß geben würde, wenn es deren höchster Leitung nicht bald gelänge, diesen Geist zu bannen oder wenigstens durch geeignete Mittel zu dämpfen. Bei zahlreichen Kundgebungen in ultramontanen Kreisen, welche die Stellung hervorrief, die der heilige Vater zur Frage des Septennats einzunehmen für gut fand, mußte man unwillkürlich an die Verlegenheit des Goethischen Zauberlehrlings denken und den hochstehenden ersten Urhebern des sich äußernden Widerstandes gegen die Ratschläge und Empfehlungen der Jacobinischen Briefe den Angstruf in den Mund legen: „Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los." Sie wollten

nicht wieder werden, was sie gewesen waren, sie trugen weiter Wasser und Wasser, obwohl es genug und übergenug war. Rom hatte gesprochen, und die Sache sollte zu Ende sein; aber nach ihnen sollte Rom nicht gesprochen haben und die Sache fortgesetzt werden. Der von höchster Stelle der Kirche klar ausgedrückte Wille wurde teils verheimlicht, teils verleugnet, teils rabulistisch mißdeutet und zuletzt von einem großen Teile des Zentrums nicht befolgt. Wir brauchen nur an einige Beispiele zu erinnern. Angesichts der Wahlen, die am 21. Februar stattfinden sollten, nahm der größte Teil der katholischen Geistlichkeit im westfälischen Teile der Diözese Münster eine Haltung an, welche den in dem Schreiben Jacobinis vom 3. und 21. Januar kundgegebenen Absichten des Papstes schnurstracks zuwiderlief. Ein Aufruf im „Westfälischen Merkur" vom 14. Januar, welcher sich entschieden gegen das Septennat aussprach und von diesem Standpunkte aus die Wiederwahl der früheren Abgeordneten empfahl, war u. a. von zweiundneunzig geistlichen Herren unterzeichnet, unter denen sich neunundreißig Pfarrer und Pfarrverwalter und dreißig Vikare und Kapläne befanden. Das genannte Blatt war unablässig bemüht, den klaren Sinn der päpstlichen Äußerungen für unveränderte Annahme der Militärvorlage zu verdunkeln und zu entstellen, und es ist bekannt, daß es von dem Generalvikar des Bischofs von Münster vielfach inspirirt wird. Der „Westfälische Kurier" gab trotz der Jacobinischen Schreiben die Parole aus: „Das Zentrum wählt die alten Abgeordneten, giebt ihnen aber kein imperatives Mandat. Wir bekämpfen die Mittelpartei, unterstützen aber die Freisinnigen." Die „Kölnische Volkszeitung" erzählte ihren Lesern, es sei dem Reichskanzler gelungen, den heiligen Vater zu einer von der Abstimmung des Zentrums abweichenden Äußerung über eine politische Frage zu bewegen, aber der Papst habe damit nur einen Rat erteilt, und die Aktionsfreiheit bleibe. Die „Schlesische Volkszeitung" bezeichnete die zweite Note Jacobinis als erfreuliche päpstliche Kundgebung, da nach ihr der heilige Vater den Fortbestand des Zentrums wünsche. In Bezug auf das Septennat verlange derselbe nicht, daß das Zentrum sich von den mitgeteilten Erwägungen ferner leiten lasse, sondern es werde gesagt, daß sein erstes Schreiben von diesen Erwägungen diktirt gewesen sei. Der heilige Vater verzichte also auf die Geltendmachung seiner Wünsche und gebe dem, was das Zentrum gethan habe, nachträglich stillschweigend seine Zustimmung, weil er dessen Gründe würdige. Diese jesuitische Logik war offenbar eine Leistung des bekannten Breslauer Kanonikus Dr. Franz, der in einer Rede, in welcher er sich den Wählern des Kreises Kosel-Großstrehlitz empfahl, in Betreff der Note bemerkte, zwar habe der heilige Vater aus Rücksichten diplomatischer Natur den Wunsch gehegt und ausgesprochen, daß das Zentrum für das Septennat stimme; weit entfernt aber, es autoritativ bestimmen zu wollen, gestehe er ihm volle Freiheit des Handelns in politischen Angelegenheiten zu, und hierzu gehöre unstreitig die Septennatsfrage. Im sechzehnten württem-

bergischen Wahlkreise wurde ein Flugblatt an das „katholische Volk“ verbreitet, in welchem es hieß: „Die Gegner haben euch immer den Papst vorgeführt und gegen das Zentrum ausgespielt. Nun leset aber die neueste Depesche aus Rom, welche das »Deutsche Volksblatt« erhalten hat: Die Aussage der Münchener Neuesten Nachrichten, die Veröffentlichung der Briefe Jacobinis sei auf Befehl des Papstes geschehen, wird von maßgebender Seite als Lüge bezeichnet. In den dem Papste nahestehenden Kreisen herrscht die Überzeugung, die Veröffentlichung der Briefe und die Nachrichten der liberalen Zeitungen beruhen auf Ränken einer Gruppe von Politikern, welche das Zentrum ruiniren möchten. Der Papst und seine Ratgeber sind entrüstet über diese Ausbeutung der Briefe.“ Im fünften badischen Wahlkreise hielt dessen früherer Vertreter, Rechtsanwalt Marbe, eine Rede, in welcher er nach der Behauptung, Herr v. Franckenstein sei nicht verpflichtet gewesen, die päpstliche Kundgebung für das Septennat den Abgeordneten vom Zentrum mitzuteilen, fortfuhr: „Ich nehme aber keinen Anstand, zu erklären, daß, wenn ich hiervon auch Kenntnis gehabt hätte, ich mich in meinem Votum nicht hätte anders bestimmen lassen. In allem, was meinen heiligen Glauben und mein religiöses Leben anbelangt, bin ich dem Papste in Rom gern zugethan und unterworfen. Aber in dem, was nicht mit den Geboten Gottes und der Kirche zusammenhängt, fühle ich mich vollkommen frei und unabhängig.“ Die päpstliche Äußerung schloß zweifellos eine Mißbilligung des destruktiven Treibens des Zentrums ein, und sie als Übergriff in ein Gebiet zu behandeln, wo der heilige Vater nichts zu sagen hat, war eine Dreistigkeit, die bei einem Advokaten nicht Wunder nimmt; daß diese Verdrehung der Jacobinischen Schreiben aber unter den Augen des Erzbischofs von Freiburg vorgenommen wurde, ohne daß dieser ein Wort fand, um dagegen Verwahrung einzulegen und der Wahrheit ihr Recht zu schaffen, gab zu denken. Als letzte Probe dieser Wahlagitation antipäpstlicher Katholiken teilen wir einige Sätze aus einem damals im ersten nassauischen Wahlkreise verteilten Flugblatte mit. Es hieß da: „Ein Mann der Volksmajorität oder einer der Bismarckmajorität ist die Parole.... Die Gegner führen ihren Kandidaten als guten Katholiken ein und haben sich gegen den Dekan Wolf (den Kandidaten der Ultramontanen) auf Bischof und Papst berufen. Als ob dies in politischen Fragen in Deutschland maßgebende Instanzen wären! Dieselben Leute haben mit jeder bürgerlichen Freiheit auch die Gewissensfreiheit preisgegeben und laufen jetzt der Macht nach, gegen die sie früher so hohe Worte machten.“ Mündlich sprach sich die Geringschätzung der ultramontanen Demokratie über den heiligen Vater, der nicht ihrer Meinung war und ihr nicht den Willen that, noch viel gröber aus. Im badischen Orte Heitersheim drückte im Wirtshause ein Lehrer dem Vikar Vögtle aus Ballrechten sein Erstaunen aus, daß die katholische Geistlichkeit so eifrig gegen das Septennat agitire, obwohl der Papst dessen Bewilligung wünsche und Bischöfe

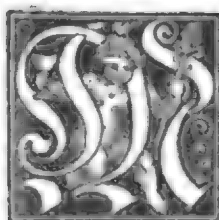
sich für dasselbe ausgesprochen hätten. Der Vikar erwiederte: „Die Bischöfe von Posen und Straßburg sind Ausländer und gehen uns nichts an. Der Papst aber ist eine alte Großmutter, und die haben bekanntlich viele Wünsche, die nicht in Erfüllung gehen.“ Die Wirtin sagte, darüber empört, zu dem Vikar: „Ich glaube, wenn der Papst als Abgeordneter vorgeschlagen würde, so gäben Sie ihm nicht einmal Ihre Stimme.“ Der geistliche Herr antwortete: „Allerdings nicht, und ebensowenig gäbe sie ihm ein andrer katholischer Geistlicher.“ Im weitern Verlaufe des Gesprächs nannte dieser Seelenhirt den Papst wiederholt eine alte Großmutter und erklärte, er sei „ein Italiener, mit denen bekanntermaßen nicht viel los sei.“ Als man ihn darauf hinwies, daß, wenn die Geistlichen dem heiligen Vater nicht mehr Gehorsam leisteten, sie jede Autorität bei den Laien verlieren würden, erwiederte er: „Nun, das kommt später, im zweiten Akt.“ Diese Redensarten, nach Vögtles Meinung typisch für alle katholischen Geistlichen, nach der unsern für viele, namentlich die, welche als Hetzkapläne thätig waren, stützen sich auf protokollarisch festgestellte Zeugenaussagen. Man hat sich mit solchen Leuten ein äußerst gefährliches Element erzogen, welches auch bei andern Fragen innerlich sofort bereit sein wird, der Leitung der Kirche den Gehorsam aufzukündigen, wenn sie nicht die Wege weist, die man selbst in seiner Verranntheit für die richtigen hält. Kurzsichtige haben triumphirend verkündigt, Bismarck sei im Kulturkampfe zuletzt nach Canossa gegangen. Mit viel besserm Rechte darf man sagen, die, welche während dieses Kampfes die Beihilfe der untern Schichten des Klerus anriefen, haben damit die Kraft der katholischen Kirche als einer streitenden wenigstens für die Gegenwart geschwächt, indem sie die Disziplin untergraben und den natürlichen demokratischen Neigungen dieser Schichten Stimme und Geltung gestattet haben. Die davon zurückgebliebene Stimmung wird sich nicht leicht ganz verlieren. Sie haben sich fühlen gelernt, diese Pfarrer und Kapläne, sie befanden sich wohl in der Rolle, die sie als Redner und Redakteure der Regierung gegenüber spielten, sie hatten nicht bloß Einfluß, sondern auch materiellen Gewinn davon. Wie Moden, die sich von der Stadt aus über die Landbevölkerung verbreiten, hier sich lange zu erhalten pflegen, so wird auch die Verbitterung und Mißachtung gegen die weltliche Regierung, die zuletzt auch gegen die geistliche Front machte, in diesen untern Kreisen noch geraume Zeit fortschweelen. Der Landpfarrer, der kleine Kaplan oder Vikar, der sich durch Eifer im Kampfe gegen den Staat ein Abgeordnetenmandat erwarb, oder der ein sonst interesseloses Blättchen mit seiner Teilnahme an diesem Kampfe für viele Leute lesenswert machte und damit seine karge Einnahme verbesserte, wird sich nach Aufhören des Streites in seiner Bedeutung beträchtlich verkleinert, an seinem Beutel geschädigt sehen und sich nach der „guten alten Zeit“ zurücksehnen wie die Juden der Wüste nach den Fleischtöpfen Ägyptens, und diese Sehnsucht wird von dem Gefühle begleitet sein, daß der Papst und der Bischof an der Schädigung mitwirkten.

Es giebt im Zentrum Leute und Gruppen, denen diese Opposition gegen den Papst und dieses Nachzittern der Unzufriedenheit mit ihm ganz genehm ist, Politiker, die eigentlich zur deutsch-freisinnigen Partei, welche jetzt, wo sie schweigen müssen, für sie redet und leitartikelt, oder zur entschlafenen Volkspartei gehören und nur ultramontane Uniform anlegten, weil das sichere Wähler verschaffte, welfische und andre Reichsfeinde, rheinische Demokraten, andre Demokraten, denen jede Mißstimmung, jede Unzufriedenheit behagt, weil sie ihr nächstes, oberstes und letztes Ziel und das Element ist, in dem diese Räsonneure allein leben und etwas bedeuten. Es giebt unter den Ultramontanen aber auch andre Leute, konservative und reichstreue Politiker, denen es während des Kampfes wirklich um ihre Kirche und um Beseitigung zu weit gehender Maßregeln zu thun war, und diese werden jetzt nach dem Frieden ohne Zweifel mit unsern Betrachtungen im wesentlichen übereinstimmen und es als schweren Mißgriff erkennen, daß ein demokratischer Flügel geschaffen und erhalten wurde, der eignen Bahnen folgen möchte, und der immer bereit sein wird, sich wie gegen die weltliche Autorität auch gegen die kirchliche aufzulehnen, wenn sie ihm nicht den Willen thut und Abschwenkung von der Richtung verlangt, in die er sich eingelebt hat und in der ihm wohl zu Mute ist. Diesen wirklichen Katholiken brauchen wir die Lektüre des Zauberlehrlings mit den zu Geistern gewordenen Besen, die Wasser herbei zu schleppen fortfahren, obwohl es eine Sintflut zu geben anfängt und nun verboten wird, nicht zu empfehlen. Sie haben die Verlegenheit schon erlebt und sicher schwer empfunden. Mögen sie in Zukunft dafür sorgen, daß nach dieser Erfahrung gehandelt werde. M. B.



Deutsch-böhmische Briefe.

9.



Mein heutiger Brief wird an die alte Weisheit, daß die Zeiten sich ändern und wir uns mit ihnen ändern, und zugleich an den rechtlichen Unterschied erinnern, der zwischen der Kuh Junker Alexanders und der seines Bauern bestand. Ich meine den Versuch, dem Nationalitätenstreit in Böhmen und der Tschechisirung der dortigen Deutschen durch nationale Abgrenzung sämtlicher Bezirke dieses Landes ein Ende zu machen. Das ethnographische Material zur Beurteilung desselben, welches die Volkszählung lieferte, habe ich im fünften dieser Briefe mitgeteilt.

Im nachstehenden die Geschichte dieses Versuches, das Schicksal der verschiednen Vorschläge, mit denen er wiederholt wurde, und weiteres zu seiner Würdigung. Die Deutschen, welche die administrative Teilung Böhmens in eine deutsche und eine tschechische Hälfte beantragten, waren nicht die ersten, welche auf diesen in der That sehr praktischen Gedanken verfielen. Derselbe ist vielmehr 1848 von den Tschechen ausgegangen, die darin ein Verteidigungsmittel erblickten. Palacky stellte damals den bekannten Antrag auf Gruppirung der Provinzen Österreichs nach Sprachgrenzen und wollte dabei u. a. auch ein Deutschösterreich neben einem Tschechovien. Rieger befürwortete dies am 24. Dezember 1849 mit Schwung und Wärme, indem er sagte: „Die Einteilung Österreichs nach den bisherigen Provinzen ist nicht mehr zeitgemäß. Ich finde einige zu groß, andre zu klein. Könnte man eine Abtrennung deutschen Gebietes von Böhmen glücklich zustande bringen, so würde ich es mit Freuden annehmen; denn der slawische Böhme will nur selbständig sein, nicht erobern und andre Elemente unterdrücken. Nimmt man Palackys Vorschlag nicht an, so weiß ich keinen andern anzugeben und gebe für meine Person die Konstituirung eines einigen Österreich auf." So der Tschechenführer Rieger 1849, als seine Partei in der Defensive stand. Anders jetzt, wo die Deutschen sich zu verteidigen haben und jene Partei erobern und unterdrücken will, ja bereits thatsächlich damit begonnen hat. Jetzt weisen er und Gregr mit ihrer Gefolgschaft Vorschläge gleich denen Palackys schroff zurück. Sie haben 1849 vergessen. Sie wissen trotz ihres „rechtshistorischen Bewußtseins" auch nichts mehr davon, daß solche Vorschläge in der Geschichte Böhmens schon einmal Gesetz waren und Jahrhunderte hindurch als solches und als Gewohnheitsrecht die Stellung des deutschen Elements zum tschechischen bestimmten. Im Sobieslawschen Privilegium, das den Deutschböhmen um 1175 verliehen wurde, in Wirklichkeit aber nur eine Bestätigung der Freiheiten war, die Wratislaw II. ihnen hundert Jahre zuvor gewährt hatte, heißt es: Placet mihi, quod sicut iidem Teutonici sunt de Boemis nacione diversi, sic etiam a Boemis eorumque lege et consuetudine sint divisi. Diese nationis diversitas und legis divisio geht wie ein roter Faden durch die Rechtsgeschichte Böhmens. Bis ins fünfzehnte Jahrhundert waren hier die Deutschen und die Tschechen nach Recht und Gesetz streng von einander geschieden, bis ins fünfzehnte Jahrhundert standen sich hier deutsches Stadtrecht und slawisches Landrecht gegenüber, und als man die Scheidung tschechischerseits nicht mehr wollte, war eine blutige Revolution erforderlich, um die Nationen widernatürlich zusammenzuschweißen. Jetzt dagegen sollte, nachdem die Natur wieder zu ihrem Rechte gelangt war, die nationale Trennung einfach hinwegdekretirt werden. In der That, die Sprachenverordnungen, die das bezweckten, waren nicht bloß eine schreiende Ungerechtigkeit, sondern ein grober Verstoß gegen die Lehren der Geschichte. Die einzige rechte Antwort darauf war der in ganz Deutschböhmen wiederhallende Ruf: „Los von Tschechien!" Dieser Ruf ist nicht ganz ohne Aussicht

auf Erfüllung. Schon giebt es denkende Politiker auch unter den Tschechen, die ihn wenigstens für diskutirbar erklären. Nur verlangen sie ein Kompromiß: Deutschböhmen soll mit tschechischer Amtirung verschont und dafür soll den Tschechen hinfort nicht mehr zugemutet werden, Deutsch zu lernen. Das wäre ein Verzicht auf die Staatssprache, und es fragt sich vielleicht nicht mehr lange, ob die Deutschen, die keine andre Rettung sehen, sich entscheiden sollen, auf einen solchen Vertrag einzugehen. Noch ist es nicht soweit, da einerseits die Mehrheit der Deutschen noch nicht dahin gekommen ist, sich mehr als solche denn als Österreicher zu fühlen und das Interesse der Nationalität über das des Reiches zu stellen, und da anderseits jene Denkenden unter den Tschechen noch die Minderheit derselben bilden.

Das letztere zeigte sich deutlich in der Behandlung, welche der Zweiteilungsgedanke während der letzten Jahre im böhmischen Landtage erfuhr. Am 22. Dezember 1884 wurde dieser Gedanke hier zum erstenmale vorgetragen, indem der Abgeordnete Herbst den von ihm und sechzig Genossen eingebrachten Antrag auf möglichst gleichartige nationale Abgrenzung sämtlicher Bezirke Böhmens begründete. Die Einteilung des Landes in Gerichtssprengel nimmt, so sagte der Redner, sehr wenig auf die nationalen Verhältnisse Rücksicht. Indes sind mindestens drei Viertel der Bezirke in der Art einheitlich organisirt, daß in denselben nur Gemeinden einer und derselben Nationalität vorkommen, was beweist, daß die sprachlichen und nationalen Gebiete der Provinz von Natur und Geschichte weit schärfer abgegrenzt sind, als man vielfach glaubt. Daneben aber sind durch die Organisation von 1850 ohne Not sprachlich gemischte Bezirke geschaffen worden, ja man begegnet der merkwürdigen Erscheinung, daß eine Reihe derselben, und zwar gerade die, in welchen nicht bloß eine oder einige, sondern viele Gemeinden der zweiten Nationalität vorkommen, dieselben also denen der ersten an Zahl nahezu die Wage halten, von der sprachlichen Grenze in zwei Teile zerschnitten werden. (Beispiele habe ich im fünften Briefe angeführt.) Es ergiebt sich daraus, daß es fast gar keine Schwierigkeit haben würde, die Bezirke nach Sprachgrenzen umzugestalten. Dies wird dadurch bestätigt, daß das Land bereits auf dem Gebiete des Schulwesens nach solchen Gesichtspunkten gegliedert worden ist, und zwar in vollständig befriedigender Weise. Mit Ausnahme Prags gehört jede böhmische Gemeinde entweder zu einem deutschen oder zu einem tschechischen Schulbezirke. 1883 zählte man 1952 Volksschulen mit deutscher und 2518 mit tschechischer Unterrichtssprache, und von jenen waren nur 22 in tschechischen, von diesen nur 8 in deutschen Schulbezirken. Was aber hier erreichbar war und hier zur Erhaltung des Friedens diente, ist ohne Zweifel auch auf anderm Gebiete möglich. Ich kann darauf verzichten, die vielen andern Gründe, mit denen Herbst seinen Antrag empfahl, hier anzuführen, da sie im wesentlichen im fünften dieser Briefe mitgeteilt worden sind, und berichte nur, daß das Verlangen der deutschen Abgeordneten zur Vorberatung an die Kom-

mission für Bezirks- und Gemeindeangelegenheiten verwiesen wurde, und daß die Mehrheit der Kommission darauf beantragte, der Landtag wolle beschließen: „In allen Fällen, wo die Bevölkerung der einen oder der andern Nationalität in national gemischten Gerichtsbezirken das Verlangen nach einer Abgrenzung auf Grundlage der Sprachengrenze geltend macht, ist diesem Verlangen, soweit es nach Maßgabe der geographischen, wirtschaftlichen und sonstigen Verhältnisse sich als thunlich erweist, durch Teilung der betreffenden Gerichtsbezirke, eventuell selbst durch Bildung neuer zu entsprechen," daß die Minderheit dagegen wörtlich den Herbstschen Antrag wiederholte, und daß dieser am 15. Oktober nach langen Debatten abgelehnt und der Antrag der Mehrheit angenommen wurde.

Die Vertreter der Deutschböhmen ließen sich dadurch nicht abschrecken, und im nächsten Jahre, am 5. Dezember 1885, brachte ihr Führer, Dr. v. Plener, mit vierundsechzig Genossen im böhmischen Landtage den Antrag ein, der letztere wolle beschließen: „1. Die Sprachenverordnung vom 19. April 1880 für die Kreisgerichtssprengel Eger, Brüx, Leipa, Leitmeritz und Reichenberg aufzuheben und den früheren, der Gerichtsordnung entsprechenden Zustand, nach welchem nur die im Gerichtsbezirke übliche Sprache bei Gericht zu gebrauchen ist, wiederherzustellen, sowie die nötig werdende Ausscheidung tschechischer Bezirke und Gemeinden aus diesen deutschen Kreisgerichtssprengeln vorzunehmen, 2. auf derselben sprachenrechtlichen Grundlage wie der der genannten fünf deutschen Kreisgerichte für die übrigen deutschen Teile des Landes drei neue Kreisgerichte im Nordosten, Westen und Süden zu errichten, 3. die Bezirke thunlichst nach Nationalitätsverhältnissen abzugrenzen, 4. im Anschluß an die neue Einteilung der Gerichtsbezirke beim k. k. Oberlandesgerichte zwei Senate zu bilden, 5. die Verwaltungsbezirke ebenfalls thunlichst nach sprachlichen Grenzen neu einzuteilen." Dieser Antrag unterschied sich im Wesen nicht von dem Herbstschen, ließ aber den Zweck, den jener verfolgt hatte, die Beseitigung der Sprachenverordnung für das deutsche Gebiet Böhmens und die Befreiung von den Einflüssen der zweisprachigen Verwaltung, deutlicher als jener hervortreten. Der Antragsteller motivirte seine Forderung bei der ersten Lesung in ebenso maßvoller als meisterhafter Weise mit statistischen, gesetzlichen und materiellen Gründen, aber die Mehrheit der Kommission, der sie dann übergeben wurde, empfahl dem Plenum, über den Antrag zur Tagesordnung überzugehen, und dies geschah, obwohl Plener in zwei weiteren trefflichen Reden die Mehrheit von der Gerechtigkeit und Nützlichkeit seines Verlangens zu überzeugen versucht hatte, und dabei von andern Mitgliedern der deutschen Linken kräftig unterstützt worden war. Es sollte bei dem Beschlusse vom 15. Oktober 1884 verbleiben. Und nicht genug damit, wurde ein zweiter Abschnitt des Antrages der Kommissionsmehrheit angenommen, in welchem es hieß: „Der Landtag spricht die Überzeugung aus, daß in Gemäßheit der bestehenden Gesetze im ganzen Umfange des Königreichs

Böhmen die tschechische und die deutsche Sprache als gleichberechtigte Landessprachen, beziehungsweise als landesübliche Sprachen zu gelten haben, daß es demnach jedermann freistehen müsse, bei allen k. k. Gerichten und andern landesfürstlichen Zivilbehörden sein Anliegen in tschechischer oder deutscher Sprache anzubringen, und daß alle k. k. Gerichte und andre landesfürstliche Zivilbehörden im ganzen Instanzenzuge in derselben Sprache darüber verhandeln und entscheiden, beziehungsweise dasselbe erledigen sollen. Die Regierung wird aufgefordert, die bestehenden Gesetze in dieser Hinsicht streng durchzuführen, insofern sie aber diese als hierzu nicht ausreichend erkennt, entsprechende Gesetzvorlagen in verfassungsmäßigem Wege einzubringen."

Wie Plener und seine Parteifreunde im Prager Landtage noch einmal ansetzten, das Recht der Deutschböhmen zur Geltung zu bringen, wie schroff sie dabei zurückgewiesen wurden, indem man sie nicht einmal zu Worte kommen ließ, und wie sie daraufhin Mann für Mann die Versammlung verließen, habe ich im letzten Briefe erzählt, und es ist nur noch hinzuzufügen, daß sie diesen Schritt durch ein Manifest rechtfertigten, welches die ungeteilte Billigung ihrer Wähler fand, und daß der Rumpflandtag, in welchen ihr Austritt das böhmische Parlament verwandelt hatte, bald darauf sie ihrer Mandate für verlustig erklärte. Dieser Vorgang erinnerte an einen ähnlichen, der in die Zeit des Ministeriums Hohenwart fällt. Es war im September des Jahres, welches das deutsche Reich entstehen sah. Die damalige „Versöhnungsära" ließ sich für die Slawen in Österreich gut an. Frohlockend rechneten die Föderalisten aus, daß sie im neuen Abgeordnetenhause, dessen Mitglieder noch indirekt, durch die Landtage, gewählt wurden, über die Zweidrittelmehrheit verfügen und folglich imstande sein würden, die Monarchie auf verfassungsmäßigem Wege nach ihren Wünschen zu gestalten. Mit großer Spannung sah man der Eröffnung des böhmischen Landtages und den Mitteilungen entgegen, welche einem Gerüchte zufolge hier von der Regierung zu erwarten waren. Am 14. September fiel der Schleier, der bis dahin die staatsrechtlichen Pläne des Ministeriums verhüllt halte, und ein Reskript desselben an den Prager Landtag erschien auf der Bildfläche, welches ein eignes böhmisches Staatsrecht anerkannte. Die Tschechenblätter jubelten hoch auf. „Eine neue Epoche ist in der Geschichte Mitteleuropas angebrochen — schrieb ein vor Freuden verrückt gewordener Politikus in dem »Narodny Listi« —, ein selbständiger slawischer Staat ist im Herzen des Weltteils aufgerichtet, der berufen sein wird, bestimmend auf dessen Geschicke einzuwirken." Zwei Tage nachher aber erklärten die deutschen Abgeordneten des Landtages in einer Denkschrift, daß sie an den Verhandlungen desselben nicht mehr teilnehmen könnten, weil das Reskript die für das ganze Reich gegebene Verfassung für Böhmen aufgehoben und dessen Landtag infolge dessen keine rechtliche Grundlage mehr habe. Sie zogen sich darauf zurück und betraten die Prager Landtagsstube erst wieder, als das Ministerium Hohenwart

beseitigt und unter dessen Nachfolgern ein neuer, in seiner Mehrheit verfassungstreuer Landtag gewählt worden war.

Auch jetzt war es eine Überraschung, wenn über den sehr maßvollen Plenerschen Antrag kurzweg zur Tagesordnung übergegangen wurde. Offiziöse Stimmen hatten gehofft, die „politische Klugheit“ der Mehrheit werde denselben einer leidenschaftslosen Prüfung unterziehen. Riegers „Politik“ hatte geschrieben: „Da die Antragsteller behaupten, die vorgeschlagene Teilung Böhmens sei das geeignetste Mittel, den nationalen Frieden im Königreiche Böhmen herzustellen, so dürfte ihr Antrag jedenfalls einer eingehenden sachlichen Prüfung unterzogen werden, in welchem Umstande unsre deutschen Mitbürger nicht nur einen Achtungsbeweis für die Opposition, sondern auch eine ernsthafte Demonstration für den nationalen Frieden erblicken und diesen Akt des Entgegenkommens von diesem Standpunkte aus beurteilen mögen.“ Jetzt sah man, was dieses Phrasengeklingel von Versöhnung und Rücksichtnahme auf Seiten der Mehrheit wert war. Sie that einfach, was die extremsten der Tschechen in den „Narodny Listi“ verlangt hatten, als sie hier erklärten, der Plenersche Antrag dürfe garnicht zu einer Vorberatung in der Kommission gelangen, sondern müsse „sofort zertreten werden wie ein Skorpion.“

Aber nicht so sehr gegen die unerhört schroffe Behandlung der deutschen Minderheit vonseiten der tschechisch-feudalen Mehrheit, als gegen das ganze Verfahren der Regierung im nationalen Kampfe richtete sich der Auszug der Linken aus der böhmischen Landtagsstube. Jene grobe Tyrannei stieß nur dem Fasse den Boden aus, welches die Taaffeschen und Prazakschen Verordnungen mit Bitterkeit bis zum Rande gefüllt hatten. Die Regierung hat auf dem Wege dieser Verordnungen Thatsachen geschaffen, die auf parlamentarischem Wege nicht so schnell und nur unter heftigen Erschütterungen durchgesetzt worden wären. Sie behauptete, ihr Vorgehen sei durchaus gesetzmäßig. Die Opposition bestritt dies mit guten Gründen, und Männer vom höchsten juristischen Ansehen schlossen sich dieser Meinung an. Im Hinblick auf jene Thatsachen und in der gerechtfertigten Befürchtung, daß ihnen ähnliche folgen würden, thaten die Vertreter Deutschböhmens ihren Schritt. Ein Hausbesitzer wollte einmal auf seinem Grund und Boden einen Neubau ausführen, konnte aber dazu nicht die erforderliche Bewilligung erlangen. Was that er da? Er verschaffte sich die Erlaubnis zum Umbau erst des einen, dann des andern Teiles seines alten Hauses und begann damit, und siehe da, als die Gerüste von den Arbeiten entfernt wurden, stand ein völlig neues Gebäude da, ganz das, welches er ursprünglich im Sinne gehabt hatte. Genau dasselbe ist in unserm Falle zu erwarten, wenn es so fortgeht. Graf Hohenwart entwickelte 1871 in seinen Fundamentalartikeln einen Plan zu einem föderalistischen Neubau Österreichs, konnte ihn aber, da er mit ihm allgemeiner Entrüstung der Deutschen begegnete, nicht ausführen. Seitdem baut man bald oben, bald unten, bald vorn, bald

hinten, besonders aber an der böhmischen Seite, einer der wichtigsten Österreichs, und zuletzt wird das Haus auf diesem Wege die Gestalt zeigen, die es nach dem 1871 verworfenen Plane haben sollte. Die Deutschen Böhmens aber verwahren sich gegen dieses Vorhaben, sie wissen, daß das geplante Gebäude für sie unbewohnbar, ungesund, unschön sein, daß es bald zusammenstürzen würde, und wollen für den Bau nicht mit verantwortlich sein.

Thöricht war es, wenn behauptet wurde, die Regierung habe keine Schuld an diesen Vorfällen, dieselben seien lediglich der Mehrheit im Prager Landtage zur Last zu legen. Es war vielmehr die Art, wie Graf Taaffe „Versöhnungspolitik" trieb, wenn es zuletzt zur Katastrophe kam. Er führte sich mit der Erklärung ein, über den Parteien zu stehen und alle zufriedenstellen zu wollen. Man durfte darnach erwarten, diese Regierung werde weder für das eine noch für das andre Lager der Streitenden eine Entscheidung treffen, solange diese sich nicht selbst über die Hauptsachen mit einander nach Grundsätzen der Billigkeit verständigt hätten — nach Grundsätzen der Billigkeit, denn volle Gerechtigkeit ist hier wie auf politischem Gebiete überhaupt nicht am Orte. Eine solche Enthaltsamkeit allein konnte zu wahrer Versöhnung und Befriedigung führen. Ihr Gegenteil, Zugeständnisse nach der einen Seite hin, mußte bei dieser das Gefühl, die stärkere zu sein, steigern und die Neigung zu einem Vergleiche mit den Gegnern vermindern, bei der andern Seite aber die bittere Empfindung hervorrufen, zurückgesetzt, verkürzt und vergewaltigt worden zu sein. Die Regierung des Grafen Taaffe hätte die Parteien in Böhmen die Versöhnungsarbeit selbst in die Hand nehmen und dabei nur lenken sollen. Sie zog ein andres Verfahren vor: sie wirkte nicht auf ein Kompromiß hin, sondern trat als Schiedsrichter auf, der das streitige Feld nach seinem Ermessen aufteilte und die „Gleichberechtigung" der Deutschen und Tschechen nach eigner Auslegung verwirklichte, wobei ein Zugeständnis fast mit Notwendigkeit das andre nach sich zog. Der Buchstabe der Verfassung konnte hier nicht Wegweiser sein. Ihr Geist, der nicht in Artikeln und Paragraphen ausgedrückt ist, der geistige Inhalt, die Lebensbedingungen des Staatswesens, dessen geschichtliche Entwicklung waren zu berücksichtigen und einschneidende Verordnungen überhaupt zu vermeiden. Die innere deutsche Gerichtssprache, das geschlossene deutsche Sprachgebiet und vieles andre, was hier in Betracht kommt, sind Ergebnisse der historischen Entwicklung Österreichs, die nicht mit Verordnungen zu maßregeln sind. Die Ausführung des Artikels XIX der Verfassung ist von solcher Bedeutung, daß die ausübende Gewalt sich besinnen sollte, sie allein und auf eigne Verantwortung hin zu versuchen. Graf Taaffe hat sich dieser Herkulesarbeit unterzogen; der Austritt der Deutschen aus dem böhmischen Landtage sollte ihn gewarnt haben, damit fortzufahren. Die deutsche Opposition erklärte damit, daß sie die „Gleichberechtigung" und ihren Zwist mit den Tschechen verfassungsmäßig behandelt und das Verordnungsrecht der Regierung

nicht in dem Maße darauf erstreckt sehen wollte, wie diese selbst beanspruchte. Die ausgeschiedne Minderheit des Prager Landtages wird daher auch mit „Bürgschaften der Mehrheit“ für eine zukünftige rücksichtsvollere Behandlung nicht zu befriedigen sein, sondern nur gegen Bürgschaft von höherer Stelle aus wieder an den Landtagsarbeiten teilnehmen können. Die Regierung muß ihr zweierlei versprechen: 1. für die nächste Zeit Abhilfe in Betreff ihrer Hauptbeschwerden, 2. für die weitere Zukunft Vornahme von Maßregeln, welche sich auf den Artikel XIX beziehen, nur unter Mitwirkung der gesetzgebenden Gewalt.

Zum Schlusse noch ein Wort über den angeblichen Charakter des Antrages Pleners, soweit er eine neue Abgrenzung der böhmischen Bezirke nach sprachlichen Rücksichten verlangt. Man hat darin eine Zerreißung Böhmens erblicken wollen. Aber war denn das Land zerrissen, weil in ihm bis auf die Sprachenverordnung von 1880 innerhalb des deutschen Gebietes deutsch amtirt wurde, und will der Antrag mehr als die Rückkehr zu diesem Zustande? Man ist weiter gegangen, und Gregr hat gesagt: „Die wahre Tendenz dieses Antrages ist nicht nur die Zertrümmerung des Königreiches Böhmen, sondern der erste Schritt, um die deutschen Landesteile für die Ausscheidung nicht bloß aus Böhmen, sondern aus Österreich und für die Einverleibung in Deutschland vorzubereiten.“ Damit wurde der deutschböhmischen Bevölkerung die österreichische Loyalität, der österreichische Patriotismus abgesprochen, und das ist eine vollkommen grundlose Behauptung, die von Plener im Prager Landtage entrüstet zurückgewiesen wurde. Mit vollem Rechte sagte er hier am 19. Dezember vorigen Jahres: „Die Deutschen in Böhmen wollen nichts andres sein als deutsche Österreicher, und jeder vernünftige österreichische Staatsmann sollte damit gerade zufrieden sein. Sie aber wollen [die Tschechen u. Co.] mehr... Sie sagten den Deutschböhmen: Du kannst Österreicher nur als Böhme sein, als Böhme aber mußt du dir die Zweisprachigkeit und die tschechische Propaganda in deinem Landesteile gefallen lassen. Wenn Sie die Anhänglichkeit an den Reichsverband mit solchem Preis und Opfer in nationaler Beziehung beschweren, kräftigen Sie dieselbe nicht... Die deutschböhmische Bevölkerung ist einmal in nationalen Dingen empfindlich, und es ist viel klüger, diese Empfindlichkeit zu schonen als sie zu verletzen und zu sagen: Du mußt dich verletzen lassen, wenn du Österreicher bleiben willst. Durch unsre Anträge soll nichts andres geschaffen werden als eine gewisse nationale Zufriedenheit der Deutschböhmen mit den staatlichen Einrichtungen, die bei den meisten Menschen die Hauptvoraussetzung des Patriotismus ist. Wenn wir die gerechten nationalen Wünsche der deutschen Bevölkerung als innerhalb der österreichischen Gesetzgebung vollkommen erfüllbar bezeichnen, stärken und fördern wir auch deren österreichischen Patriotismus. Sie aber erschüttern und gefährden ihre Anhänglichkeit an den Reichsverband dadurch, daß Sie fortwährend Forderungen erheben, welche ihre Zufriedenheit mit den bürgerlichen und öffentlichen Einrichtungen des Staates schwächen.“

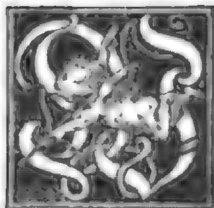
Die Tschechen behaupten, ein „Bollwerk“ der Monarchie gegen das deutsche Reich zu sein. Die Ungarn sind, wie sie sagen, selbständig und denken nur an sich, die Polen hoffen selbständig zu werden, die Slowenen sind zu schwach, die Deutschen unzuverlässig, die Tschechen allein halten zu Österreich, ohne sie giebt es kein solches. Und darauf folgt der Schluß: Siehst du, Krone, wir allein erhalten dich, du lebst von unsrer Gnade, folglich mußt du uns immer auch zu Willen sein. Darauf ist mit Plener zu antworten: Seid ihr wirklich österreichische Patrioten, seid ihr Österreicher erster Klasse, so legt euch dieses Privilegium auch Pflichten auf, die es euch verbieten, eure nationalen Ansprüche auf die Spitze zu treiben und damit alle Tage den Widerstand der Deutschen herauszufordern, sie haben dann Pflichten als Österreicher, aber auch als nationale Partei, die Pflicht der Mäßigung und die der Vorsicht. „Wenn Sie den Bogen bis aufs äußerste spannen,“ so rief Plener den Tschechen im Prager Landtage zu, „wenn Sie die Erbitterung des deutschen Volkes immer und immer wieder reizen, so mögen Sie für kurze Zeit eine große Befriedigung Ihrer nationalen Eitelkeit, Ihres nationalen Ehrgeizes erfahren, aber Sie werden die österreichischen Verhältnisse so verwirren, den Staat so unterwühlen und ihn durch Verstärkung der nationalen Gegensätze so zersetzen, daß eine Kalamität heraufbeschworen wird, wo sowohl Österreich als die tschechische Nationalität in der allergrößten Gefahr schweben werden.“

Mit dieser Weissagung, die ich unterschreibe, schließe ich die Erörterung dieser Seite der Frage, um in einem nächsten Briefe, der für jetzt der letzte sein wird, einen Blick auf die Wirksamkeit des Schulvereins in Böhmen zu thun, der das andre Hauptmittel der Verteidigung gegen die Tschechen ist und bessere Erfolge gehabt hat als der Kampf der Deutschen mit parlamentarischen Waffen.



Der Mißbrauch des Wortes Entwicklung.

Von August Classen.



elch geheimnisvollen Zauber empfinden wir nicht, wenn wir eine Raupe beobachten, wie sie heranwächst und sich einspinnt, um eine Puppe zu werden, und wie der farbenreiche Schmetterling aus der Puppe hervorbricht, seine Flügel allmählich entfaltet und schließlich im Sonnenschein davon flattert! Wir sehen klar vor unsern Augen, wie ein Geschöpf aus einfacherer Gestalt durch einen dumpfen,

unvollkommenen Zustand hindurch sich zu einem herrlichen, frei beweglichen, zart gegliederten Falter entwickelt. Kein Wunder, daß man schon in alten Zeiten diese Erscheinung als Sinnbild für das Schicksal der menschlichen Seele genommen hat, die durch den Tod zu höherm Dasein sich aufschwingen sollte. Die so aufeinander folgenden Erscheinungen deuten auf eine Kraft hin, die zweckmäßig waltet und strebt, einfachere Gestalten niederer Ordnung in höhere und vollkommenere zu verwandeln.

Nun kommt freilich der Naturforscher und weist uns nach, wie überall mechanische Vorgänge als Ursachen aufzufinden seien, durch welche die Form des höhern Tieres notwendig aus den niedern Formen hervorgehen müsse; wie die physikalischen Agentien, Wärme und Licht, und andre den Stoff des Tieres erregen und bewegen, wie die chemischen Stoffe, indem sie zur Nahrung des Tieres werden, sein Wachstum und den Bau seiner Glieder möglich machen. Aber selbst dann, wenn wir alle Einzelheiten bis auf die Farben der Schüppchen, welche den zarten Staub des Falters bilden, auf mechanische Ursachen zurückgeführt haben, bleibt doch immer ein Rätsel bestehen, welches unser Gemüt zum ernsten, wenn auch stets vergeblichen Nachdenken erregt, die Frage nach jener Kraft, welche die physikalischen und chemischen Agentien und Stoffe so benutzt, daß der Plan des organisirten Wesens wirklich zur Ausbildung gelangt. Daß ein zweckmäßiger Plan dem Ganzen zu Grunde liegt, kann garnicht geleugnet werden. Die einzelnen Teile des Tieres sind alle nur um des Ganzen willen da. Das Tier ist nicht eine bloße mechanische Mischung und Verbindung von Stoffen, wie ein Stein und ein Felsen, sondern jedes Glied und jedes Organ dient zum zweckmäßigen Gebrauch für die Einheit des Ganzen. Wer hat den Plan ausgedacht und das Ziel bestimmt, nach dem die Entwicklung des Tieres erfolgt ist? Diese Frage bleibt doch ungelöst, wenn auch die mächtigsten und berühmtesten Autoritäten auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete der Welt weißmachen wollen, sie sei gelöst. Die mechanischen Kräfte, durch welche die Materie bewegt wird, wie auch die Prinzipien des Darwinismus, Kampf ums Dasein, Zuchtwahl, Vererbung, und wie sie heißen mögen, sind nichts anders als Mittel zum Zwecke; der Gedanke dieses Zweckes, welchem die organische Gliederung diente, kann nicht durch sie erklärt werden. Will man dem mechanisch bewegten Stoffe die Fähigkeit zusprechen, Gedanken zu erzeugen, so macht man einen logischen Sprung zu einem Dogma, welches niemals bewiesen werden kann; und wenn man glaubt, mit dem Worte Entwicklung der organischen Form das Rätsel aufzuhellen, so täuscht man sich und andre über die Bedeutung des Wortes.

Das Wort Entwicklung deutet hin auf einen Gedanken, den wir nicht erdacht haben, aber es erklärt ihn uns nicht und macht ihn nicht begreiflich. Das macht den Begriff der Entwicklung so anziehend und verleiht ihm einen geheimen Zauber, aber es verlockt zugleich die spekulativen Köpfe, ihn in schranken-

losem Umfange zu mißbrauchen. „Den Entwicklungsgedanken — sagt W. Wundt im Vorwort zu seiner großen Ethik —, der heute in alle biologischen Wissenschaften siegreich eingedrungen [ist], hat zum erstenmale in seiner umfassenden Bedeutung die Naturphilosophie Schellings und seiner Schule zur Geltung gebracht. Aber auf wie anderm Grunde ruht heute dieser Gedanke als damals! Dort ein Gewebe phantastischer Ideen, durch eine allen Regeln des exakten Denkens widerstreitende Methode zusammengehalten, hier eine Theorie, die zwar mannichfacher und zum Teil unzureichender Hilfshypothesen nicht entbehrt, deren Basis aber doch die Erfahrung bleibt."

In der That, man hat mit Recht die Forderung erhoben, daß wir nur da von einer Entwicklung reden dürfen, wo es sich um Erfahrungen handelt. Es müssen verständliche Thatsachen sein, die jeder Entwicklung zu Grunde liegen. Wir beobachten, wie sich aus dem Samenkeim die Pflanze, aus der Knospe das Blatt, der Zweig, die Blume entwickelt, wie aus Zeugungsstoffen Tiere hervorgehen. Wir können alles Heranwachsen von Pflanzen und Tieren als Entwicklung bezeichnen. Wir sehen eben die Keime und Anfänge, und begreifen ihre Zunahme und ihre Entfaltung durch Hinzutreten neuer Stoffe mit neuen Kräften. Ja wir können auch Städte und Gemeinden vor unsern Augen sich entwickeln sehen. Etwas gewagter ist es schon, im übertragenen Sinne das Wort Entwicklung auf geistige Anlagen und Fertigkeiten anzuwenden. Dennoch sprechen wir mit Recht von der Entwicklung einer Kunstrichtung, eines Baustiles, einer Malerschule, sobald wir durch den Anblick der betreffenden Werke den Beweis dafür erbringen können. Nur das ist heutzutage als ein großer Irrtum erkannt, nach Schellings Vorgang von der Entwicklung des Absoluten, des Weltgeistes oder solcher Ideen zu reden, die nur von uns erdacht sind und sich nirgends unsern Sinnen darstellen. Läßt man sich hierauf ein, so giebt es eben idealistische Systeme, die wohl eine Begeisterung und einen vorübergehenden Rausch in den Köpfen anrichten können, aber die Erkenntnis der wirklichen Welt nicht im mindesten fördern, sondern nur verwirren.

Nun fragt sich's, ob man denn in unsern Tagen wirklich immer die Erfahrung zu Grunde legt, wenn man von der Entwicklung redet. In alle biologischen Wissenschaften — sagt Wundt — ist der Entwicklungsgedanke siegreich vorgedrungen. Ja, gewiß nur zu siegreich, weit über alle Grenzen der Erfahrung hinaus; und von da aus ist er übertragen worden in die historischen, politischen, sozialen Wissenschaften, ja zuletzt sogar in die Wissenschaft vom Sittengesetz durch Wundts Beispiel in seiner Ethik. Mit Hilfe des Entwicklungsgedankens hofft eine ganze philosophische Richtung, die sich Evolutionismus nennt, die Schranken aller religiösen Vorurteile, die Fesseln der orthodoxen Theologie niederreißen zu können zum Besten der Freiheit des Menschengeschlechtes. Sagt doch Kuno Fischer emphatisch und scheinbar tiefsinnig: „Die Welt ist die Entwicklung der Freiheit," ein Wort, über dessen Sinn man

lange streiten kann. Gerade in jenem Lande, welches der protestantischen Theologie und Kirche die denkbar härtesten und starrsten Formen gegeben und bis in die neueste Zeit bewahrt hat, in England und Schottland, zeigt sich gegenwärtig eine mächtig zunehmende Ausbreitung der evolutionistischen Denkart durch den Anstoß, den einerseits die englische Moralphilosophie, anderseits der Darwinismus gegeben hat. In Deutschland sind wir auch glücklich so weit gekommen, daß eine weitverbreitete Denkart alles Heil für die Zukunft von der beständig mit Naturnotwendigkeit fortschreitenden Entwicklung zu idealen Zuständen erwartet. Selbst die unheimlichsten Mächte der Zerstörung, die jeden Augenblick bereit sind, wenn sie ihre Utopien vereitelt sehen, gegen Gesetz und Ordnung loszubrechen und auf die Trümmer alles Bestehenden ihre phantastischen Neuschöpfungen aufzubauen, sie gewinnen die fanatische Zuversicht zu dem schließlichen Sieg ihrer Bestrebungen durch den Gedanken der Entwicklung. Die Ideale eines Bebel und Liebknecht sollen sich auf jeden Fall entwickeln, wenn nicht auf friedlichem Wege, dann durch Gewalt und Umsturz. Man bemerkt in seinem Fanatismus garnicht den Widerspruch, der zwischen dem Gedanken der Entwicklung und dem gewaltsamen Eingriff in den Prozeß derselben liegt.

Durch das Prinzip der Entwicklung, den genetischen und insbesondre den phylogenetischen Gedanken erklärt der Darwinismus und die Vervollkommnung desselben im Häckelismus die Entstehung der Arten. Kein Zweifel regt sich heute mehr in der Seele eines Biologen, daß die ganze Stufenfolge der gesamten organischen Lebewesen, die wir teils noch vor Augen sehen, teils in den fossilen Resten der Vorzeit bewundern, wirklich von den einfachsten Zellenwesen bis zum Menschen hinauf sich durch Vererbung, Zuchtwahl und Kampf ums Dasein, stets eine Art aus der andern, entwickelt habe. Was würden die Führer der Bewegung darum geben, wenn es erst einmal gelungen wäre, organische Zellen aus unorganischen Stoffen künstlich zu machen! oder nur den Nachweis durch Beobachtung zu liefern, wie sich aus dem Urschleim die ersten Lebewesen entwickeln! Mit welchem Jagdeifer gehen die Anthropologen darauf aus, wirkliche Übergangsstufen zwischen Affen und Mensch zu entdecken! Hieß doch das Thema eines populären Vortrages von einem unsrer ersten Physiologen: „Wir husten, weil wir von den Fischen stammen.“ Kein Zweifel ist es für die berühmtesten Gelehrten, daß das erste Denkvermögen sich zu entwickeln anfing, als unsre Urahnen in Gestalt von Batrachiern nach Blättern zu schnappen und wohlschmeckende von widerwärtigen zu unterscheiden lernten. Welchen Stolz empfindet der Kulturmensch von heute, wenn er sieht, wie wir es in der Entwicklung so herrlich weit gebracht haben!

Wenn nur die Erfahrung diese Theorie ein einziges mal wirklich bestätigen wollte! Aber da werden wir immer abgespeist mit der Entgegnung: Ja wenn wir nur tausend oder wenigstens einige hundert Jahre Zeit hätten zu unsern

Beobachtungen, dann würden wir sicher nachweisen können, wie eine Art sich in die andre verwandelt. Einstweilen müssen wir uns mit Analogieschlüssen behelfen. Wenn wir auch bis jetzt nur Spielarten und Abarten künstlich hervorgebracht haben durch Veränderung der Lebensweise der Tiere, so zweifeln wir doch nicht daran, daß nach mehreren hundert Jahren völlig neue Arten daraus entstehen würden. Und wenn wir selbst nicht mehr darauf einwirken können, so wird es schon die natürliche Entwicklung selbst besorgen.

Welche Thatsachen lernen wir dagegen wirklich durch unsre Erfahrung? Sobald der Einfluß des Menschen aufhört, auf die Tierrassen einzuwirken, und diese denselben Lebensbedingungen wieder zurückgegeben werden, unter denen ihre Urahnen lebten, so werden sie in allen Eigenschaften diesen wieder so völlig gleich im Laufe weniger Generationen, daß man sie nicht mehr unterscheiden kann. Alle unsre Haustiere werden ohne den Einfluß der Menschen den ursprünglichen Lebensbedingungen zurückgegeben, wieder eben dasselbe, was ihre Urahnen gewesen sind. Dagegen schützt sie kein Gedanke und kein Prinzip der Entwicklung. Tiere aber, die nicht dem menschlichen Einfluß unterworfen sind, zeigen heute noch ganz genau denselben Typus wie ihre Ahnen vor mehreren tausend Jahren, ja sogar wie die fossilen Reste ihrer Vorfahren aus den ältesten Schichten der Erdrinde. Ebenso sehen wir Pflanzen, die der veredelnden Zucht des Gärtners nicht mehr unterworfen sind, oft genug, sobald sie verwildern, den ursprünglichen Typus zuweilen schon in der nächsten Generation wieder annehmen. Wie wunderbar nimmt es sich aus, wenn ein so schlagfertiger, altberühmter Verteidiger des Entwicklungsgedankens wie Karl Vogt in der Absicht, menschliche Einrichtungen und beschränkte Vorurteile zu geißeln, in geistreichem Feuilletonstil „über den ältesten Adel in der Tierwelt“ schreibt, wie er vor kurzem erst in einer illustrirten Zeitschrift gethan hat, und wenn die Thatsachen, die er beschreibt, dann geradezu gegen die fortschreitende Entwicklung von niedern zu vollkommenen Formen sprechen! Er selbst fängt im Golf von Genua im Fischerboote lebendige kleine Brachiopoden, die gewissen fossilen Arten in den kambrischen Schichten völlig gleichen. Sie zeigen keine Fortbildung zu höherer Stufe der Organisation, sagt er, und teilt uns mit, daß zwei noch lebende Gattungen von Muscheln ihre Vertreter in den silurischen, zwei andre in den devonischen Schichten haben. Im Jurakalk finden sich wenigstens drei noch lebende Arten, im Muschelkalk Württembergs Exemplare von Fischen (ceratodus), die noch in Australien und Afrika leben. Daran kann ja nun der geistreiche Spötter beliebige Anmerkungen über die Thorheit der Vorurteile des alten Adels knüpfen, die Thatsachen sprechen klar genug gegen die fortschreitende Entwicklung von niedern zu höhern Formen. Der Entwicklungsgedanke selbst stellt sich als eine bloß spekulative Reflexion, wenn man will, als ein beschränktes Vorurteil der Gelehrten heraus, die sich weigern, das Bekenntnis abzulegen, daß sie über die Entstehung der Arten im letzten Grunde überhaupt nichts wissen.

Vergegenwärtigen wir uns doch nur die ältesten bekannten Tierbilder auf den Denkmälern Asiens und Ägyptens, oder vergleichen wir die immerhin recht alten Tierbeschreibungen des Aristoteles oder Plinius mit unsern Kenntnissen der Tierwelt. Wenn auch einige Fabeln dabei mit unterlaufen wie die vom Salamander, der im Feuer lebte, oder den Eintagsfliegen, die aus dem Schlamm an sumpfigen Gewässern entstehen, so sind diese doch einfach durch die Unvollkommenheit der Beobachtung zu erklären. Im allgemeinen müssen wir uns davon überzeugen, daß zu den Zeiten der alten Griechen und Römer alle Tiere genau so ausgesehen haben wie heutzutage ihre Nachkommen. Die Beschreibung der Bienen und Ameisen bei Aristoteles könnte man heute noch beinahe mustergiltig nennen; und daß die Vögel im fünften Jahrhundert vor Christus ebenso gesungen haben wie heute, ersehen wir aus der komischen Nachahmung ihrer Stimmen in den Vögeln des Aristophanes. Die ältesten Denkmäler des Menschengeschlechts lassen uns überall dieselben Formen der Tierwelt erkennen wie heute. Von der Ausrottung und dem Zugrundegehen vieler Arten erzählt uns die Geschichte der Revolutionen und Neubildungen der Erdrinde, die fortschreitende Entwicklung von niedern zu höhern Formen der Organisation ist nur ein Gedanke von uns, der nirgends thatsächlich in der Erfahrung bestätigt wird.

Was wir, ohne durch spekulative Vorurteile befangen zu sein, aus den fossilen Blättern der Urgeschichte unsrer Erde lernen können, ist die unzweifelhafte Erkenntnis, daß alle organischen Geschöpfe nur unter bestimmten Bedingungen und Verhältnissen leben können, und daß sie zu Grunde gehen, wenn diese aufhören. Wie weit es einzelnen Arten möglich ist, durch Anpassung ihrer organischen Bildung neuen und veränderten Lebensbedingungen entgegenzukommen, ohne zu Grunde zu gehen, darüber haben wir noch sehr unvollkommene Kenntnisse. Daß diese Möglichkeit der Anpassung nicht ins Unbegrenzte geht, dafür ist eben der Beweis, daß zahlreiche Arten thatsächlich durch die Veränderung der Lebensbedingungen untergegangen sind. Aber diese von der Erde verschwundnen Arten, deren fossile Reste wir finden, als unvollkommenere Stufen anzusehen, aus denen sich die heutigen noch lebenden als vollkommenere entwickelten, ist ein Gedanke, dem alle Berechtigung fehlt. Was nennen wir denn vollkommen in Bezug auf organische Bildung? Wenn ein lebendiges Geschöpf so eingerichtet ist, daß es unter den gegebenen Lebensbedingungen im Kampf ums Dasein sich erhalten und fortpflanzen kann, so sind wir nicht imstande, etwas Vollkommeneres in seiner Art uns auszudenken. Aber wenn die Lebensbedingungen sich plötzlich ändern wie bei großen Erdkatastrophen, da können auch die vollkommensten, bestorganisirten Individuen zuweilen nicht mehr die Fähigkeit haben, sich an die neuen Verhältnisse anzupassen. Wenn wir Reste von verschwundenen Arten versteinert finden, so dürfen wir doch nicht schließen, daß sie deswegen zu Grunde gegangen sind, weil sie eine unvollkommenere Stufe

der Organisation darstellten, sondern weil sie nur für diejenigen Lebensbedingungen vollkommen zweckmäßig eingerichtet waren, die bei irgend einer großen Umwälzung aufhörten, da zu sein.

Die Paläontologie zeigt uns jedenfalls, daß die Mannichfaltigkeit der Organismen in vorhistorischen Perioden größer war als heutzutage. Wenn es früher Geschöpfe gab, die zwischen Vögeln, Fischen und Eidechsen die merkwürdigsten Übergänge und Verbindungen darstellten, so kann man diesen Reichtum der Bildungen unmöglich als eine niedere Stufe der Organisation betrachten. Im Gegenteil, die Erde ist in historischen Zeiten nur ärmer an organischen Formen geworden. Unsre heutige Erfahrung spricht von untergehenden und aussterbenden Arten, aber niemals von neugeschaffenen, die sich auf die Dauer erhalten. Noch deutlicher als bei den Tieren tritt uns die Abnahme der Mannichfaltigkeit und Großartigkeit der Gewächse in der Pflanzenwelt entgegen. Wir wissen bestimmt, daß ungeheure Waldgebiete in allen Erdteilen durch den Einfluß der Menschen zu Grunde gegangen sind, und daß öde, steinige Wüsten heutzutage nur zu häufig jedem Kulturbestreben Widerstand leisten, obwohl sie früher von Wald und fruchtbaren Äckern bedeckt waren. Wälder von der überschwänglichen Saft- und Kraftfülle, wie jene, die einst die Bildung der Steinkohlen verursachten, sind heute auf der Oberfläche der Erde auf mäßige Gebiete eingeschränkt. Wo bleibt da der Gedanke der beständig fortschreitenden Vervollkommnung?

Aber noch weit weniger glückt es uns, diesen Gedanken in der Naturgeschichte des Menschengeschlechtes durchzuführen. Die ersten Schädel, die man in der Kreideformation fand, mußten natürlich mikrozephal sein; die Anthropologen wollten durchaus, daß die ältesten Formen unsrer Urahnen unvollkommener entwickelt seien als die heute lebenden. Aber leider machte wieder die weitere Erfahrung einen großen Strich durch die Theorie, da andre Funde menschlicher Schädel und Knochen gemacht wurden, die sich in garnichts von den vollkommensten Gestalten unsrer Zeit unterscheiden. Ja sogar künstlich bearbeitete Gerätschaften, die man mit den Gebeinen der ältesten Menschen gefunden hat, lassen es unzweifelhaft erscheinen, daß dieselben eine weit höhere Kultur erworben haben mußten, als heute noch manche Inselbewohner der Südsee besitzen. Dichter, die es lieben, naturwissenschaftliche Themata zu besingen wie Scheffel und der Graf von Schack, haben uns freilich mit lebhaften Farben geschildert, wie unvollkommen und roh die Urmenschen zwischen den Ungeheuern der Urwelt traurige und angstvolle Tage verlebten; aber wo wir in der That Reste der ältesten Menschen gefunden haben, spricht alles nur für die Herrschaft, die schon damals die kräftigsten und begabtesten Menschen über die Welt der Tiere und Pflanzen geübt haben. Dichter haben ja Freiheiten, die dem strengen Forscher nicht zustehen.

Auch die Ausgrabungen im Diluvium und Alluvium, die man heutzutage

mit großem Eifer betreibt, haben niemals Spuren aufgezeigt, daß die vorgeschichtlichen Menschen schwächer oder unvollkommener gebildet gewesen seien als die heutigen. Im Gegenteil, man hat oft genug geglaubt, Gebeine von riesenhafter Größe zu finden, die schließlich doch niemals dasjenige Maß überschritten, welches heute noch die größten unsers Geschlechts erreichen. Die gespannte Erwartung, endlich einmal Übergangsstufen vom Affen zum Menschen zu finden, ist immer wieder getäuscht worden. Und die ältesten geschichtlichen Überlieferungen, die wir besitzen, geben nie eine Andeutung, daß man die Urahnen jemals in einem unvollkommeneren Zustande sich vorgestellt hätte. Vielmehr finden wir überall wie bei Homer die Klage, daß die gewaltige Kraft und selbst die Weisheit der Urahnen den Enkeln entschwunden sei. Das mag freilich auch mit auf die Rechnung der poetischen Licenz zu setzen sein, aber sicher spricht es nicht für die Theorie der beständig fortschreitenden Vervollkommnung. Wie lächerlich die Theorie der Entwicklung des Farbensinnes, die zuerst von Mr. Gladstone angeregt wurde, zu Grunde gegangen ist, seit man die Völker auf den niedersten Stufen der Kultur untersucht hat, ist noch frisch in unserm Gedächtnis. Man hätte sich diese große Mühe sparen können, wenn man im Herodot die Aufzählung der mannichfaltigen Farben auf den Mauerzinnen von Ekbatana nachgesehen und nicht die Augen verschlossen hätte gegen die Denkmäler der ältesten ägyptischen und assyrischen Kunst.

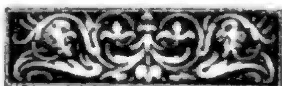
Überall aber, wo wir thatsächlich geschichtliche Dokumente aus dem Altertum besitzen, können wir sicher niemals auf eine geringere geistige Entwicklung der Urheber schließen. Unsre Historiker scheinen auch frei von dieser phantastischen Theorie zu sein, nur die Naturforscher glauben sich noch diese Freiheit gestatten zu können, umsomehr, je weniger historische Bildung sie haben. Mit welcher Bewunderung sah nicht Macauley zu Thukydides empor! Wie gewaltig verherrlichen nicht andre Schriftsteller den Cäsar! Und ob sich jemals ein deutscher Gelehrter an Umfang des Wissens und alles durchdringendem Scharfsinn dem Aristoteles vergleichen konnte, will mir sehr zweifelhaft erscheinen. Wie die Geschichte der Erdrinde von untergegangenen Wäldern und verschwundenen Tierformen berichtet, so spricht die Geschichte des Menschengeschlechtes von vielen zu Grunde gegangnen Völkern, von verwüsteten Kulturen, von zerstörten Staaten, vom Sieg der Barbarei über die edelste Bildung, und der beständige Fortschritt zu höhern Bildungsstufen ist nur ein Gedanke von uns, der sich nirgends in der Erfahrung bestätigt findet. Alexander von Humboldt tröstete sich wohl, wenn ihm seine reiche Kenntnis ähnliche Betrachtungen aufdrängen wollte, mit der Annahme, daß die Kurve der Entwicklung des Menschengeschlechtes sich in Wellenlinien bewege, und es nur für den Lebenden ein unangenehmer Zufall sei, sich auf der absteigenden Linie einer Wellenerhebung zu finden; als solche erschien ihm nämlich die Geschichte seines Vaterlandes in den fünfziger Jahren.

Was ist es denn eigentlich, was die Besten unsers Volkes immer wieder wie mit unwiderstehlicher Macht zu der Voraussetzung bewegt, daß die Zustände des Menschengeschlechts sich beständig verbessern und zur Vollkommenheit entwickeln müßten? Gewiß sind es auch thatsächliche Erfahrungen in beschränkten Kreisen, die uns die Wahrnehmung fortschreitender Entwicklung gewähren, und die wir geneigt sind in unberechtigter Weise zu verallgemeinern. Jedes normale Heranwachsen eines organischen Gebildes können wir als eine Entwicklung von niedrer zu höherer Stufe betrachten, auch wenn es sich nicht im eigentlichen Sinne um ein Abwerfen von Hüllen wie bei der Puppe des Schmetterlings handelt. Überall, wo sich Keime und Anlagen weiterbilden, da reden wir mit Recht von Entwicklung, und können dieselbe auch wie alle Erscheinungen der Natur begreifen. Auch dürfen wir das Wort gewiß auf geistige Anlagen des Menschen übertragen, die sich zu Fähigkeiten und Fertigkeiten ausbilden. Wir dürfen es auch anwenden auf die Thätigkeit vieler, die sich zu gemeinsamer Arbeit verbunden haben. Wir sehen Gemeinden, Staaten, Städte, Kirchen, schließlich Handel, Gewerbe, Kunst und Wissenschaft sich entwickeln. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß jede Entwicklung von innen heraus aus Gründen, die in der Anlage selbst vorhanden sind, stattfinden muß, und daß wir da nicht von Entwicklung reden dürfen, wo Einwirkungen von außen allein das Ganze zu stande bringen. Ein Haus z. B., welches die Maurer aufführen, entwickelt sich nicht von selbst oder von innen heraus; höchstens der Plan desselben kann sich im Kopfe des Baumeisters entwickelt haben. Ein Stein, ein Berg, ein Lavastrom, die ihre Form nur äußern, bewegenden Ursachen verdanken, entwickeln sich nicht, sondern ihre Form wird durch außer ihnen liegende Naturkräfte hervorgebracht.

Ebensowenig entwickelt sich eine Form aus einer andern Form, wenn es nicht bei ein- und demselben Individuum geschieht, wie der Schmetterling aus der Raupe. Es ist einer von den schwerwiegendsten Mißbräuchen des Wortes Entwicklung, daß man ähnliche Formen verschiedner Arten sich auseinander entwickeln läßt, ohne sich um den Kausalzusammenhang der Umbildung zu bekümmern. Fragt man nach der nähern Erklärung, so erhält man zur Antwort, daß durch den Kampf ums Dasein, Zuchtwahl, Anpassung an veränderte Lebensbedingungen u. s. w. während einiger tausend Jahre im Verlauf unzähliger Generationen solche Verwandlungen sich vollziehen könnten. Aber in vielen Fällen giebt man sich garnicht die Mühe, den ursächlichen Zusammenhang zu verfolgen, sondern man sucht nur nach ähnlichen Formen, die man nebeneinander stellt, nach Übergangsformen zwischen verschiednen Arten, um zusammenhängende Entwicklungsreihen zu erhalten. Hat doch Häckel Stammbäume für alle Organismen entworfen, an denen wir deutlich sehen, wie sich aus dem gemeinsamen Stamme menschenähnlicher Affen als gleichberechtigter Nebenzweig neben dem Oran, Engeco und Gorilla auch der Mensch als homo

sapiens entwickelt. Simia loquax wäre an dieser Stelle vielleicht eine passendere Benennung gewesen, um anzudeuten, daß heutzutage die Affenähnlichkeit der Menschen noch keineswegs ausgestorben ist. Wenn man freilich bei diesen Entwicklungsreihen vergißt, daß im Worte Entwicklung der Begriff von Ursache und Wirkung steckt, und sich eine Form aus der andern entwickeln läßt, während doch jede Form nur die Wirkung des Inhaltes sein muß, welcher sie hervorbringt, dann kommt man eben zu solchen phantastischen Spekulationen, durch welche heute die Naturwissenschaft nur gar zu gern Philosophie und Geisteswissenschaften sich unterwerfen möchte. Die Berechtigung zum Entwurfe solcher Stammbäume für sämtliche Organismen wollen wir garnicht bestreiten, aber sie können nie etwas andres bedeuten, als ein Produkt unsrer Betrachtung der äußern Formen, niemals aber uns die Erkenntnis von dem wirklichen Kausalzusammenhang der Schöpfung und der Entstehung der Arten geben. Eine Lehre, welche diesen Unterschied mißachtet, verdient nicht mehr den Namen einer Wissenschaft, sondern höchstens den einer Schwärmerei in wissenschaftlichem Gewande.

(Schluß folgt.)



Gegensätze in der Kultur des Mittelalters.



Die früher so beliebte Rede von der Rohheit des Mittelalters ist in Mißkredit gekommen. Literatur, Kunst und Philosophie des Mittelalters haben zusammengewirkt, um es wieder mehr zu Ehren zu bringen. Was aber immer noch aufs höchste in Erstaunen setzt, ist der Umstand, daß die in jenen Jahrhunderten vorhandne Bildung einmal nur in wenigen Menschen diejenigen Früchte trägt, die wir von der Bildung erwarten, und daß sie in diesen selbst, noch vielmehr in der Mehrheit ihrer Zeitgenossen, Gegensätze bestehen läßt, die sich nach unsern heutigen Begriffen unmöglich vertragen. Wir wollen das in einigen Beispielen veranschaulichen.

Sollen wir beiläufig einen allgemeineren Grund angeben von der Verschiedenheit, die jene Zeit von der spätern, der des siebzehnten Jahrhunderts und der Folgezeit, trennt, so können wir uns an bekannte psychologische und volkspsychologische Erscheinungen halten. Wie das Kind vor allem begierig ist, die Zahl seiner Wahrnehmungen zu vermehren und den Schatz seiner Erfahrungen zu bereichern, wie es liebt, diese seine Errungenschaften immer wieder auszukramen, in hübsche Formen zu bringen, aber sich völlig unbekümmert zeigt um

ihren innern Wert und ihre Wahrheit, so sammelt die mittelalterliche Welt, soweit sie überhaupt noch der Kultur zugewandt ist, viel Herrliches, Berühmtes in sich auf, freut sich dessen, soweit es nicht mit dem Christentum der Überlieferung im Streit zu stehen scheint; aber sie hat weder Lust noch Fähigkeit, an diesen Stoffen Kritik zu üben, am wenigsten die Kritik, die sich auf die ewigen Gesetze der Natur und des Menschengeistes mit Bewußtsein gründet. Denn wenn es auch einigen Schulhäuptern nicht zu kühn schien, in ihren Lieblingsschriftstellern einige Verbesserungen durch Konjektur anzubringen, so ist das doch eine Ausnahme, und selbst diese Kühnheit mußte entschuldigt werden dadurch, daß die „Alten" es auch schon so gemacht hätten. Die Sache ist denn auch völlig harmlos.

Es mögen nun einige der Gegensätze aufgeführt werden, von denen wir sprechen. Wir gehen von einer leider zu wenig bekannten Preisschrift Spechts „Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts" (Stuttgart, 1885) aus. Sie zeigt an der Hand der mühsam gesammelten Quellen, daß die Kirche des Mittelalters um die Fortpflanzung der gewöhnlichen Bildung wirklich die Verdienste gehabt hat, die man ihr eine Zeit lang abzusprechen Lust hatte. In den Klöstern war eine „innere" mönchische Schule, die wesentlich die künftigen Geistlichen erzog (die pueri oblati), aber auch Adliche, die nicht gerade unbedingt Geistliche werden sollten. Das letztere kam noch gewöhnlicher bei der „äußern" Schule vor, die im allgemeinen ebenso wie die innere „nach der Überlieferung der Römer" unterrichtete, aber weniger mönchisch die Schüler in Zucht hielt und auch Unbemittelte nicht ausschloß.

Wesentlich trieb man Latein, und hier wieder vor allem die lateinische Bibelübersetzung des Hieronymus. Einer besondern Gunst erfreuten sich die Psalmen, die auch von solchen Schülern auswendig gelernt wurden, die den Text nur lesen, aber nicht verstehen konnten. Der Pädagog Sabor würde hier schon seinen Spruch anbringen, daß das tief blicken läßt. Damals war das nicht auffallend. Die Synode von 789 (Aachen) sagt: „In jedem Kloster und Domstift sollen Schulen sein, in welchen die Knaben die Psalmen, die Buchstaben, den Gesang, das Berechnen der kirchlichen Festtage und die Grammatik erlernen." Also die Psalmen lernten sie auch ohne Buchstaben, durch Vorsagen wahrscheinlich.

Der große Kaiser Karl fand für seine Pläne viele Willigkeit bei den höhern Geistlichen, aber unübersteigliche Schwierigkeiten bei der Masse. Man erließ die Strafbestimmung — und da ist schon einer der wunderlichen Gegensätze —, daß jeder, der durchaus nicht lernen wolle, mit Schlägen und Fasten bei Wasser und Brot solle gezüchtigt werden, bis er alles — das apostolische und Athanasianische Symbolum und das Vaterunser — lateinisch herzusagen wisse. Wer sich dagegen wehre, solle an den (Gerichts-) Hof gebracht, Weiber aber sollten mit

Peitschenhieben oder Fasten willig gemacht werden. Der lateinische Text wurde unermüdlich vorgesagt, verdeutscht, erläutert, aber es ging bei vielen nicht in den Kopf; man mußte die Strafen bei Erwachsenen fallen lassen und sich begnügen, wenn sie die Memorirstoffe allein in ihrer Muttersprache wußten. Immerhin ist es interessant, daß Karl der Große die erste Idee eines Volksschulzwanges gefaßt hat.

In den Klosterschulen schwankten die Ansichten über den Wert der lateinischen alten Autoren auf und ab. Es gab schon im neunten Jahrhundert Geistliche, die im Vergil besser zu Hause waren als in den Evangelien, und ein Mönch Probus hegte eine solche Begeisterung für Cicero und Vergil, daß er theologisch beweisen wollte, der Erlöser habe sie bei der Höllenfahrt würdig gemacht für die Schar der Seligen. Aber andre fanden so etwas bedenklich und wollten den Mönchen nur den Psalter zu lesen gestatten.

Es ist ein stattliches Verzeichnis von lateinischen Autoren, die in den Klosterschulen in wachsender Übereinstimmung gelesen wurden; man könnte daraus auf eine schöne Aneignung höherer Kultur schließen. Selbst lateinische Verse wurden mit Leichtigkeit gemacht, auf Grund vielfachen Auswendiglernens. Auch vom Griechischen ist hie und da die Rede, aber was selbst bei den besten damaligen Gelehrten an Griechischem vorkommt, ist kläglich. Nichtsdestoweniger sagt ein Kirchenvater von einem andern, er wolle nur erwähnen, daß derselbe Hebräisch verstanden habe, denn daß er optime Griechisch gekannt habe, sei selbstverständlich. So geht das Verschiedne neben einander her. Zu der höhern Bildung, dem Quadrivium, gehörte bekanntlich auch die Astronomie, für die sich auch Karl der Große sehr interessirte. Gerbert, später Papst Silvester II., kam durch sein astronomisches Wissen in so hohen Ruf, daß man fürchtete, er habe einen Bund mit dem Teufel geschlossen. Auch die Naturkunde der Alten (Aratus, Plinius, Hyginus) wird von den Mönchsschulen zu Rate gezogen. Und doch finden wir, daß das alles unter dem Einfluß der sonstigen Zeitströmung zu nichts als Unsinn benutzt wird. Denn am Ende dieser Periode, in einer Zeit, da Deutschland nach Janssen so glücklich war, verkündet der beste damalige Astronom Stöffler als Ergebnis seiner langen Berechnungen, daß eine zweite Sintflut in dem laufenden Jahre eintreten werde. Europa geriet natürlich in Bestürzung, in Frankreich wurden einige halb verrückt. Ein kaiserlicher General wollte die allgemeine Wanderung der erschreckten Bevölkerung dadurch regeln, daß er auf den Rat des gelehrtesten spanischen Schulhauptes ein allgemeines Nivellement der Erde veranstalten ließ. Aber es wäre auch das Alpenterrain doch einmal von der Sintflut erreicht worden, da sie ja ehemals nach der Bibel über die höchsten Berge ging. Endlich schlug ein Geistlicher Auriol, Professor des kanonischen Rechts, ganz einfach vor, sich nach Noahs Beispiel auf den Bau von Archen zu legen, damit nicht ganz Europa ausstürbe. Welch eine Verbindung von kritiklosem Unverstand mit Pietät gegenüber dieser kläglichen Wissenschaft!

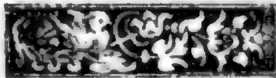
Noch ein andrer Gegensatz. In den Kloster- und Domschulen herrschte die eisernste Strenge. Die Hauptregentin der Schule, die Grammatik, hat in der einen Hand ein Radirmesser, in der andern die Geißel oder Peitsche. Stocktragende Aufseher, Circatoren genannt, gingen auf und ab, notirten die Erwachsenen, schlugen die Schüler und trieben sie mit der Rute nachts zwei Uhr aus den Betten zum Gottesdienst. In geschlechtlicher Bewachung war alles aufs Schönste geordnet, wenigstens mit peinlicher Bewachung bei Tag und Nacht. Und diese Schüler wurden bald nachher zu weitern Studien in andre geistliche Anstalten, z. B. zur Universität in Paris, entlassen. Wir werden erwarten, daß in der großen Masse dieser endlich freigewordnen künftigen Geistlichen und Äbte viele zu Grunde gingen, zumal niemand sie bis dahin zu wachsender Selbstbestimmung angeleitet hatte. Aber es geht über alle Erwartung, wenn wir bei Zeitgenossen lesen, daß unter den Augen der Bischöfe und geistlichen Professoren vor den zahlreich geduldeten Bordellen in Paris sich die Freudenmädchen an die Thüren stellten, die Domschüler von gestern in die Häuser zogen und für die selten vorkommenden Weigerungen der keuscheren jungen Leute keinen andern Erklärungsgrund hatten, als daß diese wohl Päderastie treiben müßten. Wir werden darin ohne Zweifel Übertreibung sehen. Wenn wir lesen, daß einer von diesen Studenten schreibt, der berühmte Wilhelm von Champeaux, ein großer Scholastiker zu Paris, lehre so schön, daß man glaube, es rede ein Engel vom Himmel und nicht ein Mensch, denn die Lieblichkeit seines Vortrages und die Tiefe seiner Gedanken übersteige alles Menschliche, wenn wir bedenken, daß die frömmsten Dominikaner und Franziskaner dort in Paris ihre bedeutende Wirksamkeit entfalteten, so kann es nicht so ganz schlecht mit dem allgemeinen sittlichen Geist an der Universität gestanden haben. Derb waren die Zeiten wohl, aber nicht durchgängig verkommen; man darf die Vaganten unter den faulen und verdorbenen Schülern jener Zeit, Goliarden genannt, so wenig zum Maßstabe der Gesamtheit machen, als ähnliche Auswürflinge unsrer Zeit. Der eigentliche Gegensatz zwischen hocherfreulichen und mitleiderregenden Erscheinungen des Mittelalters liegt überhaupt nicht sowohl auf dem moralischen Gebiete als auf dem des Erkennens und der Geschmackskritik, wie dafür schon typische Bilder Zeugnis abgelegt haben. Wenn man namentlich sieht, wie sich in sonst so blühenden geistlichen Schulstudien die Historiker der Zeit so sehr albern verhalten, allerdings auch Geistliche, aber meist die gebildetsten und erleuchtetsten Männer ihrer Klasse, so kommt man bald auf die tiefern Gründe des Mangels. Es war die Pietät gegen die heilige Geschichte, deren besonders farbigen alttestamentlichen Stoff sie dem Buchstaben nach für vollkommene Offenbarung hielten, verbunden mit einer völligen Unbekanntschaft mit den Gesetzen natürlicher und geistiger Entwicklung, daher kritikloses Hinnehmen aller Überlieferung und kritiklos schöpferisches Ausfüllen der Lücken in ihren Kenntnissen des Altertums. Diese tüchtigen Männer fanden es ganz

glaublich, die alte fabelhafte Königin Semiramis mit der Gründung von Trier in Verbindung zu bringen. Ein ausgezeichneter Historiker erzählt, daß in der Regierung des Wilhelm Rufus kurz vor dessen Ermordung drei Wochen lang aus einer Quelle Blut floß, daß vielen Normannen damals der Teufel in schrecklicher Gestalt erschien und über den König und andre Leute sich mit ihnen unterhielt. Interessant ist auch, wie die sehr gepflegte Vergillektüre von den Historikern benutzt wurde. Alle Völker sollten von den Trojanern ihre Abstammung haben; die Franzosen stammten von einem Francus, die Briten von Priamus und Äneas, oder auch von Brutus, der ein Sohn oder Großenkel von Äneas war. Paris war nach Paris, dem Sohne des Priamus, benannt, Tours war der Begräbnisplatz des Turonus, eines Trojaners; Troyes wies besonders deutlich auf Troja hin. Nürnberg ging nur auf Nero zurück, in dem Flusse Humber ist einmal Humber, ein König der Hunnen, ertrunken, daher der Name. Das alles bezeugt der gelehrte Matthäus von Westminster im dreizehnten Jahrhundert und einige ebenso bedeutende Zeitgenossen. Schlesien hieß nach dem Propheten Elias, von dem die Schlesier eben abstammten. Daß Zürich in Abrahams Zeit gegründet wurde, daß die Zigeuner von Abraham und Sarah abstammten, daß auch die Sarazenen von Sarah entsprungen waren, war die herrschende Meinung. Die Tataren stammten vom Tartarus ab, und daraus erklärte man auch, daß die Türken, die mit den Tataren identisch waren, so viel diabolischen Unfug verübten. Denn seit die Türken in dem altchristlichen Gebiet herrschten, hatten die christlichen Kinder leider zehn Zähne weniger als vorher bekommen. Das wurde noch im jetzigen Jahrhundert geglaubt.

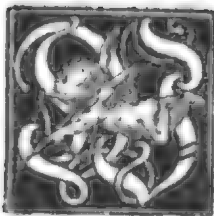
Ich sagte, daß man dieses Unglück erklärte, denn gewiß waren diese Gelehrten nicht gewillt, auf die Übung der Vernunft in jeder Beziehung zu verzichten. In unsern Tagen sind wir nicht geneigt, Thatsachen zu erklären, bevor sie als Thatsachen sichergestellt sind; wir sind eben kritisch geworden, sowohl hinsichtlich der zu erklärenden Thatsachen, wie derjenigen Thatsachen, die die Erklärung enthalten sollen. Das ist öfters sehr unbequem. Wie leicht erklärten die damaligen Gelehrten, warum Muhammed den Wein und das Schweinefleisch verboten hatte! Er hatte sich nämlich einmal berauscht und lag besinnungslos auf einem Dunghaufen; da hätte beinahe eine herumlaufende Schweinefamilie sein Leben gefährdet. Daher dies Doppelverbot, wie der berühmte Matthäus Parisiensis, ebenfalls im dreizehnten Jahrhundert, uns versichert. Auch die Ketzerei des Muhammed wird einfach erklärt. Dieser Prophet war nämlich einst Kardinal gewesen; weil es ihm aber nicht gelang, Papst zu werden, erfand er aus Verstimmung diese große Ketzerei des Islam. So wird alles begreiflich. Nach vielen Seiten ist dies angebliche Wissen des Matthäus von Westminster enorm; er erzählt z. B., wie es Sitte geworden sei, dem Papst nicht mehr die Hand, sondern den Fuß zu küssen. Eine Dame zweifelhaften

Rufes nämlich hatte einst (798) dem Papst nicht bloß die Hand geküßt und sie gedrückt, sondern ihm auch eine Liebeserklärung gemacht. Der Papst schnitt sich die infizirte Hand ab, und zum Beweis sieht man noch jetzt die vom Herrn unversehrt erhaltene Hand im Schatz der Lateran. So ist denn die Vorsicht erklärlich, nach welcher jetzt der Fuß des heiligen Vaters geküßt wird. Vom Lateran weiß der gelehrte Herr noch etwas Apartes; er leitet das Wort von latere (verborgen sein) und rana (der Frosch) ab. Nämlich der blutige Verfolger des Glaubens, Nero, brach einst einen mit Blut bedeckten Frosch aus, und den hielt er für seinen eignen Sohn und ließ ihn in einem Gewölbe eine Zeit lang verborgen leben. Auf diesem schauerlichen Platz ist später der Lateran erbaut worden.

Man kann diese Späße beliebig aus andern Quellen vermehren, aber es mag genug sein. Das Wichtigste ist, daß wir die beiden, so ungleich hervortretenden Seiten des Mittelalters nicht aus einander fallen lassen, sondern daß wir sie beide zugleich unsrer Anschauung vorhalten. Wenn Ranke an seine mittelalterlichen Vorgänger kam, hat er gewiß keinen großen Anstoß an ihrer Einfalt genommen. Er sah nicht bloß, was man ihren Büchern trotzdem verdankt, sondern er kannte auch hinlänglich den Bann der Zeit, dem sich niemand ganz entzieht, und wußte wohl, daß zu seiner Zeit doch immer der Mann erscheint, der den Bann zerbricht und zu höherer Entwicklung den Anstoß giebt.



Ein leider nicht unnötiger Wink.



Wie wir Gottlob wieder anfangen, an uns selbst und unserm Volkstum Freude zu haben, so, sollte man meinen, könnte es doch auch nicht fehlen, daß wir unserm Vaterlande, seinen Schönheiten, seinen Kunstschätzen, Baudenkmälern und sonstigen Sehenswürdigkeiten jetzt unsre volle Aufmerksamkeit zuwenden; umso mehr, als selbst in den Zeiten unsrer politischen Existenzlosigkeit der Rhein angeschwärmt, Harz und Schwarzwald gepriesen, die Nixe jedes Heilquells verherrlicht, der Reiz unsrer mittelalterlichen Städte und Burgen geschildert, kurz nichts versäumt worden war, um das Bewußtsein der hohen Naturschönheiten Deutschlands, die ja übrigens von andern Völkern neidlos anerkannt wird, in uns zu wecken und zu pflegen. Aber es ist damit gegangen, wie mit den um 1870 gehegten Hoffnungen auf eine gewaltige Belebung des epischen und historischen Sinnes

in unserm Volke. Hier wie auf dem von uns angedeuteten Gebiete ist die Wirklichkeit weit hinter den gehegten Erwartungen zurückgeblieben; deutsch-geschichtlicher Roman und vaterländische Dichtung sind in sehr einseitigen Anläufen stecken geblieben, und auch mit dem eifrigen Aufsuchen und Bekanntmachen dessen, was Deutschland in allen seinen Winkeln schönes bietet, ist es bis jetzt nicht weit gekommen. An „Anläufen" hat es freilich auch hier nicht gefehlt. Verschiedne unsrer illustrirten Blätter haben sich dankenswerte Mühe gegeben, auf diese und jene halbverklungene Stadt, auf allerhand geschichtliche Denkmäler in reizender Umrahmung, ja auf ganze Thäler und Landschaftsgebiete von eigenartiger Schönheit „in Wort und Bild" aufmerksam zu machen, und haben hiermit, wie wenigstens wir nicht anders wissen, stets großen Anklang gefunden. Jetzt aber scheint ihnen seit längerer Zeit der Stoff ausgegangen zu sein oder sich doch auf gewisse Hochgebirgs-Szenerien zu beschränken. Und doch will es uns scheinen, als sei zu einer planmäßigen Ausbeutung dieses geradezu unerschöpflichen Stoffes noch nicht einmal der Anfang gemacht, ja als müsse sich für dessen sachgemäße Behandlung erst eine eigne Technik ausbilden.

Man hat früher viel davon gesprochen, daß der Nord- und der Süddeutsche sich nicht lieben, weil sie sich nicht kennen. Man kann diesen Satz noch sehr bedeutend verallgemeinern; schon die Bewohner benachbarter Provinzen kennen und würdigen einander nicht sonderlich und hegen vielfach allerhand recht seltsame Vorurteile gegeneinander. Und wenn wir die Sache ganz bei Lichte betrachten, so werden wir finden, daß auch die Verhältnisse und Eigentümlichkeiten der Bewohner unsrer eignen Provinz uns nicht sehr geläufig sind. Nun, das alles war begreiflich und entschuldbar, so lange es nicht nur keine Eisenbahnen und sehr vielfach nicht einmal gute Straßen gab, so lange auch die politische Grenze so viele Hindernisse oder doch Unannehmlichkeiten in den Weg legte. Auch ist kein Wort darüber zu verlieren, wenn Franzosen und Italiener es grundsätzlich ablehnen, sich die Mühe persönlicher Studien in ihrem Heimatlande zu machen. Wir Deutschen aber sollten doch wirklich, nachdem uns jetzt kein Hindernis mehr entgegensteht, uns der herrlichen, gerade zu kleinen Reisen so außerordentlich einladenden Heimat freuen und uns ihre verborgensten Reize zu eigen zu machen suchen. Wie viel Interessantes, wie viel Schönes bietet sie nicht! Wir kennen ein winziges, einsames, weitab von jedem Verkehr gelegenes Städtchen in wundervoller Umgebung, mit Schloß und Burgruine, mit dem Denkmale eines berühmten Mannes auf dem Markte, Hauptort einer Enklave und infolge dessen als eine Art kleiner Hauptstadt zu betrachten, ohne Gemeindesteuern, einen sehr trinkbaren Wein hervorbringend, der nur nicht versandt werden kann, weil er sonst — blau wird. Wir kennen ein andres Städtchen an einem stattlichen Strome Mitteldeutschlands, auf ansehnlichem Hügel über ihm sich darstellend, einen Roland am Rathause, von Verkehr kaum eine Spur, weil es keine Eisenbahn hat, dabei aber nicht nur billig, sondern auch behaglich

und bequem. Wir kennen eine Gegend, wo die Städtchen nicht etwa nur paarweise (das kommt häufig vor), sondern truppweise in Entfernungen von einer halben bis dreiviertel Stunde beisammenliegen, und zwar nicht armselige Nester, sondern wohlhabende, belebte Orte, die allerhand lokale Bedeutsamkeiten aufweisen. Wir kennen Orte, die kaum als Städtchen, sondern wohl nur als Flecken bezeichnet werden können, die aber dennoch in ihrer Art kleine, selbständige Kulturmittelpunkte bilden. Wir kennen wieder ein andres Städtchen, welches heute noch vollständig so aussieht wie etwa zur Zeit des Bauernkrieges. Wir kennen auch Eulennester der wunderlichsten Art; unten am Berge liegt ein schönes, wohlhabendes Dorf, oben auf dem Berge liegt ein Haufe von Ruinen, Häuschen, Ställen, Schuppen und Scheunen, der sich Stadt schimpfen läßt. Ja, Deutschland ist reich an dergleichen Örtlichkeiten, die dabei meistens mit einer landschaftlich wenigstens anziehenden, recht oft auch mit einer großartig schönen Lage ausgerüstet sind, und wer sucht, der wird fast in allen Teilen Deutschlands derartiges finden.

Man glaube nicht, wir wollten hier nur auf solche einzelne Punkte, die doch eigentlich mehr als Kuriositäten anzusehen seien, hinweisen, und seien im Grunde doch, wie die meisten Leute, der Ansicht, daß die einmal berühmten, gleichsam approbirten Zielpunkte unsrer Reisen innerhalb Deutschlands in Wirklichkeit so ziemlich alles Besuchenswerte darstellten. Wir möchten gerade im Gegenteil die Behauptung aufstellen und vertreten, daß fast in jedem Teile Deutschlands die Gelegenheit zu Fußreisen und sonstigen kleinen Ausflügen, ohne daß man sich dabei an See- und Mineralbäder und dergleichen Punkte zu halten braucht, reichlich vorhanden sei. Auf diese das Publikum aufmerksam zu machen, sollte die Presse als ihre Aufgabe betrachten. Und hier möchten wir zu unsrer Mahnung ansetzen, doch den mit jenen Schilderungen und Illustrationen, deren wir eingangs erwähnten, betretenen Weg in planvollerer Weise und in etwas großartigerer Auffassung weiter zu verfolgen.

Wir behaupten: es giebt in Deutschland mehrere hundert an Naturschönheiten überreiche, mit hübschen Städtchen, Schlössern, Ruinen, Klöstern, je nachdem auch mit stattlichen Dörfern und blühenden, üppigen Gefilden ausgerüstete Fluß- oder Flüßchenthäler, oder in andrer Weise ein größeres Ganze bildende Gaulandschaften, von denen das große Publikum einfach nichts weiß, für deren illustrirte Schilderung sich aber nicht nur die Bewohner, sondern auch sehr viele andre Leute begeistern würden. Es kann uns natürlich nicht einfallen, hier eine Aufzählung aller der Landschaften, die wir im Auge haben, machen und dadurch die Richtigkeit unsrer Zahl beweisen zu wollen; wir sind überzeugt, daß jeder Kenner von Land und Leuten unsre Zahl ohne weiteres als eine keineswegs übertriebene anerkennen wird. Aber einige Beispiele, und zwar sowohl aus touristisch wenig besuchten Teilen Deutschlands wie aus

Gegenden, die sehr in der Nähe eines der großen Touristengebiete liegen, aber doch fast unbekannt sind, wollen wir im nachstehenden geben.

Wer weiß etwas davon, daß es in der Rheinprovinz außer dem Rhein und allenfalls Mosel und Nahe, sowie außer dem Siebengebirge noch andre schöne und besuchenswerte Gegenden giebt? Wer weiß etwas von dem waldfrischen Siegthale mit dem reizenden, neuerdings als „Sommerfrische" bei den Kölnern in Aufnahme kommenden Eitorf, oder gar von dem rauhen, aber an Schönheiten wahrlich nicht armen Gebiete, dem die rauschenden Bergschwestern Agger und Sulz entströmen? Wer hat je von dem obern Thale der Roer (sprich Ruhr) mit dem reizenden Nideggen, wer vom Nettethal zwischen Andernach und Mayen, wer von den schönen Waldthälern der untern Eifel bei Stolberg, denen die Quellbäche des Indeflüßchens angehören, wer auch von dem Thale der Wied, wenn er nicht gerade in Neuwied wohnt, etwas vernommen? Oder, um einmal ganz andre Gesichtspunkte zu berühren, wem ist der Reichtum an alten, großenteils sehr sehenswerten und eine wahre Musterkarte von baulich oder geschichtlich Merkwürdigem darbietenden Adelssitzen bekannt, den das Jülicher Land aufzuweisen hat? Wer hat je gehört von den reichen Städtchen und den stattlichen Gutshöfen der „Gillbach," dieses üppigen Stückchens Erde zwischen dem Kölner und dem Jülicher Lande? Vom Laacher See erinnert man sich wohl gehört zu haben, und seit das treffliche kleine Bad Neuenahr entstanden ist, wird auch das in seiner Art sehr hervorragendes leistende Ahrthal mit den freundlichen Städtchen Ahrweiler und Altenahr zuweilen besucht; aber von den zahlreichen Seitenthälern der Mosel, dem hochromantischen Elzthale, den Thälern der Alf, der Lieser und der Kyll, die alle so viel Schönes und so manche interessanten Städtchen und Punkte darbieten, weiß wieder kein Mensch etwas. Daß man es mehr für den Gelehrten als für den Touristen lohnend findet, die merkwürdigen kreisrunden „Maare" der Eifel aufzusuchen, und daß man überhaupt von den rauheren Teilen der Eifel gern wegbleibt (auch dann, wenn, wie z. B. bei dem Städtchen Gerolstein, ein Besuch sehr lohnen würde), mag hingehen; aber das merkwürdige und dabei recht hübsche Fabrikthal des Güldenbaches, weiter oben gegen Kreuznach hin, sollte doch weitere Kreise interessiren, und seine Mittelpunkte: Rheinböllen mit dem berühmten Puricellischen Hüttenwerk und Stromberg sind wahrlich sehenswert genug. Dann kommt die Nahe, die man ja wohl bis Kirn oder Oberstein hinauffährt; aber wer durchwandert das bei Staudernheim einmündende allerliebste Thal des Glanflüßchens mit Odernheim und der kleinen alten Hauptstadt Meisenheim, einem der behaglichsten Nester, die sich auftreiben lassen, oder wer dringt ein in das heimliche, waldreiche Thälchen des Simmerbaches bis zu dem netten, äußerst reizend gelegenen Städtchen Gemünden oder gar bis Simmern mit seiner sehenswerten Gruftkirche?

Der Leser sieht, daß schon die Rheinprovinz allein, die man doch in touri-

stischem Sinne für ziemlich „abgegrast“ hält, noch eine große Menge wenig bekannter und doch durchaus lohnender, der Beschreibung wie dem Stift des Zeichners reiche Ausbeute bietender Orte und Gegenden giebt. Aber nehmen wir ein noch auffallenderes Beispiel aus einem deutschen Lande, wo das Kleintouristentum und das Interesse an einheimischen landschaftlichen Schönheiten von jeher in besonders hoher Blüte gestanden hat: aus Württemberg.

Da sind zwei kleine Flüsse, beide eine überaus reizvolle und an Schlössern und bemerkenswerten Städtchen (darunter eine höchst sehenswerte alte Reichsstadt) ungemein reiche Thal-, Berg- und Waldlandschaft durchströmend, immer nur durch wenige Stunden interessantester Hügellandschaft von einander getrennt, dann kurz vor der Einmündung in den größern Fluß, unweit einer großen und berühmten, von Touristen überschwemmten Stadt sich vereinigend. Wer weiß etwas von ihnen? Wer hat je von den Thälern des Kochers und der Jagst, wer von Ingelfingen, Künzelsau, Öhringen, Waldenburg, Möckmühl, Jagsthausen gehört? Nun ja doch — der beiden letztern Namen erinnert man sich vom „Götz von Berlichingen“ her, und nun fällt es einem auch ein, daß man von Hall am Kocher doch wohl hat reden hören. Ist es nicht merkwürdig, daß sich von Heilbronn nicht auch ein kleiner Zug des Fremdenverkehrs diesen, freilich abgelegenen und zum überwiegenden Teil der Eisenbahnverbindung noch entbehrenden, aber eben darum — wenigstens für den rüstigen Fußwanderer — manche Vorteile und Annehmlichkeiten bietenden Thälern und Höhen der alten Hohenlohischen und Löwensteinischen Gebiete zuwendet? Es ist eben nicht Mode, und man hat sie noch niemals abgebildet und besprochen gesehen. Da liegt's! Ähnliches ließe sich auch noch aus einem andern Teile Württembergs, nämlich aus Oberschwaben, aus dem Lande der rauhen Alp und dann gegen den Bodensee zu berichten, aber es mag genug sein.

Nur noch ein Beispiel aus — der Mark Brandenburg. Nun, da giebt's doch nach der Meinung vieler Leute sicherlich in landschaftlicher Hinsicht und auch in Bezug auf Reiz und bauliche Merkwürdigkeit der Städte außer Berlin und Potsdam nichts zu holen. Welcher Irrtum! Wie reizend und interessant ist das alte Brandenburg mit seinem Marienberg, wie angenehm ist nicht die Lage Krossens und andrer Städte! Aber beschränken wir uns wieder auf ein größeres, zur Beschreibung und Illustrirung unsern Blättern zu empfehlendes Gebiet: die sogenannte märkische Schweiz, mit andern Worten die südlichen, nördlichen und östlichen Ränder der Hochebene, welche sich nordöstlich von der Spree gegen die Oder zu erstreckt. Außerhalb der Provinz Brandenburg weiß man von diesem Gebiete so viel wie nichts und nimmt jedenfalls an, daß der Besuch schwerlich der Mühe lohne. Nun, wir wollen ja auch nicht behaupten, der Rheinländer und Süddeutsche sollten eigens nach der märkischen Schweiz reisen; aber die Leute im Nordosten sind doch auch da, und wir meinen, daß jede deutsche Landschaft ihre, wenn auch bescheidenen Reize kennen und pflegen

sollte. Mit der märkischen Schweiz ist es aber wirklich so schlimm nicht. Neustadt-Eberswalde, Falkenberg, das Bad Freienwalde, dann auf der Südseite gegen Berlin hin das Städtchen Buckow mit seiner ungemein mannichfaltigen Umgebung — das sind Punkte, die auch der Weitgereiste sich gefallen lassen kann. Es ist schließlich alles „kurz beisammen,“ d. h. es läßt sich das, was das Aufsuchen lohnt, auf eine nicht allzu große Menge von Punkten zurückführen. Aber soll man sich darum nicht dessen freuen, was man hat?

Vielleicht lächelt mancher Leser über unsern Eifer, wenig bekannte Gegenden und unbedeutende Städtchen dem Interesse des großen Publikums aufdrängen zu wollen. Es ist wahr, daß wir persönlich lieber in einer Gegend zweiten und dritten Ranges mit einer gewissen Behaglichkeit umherschweifen, statt in einer Gegend ersten Ranges nur ein Glied in dem großen Schwarme zu sein und von Punkt zu Punkt eigentlich mehr umhergereist zu werden als zu reisen. Das wird aber manchem andern auch so gehen. Ferner ist es richtig, daß wir eine gewisse Schwäche für weltvergessene, dabei aber der eignen Individualität nicht entbehrende kleine Städte haben. Aber wir glauben, die meisten Leute wissen garnicht, was für köstliche Nester es unter diesen Städtchen giebt, sonst würden ihrer gar viele unsern Geschmack teilen. Wahrlich, nicht selten findet sich in denselben alles beisammen, was des Menschen Auge, Herz und Gaumen erfreuen kann; auch der Geist geht nicht leer aus. Gemeiniglich vermißt man nur Dinge, deren man satt und übersatt ist.

Darum zweifeln wir garnicht, daß eine systematische Befassung mit diesen Dingen auch den Blättern selbst das Umhersuchen nach schönen Punkten und interessanten Städtchen sehr bald zu einem lieben, herzerfreuenden Geschäfte machen würde. Sollte denn wirklich die Wiedergabe vaterländischer Landschafts- und Städtebilder ihnen selbst nicht angenehmer sein als die, neuerdings aufkommende Darstellung von „Phantasielandschaften“ mit Phantasiemenschen in Phantasiekostümen aus modernen Opern? Wir glauben, daß der Kreis ein sehr beschränkter ist, der den betreffenden Blättern dergleichen dankt; aber wir sind überzeugt, daß nicht nur die Bewohner der betreffenden Gegenden, sondern auch eine sehr zahlreiche Klasse von Lesern ihnen danken würden, wenn sie ein Bild nach dem andern aus unsern heimischen Gauen aufrollten — je mehr aus der Verborgenheit, desto besser!





Russische Skizzen.

Von Otto Kaemmel.

Es wird uns Deutschen gelegentlich zum Vorwurf gemacht, daß wir von unserm östlichen Nachbarreiche ungefähr ebensowenig wüßten, wie die Franzosen von uns. Das ist nicht ganz richtig und wäre, wenn es richtig wäre, auch nicht ganz unbedenklich, weil es uns in Illusionen wiegen könnte, die des thatsächlichen Grundes ebenso entbehren, wie etwa die unsern Nachbarn jenseits des Wasgaus scherzweise zugeschriebene Vorstellung, daß die Deutschen von Bier, Sauerkraut und Tabak leben. Aber unzweifelhaft ist doch, daß der reiselustige Deutsche nur sehr selten die Versuchung empfindet, Moskau oder St. Petersburg zu besuchen, obwohl dort vielleicht in mancher wichtigen Beziehung für ihn es ebensoviel zu lernen gäbe, wie in London oder Paris. Die großen Entfernungen, die vorausgesetzte landschaftliche Reizlosigkeit und nicht zum mindesten die Schwierigkeit der Sprache schrecken ab. Und doch wäre die Frage, ob es nicht für den oder jenen unter den gebildeten Deutschen, die alljährlich in der Schweiz in Natur, in Italien daneben auch in Kunst schwelgen, am Platze wäre, nach der Weise der guten alten Zeit einmal zu reisen, nicht um für beide gewohnheitsmäßig zu schwärmen, sondern mehr um Land und Leute eines Reiches kennen zu lernen, dessen Wichtigkeit für uns immer eine sehr bedeutende gewesen ist und eher zu- als abnimmt. In solcher Erwägung und der liebenswürdigen Einladung einer deutschen Familie folgend, unternahm der Schreiber dieser Zeilen seine Sommerfahrt nach Rußland.

Der Zweck der folgenden Seiten ist es natürlich nicht, dem übrigens vortrefflichen Bädeker über Rußland nachzuschreiben oder irgend etwas Vollständiges im Stoffe oder ein maßgebendes Urteil zu geben; es handelt sich lediglich um persönliche Beobachtungen auf einem sehr beschränkten Gebiete des

ungeheuern Reiches, die Kundigeren vermutlich vielfach Anlaß zu Berichtigungen und Ausstellungen bieten werden.

Manche Gründe, insbesondre der Gedanke, die nordische Hauptstadt von ihrer schönsten Seite, von der See her, zuerst zu sehen, sprachen für die Seereise von Stettin aus. Seit der Vollendung der Eisenbahn ist diese früher so viel benutzte Linie wenig mehr beliebt, weil die meisten Reisenden die Fahrt auf der unruhigen Ostsee scheuen; wer diese Furcht nicht teilt, wird auf den Schiffen der „Neuen Dampferkompagnie“ in Stettin billige Fahrt, gutes Unterkommen und vortreffliche Verpflegung finden, obwohl sie, da der Personenverkehr so sehr abgenommen hat, diesen nicht mehr als Hauptsache betrachten können, sondern wesentlich auf Frachten angewiesen sind. Trotzdem stellte der wackere Kapitän unsers guten Schiffes „Magdeburg,“ 650 Tonnen, des besten der Gesellschaft, seiner kleinen Reisegesellschaft — nur neun Personen — in Aussicht, daß er, günstiges Wetter vorausgesetzt, uns in dreiundeinhalb Tagen nach Petersburg bringen werde, denn sein Dampfer machte etwa zehn Knoten in der Stunde. Es war an einem Sonntage des Juli 1886, früh vier Uhr, als der „Magdeburg“ an der Silberwiese gegenüber dem Stettiner Bahnhof die Anker hob. Langsam glitt er durch die sich öffnenden Aufzugbrücken, dann die breite, dunkle Oder hinab. Es war kühl und frisch. Im grauen Morgenlichte zogen die riesigen Werkstätten des „Vulkan,“ die reizenden, grünen, villenbekrönten Uferhöhen von Frauendorf und Bredow vorüber, während zur Rechten flaches Wiesenland und der Dammsche See sich dehnt. Allmählich wurde auch das linke Ufer flacher, der Strom breiter; vor dem Buge des Dampfers öffnete sich jenseits des roten Feuerschiffes die fast uferlose Fläche des Haffs, auf dessen bewegten, kurzen Wellen die kleinern Fahrzeuge tanzten, während der „Magdeburg“ unbeweglich blieb. Allmählich stiegen halb zur Rechten die ragenden Strandhügel von Wollin, die Lebbiner Berge, auf, mehr links die flacheren, grünen Ufer von Usedom. Durch die 1880 eröffnete „Kaiserfahrt,“ den Kanal, der die Windungen der Swine erheblich abkürzt, gelangte der Dampfer rasch in die breite Fläche des Stromes vor Swinemünde und legte gegen $^3/_4$9 Uhr am Bollwerk an, um der Zollabfertigung zu harren. Ein heiteres, freundliches Bild entfaltete sich vor uns wie zum Abschiedsgruß. Im hellen Sonnenscheine lag links die Stadt im Grün ihrer Gärten voll bunten, fröhlichen Sonntagslebens; flaggengeschmückt kam Dampfer auf Dampfer auf den glitzernden Wellen der Swine herab und entlud seine dichtgedrängten Fahrgäste auf das Bollwerk, denn eine große Segelregatta stand für den Nachmittag in Aussicht. Doch fehlte diesem Friedensbilde nicht der Ernst. Durch das sonntäglich heitere Gewühl zog festen Schrittes eine Abteilung Matrosen der kaiserlichen Marine in ihrer kleidsamen Tracht zur Kirche, und gegenüber am rechten Ufer lag in schweigender Ruhe ein kleines Geschwader unsrer Kriegsflotte vor Anker, die Korvette „Ariadne,“ das Kanonenboot „Brummer“ und der Aviso

„Blitz“ mit zwölf flinken Torpedobooten; aus den schwarzen Wandungen der Fahrzeuge blitzten die blanken Geschütze, und an der Gaffel flatterte die Kriegsflagge des Reiches.

Inzwischen waren die Zollbeamten befriedigt worden, wir konnten „ausklariren,“ gegen $1/_2$10 Uhr. Das lebhafte Spiel des Windmessers auf dem Lootsenhause vor uns ließ keineswegs auf ruhige See schließen, und sobald der „Magdeburg,“ langsam zwischen den Molen am Leuchtturme vorübersteuernd, den Lootsen in das Boot entlassen hatte, das stark arbeitend seitlängs kam, dehnte sich vor uns die blaue See, rechts und links noch umrahmt von der hohen Waldküste von Usedom und Wollin, von der die hellen Häuser hier Misdroys, dort Ahlbecks und Heringsdorfs herüberglänzten, und an ihrem flachen Sandgestade immer und immer wieder heranrollend, die weißen Linien ihrer schaumgekrönten Wellen. Jetzt verlor auch unser Dampfer seine Ruhe; die kurzen Wellen der Ostsee hoben und senkten ihn, bald setzte er Segel und schlug stampfend seine Bahn nach dem Norden ein. Der Mittagstisch war deshalb nur spärlich besetzt.

Gegen zwei Uhr versank die deutsche Küste, und ringsum dehnte sich in scheinbarer Unendlichkeit das blaue, wogende, weißschäumende, im Sonnenlichte blitzende Rund der offenen See unter der ungeheuern Glaskuppel des wolkenlosesten Himmelsgewölbes. Zwei Stunden später kamen im Westen die steilen Felswände von Bornholm in Sicht; als sie versanken, waren wir wieder allein mit dem Himmel und dem Meere. Prachtvoll sank im Westen die Sonne; doch die Nacht brachte keine Verminderung der Seebewegung; das Schiff stampfte und rollte stark; erst gegen Morgen gewann es ruhigere Fahrt, denn wir waren unter Gothland, das langgestreckt wie ein riesiger Wellenbrecher dem Westwinde sich entgegenlegte. Deutlich konnten wir den flachen, sandigen Strand, den dunkeln Waldstreifen darüber, die roten Dächer, die spitzen Kirchtürme einzelner Ortschaften erkennen, sogar den schwedischen Bergungsdampfer, der an dieser, insbesondre bei Nebel gefährlichen Küste stets in Bereitschaft liegt. Wie einsam freilich liegt sie heute gegenüber den Tagen der Hanse, da diese Küsten der Sammelplatz aller seefahrenden Völker des baltischen Meeres waren! Sobald wir gegen zwei Uhr vorüber waren und nun nordöstlich wieder in die offene See hinausgingen, begann unser Dampfer wieder stark zu arbeiten, doch der Wind blieb günstig, der Himmel hell, unter vollen Segeln glitten zahlreiche Schiffe lautlos an uns vorüber, und wieder sank die Sonne in strahlender Klarheit in die See.

Als ich am dritten Tage früh fünf Uhr an Deck kam, lief das Schiff ganz ruhig, dafür hüllte uns grauer, kalter Nebel ein, sodaß wir keine zwei Schiffslängen vor uns sehen konnten, „grau das Wasser, grau die Luft“; das war der übliche Gruß der jetzt unfernen klippenstarrenden Insel Dagö. In halber Fahrt schlich der Dampfer durch das mißfarbene Wasser, und von fünf zu fünf

Minuten heulte die Dampfpfeife. Ein unbehaglicher Zustand und die Verzweiflung unsers wackern Kapitäns, der nun an Zeit wieder zu verlieren fürchtete, was er in den beiden ersten Reisetagen durch rasche Fahrt gewonnen hatte. Indes gegen neun Uhr sank die Nebelhülle fast plötzlich, und wieder wölbte sich hellblau über uns die Himmelskuppel, diesmal über einer fast bewegungslosen See, die um uns sich dehnte, nur leise wogend wie eine weiche, blaugraue Atlasfläche, an ihren Rändern mit dem Himmelsdome unmerklich verschmelzend in feinem Dunst, und glühend brannte die Sonne. Ein prachtvoller Tag! Das herrliche Wetter nach zwei Tagen stark bewegter See, die Aussicht auf baldige glückliche Beendigung der Reise versetzte alles in die behaglichste Stimmung. Fast beständig war die ganze kleine Gesellschaft auf der Kapitänsbrücke versammelt, schwatzend und in die Ferne spähend. Manches Interessante kam dabei zu Tage. Da hatte der eine, ein Petersburger, auf einem Dampfer der sogenannten freiwilligen Flotte die Reise von Odessa durch den Suezkanal um ganz Asien herum bis Wladiwostok und zurück gemacht, unser Steuermann aber das Jahr zuvor die drei großen chinesischen Panzerschiffe, die der „Vulkan“ gebaut, mit nach China bringen helfen; in kurzer, bestimmter und doch bescheidener Weise hob er dabei die ausgezeichnete Seetüchtigkeit dieser Kolosse gegenüber den absprechenden Urteilen englischen Konkurrenzneides hervor. Dazwischen fesselten auftauchende Segel oder Küstenpunkte die Aufmerksamkeit. Die finnische Küste zwar blieb völlig unsichtbar; nur ein meilenweit in die See hinaus verankertes Feuerschiff (von Kalbaden) deutete einmal die Nähe an. Dagegen hoben sich rechts im Süden einzelne Punkte der hohen esthnischen Küste, im feinen, flimmernden Dunst leicht verschleiert: die lange Insel Nargö vor Reval, dann der dicke, rote Leuchtturm von Kockschär mit einem Streifen esthnischen Festlandes, am Nachmittage der Leuchtturm von Eckholm. Die zunehmende Enge des Fahrwassers verriet sich aus der zunehmenden Zahl der Fahrzeuge: gegen Mittag ging, von Kronstadt kommend, die dänische Korvette „Heimdal“ an uns vorüber. In der siebenten Abendstunde tauchten aus der lichten, wogenden Fläche gerade vor uns am östlichen Horizont die zackigen Höhen der Insel Hogland auf, die, fast mitten im finnischen Meerbusen gelegen, das Fahrwasser beherrscht. Während sie allmählich höher und höher sich heraushoben und sich endlich an der Basis vereinigten, färbte sich der Westhimmel mit Purpur, in glühendem Rot versank hinter uns die Sonne in die See, und purpurne Lichter zitterten in breiten Streifen über die stille, hellblaue Wasserfläche. Zahlreiche Dampfer kamen uns jetzt entgegen und zogen lange, dunkle Rauchstreifen in der fast bewegungslosen Luft hinter sich her, während einzelne Segler, obgleich sie alle Leinwand gesetzt hatten, fast auf derselben Stelle zu verharren schienen. Es war neun Uhr, als wir Hogland an der Südseite passirten. Als hohe, dunkle, bewaldete Masse dehnte die Insel sich vor uns aus, nur zwei Leuchtfeuer, die auf ihr aufblitzten, verrieten

Leben. Noch eine halbe Stunde später war es so hell, daß die feinste Schrift deutlich zu lesen war. Denn noch stand dunkel die Abendröte im Westen, im Osten aber stieg langsam der Mond empor. Der ganze Zauber nordischer Sommernacht umfing unser Schiff, das jetzt einsam seine Straße zog.

Der nächste Morgen, der vierte Reisetag, sah uns angesichts von Kronstadt. Der weithin sichtbare, dicke, weiße Leuchtturm von Tolbuchin auf seiner kleinen Insel lag schon hinter uns; um fünf Uhr hatten wir das Kronstädter Feuerschiff vor uns, das uns soeben seinen Lootsen entgegenschickte, links lag langgestreckt die niedrige Sandinsel Kotlin, die Kronstadt trägt, weiter hinaus blaute die Küste von Finnland, rechts hob sich das grüne Waldgestade von Ingermannland. Nun rückten näher und näher die mächtigen Forts, welche die Rhede von Kronstadt schützen, die neueren niedrig und unscheinbar, aber doch weit gefährlicher als die hochaufgetürmten Bollwerke Peters des Großen, aus rotem Granit, die aus drei Stockwerken Feuer speien. An mehreren Kriegsschiffen vorüber — unter ihnen die österreichische Fregatte „Donau“ —, die in eherner Ruhe vor Anker lagen, ging unser Dampfer auf die Rhede und warf gegen sechs Uhr Anker inmitten eines ganzen Geschwaders andrer Fahrzeuge unter russischer, deutscher, schwedischer, dänischer und englischer Flagge. Während wir wie sie die Zollbeamten erwarteten, blieb uns Zeit, unsre Umgebung zu mustern. Gerade vor uns ragte hinter mächtigen Steindämmen aus finnischem Granit der Mastenwald des Kaufhafens hervor, ihm gegenüber weit draußen auf der Rhede lag die kaiserliche Jacht „Derschawa“ (das Reich), ein mächtiger Raddampfer mit brauner Mahagonibeplankung und zwei auffallenden weißgelben Schornsteinen; im Süden schimmerte mit weißen Villen und grünen Gärten Oranienbaum herüber. Währenddem erschienen die Zollbeamten, endlich auch als der erste offizielle Vertreter des mächtigen Reiches, in dessen Bannkreis wir uns nunmehr befanden, der Gensdarmerieoberst von Kronstadt in eigner Person, im weißen Sommerrock der russischen Offiziere, um uns die Pässe mit dem Vermerk, daß nichts unserm Eintritt entgegenstehe, zurückzugeben. Um $\frac{1}{2}$11 Uhr ging der „Magdeburg“ wieder Anker auf. Während nun am südlichen Gestade die langen, hellen Fronten des Schlosses von Peterhof mit den vergoldeten Kuppeln zweier Pavillons inmitten zahlloser Villen und Gärten auf dem hohen Uferrande sich entfalteten, spähten wir doch alle gespannt nach vorn, denn dort mußte Petersburg vor uns aufsteigen. Doch über der Stadt lag eine graue Wolkenschicht; erst als wir uns dem Seekanal näherten, da traten über dem flachen, grünen Gestade die Türme und Kuppeln der nordischen Hauptstadt hervor: die fünf spitzen Kuppeln von Mariä Verkündigung, der schlanke Turm der Festungskirche, vergoldet wie jene, endlich alles beherrschend und wie eine Sonne flammend die riesige, herrliche Renaissancekuppel von St. Isaak. Es war zwölf Uhr, als unser Dampfer, langsam durch den Seekanal gleitend, der jetzt auch schweren Schiffen den Zugang gestattet, draußen im Südwesten

der ungeheuern Stadt, im neuen Gutujewskijhafen vor Anker ging. Wir waren wirklich in Petersburg, und noch war es mir wie ein Traum.

Das nächste Bedürfnis für den Ankömmling in einer großen, fremden Stadt ist, nachdem er festgestellt hat, wo er sein Haupt hinlegt, das der Orientirung. Da Petersburg ganz flach liegt, nur fünfzehn Meter über dem Meere, so ist das beste Mittel, sich einen Überblick zu verschaffen, die Besteigung der Isaakskuppel. Da liegen sie zu unsern Füßen, die breiten, geraden, lebensvollen Straßen und Plätze der ungeheuern Stadt, Dutzende von Kuppeln und Türmen der verschiedensten Formen und Farben, die gewaltige Newa mit ihren Granitquais und Palastreihen und Brücken und Schiffen, jenseits, kurz nachdem sie sich in die Newa und Newka gespalten, die Festung mit dem spitzen, vergoldeten Turme der Peter-Pauls-Kathedrale, darüber hinaus nach Norden und Westen die grünen Inseln, weiter nach Westen das Meer und im Dufte verschwimmend die hohen Küsten Finnlands und Ingermannlands. Der Hauptteil der Stadt, die sogenannte große Seite, zieht sich südlich von der Newa hin, jenseits liegt noch vor ihrer Trennung in mehrere Arme die Wiborger Seite, nördlich der Festung die Petersburger Seite, nach der Peter-Pauls-Festung so genannt, zwischen der kleinen Newa und der großen Newka, endlich zwischen der großen und kleinen Newa Wassily Ostrow. Vier Kanäle durchschneiden von Westen nach Osten, von der Newa aus gespeist, die große Seite, die Mojka, der Katharinenkanal, die Fontanka und der Umfassungskanal, und drei mächtige Straßenlinien, der Newskijprospekt, die Gorochowaja (Erbsenstraße) und der Wosnesenskijprospekt, durchschneiden sie radienförmig von der Admiralität aus landeinwärts. Ungeheure Ausdehnung, sehr breite, gerade Straßen, riesige Plätze sind für ganz Petersburg charakteristisch; im einzelnen aber tragen die verschiedenen Stadtteile ein äußerst verschiedenes Gepräge, stellen im ganzen ein Gemisch westeuropäischer und nationalrussischer Züge dar, das namentlich dann sehr überrascht, wenn man mit der Anschauung hinkommt, Petersburg sei im wesentlichen, was andre europäische Großstädte auch sind. Nationalrussisch ist der Eindruck der entlegenen Vorstädte: meist hölzerne, ein- oder zweistöckige Häuser, grell, rot, blau, gold bemalte Firmen, zahllose Kneipen, meist mit der Aufschrift: „Porternaja" (Bierhalle) oder „Traktir" (Traiteur) oder „Rejnskij Pogreb" (eigentlich „Rheinischer Keller," also Weinstube, thatsächlich Branntweinschänken niedrigster Gattung), ungepflasterte, schlecht gehaltene, schmutzige oder staubige Straßen, hölzerne Fußbahnen an den Häusern hin, mächtige Fabriken, im Süden auch große Bahnhöfe sind ihnen charakteristisch. Je mehr man sich der Newa nähert, desto europäischer, prächtiger gestaltet sich alles: breite Straßen zwischen stattlichen, oft riesigen Gebäuden, prachtvolle Denkmäler, schöne, vortrefflich gehaltene öffentliche Gärten. Manches freilich bleibt auffällig; die Straßen haben zwar fast stets breite, schöne Trottoirs, aber das Pflaster ist fast immer sehr schlecht, das Holzpflaster selten und meist abge-

nutzt, daher in ewiger Ausbesserung begriffen, das Eisenpflaster haltbarer, aber für den Fahrenden eine schreckliche Erfindung. Die bessern Privathäuser sind alle sehr weiträumig und meist auch solid hergestellt, mit breiten, bequemen Treppen, hohen Zimmern, starken Mauern. Die öffentlichen Gebäude aber, Kirchen und Klöster, Paläste, Kasernen und Schulen imponiren nicht nur durch ihre Größe, sondern auch durch ihre architektonischen Verhältnisse und ihre Ausschmückung, aber sie zeigen fast niemals, seltene Ausnahmen abgerechnet, echtes Material, sondern gewöhnlich Kalktünche, die „Kronsgebäude“ obendrein ein helles Ziegelrot, und da dieser Anstrich aller paar Jahre erneuert wird, so sehen sie entweder ganz neu oder schadhaft aus. Es fehlt ihnen sozusagen die historische Patina, die ganze Stadt hat etwas amerikanisches. Die Bauformen freilich sind ganz überwiegend die des abendländischen Barock oder Klassizismus; die moderne Renaissance macht sich noch nicht bemerklich, und der russisch-byzantinische Stil tritt im ganzen wenig hervor. Denn einen solchen giebt es für Profanbauten im Grunde nur im hölzernen Bauernhause, sonst nur für Kirchen; ein paar Versuche, ihn auf städtische Privathäuser zu übertragen, die offenbar aus der neuesten Zeit stammen, sind so seltsam ausgefallen, daß sie keine Nachahmung gefunden haben. Selbst die Kirchen tragen meist abendländische Formen, auch wenn sie auf byzantinischem Grundriß sich erheben, wenige ausgenommen, wie die von Mariä Verkündigung mit ihren fünf spitzen Kuppeln; der Einfluß des russischen Geschmacks zeigt sich meist nur in der Vergoldung der Kuppeln und Türme oder in einer auffallenden Färbung derselben, wie z. B. die Kuppeln der Ismajlowskij- (Troizkij-) Kathedrale in Himmelblau mit vergoldeten Sternen prangen. Umso fremdartiger schauen dann die ganz und gar byzantinischen Heiligenkapellen an der Nikolaibrücke und am Newskijprospekt mit ihren Mosaiken und goldgrundirten Gemälden in ihre wesentlich europäische Umgebung hinein.

Aber trotz alledem: ein großartiges Stadtbild ist es doch, das sich zwischen der Fontanka und der Newa entfaltet. Hier vereinigt sich alles, was man unter Petersburg in erster Linie versteht. Von der Admiralität führt nach Südosten die breite, fast endlose Straßenflucht des Newskijprospekts über drei Kanäle hinweg, bis zum Alexander-Newskijkloster, nach dem sie heißt, etwa 4,5 Kilometer lang, bis zum Moskauer Bahnhof am Snamenskijplatz, in ihren ersten zwei Dritteln unstreitig eine der großartigsten Straßen der Welt. Zwischen hohen, meist dreistöckigen Gebäuden, die alle mit vorspringendem Schutzdach vor der Thür versehen und sowohl an diesem als an den Wänden mit Schildern und Inschriften oft bis ans Dach bedeckt sind, an prachtvollen Schaufenstern vorbei, worüber an der langen, nüchternen Front des „Stadthauses,“ das sich durch nichts weiter auszeichnet als durch den Signalturm, und an den endlosen Arkadenreihen des Gostinnoj Dwor (Kaufhofes) gelangt der Wanderer zunächst zu dem Platze der Kasanschen Kathedrale. Fast er-

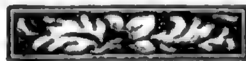
drücken die halbkreisförmigen Säulengänge, welche der Kirche nach dem Muster der Peterskirche vorliegen, das Gebäude selbst, so bedeutend es an sich ist, ein Langschiff mit der Kuppel über der Vierung, getragen von prachtvollen Säulen aus rotem Granit, geschmückt mit den Fahnen aus den napoleonischen Feldzügen. Denn dies ist ein Nationalheiligtum des gläubigen russischen Volkes. Hier befindet sich das wunderthätige Gnadenbild der heiligen Mutter Gottes von Kasan, unter dessen Schutze 1612 die russischen Volksaufgebote den Polen Moskau entrissen und das Peter der Große ebendeshalb 1710 nach seiner Newa-Residenz verpflanzte, um sie an die ehrwürdigsten Überlieferungen seines Volkes zu knüpfen; hier hat Kutusow 1812 gebetet, ehe er zur Armee abging, um das heilige Rußland von den ungläubigen Abendländern zu befreien, hier erhebt sich vor der Kirche sein Standbild neben dem Barclay de Tollys. Doch wir schreiten weiter nach dem herrlichen Alexanderplatz mit dem edeln Bau des Alexandertheaters im Hintergrunde, dem großartigen Denkmal Katharinas II. davor, das die Kaiserin in stolzfreudiger Haltung darstellt, ihr zu Füßen sitzend die Gestalten ihrer Feldherren und Staatsmänner auf rotem Granitsockel, rechts die kaiserliche Bibliothek, links in vornehmer Abgeschlossenheit, auf der andern Seite von der Fontanka begrenzt, das Anitschkowpalais, die Winterresidenz des jetzigen Kaisers, den schönsten Teil des Newskij beendend. Etwa in der Mitte dieser Strecke öffnet an der linken Seite der Straße vorüber an dem riesigen dreistöckigen Hotelpalast der „Ewropejskaja Gostinniza," des Hôtel d'Europe, des ersten der Stadt, die Michajlowskaja einen Blick auf die breite Front des neuen Michajlowskijpalais, und kurz vorher leitet nach derselben Richtung am schiffbedeckten Katharinenkanal entlang eine schmale Straße nach der verhängnisvollen Stelle, wo am 13. März 1881 Kaiser Alexander II. fiel. Eine stattliche Kirche soll sich an dieser Stätte erheben. Wieder nach Westen führt eine der Hauptadern Petersburgs, die große Morskaja (Seestraße), weit schmäler als der Newskij, aber fast ebenso belebt wie dieser, nachts mit elektrischem Lichte beleuchtet. Etwa in der Hälfte ihrer Länge erreicht sie die Mojka am Marienplatz. Hier, angesichts der deutschen Botschaft, die in vornehmer Einfachheit — ein Hochparterre mit zwei erhöhten Mittelteilen — die ganze Ecke des Platzes und der Morskaja einnimmt, erhebt sich auf hohem, ovalem Postament aus rotem Marmor, das reiche Reliefs und allegorische Figuren in Bronze umgeben, das Reiterstandbild des gewaltigen Kaisers Nikolaus I. In der reichen Uniform seiner Chevaliergarde sitzt er auf bäumendem Roß und schaut nordwärts über den Isaaksplatz hinweg nach dem Wunder des neuen Petersburg, nach der Isaakskirche. Ein Riesenbau von Granit, Marmor und Bronze, öffnet sie sich mit ihren herrlichen Vorhallen auf monolithen roten Granitsäulen unter antiken Adlerdächern mit reichen Bronzereliefs in den Feldern nach vier Seiten und trägt inmitten von vier niedrigen offnen Glockentümen, welche die Ecken des nahezu quadratischen Baues krönen, die wundervolle Kuppel, eine schlankere

Schwester der Peterskuppel in Rom, getragen von einem Kranze roter Granitsäulen, und mit ihrer funkelnden, vergoldeten Bronzewölbung emporsteigend bis zur Höhe von 102 Metern. Die blendende Pracht des Innern, besonders des Ikonastas, der Bilderwand, welche das Allerheiligste abschließt, mit seinen Säulen aus grünem Malachit und blaugoldnem Lapislazuli, seinen Mosaiken in der Kuppelwölbung, den Heiligenbildern in edelstein- und goldüberladenem Rahmen, den prunkvollen Altären leidet nur an der düsteren Beleuchtung, denn nur durch Fenster in der Kuppel fällt das Licht in den Mittelraum herein, und bei bewölktem Himmel verschwimmen die Einzelheiten. Aber groß ist doch immer der Eindruck, wenn von einem hellerleuchteten Altar her in das dämmernde Halbdunkel des weiten Raumes hinein der feierliche Chorgesang des griechischen Gottesdienstes schallt, während die Andächtigen auf den Knieen liegen. Freilich mutet es den Abendländer wieder sonderbar an, wenn er am Eingange der Kirche einen Verkaufsstand findet, an dem der gläubige Russe ebenso gut wie der neugierige Fremde Heiligenbilder (Obras) vom einfachsten bis zum kostbarsten einhandeln kann. Nur eins schmälert dem Petersburger die Freude an seinem Isaak; der massige Riesenbau, zu schwer für den sumpfigen Boden der Stadt, sinkt ein und ist infolge dessen nie frei von Gerüsten, da beständig Marmorstücke ausgewechselt, Stützen untergeschoben werden müssen. Seit Jahren schon ist so die ganze Newaseite verbaut und auch auf dem Dache wird ununterbrochen gearbeitet und gebessert.

Wenige Schritte von der Isaakskirche aus nach der Newa hin, vorüber an der langen Front des Kriegsministeriums, dessen Bestimmung wie bei jedem öffentlichen Gebäude eine Inschrift verrät, führen mitten hinein in die schattigen Baumgänge des Alexandergartens, eine Schöpfung Alexanders I. an Stelle der Wälle und Gräben, welche ehemals bis auf Paul I. die Admiralität von der Landseite her schützten. Freilich dient dies langgestreckte Gebäude, das seine mit Halbsäulen geschmückte weiße Front und das hochgewölbte Thor in der Mitte unter dem breiten, erst oben in eine spitze Nadel auslaufenden Turme, nach Süden der Stadt zugekehrt, längst nicht mehr kriegerischen Zwecken, und sein Hof nach der Newa hin, auf dem einst die schwimmenden Festungen der russischen Marine gezimmert wurden, ist jetzt der Bebauung durch Privathäuser überlassen, aber noch bildet die vergoldete Turmnadel ein Wahrzeichen Petersburgs und das Marinemuseum (Morskoj Musej), unstreitig eine der merkwürdigsten und reichhaltigsten Sammlungen dieser Art, ist zugleich eine Ruhmeshalle der russischen Flotte, die in sauber gearbeiteten Modellen ihren ganzen Entwicklungsgang von den ersten Galeeren Peters des Großen bis herab zu den modernen Panzerkolossen und den kaiserlichen Jachten „Liwadija“ und „Dershawa“ vergegenwärtigt und aufs lebhafteste daran erinnert, daß das Emporsteigen Petersburgs, also des russischen Reiches, in hundertjährigen Kämpfen mit den Schweden, der herrschenden Ostseemacht des vorigen Jahr-

hunderts, errungen, und daß diese Stadt zuerst als Kriegshafen aus dem Nichts der Newasümpfe hervorgerufen worden ist. Wir fühlen, daß wir uns hier sozusagen im historischen Herzen Petersburgs befinden, und wir empfinden dies noch mehr, wenn wir hinaufsteigen auf den künstlichen Hügel, der sich an der Westseite der Admiralität mitten zwischen den Baumgruppen und Blumenparterres des Gartens erhebt und zu dem nur fern verhallend der Lärm der Großstadt heraufdringt. Rechts ragen die Admiralität, das Zentrum des alten Straßennetzes der Stadt, links die säulengeschmückten Fronten des Senats und des Synods, der Gebäude der höchsten weltlichen und geistlichen Behörde, die, wie zum Symbol der engsten Verbindung beider Gewalten im heiligen Rußland, durch einen wappengekrönten Triumphbogen miteinander zusammenhängen und so thatsächlich nur zwei Hälften eines einzigen Baues darstellen; hinter uns steigt über grünem Baumwerk die goldstrahlende Isaakskuppel in den tiefblauen Himmel auf, und vor uns im Norden flutet breit und mächtig die schiffwimmelnde Newa, und über den Strom spannt sich in flachen Eisenbogen auf sieben Granitpfeilern die prachtvolle Nikolaibrücke (1851 vollendet). Gegenüber aber auf Wassily Ostrow ragen die Akademie der Künste und die endlosen roten Fronten der Paul-Militärschule, des historisch-philologischen Instituts, der Akademie der Wissenschaften u. s. f. Im Mittelpunkte dieser stolzen, lebensvollen Umgebung hält, sein kühn bäumendes Roß energisch zügelnd, das mit seinen Hinterhufen eine Schlange zertritt, Peter der Große in altslawischer Tracht auf einem schräg nach hinten abfallenden Felsen aus unbehauenem, grauem finnischen Granit und streckt die Rechte gebietend aus über Stadt und Strom, als wolle er beide immer noch halten mit seiner eisernen Hand. Eine der großartigsten und kühnsten Reiterstatuen der Welt und zugleich eine wunderbare, halb unbewußte Symbolik! Auf dem felsharten, aber auch rohen Untergrunde des russischen Volkstums baut sich eine europäische Staatsordnung auf, die jenes ebensowenig völlig zu bewältigen vermag, wie sie ihm entbehrlich ist. Schlicht und stolz steht auf dem Granit in russischer und lateinischer Sprache die Inschrift: „Peter dem Ersten Katharina die Zweite 1782."

(Fortsetzung folgt.)



Kleinere Mitteilungen.

Luther auf der Bühne. Unter der Flut von Festschriften, mit der das Lutherjubeljahr 1883 das deutsche Volk überschüttet hat, findet sich auch eine ganze Anzahl solcher, die sich bemühen, das Leben Luthers dramatisch zu bearbeiten und die Heldengestalt des großen Reformators von der Bühne herab dem Volke vor Augen zu führen. Von den mannichfachen derartigen Versuchen haben aber nur

zwei einen durchschlagenden und dauernden Erfolg gehabt, beide wohl nur deshalb, weil es ihnen gelungen ist, Luther als das darzustellen, was er gewesen ist, ein Mann aus dem Volke und für das Volk, wie selten ein andrer, weil es ihnen gelungen ist, sein Leben zum Volksstück zu gestalten. Das eine ist das Lutherfestspiel von Otto Devrient, das nun schon mehrere Jahre hinter einander in Jena in einer Reihe von Aufführungen durch Bürger und Studenten zur Darstellung gekommen ist und sich immer aufs neue als ein Magnet erwiesen hat, der tausende zu begeistertem Schauen herbeizog. Das andre ist das Lutherfestspiel von Hans Herrig, das im Lutherjubeljahre zu Worms, später zu Torgau, Erfurt, Berlin und Wittenberg unter der Leitung von Alexander Heßler zur Aufführung gelangt ist und auch in diesem Jahre in der Zeit vom 7. bis zum 17. Mai in Halle durch Bürger und Studenten in Szene gesetzt werden soll. Ebenso wie das Festspiel Devrients hat auch das von Herrig immer wieder aufs neue seine Gewalt über die Gemüter bewährt.

Dennoch giebt es gewiß Leute, denen derartige religiöse Darstellungen, das Oberammergauer Passionsspiel mit eingerechnet, sehr unsympathisch sind, und die solche Darstellungen auf der Bühne für unwürdig halten. Ob mit Recht oder mit Unrecht, möge hier unerörtert bleiben. Jedenfalls hat es einmal eine Zeit gegeben, wo auch die große Masse anders dachte als heute, wie nachstehendes Beispiel beweisen mag.

Im Jahre 1817 wurde zum Reformationsjubiläum am 31. Oktober im Berliner Opernhause die „Weihe der Kraft" von Zacharias Werner aufgeführt, ein Stück, in welchem neben einigen nüchternen, historisch gehaltenen Szenen aus unserm großen Reformator „ein zerflossener Fratzenschatten gemacht wurde," wie sich damals Jean Paul ausdrückte, und über welches Goethe 1806 an Zelter schrieb: „Es ist kein Schauspiel mehr, es ist die Parodie einer ernsthaften heiligen Kirchenangelegenheit, die sich begreiflich machen will, indem sie sich profanirt." Die Wahl dieses Stückes erschien dem damaligen Berliner Publikum sehr unpassend, zumal da Werner inzwischen katholisch geworden war und sein lyrisch-allegorisches Gedicht „Die Weihe der Unkraft" geschrieben hatte. Besonders aufgebracht über die Darstellung dieses Stückes war die Berliner Studentenschaft, die zwar im allgemeinen in der für das deutsche Universitätsleben bekanntlich so verhängnisvoll gewordenen Periode der Jahre 1817 und 1818 eine größere Zurückhaltung bewahrte, wenngleich der Geist, der an andern Universitäten, namentlich in Jena und Gießen, die akademische Jugend beherrschte, auch an ihr nicht ganz spurlos vorübergegangen war. An dem Abend der Aufführung nahm eine größere Anzahl von Studenten, unter denen sich auch der spätere Buchhändler Friedr. Joh. Frommann in Jena befand, von dem uns diese Geschichte überliefert ist, die Plätze im Parterre ein, und als Luther in der zweiten Szene auftrat, stellte sich einer auf die Bank und rief: „Der Reformator von der Bühne!" worauf alle andern pochten und der Vorhang fallen mußte. Das Ende war, daß die Ruhestörer durch die Theaterpolizei entfernt wurden, wobei sie übrigens durchaus keinen Widerstand leisteten.

Das Leipziger Siegesdenkmal kann noch immer nicht zu stande kommen — zu stande im eigentlichsten Sinne des Wortes, denn Rat und Stadtverordnete können sich nicht darüber einigen, wohin das Denkmal zu stehen kommen soll. Zwei Plätze der Stadt sind es, die ernstlich in Frage kommen können — alle andern Vorschläge, die aufgetaucht sind, haben nur statistischen Wert —: der Marktplatz und der Augustusplatz. Dreimal hat der Rat die Stadtverordneten um ihre Zustimmung

ersucht, das Denkmal auf den Marktplatz zu setzen, dreimal haben die Stadtverordneten mit großer Mehrheit ihre Zustimmung versagt und auf dem Augustusplatze bestanden: 1880, 1883 und zum drittenmale vor wenigen Tagen, in der Sitzung vom 4. Mai d. J., wo die Ratsvorlage abermals mit 42 gegen 15 Stimmen abgelehnt wurde.

Als Hauptgrund für den Markt wird geltend gemacht, daß nur zu ihm die Maßverhältnisse des Denkmals passen würden. Auf dem großen Augustusplatze, vor dem Theater, würde das Denkmal verschwindend klein erscheinen, auch unter dem Gegensatze zu dem vorm Jahre enthüllten großartigen Brunnen vor dem Museum zu leiden haben. Sachverständige behaupten, die vier etwas mehr als lebensgroßen Reiterstandbilder an den Ecken des Unterbaues würden sich auf dem Augustusplatze wie Pfefferkuchenmännchen, ja wie Bleisoldaten ausnehmen. Der Anfertiger des Denkmals selbst, Siemering, ist aufs entschiedenste für den Marktplatz. Von der Bürgerschaft — d. h. von dem Teile der Bürgerschaft, der sich überhaupt eine selbständige Meinung in der Sache gebildet hat und nicht bloß horcht, was andre dazu sagen — sind sicherlich sieben Achtel für den Augustusplatz. Die Meinung der Bürgerschaft — darüber ist gar kein Zweifel — kommt im Stadtverordnetenkollegium ganz richtig zum Ausdruck.

Merkwürdigerweise ist in dem ganzen Kampfe ein Gesichtspunkt so gut wie garnicht, oder höchstens gelegentlich einmal in verkehrter Weise, benutzt worden, ein Gesichtspunkt, der in der Bürgerschaft — wenn auch halb unbewußt — sicherlich für die Auffassung der Sache mit entscheidend ist: das Alter und der hervorragend geschichtliche Charakter des Marktes und die Jugend und der durchaus moderne Charakter des Augustusplatzes. Man hat wohl gelegentlich angedeutet, wie gut das Denkmal gerade auf einen Platz passen würde, der so „reich an geschichtlichen Erinnerungen“ sei. Aber gerade das Gegenteil ist der Fall. Der Leipziger Marktplatz gehört zu den ältesten Teilen der Stadt. Er hat im fünfzehnten Jahrhundert bereits die heutige Gestalt und Größe gehabt. Die Häuser, die ihn umgeben, stammen, mit ganz wenigen Ausnahmen, aus dem Anfange des vorigen, aus dem siebzehnten und aus dem sechzehnten Jahrhundert. Das Rathaus, das fast die ganze Ostseite begrenzt, ist 1556 erbaut. Und wie der Markt als solcher eine Schöpfung der Vergangenheit ist, an der die Gegenwart keinen Anteil hat, so gehören auch seine geschichtlichen Erinnerungen einer Gott sei Dank hinter uns liegenden, überwundnen Zeit an. Wovon hat denn dieser Markt zu erzählen? Von kirchlichem Fanatismus, von landesherrlichem Absolutismus, von städtischem Willkürregiment und städtischer Mißwirtschaft, von eingedrungnen Belagerern, von feindlicher Einquartierung, von feindlichen Kontributionen 2c. Auf diesem Marktplatze, dem Mittelpunkte des alten Leipzigs, können wir uns unsern Kaiser, unsern König, Bismarck, Moltke wohl für eine Viertelstunde leibhaftig denken, wenn die altersgrauen Häuser mit frischen Blumengewinden geschmückt sind, Fahnen von den Giebeln wehen und eine jauchzende Volksmenge sich auf den Straßen drängt — aber in Erz und Stein für Jahrhunderte hier aufgestellt, als ein Denkmal großer Siege, von denen die Vorfahren sich nichts träumen ließen, als ein Sinnbild der Größe, Sicherheit und Freiheit des neu erstandnen Reiches? Nimmermehr. Ein solches Denkmal gehört auf den Augustusplatz. Der Augustusplatz ist eine ganz moderne Schöpfung. Die vier Hauptgebäude, die ihn umgeben und sein Bild im wesentlichen bestimmen, sind in den letzten fünf Jahrzehnten entstanden: die Universität ist 1836 eröffnet, die Post 1838, das Museum 1859, das Theater 1868, der große Erweiterungsbau des Museums 1886. Er ist der Mittelpunkt und

der Stolz des neuen Leipzigs, und auf diesen Platz allein gehört auch das Denkmal der großen politischen Errungenschaften unsrer Zeit.

Man wird vielleicht einwenden, das sei eine verstandesmäßige Erwägung, zu der eine gewisse Summe stadtgeschichtlicher Kenntnisse gehöre. Das mag es zum Teil sein. Aber zum guten Teil ist es auch unmittelbares Gefühl, das auch dem schlichtesten Manne aus dem Volke mit unwiderstehlicher Gewalt sich aufdrängt; wenn der Leipziger sagt: Das schönste Denkmal auf den schönsten Platz! so spielt unbedingt, mehr oder weniger deutlich, auch der Wunsch hinein: Das Denkmal einer neuen Zeit, das Denkmal der Gegenwart auch auf den Platz der Gegenwart!

Wir meinen also, daß der Zwiespalt zwischen Rat und Stadtverordneten in dieser Frage, mit andern Worten der Zwiespalt zwischen dem Künstler und dem größten Teile der Leipziger Bürgerschaft am besten dadurch könne beseitigt werden, daß der Künstler dem berechtigten Lieblingswunsche der Bürgerschaft entgegenzukommen sucht und auf Mittel und Wege sinnt, sein Denkmal auf dem Augustusplatze wirksam zu machen. Bedeutende Sachverständige haben zugestanden, daß dies möglich sei, daß insbesondre das Denkmal sich durch einen Unterbau noch mehr emporheben lasse — sollen doch ohnehin die Reiterstandbilder jetzt so niedrig stehen, daß die Pferdehufe den Kopf eines davorstehenden Mannes berühren würden. Es wäre sehr bedauerlich, wenn die Leipziger Denkmalsfrage durch die abermalige Ablehnung der Stadtverordneten wieder auf unbestimmte Zeit ins Stocken geriete. Denn — und das wolle der Künstler wohl bedenken! — es ist nicht gut, wenn zwischen der ersten Konzeption und der Vollendung eines Kunstwerkes eine gar zu lange Zeit verstreicht; das Kunstwerk gerät in die Gefahr, zu veralten, noch ehe es fertig ist. Diese Gefahr droht dem Siemeringschen Denkmale ganz entschieden. Die Hauptfigur desselben bildet bekanntlich eine Germania — zwar eine, die von der landläufigen Schablone bedeutend abweicht, keine hellenische, sondern wirklich eine germanische Germania, aber doch immer eine symbolische Gestalt. Nun haben aber unsre Kunstansichten seit 1871 so bedeutende Wandlungen nach dem Realismus hin durchgemacht, daß, wenn heute noch einmal ein Wettbewerb um ein Leipziger Siegesdenkmal ausgeschrieben würde, der Gedanke, das Ganze durch eine Germania zu krönen, wohl für vollständig ausgeschlossen gelten dürfte. Für manche war er es schon 1871. Man wird sich symbolische Gestalten noch eine Zeit lang als Beiwerk gefallen lassen, aber lange auch nicht mehr. Darum zum Ende, zum Ende — sobald als irgend möglich! Das ist unser wohlgemeinter Rat.

Literatur.

Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag in geschichtlicher Darstellung. Von Dr. Ant. **Menger**, Professor an der Wiener Universität. Stuttgart, J. G. Cotta, 1886.

Der Verfasser dieses Buches geht von dem richtigen Gesichtspunkte aus, daß die praktische Brauchbarkeit der sozialistischen Lehren sich am besten an dem Maßstabe der Uebertragung auf nüchterne Rechtsbegriffe prüfen lasse. Dieser Satz gilt im wesentlichen von allen theoretischen Vorschlägen, und wenn alle diejenigen, welche teils in agitatorischer, teils in selbsttäuschender Weise als Volksbeglücker auftreten, genötigt werden sollten, ihre Lehren in die Formel einer bindenden, sich in die bestehende Gesetzgebung einfügenden Vorschrift zu bringen, so würden sie bald kleinlaut werden. Man hört freilich häufig sagen, „die Formulirung wird sich leicht finden" oder „die Formulirung ist Sache der Juristen" — aber hinter solchen

Worten steckt nicht bloß die subjektive Unfähigkeit des Redners, sondern fast ausnahmslos auch die objektive Unbrauchbarkeit des Vorschlages. Es heißt die Thätigkeit eines Juristen nicht verstehen und unterschätzen, wenn man ihn lediglich anweisen wollte, Gedanken eines andern in eine Formel zu bringen; diese Fertigkeit muß jeder haben, der sich mit Reformen der Gesetzgebung und der Gesellschaftsordnung beschäftigt, und nur der Jurist wird die Ausführbarkeit eines solchen Vorschlages prüfen können, dem nicht bloß eine formalistisch-juristische Kenntnis, sondern auch das materielle, den Gegenstand betreffende Wissen zur Seite steht.

Zu den Juristen der letztern Art gehört der Verfasser der vorliegenden Monographie, und es ist jedenfalls ein dankenswertes Unternehmen, daß er gerade an der heikeln Frage des Rechts auf den vollen Arbeitsertrag durch Anwendung nüchterner juristischer Begriffe nachweist, wie wenig das erwartet werden kann, was die sozialistischen Theoretiker sich oder andern versprechen. Der Verfasser weist nach, daß das Recht auf den vollen Arbeitsertrag mit dem Rechte auf Existenz und dem Rechte auf Arbeit in eine Wechselwirkung gebracht worden ist, und daß das letztere eigentlich nur eine Modifikation des Rechts auf Existenz ist. Die einzelnen Vertreter der Theorien werden genau betrachtet und dabei die besonders bemerkenswerten Thatsachen enthüllt, daß Rodbertus und Marx, welche von ihren Anhängern als die ersten Vertreter des wissenschaftlichen Sozialismus geschildert werden, wesentlich und jedenfalls in der vorliegenden Frage aus französischen und englischen Quellen geschöpft haben.

Zum Schluß geht das Buch auch auf die moderne Gesetzgebung ein und skizzirt die eigne Meinung des Verfassers. Das Recht auf Existenz sieht derselbe zum Teil schon durch die neue deutsche soziale Gesetzgebung der Kranken- und Unfallversicherung verwirklicht; die in Aussicht gestellte Versicherung gegen Invalidität wird die Ergänzung bilden. Das Recht der kräftigen Leute auf Arbeit hat bisher nur einen indirekten Schutz erfahren, insofern als die Kinder- und Frauenarbeit eingeschränkt wird. Wie sich dasselbe erweitern läßt, darüber finden wir keine Vorschläge, wohl aber Warnungen, daß vonseiten der Gesetzgebung der Entwicklung dieses den sozialen Uebergang zu neuen Gesellschaftsformen bildenden Rechts kein Hindernis bereitet werde. Mit den eignen Bemerkungen des Verfassers am Schlusse seiner Betrachtungen werden schwerlich viele übereinstimmen; trotzdem wird ihnen, wie dem ganzen Buche, jeder eine Fülle von Anregungen entnehmen.

Braunschweig am Ende des Mittelalters. Von O. Hohnstein. Braunschweig, Ramdohr, 1886.

Dieses Buch soll eine Reihe von kulturgeschichtlichen Bildern eröffnen. „Die in unsern Tagen — sagt der Verfasser — in erfreulicher Weise sich immer mehr und mehr geltend machende Neigung, das aus früheren Zeiten vorhandene zu schonen und zu erhalten, sowie die auch im Kunstgewerbe herrschende Vorliebe für Gegenstände aus dem Mittelalter und der Renaissancezeit lassen es wünschenswert und geboten erscheinen, auch auf literarischem Wege eine genauere Kenntnis der Kultur- und Sittengeschichte früherer Zeit in weiteren Kreisen zu verbreiten." Im Grunde ist diese Aufgabe in einem berühmten Werke unsrer Literatur schon gelöst worden: alle Welt kennt Gustav Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit," und es muß auffallen, daß der Verfasser, der dem Freytagschen Werke mit vielem Glück einige Kunstgriffe abgelauscht hat, mit dem Anspruch auf Originalität aufzutreten scheint. Indes ist neben den Freytagschen „Bildern" noch immer Platz genug für ähnliche Unternehmungen; was man gern sieht, läßt man sich auch gern einmal von einer andern Seite bieten. Halten auch die Schilderungen Hohnsteins

in ihrer schlichten, anspruchslosen Art den Vergleich mit der Freytagschen Kunst nicht aus, so werden sie dem Freunde von Lokalgeschichten — und so eine Stadtgeschichte ist typisch für die ganze Zeit —, vollends dem eingebornen Braunschweiger selbst eine willkommene Gabe sein. Denn mit umfassender Einzelkenntnis der Sitten und Formen des deutschen Mittelalters entwirft Hohnstein ein anschauliches Bild der Kultur und Gesellschaft Braunschweigs im Beginne des sechzehnten Jahrhunderts (1515). Kurz vorher (1494) hatte es wieder seine politische Kraft und Tüchtigkeit im Kriege mit Herzog Heinrich dem Aeltern von Braunschweig bewährt, der, nach achtmonatlicher Belagerung in offner Schlacht von den Bürgern geschlagen, unverrichteter Dinge abziehen mußte. Nun stand die alte, freie, reiche Stadt auf der Höhe ihrer Macht, Handel und Gewerbe blühten, und die Baulust regte sich in allen Teilen. In Form einer topographischen Wanderung — es wird angenommen, wir kämen eben nach Braunschweig zu einem reichen Ratsherrn auf Besuch und verblieben bei ihm mehrere Tage — wird das Bild der Straßen, Märkte, Kirchen und Burgen der Stadt entworfen. Wir kommen gerade zur Meßzeit, schauen in die reichen Waarenlager, lernen die Formen des Verkehrs, die Marktgesetze kennen, erheitern uns an den mannichfaltigen Gaukeleien, die sich auf dem Jahrmarkt zusammenfinden, wie noch heutzutage. Am folgenden Tage machen wir das heitere Fest des Freischießens mit, wohin Teilnehmer aus allen befreundeten deutschen Städten zusammengeströmt sind, erhalten eine genaue Schilderung des üblichen Festzeremoniells, der Festgeschenke und Festschützenzüge, beobachten die Schützen auf dem Scheibenstande, ergötzen uns an dem witzigen Treiben des aus weiter Ferne verschriebenen Pritschenmeisters, vernehmen seine gereimten Lobsprüche auf die glücklichen Schützen, seine Spottverse auf die unglücklichen. Dazwischen werden Berichte aus der politischen Vergangenheit Braunschweigs eingeflochten, wovon am interessantesten die Erzählung von der „Verhansung" der Stadt infolge eines blutigen Aufstandes der Zünfte gegen die erbgesessenen patrizischen Ratsherren ist (1384). In alle Handwerke, die getrieben werden, führt uns der Verfasser ein, wir beobachten den Buchbinder, den Goldschmied, den Färber bei der Arbeit; wir sind gegenwärtig bei Hochzeit und Leichenzug, wir sehen den schmählichen Ablaßhandel, wir erhalten eine genaue Schilderung des Kostüms aller Stände, der Wohnungseinrichtungen beim Adlichen, Bürger und Bauer; in die Küche werden wir eingeführt; im Vorbeigehen wird uns selbst ein Blick in die Folterkammer nicht erspart, wo gerade ein Unglücklicher peinlichem Verhöre unterworfen wird; die Spiele der Knaben, die uns lebhaft an unsre eignen Kinderspiele erinnern und zum Verwundern über die Vererbung selbst solcher Dinge anregen, werden uns vorgeführt. Schließlich machen wir noch die eingehende Bekanntschaft mit dem wunderthätigen Schutzpatron der Stadt, der sich häufig als ihr Retter in der Not bekundet hat.

Dies alles wird interessant vorgebracht; nur vertieft sich der Verfasser in seiner antiquarischen Begeisterung zuweilen gar zu sehr in das Gewirr des rekonstruirten alten Straßennetzes oder in eine allzu erschöpfende Schilderung von Bauwerken und Kostümen, wohin ihm der Leser nur widerwillig folgt. Dem gelehrten Verfasser ist der ermutigendste Erfolg für seinen ersten Band der „Kulturhistorischen Bilder aus alter Zeit" zu wünschen, aber der eine Rat sei uns erlaubt, daß die Fortsetzungen reicher an Handlung, an Erzählung von Lokalsagen und dergleichen sein mögen als der erste Band.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Österreich im Frühjahre 1849.



m Jahre 1869 erschien der erste Band der „Geschichte Österreichs vom Ausgange des Wiener Oktober-Aufstandes 1848" von Jos. Alex. Frhrn. v. Helfert; 1886 ist das Werk mit dem fünften und sechsten Bande zum Abschluß gekommen (Prag, F. Tempsky). Der vom Verfasser gewählte Titel sagt nicht, bis zu welchem Zeitpunkte die Geschichte fortgeführt werden sollte, doch darf nach dem Wortlaute wohl vermutet werden, daß ursprünglich nicht beabsichtigt gewesen sei, schon mit dem März 1849 abzubrechen, wie es jetzt geschehen ist. Mehr als zweihundert Druckbogen großen Formates über einen Zeitraum von kaum fünf Monaten! Freilich hat Helfert in mancher Hinsicht mehr Memoiren als Geschichte geschrieben. Als Unterstaatssekretär und Mitglied des Reichstages hat er im Mittelpunkte der politischen Kämpfe gestanden, hat in manchen Vorgang hinter den Kulissen Einblick gewinnen können, und persönliche Verbindungen sind ihm gewiß auch nachher zu statten gekommen. Ferner muß anerkannt werden, daß er sich keine Mühe hat verdrießen lassen, die gleichzeitigen Quellen, von welcher Seite her sie auch fließen mochten, gründlich und unparteiisch auszunutzen. Allein ihm haftet der für einen Geschichtschreiber verhängnisvolle Fehler an, keinen Fund, keine ihn interessirende Notiz unterdrücken zu können. Er versetzt sich augenscheinlich gänzlich in die aufgeregte Zeit zurück, regt sich wieder auf wie damals und erzählt im Eifer die unbedeutendsten Zwischenfälle auf dem parlamentarischen wie auf dem Kriegstheater, nennt, charakterisirt, kritisirt oder verteidigt Menschen, die mit Recht längst der Vergessenheit verfallen sind, und giebt Zeitungsstimmen im Übermaß und Überfluß zum besten. Der zehnte Teil von dem, was dem Leipziger „Leuchtturm," dem

„Wiener Lloyd,“ den Prager Blättern entnommen ist, würde hinreichen, die Stimmung der Parteien zu schildern; und wenn gar Äußerungen tschechischer Zeitschriften im Urtext angeführt werden, so kann das kaum einen andern Zweck haben, als deutschen Lesern durch den Anblick von Wörtern wie rmautit nad tjm wychwalowánjm Pruského Krale einen ungewohnten Genuß zu bereiten. Auch bei den Auszügen aus Reden hätte eine viel größere Sparsamkeit walten können, wenn man auch begreift, daß den Worten des „Abgeordneten für Tachau“ eine besondre Bedeutung beigelegt wird, da dieser böhmische Wahlbezirk durch den Unterstaatssetretär Helfert vertreten wurde. Man darf zur Rechtfertigung der vielen Zitate und der unwichtigen Einzelheiten nicht auf das Beispiel Taines verweisen. Der französische Historiker mußte die Wahrheit zur Geltung bringen gegenüber der in tausend und abertausend Formen verbreiteten Legende; über die Revolution in Österreich und Ungarn und über die Thätigkeit des Reichstages in Wien und Kremsier steht das Urteil längst fest.

Sollte etwa dem Verfasser selbst bei der Aussicht, den weiteren Verlauf der innern und äußern Geschichte Österreichs in gleicher Umständlichkeit berichten zu müssen, bange geworden sein? In dem Stoffe wenigstens vermögen wir keinen Grund dafür zu entdecken, daß der Abschnitt gerade Mitte März 1849 gemacht worden ist. Der Reichstag war aufgelöst, eine Verfassung einseitig verliehen, sodaß die österreichische Revolution im engern Sinne allerdings als beendigt betrachtet werden konnte. Aber Helferts Arbeit beschäftigt sich ja nicht mit dieser allein, und in allen andern Beziehungen stand man damals noch vor ungelösten Fragen. Die Schlacht bei Novara war noch nicht geschlagen, Venedig nicht erobert, in Ungarn hatten die Dinge soeben wieder eine sehr bedenkliche Wendung genommen, und wer will sagen, wie ohne die russische Hilfe und Kossuths Überhebung der Ausgang gewesen wäre? Auch die Entscheidung in Frankfurt stand noch aus, mit voller Sicherheit war nicht vorauszusehen, wie sich Preußen zur Verfassungs- und Oberhauptsfrage stellen würde, und so lange Österreich in Ungarn und Italien gebunden war, hatten dessen Noten in der deutschen Frage keine große praktische Bedeutung. Nun konnte allerdings ein Schlußkapitel kurz mitteilen, in welcher Weise sich alle diese Verwicklungen vorläufig lösten. Doch auch darauf hat der Verfasser verzichtet. Ohne eine schüchterne Andeutung zwischen den Zeilen müßte der Leser glauben, die Verfassung vom 4. März sei ins Leben getreten. Er hört eine Menge begeisterter Stimmen, welche Österreich als den freiesten Staat in Europa preisen und alle Stämme des Staates einig und zufrieden sehen, er lernt auch bereits die stolzen Phantasien von einem mitteleuropäischen Reiche kennen, welches mit seinen Vasallengebieten sich vom Po und vom Eisernen Thor bis an die nordischen Meere ausdehnen sollte (Phantasien, an denen bis über den Pariser Kongreß hinaus mit Zähigkeit festgehalten wurde); er erfährt, daß Österreich in einer Depesche vom 17. März in Frankfurt wissen ließ, es „denke nicht

daran, sich von Deutschland in den Beratungen über dessen künftige Verfassung loszusagen," daß die zweitägige Schlacht bei Kapolna im Grunde ergebnislos geblieben war, und daß der Oberbefehlshaber in Siebenbürgen, dem Bem gegenüberstand, „ein leider nur zu gerechtfertigtes Mißtrauen in seinen Generalstab und die ihm beigegebnen Generale" hegte. Werden wir mithin über die weitere Entwicklung der Dinge auf den wichtigsten Punkten im Unklaren gelassen, so tritt mit umso größerer Deutlichkeit das eine hervor, daß die meisten handelnden Personen selbst sich über die allernächste Zukunft hinaus keine Gedanken gemacht haben. Minister, Generale, Abgeordnete gingen an den schwierigen Fragen vorsichtig vorüber. Das Verhältnis der deutschslawischen Länder untereinander, deren Verhältnis zu Ungarn, zu Italien, das Verhältnis des Gesamtstaates zu Deutschland — alle diese Nüsse zu knacken, überließ man, wie es scheint, dem „sprichwörtlichen Glücke Österreichs." Und wenn wir uns an das Losbrechen gegen Sardinien im Jahre 1859, an den Fürstentag von 1863 und so manches andre erinnern, so kommen wir auf die Vermutung, daß es zu den eingewurzelten Eigentümlichkeiten Österreichs gehöre, ein großes Spiel zu beginnen, bevor jeder Zug gehörig überlegt worden ist. Wenn wir Helfert glauben dürfen, hat in jener Zeit nur ein Mann ein festes Programm, klare Einsicht und festen Willen gehabt, Fürst Windischgrätz. Aber Helfert ist ein zu unbedingter Bewunderer desselben, er beugt sogar wie eine besorgte Mutter dem ungünstigen Urteile über des Feldmarschalls Leistungen im ungarischen Kriege vor, welche bekanntlich zu seiner Abberufung führten, als er, immer siegreich, fast ganz Ungarn an die „Rebellen" verloren hatte; daß der Sieg bei Kapolna nicht ausgebeutet wurde, „dazu wirkte eine Reihe von Umständen zusammen, von denen keiner der Oberleitung zur Last fiel" — das ist die letzte Mitteilung von jenem Teile des Kriegsschauplatzes, und wir können uns daher denken, daß dieselben Umstände den Feldherrn nötigten, die berühmte Rückwärts-Konzentrirung auszuführen.

Welche Parteistellung Helfert selbst eigentlich einnimmt, wird nicht recht deutlich. Er haßt Preußen, das unterliegt keinem Zweifel, er ist ein Gegner der Magyaren und liebt die Slawen. Das alles würde sich mit der Stellung eines Mitgliedes der Regierung wohl vereinigen lassen, welche den österreichischen Gesamtstaat deutschen Charakters zu begründen und Preußen zu demütigen bemüht war; allein aus verschiedenen Andeutungen, namentlich auch in seiner Kritik der Verfassung vom 4. März, ist zu entnehmen, daß er den Zentralismus mehr mit Föderalismus gemischt wünschte. Das dürfte etwa auf dasjenige System hinauslaufen, zu dem sich bis vor kurzem das Ministerium Taaffe bekannte; denn von dem Verfassungsentwurfe, den der Reichstag zuletzt zustande gebracht hatte und in dem ebenfalls die Erhaltung nationaler und provinzialer Besonderheiten innerhalb der Staatseinheit angestrebt war, will er natürlich nichts wissen. Übrigens deutet auch er schüchtern an, daß die meisten damals

angeführten Gründe für die gewaltsame Unterbrechung des Verfassungswerkes keine ernste Prüfung bestehen, und weiß für die Notwendigkeit dieses Schrittes selbst nichts andres beizubringen, als daß der Reichstag nur „berufen und befugt“ war, für einen Teil der Monarchie eine Verfassung zu entwerfen, nun aber eine solche für die ganze Monarchie geschaffen werden sollte, und daß dieser Reichstag bei Beratung der Grundrechte seine staatsmännische Unfähigkeit an den Tag gelegt habe. Welche dürftigen Ausreden, um einen verhängnisvollen Schritt zu entschuldigen! Anstatt die Verfassungsgesetze, die Arbeit der gewählten Vertreter ganz Österreichs mit Ausnahme der ungarischen und italienischen Landesteile, das durch allseitige Zugeständnisse mühsam zustande gebrachte Werk, der Verbesserung und Ausgestaltung zuzuführen, schritt man von Oktroyirung zu Oktroyirung, brachte es endlich zu Verfassungen, die bald von der einen, bald von der andern Seite nicht anerkannt wurden, entfesselte unvereinbare historische und nationale Ansprüche, und gelangte schließlich in den heutigen Wirrwarr, in dem kaum jemand mehr weiß, was Rechtens ist. Ob Helfert diesen Zusammenhang der Dinge erkennt, bleibt fraglich.

Seine Zärtlichkeit für das Slawentum äußert sich zum Teil in sehr eigentümlicher Art. Während andre Personen in der Regel einfach bei ihrem Familiennamen genannt werden, gönnt er Tschechen, Slowaken u. s. w. gern ihre sämtlichen, oft ganz unerhörten Vornamen, und da er eine entsetzliche Abneigung gegen das Komma hat, weiß man mitunter nicht, ob von einer Person oder von dreien oder vieren die Rede sei. Und nicht nur für tschechische Personen- und Ortsnamen bedient er sich der tschechischen Orthographie, er schreibt Diebić und Paskievič, was unsers Wissens so wenig russisch wie deutsch ist, Kalisz statt Kalisch, Huculen statt Huzulen u. dergl. m. Das Werk ist freilich in Prag erschienen und in Wien gedruckt, das auch allmählich tschechisch gemacht werden soll; auch hat Helferts Deutsch allerlei Absonderlichkeiten aufzuweisen. Fürst Windischgrätz residirt „ob der Ofener Königsburg“; wir kennen Österreich ob der Enns, Rothenburg ob der Tauber, den Kanton Obwalden u. s. w., aber wie kann sich jemand „ob“ einer Burg aufhalten, außer in einem Luftballon? Oder soll zart zu verstehen gegeben werden, daß der gewaltige Kriegsmann über allen andern Gewalten geschwebt habe? Die russischen Soldaten werden „inner“ die österreichischen Grenzen eingeführt. Bd. 5, S. 8 steht der unverständliche Satz, die Reichstagsmitglieder hätten sich eine Lehrmeinung gebildet „über ihre Machtvollkommenheit, über das Wesen und des Urgrundes derselben.“ Das und andres mag auf die Rechnung des Setzers zu bringen sein. Immerhin hat der Verfasser doch auf deutsche Leser gerechnet, und in deren Namen muß gegen einen Unfug Verwahrung eingelegt werden, welcher in Österreich überhand zu nehmen scheint; erzählte doch unlängst die Wiener „Monatsschrift für den Orient“ ihren Lesern von einem „Caren,“ womit ein bulgarischer Zar gemeint war! Das fehlte noch, daß, während man sich bemüht,

die deutsche Sprache von entbehrlichen französischen und lateinischen Zuthaten zu säubern, von der andern Seite neuer Unrat hineingetragen würde.

Viel Mühe hat sich Helfert mit der Darstellung der kriegerischen Vorgänge gegeben. Doch wird ihm auch dabei, wie schon berührt ist, die Überfülle unwichtiger Einzelheiten hinderlich, und in dem Bestreben, die gleichzeitigen Ereignisse auf verschiednen Schauplätzen soviel als möglich gleichzeitig vorzuführen, hat er zu oft den Zusammenhang zerrissen, als daß der Leser sich ohne große Anstrengung ein deutliches Bild machen könnte. Die Schwierigkeit seiner Aufgabe verkennen wir nicht. Das eine geht auch aus seiner Erzählung hervor, daß die Hauptursache des vielfachen Mißgeschickes der österreichischen Truppen in der Unterschätzung der „Rebellen" zu suchen ist. Die zur Zeit des ersten Napoleon erschienene Karikatur, auf welcher die kaiserlichen Soldaten als Löwen, die Befehlshaber als eine andre Gattung von Vierfüßlern gekennzeichnet waren, hätte mit gewissen Ausnahmen wohl noch ein halbes Jahrhundert später getroffen. Wiederholt wird dargethan, daß wichtige Stellungen verloren gingen, weil die Besserwisser im Hauptquartier es unnötig fanden, die dringend verlangten und auch zugesagten Verstärkungen zu schicken.

Die Abschnitte über die deutsche Frage enthalten allerlei Interessantes. Da spricht Helfert unverkennbar die damals in den Regierungskreisen und auch jetzt noch bei vielen österreichischen Politikern vorherrschenden Ansichten aus. Behaglich eignet er sich die Äußerung eines „sichern Müller" an, es sei „die ererbte Neigung des preußischen Stammes, seine Zäune zu übersteigen," wogegen die Vergrößerungsgelüste der Königreiche von Napoleons Gnaden mit Wohlwollen besprochen werden. Daß die kleinen Staaten sich lieber einen preußischen Kaiser als ein sie mundtot machendes und mit Verlust der Selbständigkeit bedrohendes System von „Wehrherzogtümern" unter österreichischer Oberhoheit gefallen lassen wollten, ist nur durch „preußische Einflüsterungen" zu erklären. Und doch „wünschten Gagern und Anhang eine allgemeine Umwälzung, um alle Fürsten, den König von Preußen und »etwa« den Kaiser von Österreich ausgenommen, vom deutschen Boden weggefegt, und den Platz für ihren Erbkaiser freigemacht zu sehen." Die schändliche Verschwörung war so ausgebreitet, daß die armen Könige von Hannover und Württemberg hinter dem Rücken ihrer Minister mit den österreichischen Agenten verkehren mußten. Als Mitte Februar Prinz Friedrich von Preußen nach Frankfurt gekommen war, schrieb der österreichische Bevollmächtigte bei der Zentralgewalt, Schmerling — dem möglicherweise diese Erinnerung kein sonderliches Vergnügen bereiten wird —, nach Olmütz: „Ich traue es einer gewissen Partei zu, Unruhen im badischen Oberlande zu erregen, um mit preußischen Truppen zu Hilfe zu kommen und den Dank als Erretter empfangen zu können." Da haben wir es! Die verruchten „Erbkaiserlichen" haben also ohne Zweifel die Militärrevolte in Baden angezettelt. Auch die Ereignisse in Sachsen werden berührt. Wie bei der Be-

sprechung der Denkwürdigkeiten Beusts in diesen Blättern hervorgehoben wurde, macht dieser gewissermaßen den König von Preußen für den Maiaufstand verantwortlich, weil er den König von Sachsen bestimmt habe, die Reichsverfassung nicht anzuerkennen, daher er auch verpflichtet gewesen sei, den Aufstand zu unterdrücken. Diese Darstellung erfährt eine angemessene Beleuchtung durch einen von Helfert gegebenen Auszug aus einem österreichischen Gesandtschaftsberichte. Graf Kuefstein schreibt nämlich am 6. März 1849 — man beachte das Datum! —, der Minister Beust habe ihm den Wunsch ausgesprochen „daß es der kaiserlichen Regierung möglich sein möchte, auch ihrerseits Truppen an die Grenze rücken zu lassen, um auf Anrufen wenigstens die nächsten an Böhmen stoßenden Landesteile zu besetzen." Es sollte das, fährt Helfert fort, zugleich ein Gegengewicht gegen die Preußen sein, von denen man in Dresden fürchtete, daß, wenn sie einmal im Lande wären, sie „über den Zweck und die Zeit hinaus" dableiben möchten. Woher die köstliche Nachricht stammt, die preußischgesinnten Mitglieder des Frankfurter Parlaments hätten ihren Kollegen aus Österreich gesagt: „Grämt euch nicht, jute Freunde; wenn ihr jetzt jehen müßt, wir werden euch doch wieder kriegen," hat der sonst in der Angabe der Quellen so gewissenhafte Verfasser nicht verraten. Übrigens ist er unparteisch genug, die vernichtende Kritik, welche Palacky um dieselbe Zeit, wo ein Polizeikommissar in Olmütz den Buchhändlern auftrug, die deutschen Grundrechte „an niemand aus den untern Volksklassen zu verkaufen," an der Schwarzenbergschen Politik übte, auszugsweise mitzuteilen. Der Tschechenführer sagte am 23. Februar: Die von jeher dunkle Frage, wie sich Österreich an Deutschland „innig anschließen" solle, habe durch die Note vom 4. (in welcher Österreich erklärte, sich einem Reichsoberhaupte nicht unterordnen zu wollen) an Klarheit nicht gewonnen; nur soviel scheine daraus deutlich hervorzugehen, daß Österreich eine deutsche Macht sein und zugleich nicht sein wolle. Der Grundsatz der nationalen Gleichberechtigung auf der einen und der Gedanke eines nationaldeutschen Reiches auf der andern Seite, wie sollten sie nebeneinander zur Ausführung gebracht werden? Und wenn man den deutschen Elementen in Österreich gestatte, sich dem nationalen Zentrum anzuschließen, wie wolle man die italienischen Österreicher abhalten, die Constituente italiana zu beschicken? wie die Wünsche nach einer Wiederherstellung Polens verdammen? wie einen panslawischen Kongreß hindern? Bedurfte die kleindeutsche Partei einer weitern Rechtfertigung?

Wir nehmen von dem Werke Abschied mit zwei heitern Episoden aus Helferts parlamentarischen Erinnerungen. Als im Reichstage die Absicht kundgegeben worden war, die volle Religionsfreiheit auf das christliche Bekenntnis zu beschränken, entwarf ein Prager Blatt folgendes Schreckensbild. Schon auf die bloße Möglichkeit der Annahme einer solchen Beschränkung sei fast aus jeder jüdischen Familie wenigstens ein Mitglied ausgewandert und bereite sich wenig-

stens ein Mitglied vor, den vorausgegangenen zu folgen. Gehe der Paragraph durch, so sei eine massenhafte Auswanderung aus Böhmen und Mähren zu gewärtigen. Solchen Entschlüssen lägen die edelsten Gefühlen zu Grunde, nicht materielle Interessen, man wolle „der Schmach entgehen, in einem freien Staate der einzige Unfreie zu sein.“ Auf diese Weise verliere aber das Vaterland „sowohl Kapitalien als Gewerbskräfte.“ Bekanntlich wurden sie der Schmach, die einzigen Unfreien zu sein, überhoben, und so scheint denn die angedrohte Massenauswanderung unterblieben zu sein.

Die zweite Anekdote berührt den Verfasser persönlich. „Junger Ehemann und Vater in spe, hatte er sich einen Weihnachtsurlaub erbeten, und als er nach Kremsier zurückkerte, erfuhr er, daß er einen Abänderungsantrag zu den Grundrechten ausgearbeitet habe, der sich gedruckt bereits in allen Händen befand. Da viele der von den Ministern vereinbarten Paragraphen nicht einmal seinen Anschauungen entsprachen, wurde ihm zugestanden, daß er solche nicht zu verteidigen brauche. Aber der Antrag blieb doch der „Helfertsche.“



Der Mißbrauch des Wortes Entwicklung.

Von August Classen.

(Schluß.)



Von den weitreichendsten Folgen ist nun auch jene Art des Mißbrauchs des Wortes Entwicklung, welche mit dem vollen Bewußtsein, daß Ursache und Wirkung in dem Begriff enthalten sind, die Vorstellung verbindet, es könnten und müßten sich auch solche Ideen entwickeln, die niemals weder für den äußern noch den innern Sinn zur Erscheinung kommen. Ganz besonders ist es die Idee der Freiheit, die man in der Welt sich entwickeln läßt, nachdem man das Absolute oder den Weltgeist nicht mehr mit Schelling oder Hegel glaubt wahrnehmen zu können. Daß die Freiheit sich in der Welt allmählich entwickle, etwa so, daß aus den höhern Tieren sich erste Menschen im Urzustande entwickeln, aus diesen sittlich und religiös gebildete, aus ihnen wieder als die höchste Stufe aller irdischen Vollkommenheit Philosophen, das glauben nicht nur die Philosophen selber, sondern mit ihnen ein unabsehbar großer Teil der akademisch Gebildeten überhaupt. Hat doch Wundt in seinem großen Werke über Ethik als das alle sittlichen Vorstellungen beherrschende Gesetz die Entwicklung hingestellt. Aus dem Urzustande des Menschengeschlechts, in welchem noch ein rohes Selbstgefühl alle sozialen Triebe überwuchert und die natürliche Kraft

und Größe allein den Wert des Menschen bestimmt, entwickelt sich durch den Einfluß religiöser Vorstellungen eine Art von Sittlichkeit, aber damit zugleich eine Trennung verschiedner Völker nach ihren verschiednen Sitten und Lebensgewohnheiten. Damit beginnt die zweite Stufe der Entwicklung, auf welcher die sittlichen Begriffe nach Völkern und Ländern, nach verschiednen Religionen und Sitten auseinandergehen. Die dritte Stufe wird dann wieder durch einen Wandel der religiösen Anschauungen eingeleitet, indem sich in allmählich wachsendem Maße der Einfluß der Philosophie geltend macht. Durch die „humane Tendenz," welche vorzugsweise von der Philosophie ausgeht, werden dann die Unterschiede der Religionen sowie der Nationen wieder verwischt und die sittlichen Begriffe werden wieder einheitlich gestaltet.

Man sieht, diese Entwicklung der sittlichen Ideen geht genau nach der Hegelschen Vorschrift vom unendlichen dialektischen Prozeß des sich selber denkenden absoluten Geistes. Wie dieser stets drei Stufen zu durchlaufen hatte, wie die Idee sich erst selber setzt, dann sich in die Natur entläßt und sich als ein andres gegenständliches Leben sich selber gegenüber setzt und endlich wieder frei in sich zurückkehrt in das Reich des Geistes, ebenso macht es der Begriff des Sittlichen bei Wundt; als ob man aus dem Begriffe allein das Dasein der wirklichen Welt und des Menschengeistes ableiten könnte! Die Kantischen Kategorien, die doch nichts andres sind als die notwendigen Formen des Denkens, hat man als ein unbrauchbares, schwerfälliges Gerüst beiseite geworfen, aber die unklaren Phantasmen Hegels läßt man ruhig in allen Wissenschaften weiter ihren Spuk treiben.

In praktische Anschauungen der Politik und des wirtschaftlichen Lebens übertragen, hat die Theorie der ewig fortschreitenden Entwicklung einen viel größern Einfluß, als man in der Regel anzunehmen geneigt ist. Bei den gemäßigt Liberalen ist daraus die Grundanschauung entstanden, daß sich die Freiheit im Staate und im sozialen Leben notwendig immer weiter entwickeln müsse bis zur höchsten Stufe der Kultur, die man sich als den Zustand der vollkommensten Freiheit denkt. Bei den Radikalen aller Länder und Völker gilt die Freiheit als die Vorbedingung für alle weitere Entwicklung der Anlagen des Menschen überhaupt. Es gilt als fester Glaubenssatz, daß, wenn nur erst dem Volke ganz vollkommene Freiheit gegeben sei, sich von selber alles aufs schönste bis zur vollendeten Glückseligkeit entwickeln werde. Solche Grundsätze nehmen sich innerhalb der sogenannten guten Gesellschaft, mit idealistischen Phrasen verbrämt, auf den Rednerbühnen der Parlamente, noch ziemlich friedlich und unschuldig aus, aber in den rohern Massen des halbgebildeten Volkes werden durch einfach konsequente Weiterbildung derselben Gedanken höchst gefährliche Mächte daraus. Die scheinbar tolle Idee, daß die Abschaffung aller Regierungen der Anfang des wahren Volkswohles sein müsse, ist nur eine folgerichtige Übertreibung jener Entwicklungstheorie aus der Freiheit.

Zwar hat sich auch hier die Erfahrung niemals dem Dogma günstig gezeigt, aber was hilft das gegen das Verhalten idealistischer Schwärmer oder roher Gewaltmenschen! Wenn wir je etwas aus der Geschichte gelernt haben, so ist es doch vor allem die Wahrheit, daß die übermäßig erweiterte Freiheit des Volkes überall zur Tyrannei geführt hat. Es sollte doch eigentlich jedem klar sein, daß der ersehnte Zustand völliger Freiheit, in welchem keine Regierungen und keine Staaten vorhanden wären, nichts andres sein kann, als der Krieg aller gegen alle, in welchem niemand verhindern kann, daß der Starke und Selbstsüchtige den Schwächern zum Sklaven macht. Die höhere geistige Begabung giebt dem Menschen nicht nur das Übergewicht über die Tiere, sondern auch über die schwächern Genossen des eignen Geschlechtes, und warum er seine Kräfte im ursprünglich freiesten Zustande, ohne Erziehung, die sich ja nicht ohne einigen Zwang denken läßt, anders gebrauchen sollte, als die wilden Tiere in ihrer Freiheit, ist garnicht einzusehen. Wir brauchen aber nicht erst, um das zu begreifen, auf rohe Völker im Urzustande zu verweisen, wir können auch in der Geschichte unsers Jahrhunderts, auf dessen hohe Kultur wir stolz sind, Studien über die Wirkungen der Freiheit anstellen. Das freieste Land, sagt man, ist das reichste und glücklichste, und zeigt dabei auf die ungewöhnlich schnelle Entwicklung der nordamerikanischen Freistaaten. Und gewiß ist die freie Konkurrenz ein gewaltiger Antrieb zur höchsten Anstrengung aller Kräfte, und so lange es noch kulturfähige, bisher unbenutzte Länderstrecken dort giebt, werden wir von außen gewiß das Bild einer großartigen Weiterentwicklung vor uns sehen. Aber sind denn diese glücklichen Freistaaten verschont geblieben vom Bürgerkrieg, von Verbrechen aller Art und von Unterdrückung, von Ausbeutung der Schwachen durch die Starken, von den Gefahren der sozialen Revolution? Nur die Unwissenheit könnte das bejahen.

In den Kreisen der Kaufleute heißt es: Nur die völlige Freiheit läßt den Handel gedeihen, keine Zollschranken, womöglich keine staatliche Aufsicht und Beschränkung irgend welcher Art sind die Bedingung, unter der sich der Handel allein zum Heile der Völker entwickeln kann. Aber zu derselben Zeit, in welcher diese Theorie mit dem größten Nachdruck über Europa verbreitet wurde, erwachte auch die Einsicht, daß diese Freiheit in erster Linie den Reichen zu Gute komme und die Armen nur noch ärmer mache; daß ein reiches Volk wie das englische auf diesem Wege zwar großartige Fortschritte in der Entwicklung seines Reichtums machen könne, aber auf Kosten andrer Völker, die ihre Industrie und Produktion noch nicht soweit ausgebildet hatten wie das mächtige Inselreich. Und das freieste Land, Nordamerika, ging voran im Bruch mit dem Grundsatze des Freihandels, und die andern Staaten Europas mußten sich mehr oder weniger auch bequemen, mit den glückverheißenden Theorien des Freihandels zu brechen, und begannen sich mit Schutz und Schirm gegen die übermächtige Konkurrenz zu versehen. Unverkennbar läuft die konsequente Weiter-

entwicklung des absoluten Freihandels auf die Begründung großartiger Monopole hinaus, die man einer Staatsregierung nicht gönnen will, im Interesse der einzelnen reichen Firmen oder Gesellschaften. Wer das leugnen will, der muß erst beweisen, daß nicht die Selbstsucht die mächtigste Triebfeder aller Handelsunternehmungen ist.

Zu welchen furchtbaren sozialen Gegensätzen die Freiheit der Industrie führt, sehen wir an der Geschichte der Fabrikstaaten der Neuzeit. Es soll nicht geleugnet werden, daß hie und da ein weitblickender, hochgebildeter Besitzer großer Fabriken für das Wohl seiner Arbeiter in edler und humaner Weise bedacht gewesen ist, aber im allgemeinen ist doch erst die Hilfe des Staates und seiner Gesetzgebung angerufen worden, um nur den schreiendsten Übelständen abzuhelfen. Eine Beschränkung der Freiheit war dringend notwendig, um viele tausend Kinder und Frauen vor dem Untergange zu retten. Was aber in dem eigentlichen Geld-, Börsen- und Bankwesen die völlige Freiheit der Spekulanten bedeutet, das hat Deutschland in den letzten Jahrzehnten zur Genüge kennen gelernt. Dem Handwerk glaubte man eine große Wohlthat zu erweisen, wenn man es von den einengenden Schranken der veralteten Zünfte befreite und ganz der eignen freien Entwicklung überließ. Aber von Jahr zu Jahr müssen wir jetzt immer lautere Klagen hören über den Verfall und den Rückschritt des redlichen Kleingewerbes im Gegensatz zu dem Aufblühen einzelner großen fabrikähnlichen Betriebe. Immer dringender erhebt sich die Forderung nach Beschränkung der Freiheit durch neue Organisationen. Den Ärzten glaubte man in ihren Interessen zu helfen, wenn man sie von einigen lästigen Pflichten befreite und dafür die freie Konkurrenz im weitesten Sinne gewähren ließ. Aber niemals sind so viel Klagen über den Notstand der Ärzte und Zunahme der Kurpfuscher gehört worden, wie seit jener gesetzlichen Freigebung des Gewerbes. Die Freiheit der Presse verlangte die stets wiederholte Forderung aller Liberalen, aber seitdem sie frei geworden ist, ist wohl die Zahl, aber nicht der Wert der Zeitungen und der Bücher gestiegen. Vor der Aufhebung der Zensur wird sich schwerlich das Sprichwort entwickelt haben: Er lügt wie gedruckt. Wie kurze Zeit erst war vergangen, nachdem man Preßfreiheit, Redefreiheit, Versammlungsfreiheit und Koalitionsfreiheit den Arbeitern gewährt hatte, um ihre Wohlfahrt entwickeln zu helfen, als man sich in Deutschland genötigt sah, Ausnahmegesetze zu geben, welche die Freiheit einschränken mußten, um den unerträglichen Mißbrauch derselben einigermaßen zu verhindern!

Wollten wir schließlich die Folgen alle schildern, die durch die Befreiung des religiösen Gewissens von der Autorität der römischen Kirche in der Reformation für die protestantische Kirche entsprungen sind, so müßten wir ganze Bücher füllen. Nur soviel wollen wir andeuten, daß einerseits zwar durch und infolge der Reformation die reichsten und erfreulichsten Früchte in Wissenschaft, Staats- und sozialem Leben gezeitigt worden sind, aber anderseits der Mangel

einer einheitlichen Organisation der gesamten protestantischen Kirche aufs allerschwerste empfunden wird. Gerade weil die Freiheit von jeder Autorität noch keineswegs die einzige Bedingung für die Entwicklung neuer organischer Einrichtungen ausmacht, darum kranken die verschiedenen Färbungen der protestantischen Kirche an einer verhängnisvollen Schwäche, welche sie gegenüber der festen Organisation der römischen Kirche in die ungünstigste Stellung versetzt, wenn es einmal auf einen Kampf der geistigen Kräfte ankommt.

Aber wie ist es denn nun möglich, daß wir so reichliche Klagen mit noch viel weiter reichenden Andeutungen im Hintergrunde erheben können über die Freiheit, die doch das höchste Gut des Menschen sein soll? Der Grund ist eben die Verbindung der Freiheit mit dem Gedanken der Entwicklung, die man unrechtmäßig vollzogen hat. Der Begriff der Entwicklung enthält die Kategorien von Ursache und Wirkung mit einer Hindeutung auf eine Idee, die sich der Erkenntnis durch unsre Verstandesfunktionen vollständig entzieht. Gerade wie der zweckmäßige Plan, nach welchem ein Organismus erbaut ist, seinem Wesen und Ursprunge nach nicht von uns begriffen werden kann, so ist auch die Freiheit eine Idee, die wir mit dem Verstande nicht erfassen können. Wir finden die Freiheit nicht im ganzen Gebiete der Naturwissenschaft, so weit wir auch unsre Forschungen ausdehnen mögen. Die Naturerscheinungen bieten uns überall nur notwendige Kausalität. Die Freiheit finden wir nur in uns, wenn wir uns besinnen auf unsern göttlichen Ursprung. Der Sklave in Fesseln, ja selbst der in den Banden der sinnlichen Leidenschaft oder des Schmerzes liegende Mensch kann sich zur Freiheit in seinem Innern erheben, das ist der Sinn aller Märtyrergeschichten. Das macht die Freiheit zum höchsten Gute des Menschengeschlechts. Aber wir sehen sie nicht, wir erfahren sie nicht wissenschaftlich, wir dürfen die Kategorien der Ursache und Wirkung garnicht auf sie anwenden. Denn aller Irrtum in allen Wissenschaften entspringt nach dem Ausspruche Kants daraus, daß wir die Kategorien des Denkens auf Dinge anwenden, die außerhalb aller möglichen Erfahrung liegen. Die Möglichkeit unsrer gesamten theoretischen Erkenntnis erstreckt sich nicht weiter als auf Erscheinungen, sei es des äußern oder des innern Sinnes, niemals aber auf Ideen, die nicht im Gebiete der sinnlichen Erscheinung liegen. Daher entwickelt sich die Freiheit nicht, denn sie ist unabhängig von dem Begriff der Kausalität. Sie ist auch nicht die einzige Bedingung für die Entwicklung andrer Anlagen, wenn man sie nicht in ganz beschränktem Sinne auffassen will. Mit der bloßen Beseitigung von bestimmten Hindernissen, die dem Wachstum oder der Entwicklung von Organismen entgegenstehen, ist doch der Begriff der Freiheit nicht erschöpft. Und oft genug bewährt sich Goethes Wort, daß zwischen engen Mauern die Bäume am höchsten wachsen, d. h. daß selbst äußere Hindernisse und Erschwerungen die Entwicklung nicht zu hemmen, sondern sogar zu fördern scheinen. Die wahre Freiheit kann weder sich von selbst entwickeln, noch die einzige Ursache für die Entwicklung andrer Anlagen sein.

Aus demselben Grunde ist es falsch, sich das Sittengesetz aus dem rohen Naturzustande des Menschen entwickeln zu lassen. Die Erfahrung zeigt uns heute noch Völkerstämme genug, die niemals durch die Belehrung höher kultivirter Genossen auf eine edlere Stufe der Gesittung emporgehoben wurden. Wo es aber geschehen ist, da führen überall die Überlieferungen nicht auf eine langsam fortschreitende Entwicklung der religiösen und sittlichen Begriffe zurück, sondern auf gewaltige große Gesetzgeber und Religionsstifter, die man nicht ohne Grund mit göttlichen Ehren bedachte und feierte. Es ist kein Zeichen einer gesunden Kritik, wenn man bestrebt ist, die Verdienste solcher hervorragenden Menschen zu verkleinern zu Gunsten einer allmählich fortschreitenden Entwicklung derselben Gedanken in den breiten Massen des Volkes. Mag auch die Phantasie der Sänger und Dichter manches hinzugesetzt haben, immer bleibt es doch wahr, daß an unbedeutende Menschen sich die Sage überhaupt nicht anschließt. Nichts ist aber natürlicher, als daß in allen Völkern, die es überhaupt zu einer gewissen Kulturstufe gebracht haben, der erste Antrieb dazu von einzelnen überlegenen Persönlichkeiten ausgegangen ist. Die Wahrnehmung unermeßlichen Unglückes und Leidens, welches der Naturzustand im Laufe der Zeiten mit sich brachte, war es, der einzelne hochbegabte Heroen zur Einkehr in sich selbst und nach vielen innern Kämpfen zum öffentlichen Auftreten bewog, um nun dem Volke zu offenbaren, was sie zu seinem Heil in ihrer Selbstbesinnung gefunden hatten. Ohne allen Mystizismus bleibt das Wort in Geltung, daß Religion und Sittengesetz offenbart, verkündet und gelehrt werden, aber niemals sich von selbst entwickeln. Denn sie ruhen auf der Idee der Freiheit des Menschen.

Was sich entwickelt, ist immer eine Erscheinung in Zeit und Raum oder in der Zeit allein, aber niemals das, was wir uns von Zeit und Raum unabhängig denken müssen. Die Formen des religiösen Lebens, die Kirchen haben sich entwickelt und entwickeln sich noch, aber die Religion ist für die Ewigkeit verkündigt, und wir machen sie uns dann am vollkommensten zu eigen, wenn wir in den Geist des ursprünglichen Begründers einzudringen suchen. Auch die Philosophen, welche die Welt mit dem Gesetze der Entwicklung glücklich zu machen bestrebt sind, können nichts weiter als im besten Falle uns von einigen Härten und Schroffheiten der kirchlichen Satzungen befreien, aber eine bessere oder gar eine ganz neue Religion und ein besseres Sittengesetz können sie nicht erfinden, als Christus verkündet hat. Denn dieses ruht auf der allertiefsten Erkenntnis des menschlichen Wesens überhaupt.

Auch im politischen und sozialen Leben entwickelt sich die Freiheit nicht von selbst, sondern sie wird gegeben oder genommen, erkämpft und verteidigt oder geraubt und unterdrückt. Die Verfassungen bestimmen das Maß der Freiheit, und die Aufgabe der Gesetzgeber ist es nicht etwa, beständig ein maßloses Streben nach Freiheit zu fördern, sondern sorgfältig festzusetzen, welches

Maß derselben sich am besten mit dem Wohle des Ganzen verträgt. Alle Organisationen im staatlichen und wirtschaftlichen Leben werden gemacht von denkenden und schaffenden Urhebern, aber sie entwickeln sich nicht von selbst. Das deutsche Reich hat sich nicht aus den Gedanken der liberalen Gelehrten und Bürger entwickelt, sondern es ist geschaffen durch große denkende Herrscher, Staatsmänner und Helden, die der Neid der Parteien vergeblich zu verkleinern bestrebt ist. Wie in der organischen Natur die Idee des Gesamtorganismus die Entwicklung desselben bestimmt, so ist es bei allen menschlichen Thaten und Schöpfungen, daß der Gedanke des Urhebers sie hervorruft, aber sie entwickeln sich nicht durch sich selbst. Der weiß wenig von dem wahren Wesen der Freiheit, der sie zu einer Erscheinung herabwürdigt und sie in Raum und Zeit sich entwickeln läßt.



Joachim Heinrich Campe

als Vorkämpfer für die Reinheit der Muttersprache.

Von Friedrich Koldewey.



Vor etwa zwei Jahren ist die überreiche Fülle der in Deutschland schon vorhandenen Vereine noch um eine neue Genossenschaft vermehrt worden, die unter dem Namen „Allgemeiner deutscher Sprachverein" den Zweck verfolgt: 1. die Erhaltung und Wiederherstellung des echten Geistes und wahren Wesens der deutschen Sprache zu pflegen; dabei 2. ganz vorzugsweise die Reinigung derselben von fremden Bestandteilen zu fördern; sowie 3. die Errichtung einer Akademie der deutschen Sprache von Reichswegen zu erstreben.

Trotz der unverkennbaren und gewiß nicht unberechtigten Vereinsmüdigkeit, die zur Zeit auf den Gemütern lastet, hat der Sprachverein mit überraschender Schnelligkeit in weiten Kreisen Anklang gefunden, ein deutlicher Beweis, daß ein in dem deutschen Volke vorhandenes, wenn auch vielfach noch unklares und unbewußtes Verlangen dem Gedanken, von dem die Begründer des Vereins sich leiten ließen, entgegenkam. Schon ist die Zahl der Zweigvereine auf einundachtzig, die der Mitglieder auf mehr als viertausend gestiegen; Namen vom allerbesten Klange stehen darunter, wohl geeignet, gegen die abfälligen Urteile, die hie und da über die Bestrebungen der „Puristen" sich vernehmbar gemacht haben, ein bedeutsames Gegengewicht zu bilden; eine nicht geringe Anzahl von Zeit-

schriften und Tagesblättern ist bereits bemüht, von ihren Spalten die Fremdwörter nach Kräften fernzuhalten, und allem Anschein nach darf man sich auch der Hoffnung hingeben, daß, wie auf dem Gebiete des Postwesens, so auch in andern Zweigen der staatlichen Verwaltung den Wucherungen der Verwälschung in der amtlichen Sprache bald ein Ziel gesetzt werden wird.

Bei dieser Sachlage wendet sich der Blick unwillkürlich jenen Männern zu, die schon vor unsern Tagen für die Reinheit der Muttersprache auf den Kampfplatz getreten sind. Man wünscht die Waffen zu sehen, die sie geschwungen, wünscht sich der Siege zu freuen, die sie erfochten haben. Dabei ist es aber nützlich, auch auf die Blößen zu achten, die sie den Gegnern dargeboten, und auf die Stöße, die sie deshalb empfangen haben. Nur so vermag die Vergangenheit eine Lehrmeisterin der Gegenwart zu werden, nur so aus dem Ringen der Vorzeit ein dauernder und sicherer Gewinn auch für die Zukunft zu erwachsen.

Unter all den frühern Vorkämpfern für die Würde und Reinheit der Muttersprache tritt nun keine einzige Gestalt der Nachwelt so deutlich und lebensvoll vor die Augen wie Joachim Heinrich Campe. Dicht umdrängt von dem Getümmel der Gegner, nur wenige Gefährten zur Seite, schwingt er nach rechts und links mutvoll sein Schwert. Er achtet nicht des Lärms, der ihn umtost, nicht der Streiche, die von allen Seiten auf ihn niedersausen; ja er achtet es kaum, wenn mehrfach seine eigne Waffe nutzlos und ohne zu treffen die Luft durchschneidet. So steht er da, fast jenen Recken vergleichbar, von denen alte Sagen zu erzählen wissen, stets tapfer und unerschrocken, nicht immer besonnen und maßvoll, wo er unterliegt, mehr durch die eignen Fehlgriffe als durch die Kunst oder die Kraft der Widersacher besiegt. Es lohnt der Mühe, die Wendungen und den Verlauf seines Ringens einer nähern Betrachtung zu unterziehen.

Als Campe zum erstenmale für die Reinheit der deutschen Sprache seine Stimme erhob, hatte er bereits den Höhepunkt seines Mannesalters erreicht. Ein bewegtes Leben lag hinter ihm. In dem braunschweigischen Dörfchen Deensen bei Stadtoldendorf am 29. Juni 1746 geboren, war er fast genau drei Jahre älter als Goethe, zwei Jahre jünger als Herder. Nachdem er zu Ostern 1765 seine Schulbildung auf der Amelungsborner Klosterschule zu Holzminden vollendet, dann aber bis Ostern 1769 auf den Universitäten zu Helmstedt und Halle theologischen und philosophischen Studien obgelegen hatte, war er mehrere Jahre hindurch abwechselnd im Humboldtschen Hause zu Berlin und als Geistlicher in Potsdam thätig gewesen, hatte von 1776 bis 1777 dem Basedowschen Philanthropin seine Kräfte gewidmet, darauf aber zu Hamburg eine eigne Erziehungsanstalt gegründet, dort auch die berühmteste von seinen zahlreichen Schriften, „Robinson den Jüngern,“ verfaßt. Im Jahre 1786 war er dann, dem Rufe des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand folgend, in sein

engeres Vaterland zurückgekehrt, um als Mitglied des neubegründeten Schuldirektoriums für das tief darniederliegende Schulwesen des Landes ein Reformator zu werden. Aber die hochfliegenden Erwartungen, welche man auf seine Wirksamkeit als Schulrat gesetzt hatte, waren — und zwar keineswegs, wie man oft behauptet hat, ohne Campes eignes Verschulden — unerfüllt geblieben; schon 1789 war die neue Behörde, ohne überhaupt je zu wirklichem Leben gelangt zu sein, wieder ins Grab gesunken. Seitdem lebte Campe in der Stadt Braunschweig als Privatmann. Eine Stiftsherrnstelle zu St. Cyriaci und die ungeminderte Gunst des Landesherrn sicherten ihm eine angesehene bürgerliche Stellung; die Leitung der Schulbuchhandlung, die seit 1787 aus den Händen des Staates in seinen Besitz übergangen war, bot ihm, in Verbindung mit einer ausgedehnten schriftstellerischen Thätigkeit, Beschäftigung und Wohlstand; in Heimat und Fremde war sein Name bei allen, die den Bestrebungen des Philanthropinismus huldigten, bekannt und hochgeehrt. Schon 1788 hatte er im Verein mit Trapp, Stuve und Heusinger das „Braunschweigische Journal," eine Zeitschrift philosophischen, philologischen und pädagogischen Inhalts, begründet. In dem dritten Jahrgange dieses Blattes war es, wo er gegen Ende des Jahres 1790 mit seiner Erstlingsarbeit auf dem Gebiete der deutschen Sprachreinigung, den „Proben einiger Versuche von deutscher Sprachbereicherung," vor die Öffentlichkeit trat.

Es muß auffallen, daß Campe erst so spät für die Reinheit der Muttersprache in die Schranken getreten ist, da doch hervorragende Zeitgenossen von ihm, wie Lessing, Klopstock, Herder — um von weniger bekannten Namen ganz zu schweigen — längst schon das Umsichgreifen der Verwälschung bekämpft hatten, und obgleich Adelungs Wörterbuch, das in seiner ersten Ausgabe von 1774 bis 1786 erschien, für das deutsche Sprachstudium eine wertvolle Grundlage bildete. Bemerkenswerter noch ist es, daß Campe selbst noch bis tief in das Jahr 1790 hinein seine Schriften mit Fremdwörtern zu zieren geliebt hat. In seinen „Fragmenten" finden sich Ausdrücke wie: industriös, Stupidität, Axiom, Subtilität, Lüxe, intrikat, Constituent und andre der Art in großer Zahl, und in einem Briefe vom 31. August 1790, nur wenige Monate vor dem Erscheinen seiner sprachreinigenden Erstlingsschrift, verwendet er auf dem engen Raume von wenig mehr als einer Druckseite die Worte: Poltronerie, Idee, Interessentin, kommentiren, Ideal, qualifiziren, Monstrum, existiren, abstrahiren, Forum, kompetent, Publikum, letzteres sogar in der lateinischen Dativendung. Woher diese späte, woher diese plötzliche Wandlung?

Die Antwort auf die erste von diesen beiden Fragen findet sich leicht, wenn man bedenkt, wie sehr Campe lange Zeit hindurch teils durch die Aufgaben seines Berufs als Jugenderzieher, teils durch seine umfangreiche Thätigkeit als Schriftsteller in Anspruch genommen wurde. Schwieriger ist es zu erklären, wie ein Mann, der Jahrzehnte hindurch gegen die Reinheit der Mutter-

sprache sich gleichgiltig verhielt, nun auf einmal so plötzlich und scheinbar unvermittelt zu einem der eifrigsten Vorkämpfer für sie zu werden vermochte. Es ist, um diese in Wahrheit sehr auffällige Thatsache begreiflich zu machen, erforderlich, auf Campes Parteistellung und die daraus ihm erwachsenen Kämpfe und Fehden einen flüchtigen Blick zu werfen.

Durch seinen Bildungsgang wurde Campe von Jugend auf unter den Einfluß jener Denkweise gestellt, die man insgemein als Aufklärung zu bezeichnen pflegt und die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die weitesten Kreise des deutschen Volkes beherrschte. Mit Lebhaftigkeit hatte er die Grundsätze seines Zeitalters ergriffen und darf als einer der reinsten und zähesten Vertreter derselben betrachtet werden. Wie allen seinen Gesinnungsgenossen, so waren auch ihm die tiefen Wahrheiten des Christentums zu den abstrakten Begriffen Gott, Freiheit und Unsterblichkeit zusammengeschrumpft; mit der ganzen rationalistischen Denkweise hatte er auch den derselben eigentümlichen Mangel an Verständnis für das geschichtlich Gewordene und den Mangel an Achtung vor der Ansicht des Gegners in sich aufgenommen; die Anhänger des alten Glaubens schienen ihm entweder Heuchler oder Dummköpfe zu sein. Für die Jugend besaß er ein warmes Herz; was er ihr aber zu bieten vermochte, ging im Grunde über wohlgemeinte sittliche Ratschläge und über eine Anleitung zur irdischen Glückseligkeit nicht weit hinaus. Nur was handgreiflich und nützlich, im äußern Leben unmittelbar verwendbar ist, hatte für ihn wirklichen Wert. Obgleich er selbst nicht ohne Geschick Verse zu machen wußte, stellte er doch „das Verdienst dessen, der den Kartoffelbau bei uns einheimisch gemacht oder das Spinnrad erfunden hatte, höher als das Verdienst des Dichters einer Ilias und Odyssee.“ Derartige nüchterne Anschauungen waren auch andern Vertretern der Aufklärung nicht fremd; bei Campe aber waren die engen Verhältnisse, aus denen er sich unter großen Entbehrungen und nur mit Hilfe einer eisernen Willenskraft emporgerungen hatte, noch in ganz besondrer Weise auf seine Wertschätzung der Güter des Lebens von Einfluß gewesen.

Seine Grundsätze verfocht Campe mit großer Offenheit, Festigkeit und Überzeugungstreue, nicht selten mit Bitterkeit und Schärfe. Kein Wunder, daß auch die Gegner ihn nicht schonten und seine rücksichtslosen Angriffe mit gleicher Münze heimzahlten. Nur zu oft erhielten daher seine Fehden einen höchst unerquicklichen Beigeschmack, durch nichts mehr als durch seine beiden Fragmente „Über einige verkannte, wenigstens ungenutzte Mittel zur Industrie, der Bevölkerung und des öffentlichen Wohlstandes,“ in denen er 1786 die Landgeistlichen in ihrer Bildung und Stellung zu pädagogischen, landwirtschaftlichen, ärztlichen und tierärztlichen Beratern ihrer Pfarrkinder herabzudrücken unternommen hatte. Wenn man die oberflächlichen und absprechenden Ausführungen Campes überblickt und dazu den weitgehenden Einfluß in Betracht zieht, dessen er sich gerade damals namentlich bei der braunschweigischen Regierung erfreute,

so begreift man den Sturm der Entrüstung, den diese Schrift nicht bloß bei den Anhängern des alten Glaubens, sondern überhaupt bei allen denen hervorrief, denen die Wirksamkeit und die Würde des geistlichen Amtes am Herzen lag. Selbst von den entschiedenen Freunden und Bewunderern wurden nicht wenige stutzig; das große Ansehen, dessen er sich bisher in den weitesten Kreisen erfreut hatte, geriet in ein bedenkliches Schwanken. Mehr noch wurde es geschädigt, als Campe im Sommer 1789, bald nach dem Ausbruche der französischen Staatsumwälzung, mit seinem ehemaligen Schüler Wilhelm von Humboldt, der damals gerade seine Universitätsstudien beendigt hatte, an das Ufer der Seine eilte und dann, berauscht von dem dort eingesogenen Freiheitstaumel, in den „Briefen aus Paris" sich als einen begeisterten Anhänger der republikanischen Grundsätze kundgab.

Psychologisch läßt sich allerdings Campes Schwärmerei für die Ideen der französischen Revolution sehr wohl begreifen. Auch andern deutschen Männern wurden anfangs die Augen von einem Glanze geblendet, der sich als die Morgenröte eines vorher kaum geahnten Völkerfrühlings ankündigte. Bei Campe aber ist diese Schwärmerei umso erklärlicher, als er zu den wärmsten Verehrern Rousseaus gehörte, die diesseits des Rheins gelebt haben. Sein ganzes Streben auf dem Gebiete der Jugenderziehung und des Unterrichts ruht auf den Gedanken, die der Einsiedler von Ermenonville in seinem „Emile" niedergelegt hatte. Zu seinem „Robinson" erhielt Campe gerade aus diesem Buche die Anregung. Es ist zwar eine Legende, wenn berichtet wird, in dem großen Saale seines Braunschweiger Hauses habe eine Büste Rousseaus gestanden und darunter in goldnen Buchstaben die Worte: „Mein Heiliger." In Wahrheit lautete die Unterschrift: „Er zerknickte die Ruten für Kinder und Völker." Aber gerade diese Worte lassen erkennen, daß neben den pädagogischen Reformvorschlägen des „Emile" auch die sozialpolitischen Ideale des Contrat social die Seele des sonst so nüchternen und besonnenen Mannes bezaubert hatten. Was Wunder, daß der Schüler sich für die Früchte begeisterte, die aus der von dem Meister gestreuten Saat so üppig hervorwuchsen! Die Zeitgenossen freilich wußten Campes republikanische Schwärmerei wenig zu würdigen; in der Stadt Braunschweig insbesondre schalt man ihn einen Jakobiner und Franzosenfreund, und als gar die Republik ihn 1792 ebenso wie Klopstock und Schiller zum Ehrenbürger Frankreichs ernannte, machte sich der Unwille der Einwohnerschaft in so heftigen Drohungen und Schmähworten Luft, daß Campe sich veranlaßt sah, zu seiner Rechtfertigung ein Schriftchen unter dem Titel „An meine Mitbürger" in der Stadt verteilen zu lassen.

Gerade in die Zeit, als Campes Ansehen, ohnehin schon durch die unbesonnenen „Fragmente" erschüttert, durch die „Pariser Briefe" einen neuen Stoß erhalten hatte, fällt die Veröffentlichung seiner bereits erwähnten sprachreinigenden Erstlingsschrift. Sollte dieses Zusammentreffen ein zufälliges sein? Sollte er

nicht vielmehr gehofft haben, durch sein Eintreten für die Herrlichkeit der Muttersprache die gegen seine vaterländische Gesinnung sich erhebenden Zweifel zu widerlegen, die welkenden Lorberen seines Ruhmes neu zu beleben? Wir wissen es nicht; aber die Wahrscheinlichkeit spricht nicht dagegen. Campe war eine zum Herrschen geeignete, aber auch zum Herrschen geneigte Natur; seine Thatkraft verlangte darnach, ordnend und gebietend sich geltend zu machen, und er hatte, getragen von der Bewunderung und dem Beifalle seiner philanthropischen Gesinnungsgenossen, zu lange die Rolle eines obersten pädagogischen Schiedsrichters gespielt, um nicht die Minderung seines Einflusses zu empfinden und nach einem Ersatz für die erlittene Einbuße sich umzusehen.

Wo aber auch immer der Anlaß zu Campes sprachwissenschaftlichen Bestrebungen zu suchen sein mag: so viel steht fest, daß er den Kampf für die Reinheit der Muttersprache, nachdem er ihn einmal aufgenommen hatte, mutig und unermüdlich und in der unverkennbaren Absicht, dem Vaterlande dadurch einen Dienst zu leisten, weiter geführt hat. Eine stattliche Reihe von Schriften giebt davon Zeugnis. Den bereits erwähnten „Proben einiger Versuche von deutscher Sprachbereicherung“ vom Jahre 1790 folgte als eine neue und stark vermehrte Ausgabe derselben 1792 ein „Zweiter Versuch der deutschen Sprachbereicherung,“ 1794 eine von der königlichen Akademie der Wissenschaften, oder, wie Campe sich ausdrückt, von dem königlich preußischen Gelehrtenverein gekrönte Preisschrift „Über die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache,“ die noch in demselben Jahre durch einen „Nachtrag und Berichtigungen“ vervollständigt wurde. An die Preisschrift schlossen sich von 1795 bis 1797 die „Beiträge zur weitern Ausbildung der deutschen Sprache,“ zu deren Herausgabe sich Campe mit einer „Gesellschaft von Sprachfreunden“ vereinigt hatte und in denen von ihm selbst, abgesehen von zahlreichen gelegentlichen Zusätzen und Anmerkungen, etwa zwanzig Aufsätze zum Abdruck gebracht sind. In dem letzten Hefte der Beiträge — sie gingen an dem Mangel an Käufern zu Grunde — wurde bereits ein „Wörterbuch der hochdeutschen Sprache“ in Aussicht gestellt. Campe beabsichtigte es in Verbindung mit einer Anzahl von Gelehrten herauszugeben, daneben aber allein noch ein besondres Wörterbuch zur Bekämpfung der Fremdwörter zu bearbeiten. Die Ausführung des Planes verzögerte sich. Erst 1801 erschien sein „Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unsrer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke,“ das 1813 zum zweiten male, und zwar in einer erheblich erweiterten Gestalt, an die Öffentlichkeit trat. In beiden Ausgaben ist dem Wörterverzeichnis die schon in der Preisschrift enthaltene Abhandlung unter der Überschrift „Grundsätze, Regeln und Grenzen der Verdeutschung“ vorangeschickt. Ein für die Zwecke der Schule bestimmter Auszug aus dem Verdeutschungswörterbuch folgte 1804 unter dem Titel „Versuch einer genaueren Bestimmung und Verdeutschung der für unsre Sprachlehre gehörigen Kunstwörter.“ Mitten unter den Wirren und Unruhen

der Fremdherrschaft erschien dann endlich von 1807 bis 1811, gleichsam als Schlußstein des ganzen sprachwissenschaftlichen Gebäudes, in fünf starken Quartbänden das „Wörterbuch der Deutschen Sprache." Zwar hat Campe an der eigentlichen Ausarbeitung dieses Werkes nur einen geringen Anteil genommen; aber es geschah doch unter seiner Leitung und nach seinen Anweisungen, daß anfangs Männer, wie Johann Gottlieb Radlof (später eine Zeit lang Professor der Philosophie in Bonn) und in den letzten Bänden hauptsächlich Theodor Bernd (gest. 1854 als Professor der Diplomatik in Bonn) die 141 277 Artikel desselben zusammengestellt haben. Die Fremdwörter werden zwar darin nicht mit aufgeführt; gleichwohl steht auch dieses Werk den sprachreinigenden Bestrebungen Campes nicht fern, da zahlreiche, zum Ersatz der Ausländer bestimmte Verdeutschungen darin Aufnahme gefunden haben, von Campes eignen Wortbildungen freilich, wie in der Vorrede ausdrücklich bemerkt wird, nur die, welche bereits in „gelesenen Schriften" verwendet waren.

Dank hat Campe für seine sprachreinigenden Bestrebungen wenig erfahren. Bei der Mitwelt wurde der Beifall und die Anerkennung durch den Widerspruch, die Anfeindung, nicht zum wenigsten auch durch den Spott und die Geringschätzung der Gegner reichlich aufgewogen. Von den Neueren aber ist es besonders Jakob Grimm, der über Campes Leistungen auf sprachwissenschaftlichem Gebiet und insbesondre auch in Rücksicht auf seine Bemühungen um die Reinheit der Muttersprache ein sehr abfälliges, wenn nicht geradezu wegwerfendes Urteil gefällt hat. Und wer vermöchte zu leugnen, daß die auf ihn gehäuften Vorwürfe in einigen Beziehungen nicht unbegründet sind!

Zunächst ist es der Mangel an gründlicher Gelehrsamkeit, der an Campe getadelt wird. Jakob Grimm hat ihn in dieser Hinsicht tief unter Adelung gestellt. Besonders empfindlich macht sich dieser Mangel bemerkbar, wo es sich um die deutsche Sprache in ihrer ältern Gestalt und Entwicklung handelt. Hier ist Campe weder mit dem Wortschatze, noch mit den Lautgesetzen, noch mit der Grammatik in einer nur einigermaßen zureichenden Weise vertraut. Die Denkmäler der mittelalterlichen Dichtung scheinen ihm vollständig fremd geblieben zu sein. Wo er einmal auf Etymologien zu sprechen kommt, legt er eine bemerkenswerte Oberflächlichkeit an den Tag. So führt er z. B. „Pinsel," obwohl ihm das lateinische penicillus bekannt ist, auf „Pinne, ein spitziges Werkzeug" zurück, und das uralte „Knie" sieht er als eine Ableitung von dem doch erst im sechzehnten Jahrhundert vorkommenden „knicken" an; auch trägt er kein Bedenken, bei „Teufel," niederdeutsch „Düwel," den Einfall von Leibniz, als ob das Wort aus dem bestimmten Artikel und „übel" entstanden sei, für wahrscheinlicher zu halten, als die einzig richtige und ihm auch wohlbekannte Ableitung vom griechischen *διάβολος*; Leibnizens Etymologie bekomme — so meint er — durch das englische devil, aus the und evil, ein noch größeres Gewicht. In dem großen Wörterbuche ist von Etymologie überhaupt nicht die

Rede; die Absicht, das in dieser Hinsicht erforderliche in einem besondern Ergänzungsbande durch den Königsberger Professor Johann Severin Vater (gest. 1826 als Professor der Theologie zu Halle) nachtragen zu lassen, blieb unausgeführt, schwerlich zum Schaden der Sache. Zu Campes Entschuldigung wird man sagen müssen, daß zu seiner Zeit der Zusammenhang des indoeuropäischen Sprachstammes noch unbekannt war und die allgemeine Sprachwissenschaft, ebenso wie die germanische und romanische Philologie, noch in ihren Windeln lag; aber auf der andern Seite kann man doch auch nicht leugnen, daß Campe auch die bereits vorliegenden Ergebnisse sprachlicher Forschung keineswegs mit der genügenden Ruhe und Sorgfalt geprüft und sich angeeignet hat.

Nicht minder ungünstig gestaltet sich das Urteil, wenn man Campes Kenntnisse in den klassischen Sprachen ins Auge faßt. Hier begeht er Schnitzer, die man kaum anders als aus der den Philanthropen überhaupt eigentümlichen Verachtung der „Humaniora" zu erklären vermag. Satt „Polyarchie" schreibt er in beiden Ausgaben seines Verdeutschungswörterbuches „Polygarchie," vielleicht durch den Hinblick auf „Oligarchie" verleitet, und „orthodox" übersetzt er mit einer solchen Beharrlichkeit durch „rechtlehrig" und weist dabei die Bedeutung „rechtgläubig" mit einer so unmißverständlichen Bestimmtheit zurück, daß man sich des Verdachtes nicht zu erwehren vermag, er habe die zweite Hälfte des Wortes entweder auf das lateinische docere zurückgeführt oder doch wenigstens das griechische δοκεῖν für gleichbedeutend mit docere gehalten.

Nach alledem bildet die sprachwissenschaftliche Grundlage bei Campe eine schwache Seite, die durch sein sicheres und absprechendes Auftreten nur übel verdeckt wird. Er gleicht einem Heilkünster, der an ein Krankenbett tritt, ohne von der Beschaffenheit des menschlichen Körpers und von der Natur der ihm zugänglichen Heilmittel eine zulängliche Kenntnis zu besitzen, ja ohne auch nur nach den Ursachen und dem bisherigen Verlauf des vorliegenden Leidens eingehend zu fragen. Man begreift es, daß die Rezepte eines derartigen Arztes bei den Kundigen, selbst da, wo er das Richtige traf, keine willige Aufnahme fanden.

Ein zweiter Punkt, der Campe zum Vorwurfe gemacht wird, ist sein Purismus, d. i. sein übertriebener, nicht selten über das Ziel hinausschießender Eifer, mit dem er die ausländischen Eindringlinge aus der Muttersprache hinauszutreiben versucht hat. Jakob Grimm, der für nichts weniger als für einen Freund der Fremdwörter gelten darf, spricht sich sehr ungehalten darüber aus. „Ohne an der Schönheit und Fülle unsrer Sprache — so sagt er — selbst wahre Freude zu empfinden, strebt dieser ärgerliche Purismus das Fremde, wo er seiner nur gewahr werden kann, feindlich zu verfolgen und zu tilgen; mit plumpem Hammerschlag schmiedet er seine untauglichen Waffen. Das, was, ihm völlig unbewußt, die Sprache längst schon hatte oder was sie zum größten

Teile noch nicht einmal in sich aufzunehmen begehrt, will er ihr im umgewandten Kleide gewaltsam anziehen und einverleiben; vor lauter Bäumen sieht er den Wald nicht." Es lohnt der Mühe, auf diesen Vorwurf etwas näher einzugehen. Dazu wird es aber nötig sein, zunächst, wenn auch nur in seinen hauptsächlichsten Eigenheiten, den Standpunkt kennen zu lernen, den Campe den Fremdwörtern gegenüber einnimmt. In der Abhandlung von den „Grundsätzen, Regeln und Grenzen der Verdeutschung" hat er diesen Standpunkt ausführlich und stellenweise nicht ohne Weitschweifigkeit dargelegt. Die Anwendung desselben wird vornehmlich aus seinem „Verdeutschungswörterbuche" ersichtlich.

Ein Irrtum wäre es, wollte man annehmen, daß Campe nach Art mancher Puristen des siebzehnten Jahrhunderts oder, wie es vor nunmehr vierzig Jahren der Doktor oder, wie er sich selbst nennt, der „Wißmeister" Brugger zu Heidelberg unter dem Gelächter der Zeitgenossen versucht hat, die Muttersprache von allem und jedem, was nur irgend ein fremdländisches Gewand an sich trug, zu säubern gewillt gewesen sei. Beibehalten will er vielmehr die Fremdlinge, insofern sie in ihrer Form das Gepräge der Sprachähnlichkeit an sich trügen, d. h. insofern sie nach Analogie der wirklich deutschen Ausdrucksweise sich umgestaltet hätten. Daß er dabei die dem deutschen Volke in gleicher Weise wie den verwandten indo-europäischen Stämmen als gemeinsames Erbteil von den arischen Voreltern überkommenen Wörter wie Nase, Ohr, Auge, Wind von den sogenannten Lehnwörtern wie Abt, Brief, Priester, Kirche nicht mit Sicherheit zu unterscheiden vermag, darf man ihm bei dem bereits angedeuteten Stande der damaligen Sprachwissenschaft nicht zum Vorwurfe machen. Neben diesen nach der deutschen Sprachähnlichkeit umgestalteten und dadurch förmlich deutsch gewordenen Lehnwörtern will er auch noch einigen andern Fremdlingen, obwohl sie sich noch immer als Ausländer verraten, so lange sich nicht ein passender Ersatz für sie findet, einstweilen das Gastrecht gestatten. Er rechnet dazu insbesondre diejenigen Ausdrücke, welche zugleich mit den fremden, namentlich sinnlich wahrnehmbaren Dingen nach Deutschland verpflanzt sind, also z. B. Kaffee, Tabak, Diamant, Taft, Perrücke. Auch Post, Person, Muse, Natur finden Gnade vor seinen Augen. Offenbar verzweifelt er daran, einen passenden Ersatz für diese Art von Fremdwörtern aufzufinden. Ganz anders liegt der Grund, wenn er unsittliche und schmutzige Wörter von der Verdeutschung überhaupt ausgeschlossen wissen will. Er geht dabei von der höchst ehrenwerten, wenn auch gewiß allzu vertrauensseligen Hoffnung aus, man könne durch die Ablehnung der Übertragung von Wörtern wie Galanterie in seiner übeln Bedeutung, fille de joie u. dergl. auch das, was sie bezeichnen, von dem deutschen Volke fernhalten. Wolle man sie aber einmal deutsch bezeichnen, so könne man den Ausdruck garnicht stark genug wählen, um von vornherein gegen die dadurch benannte Sache Abscheu und Ekel zu erregen. In ähnlicher Weise läßt er sich von einem sittlichen Gesichtspunkte leiten, wenn er für das ver-

führerische und zur Weichlichkeit verleitende „Sofa“ oder „Kanapee“ das veraltete „Lotterbett“ wieder aus der Vergessenheit hervorzuziehen versucht. Neben die sittenverderbenden Wörter stellt Campe noch diejenigen, die seiner Meinung nach widersinnige Dinge bezeichnen und deren Gebrauch eine schädliche Gedankenverwirrung anzurichten imstande sei. Auch hier will er für den Begriff das fremde Gewand beibehalten, bis es gelingen werde, mit der Sache selbst auch das Wort aus dem Bewußtsein des Volkes zu verbannen. Höchst bezeichnend ist es dabei für seine einseitige und in Aufklärungssucht befangene Denkweise, wenn er Wörter wie Trinität, Transsubstantiation, Sakrament unter diese zwar einstweilen noch geduldeten, aber doch gewissermaßen unter Polizeiaufsicht gestellten Ausländer versetzt wissen will.

Für alle Fremdwörter, welche über die angedeuteten Grenzen hinausgehen, insbesondre also für alle, die nicht den Stempel der sogenannten Sprachähnlichkeit an sich tragen, hielt Campe die Ersetzung durch echt deutsche Ausdrücke nicht nur für wünschenswert, sondern auch für notwendig, und er zweifelte keinen Augenblick daran, daß eine solche Ersetzung, selbst bei der Sprache der Wissenschaft, auch möglich sei. Man brauche nur die vergessenen guten alten Ausdrücke, wie sie in den ältern Denkmälern der Sprache und besonders in Luthers Bibelübersetzung vorlägen, aus dem Schutt hervorzusuchen und neu zu beleben, den Wortschatz der Mundarten nach brauchbaren Wörtern und Wendungen durchzumustern, bei den verschwisterten oder verwandten Sprachen — er rechnet merkwürdigerweise außer den germanischen Sprachen auch das Irische dazu — eine Anleihe zu machen, so werde sich ein reichlicher Vorrat von eingebornen oder doch stammverwandten Stellvertretern finden, um einen großen Teil der verjagten Ausländer zu ersetzen. Wo sich dann noch Lücken vorfänden, müsse man zu Neubildungen greifen, nur müßten diese sprachähnlich gestaltet sein. Manches sei in dieser Hinsicht schon vor ihm, wenn auch nicht immer mit Glück, versucht worden. Man müsse es aber nur richtig anfangen und die angegebenen Mittel mit besonnenem Ernst zur Anwendung bringen, so könne es nicht fehlen, daß die Muttersprache, wenn auch nicht gleich und mit einem male, so doch in nicht allzu später Zeit, ihrer unverfälschten Reinheit und Lauterkeit wiedergegeben werde.

Schon aus dieser flüchtigen Übersicht ergiebt sich, daß die Grundsätze, welche Campe für die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache aufgestellt hat, der ihnen von der Berliner Akademie zugesprochenen Anerkennung nicht unwert gewesen sind. Auch der Allgemeine deutsche Sprachverein wird sie sich, freilich nur unter Abweisung von manchen Wunderlichkeiten und unter Verwendung der inzwischen gewonnenen Ergebnisse der Sprachwissenschaft, in vielfacher Hinsicht aneignen dürfen. Was aber an Campe getadelt worden ist und auch noch heute mit Recht getadelt werden muß, sind überhaupt an erster Stelle garnicht die von ihm ausgesprochenen Grundsätze, sondern die ungestüme

und hastige Art, mit der er sie zur Ausführung gebracht hat, sowie namentlich auch die Überschätzung, die er auf dem Gebiete der Neubildung dem Wirken eines Einzelnen und insbesondre seinen eignen Vorschlägen beigelegt hat. Nicht mit Unrecht hat Wieland in seiner geistreichen Weise Campes Verfahren eine Art von sprachlichem Jakobinismus genannt. Statt die Sprache, die, wie jeder andre lebensfähige Organismus, die von außen her in sie eingedrungenen fremdartigen Stoffe, falls sie dieselben nicht in ihr eignes Wesen hineinzuziehen vermag, von selbst allmählich auszuscheiden bemüht ist, in diesem naturgemäßen Bestreben durch geschickte, leise Beihilfen zu unterstützen, sucht er sie durch gewaltsame Eingriffe schnell und mit einem Schlage davon zu befreien; vor allem aber vergißt er, daß die Sprache, ebenso wie der menschliche Körper, auch die an sich heilsamen Nahrungsmittel, wenn sie in allzu großen Gaben und in unrichtiger Mischung dargeboten werden, spröde und widerwillig zurückweist. Geradezu unerschöpflich ist er in der Erfindung von neuen Wortbildungen, und er leistet namentlich in kühnen Zusammensetzungen das Unglaubliche, um für die verhaßten Fremdwörter einen Ersatz zu schaffen. Zwar erwartet er nicht, daß sie allesamt Aufnahme fänden; er ist schon zufrieden, wenn nur etwa ein Zehntel davon zu allgemeiner Verwendung kommt; aber man merkt ihm doch den Verdruß an, wenn von den Kindern seines Purismus so manches, obgleich gute Freunde bei ihm die Gevatterschaft übernehmen, sich nicht als lebensfähig erweisen will. Und doch begreift man es kaum, wie ein sonst so scharfblickender Mann darauf hoffen konnte, für Wortgestaltungen wie: Lichtpforte statt Fenster, Ichsamkeit statt Egoismus, Gemeinglaube statt Katholizismus, Hundevernünftler statt Cyniker, Gleichmutsweiser statt Stoiker, markscheidende Vernunftlehre statt kritische Philosophie, und was dergleichen Sonderbarkeiten mehr sind, einen Platz in der deutschen Sprache zu gewinnen. Es war wahrlich nicht nötig, daß man auch noch unberechtigterweise die bekannte Zeugemutter für Natur oder den Glimmstengel für Zigarre — er selbst brachte für Zigarre spanisches Tabaksröllchen in Vorschlag — auf seine Rechnung schrieb, um den Widerspruch und den Spott herauszufordern. Was aber das übelste war, gerade seine Übertreibungen und die dadurch erweckten Vorurteile hatten zur Folge, daß unter dem Schutt und dem tauben Gestein seiner Vorschläge die darin verborgenen Goldkörner nicht sofort die gebührende Beachtung fanden. Wie wertvoll aber diese Goldkörner in Wirklichkeit waren, zeigt ein Überblick über die von Campe herstammenden und durch ihn zuerst in unsre Sprache eingeführten Wörter. Wir verdanken ihm: altertümlich für antik, Beweggrund für Motiv, Brüderlichkeit für Fraternität, Dienstsachen für ex officio auf den Aufschriften amtlicher Schreiben, Eigenname für nomen proprium, sich eignen, geeignet für sich qualifiziren und qualifizirt, Fallbeil für Guillotine, Feingefühl für Takt (wofür er freilich auch das unleidliche Taste gefunden zu haben sich rühmt), Flugschrift für Pamphlet, folgerecht und Folgerichtigkeit für konsequent

und Konsequenz, aufs Geratewohl für à coup perdu, handlich für traitable, Hellseher für clairvoyant, herkömmlich für usuell oder konventionell, Hochschule für Universität (wofür ihm freilich als Ausgangspunkt schon das Wort Hochschüler vorlag), Kerbtier für Insekt, Kunststraße für Chaussee, Lehrgang für Kursus, Öffentlichkeit für Publizität, prickelnd für pikant, Scherbengericht für Ostrazismus, Staatsumwälzung für Revolution, Stelldichein für rendez-vous, Tondichter für Komponist, vaterländisch für patriotisch, verwirklichen für realisiren, Zartgefühl für Delikatesse in seiner übertragenen Bedeutung, Zerrbild für Karikatur. Diese Ausdrücke, deren Zahl sich vielleicht noch um ein halbes Dutzend vermehren ließe, bilden eine wirkliche Bereicherung der Muttersprache. Sie zeugen von Geschmack und Scharfblick. Wie schade, daß Campe selbst durch die Ausschreitungen seines Purismus seine Bestrebungen bei Mit- und Nachwelt in Mißkredit gebracht hat!

Gleichwohl ist es nicht allein, ja nicht einmal vorwiegend Campes „ärgerlicher Purismus," woraus ihm bei den Zeitgenossen so mannichfache Anfechtung erwuchs; weit mehr Widersacher schuf er sich durch die absprechende, kleinliche und schulmeisterliche Art, mit einem Worte durch den Pedantismus, mit dem er, gleich als wäre er der oberste und einzig berufene Wächter über die Reinheit und Richtigkeit der Muttersprache, eine Reihe von Werken der besten deutschen Schriftsteller, wie Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit," Wielands „Grazien," Goethes „Iphigenie," Vossens „Gedichte," Kants Abhandlung „Zum ewigen Frieden," einer eingehenden sprachlichen Prüfung teils selbst unterzog, teils durch Gesinnungsgenossen unterziehen ließ. Es geschah dieses von 1795 bis 1797 in „Beiträgen," die hauptsächlich zu dem hier angedeuteten Zwecke begründet wurden. Das Verfahren war nicht neu. Einer der Mitarbeiter, Johann Christian Christoph Rüdiger (gestorben als Professor in Halle), hatte bereits früher in einer eignen Abhandlung an Goethes „Großkophta" eine solche sprachliche Musterung geübt. Jetzt sollte nun planmäßig und in ausgedehntem Maße gegen alles Undeutsche und Unrichtige in der Literatur ein förmlicher Feldzug eröffnet werden. Auf den Inhalt, auf die Tiefe und Schönheit der Gedanken ging man garnicht ein oder half sich mit einigen anerkennenden Redensarten darüber hinweg; aber den Satzbau, die Wortstellung, die Verwendung der Bilder, die Angemessenheit des Ausdrucks, die Bildung und den Unterschied einzelner Wörter, die Schreibweise und Zeichensetzung, überhaupt alles, was die äußere Form, die Einkleidung der Gedanken betraf, unterzog man einer sorgfältigen und geradezu peinlichen Prüfung; der Gebrauch eines Fremdwortes blieb an keiner Stelle ungerügt. Glaubte Campe, daß einer seiner Mitarbeiter etwas übersehen habe, so fügte er noch eine eigne Bemerkung hinzu, wobei er nicht selten, statt den Nagel auf den Kopf zu treffen, an demselben vorbeischlug. Sehr bezeichnend heißt es in der Vorrede zu den „Beiträgen," man habe die Absicht, von den Kleidern

der großen Schriftsteller „hier ein wenig Staub abzublasen, dort ein Schmutzfleckchen auszutilgen.“ Im Grunde aber war das Ganze nichts weiter als eine Art von schulmeisterlicher Nörgelei, ungefähr so, wie wenn ein sehr gelehrter, sehr fleißiger und sehr gewissenhafter Gymnasiallehrer einem strebsamen Untersekundaner die Freude an seinen deutschen Aufsatzversuchen gründlich und erfolgreich zu verleiden bemüht ist. Ohne Zweifel wurden Campe und seine Mitarbeiter bei ihrem Staub- und Fleckenreinigungsverfahren von einem redlichen und wohlgemeinten Streben geleitet, und im großen und ganzen hatten sie ja Recht, wenn sie der Nachlässigkeit des deutschen Ausdrucks entgegenarbeiteten; aber sie vergaßen denn doch allzusehr, daß schließlich der Mann mehr wert ist als das Kleid, und daß auch das sauberste Gewand einen Satyr nicht in einen Apollo zu verwandeln vermag.

Groß war das Aufsehen, das die in den „Beiträgen“ geübte Kritik, oder richtiger gesagt die darin geübte Krittelei in weiten Kreisen hervorrief. Die zunächst davon betroffenen fühlten sich tief verletzt. An Widerlegungen und Gegenangriffen fehlte es nicht. Es würde zu weit führen, wollte man alle die Pfeile, die damals gegen Campe abgeschossen wurden, aus dem wohlverdienten Dunkel, in das sie neben den in den „Beiträgen“ verwendeten Stoßwaffen versunken sind, wieder ans Tageslicht hervorziehen. Nur einige von diesen Gegengeschossen sind bedeutend genug, um auch heute noch beachtet zu werden. Es sind die scharfgeschliffenen Pfeile, die von Weimar und Jena aus an den Strand der Oker entsendet wurden.

Es ist bekannt, daß Goethe und Schiller im Musenalmanach von 1797 eine lange Reihe von Epigrammen veröffentlichten, in denen sie alles Unbedeutende, Schlechte und Mittelmäßige in der Literatur, darunter aber auch manches Achtungswerte, wenn es ihnen lästig und unbequem geworden war, zur Zielscheibe ihres Spottes machten. Xenien oder Gastgeschenke nannten sie zwar diese leichtgeschürzten Kinder ihrer Muse, aber von den Empfängern fand keiner Veranlassung, die ihm zu Teil gewordene Gabe als wertvolles Kleinod zur Schau zu stellen. Neben Nicolai in Berlin, Claudius in Wandsbeck, Wolf in Halle, den beiden Stolberg und zahllosen andern war es auch Campe, der die Geißel der zürnenden Dioskuren zu fühlen bekam. Folgendes sind die Denkzettel, mit denen ihm der Empfang seiner Bemühungen um die Reinheit und Fleckenlosigkeit der Goethischen „Iphigenie“ bestätigt ward. Sie stammen sämtlich, wie die neuere Forschung ergeben hat, von Schillers Hand.

1. Eridanus.

An des Eridanus Ufer umgeht mir die furchtbare Waschfrau,
Welche die Sprache des Teut säubert mit Lauge und Sand.

2. Gesellschaft von Sprachfreunden.

O wie schätz' ich euch hoch! Ihr bürstet sorglich die Kleider
Unsrer Autoren, und wem fliegt nicht ein Federchen an?

3. Der Purist.

Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern;
Nun, so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht.

4. Der Sprachforscher.

Anatomiren magst du die Sprache, doch nur ihr Kadaver;
Geist und Leben entschlüpft flüchtig dem groben Skalpell.

Campe war nicht der Mann dazu, um derartige Liebenswürdigkeiten auf sich sitzen zu lassen. Er tobte aber nicht, wie andre es thaten, die in den Xenien getroffen waren. Seine Antwort, die er im siebenten Stück seiner „Beiträge“ veröffentlichte, war ruhig und nicht ohne Würde; ein satirischer Zug zieht sich hindurch. Er wendet sich darin, weil er irrtümlich Goethe für den Verfasser hielt, nur gegen diesen und meint, Goethe könne in seinen „berühmten Xenien,“ wenn er von Puristen, Kleiderbürstern, Waschfrauen und Pedanten rede, nur einen höflichen Scherz beabsichtigen, wie er ja auch würdige deutsche Gelehrte — gemeint ist der Hallische Professor Ludwig Heinrich von Jakob — als Ochsen und Esel bezeichne. Das sei vermutlich die Sprachweise, wie sie am Parnaß und an den Fürstenhöfen üblich sei. Übrigens sei ja auch der Herr Geheime Rat von Goethe, wie an einer langen Reihe von Beispielen aus Wilhelm Meister nachgewiesen wird, im Grunde ein Purist, „der unsre Sprache nach Vermögen zu reinigen, zu bereichern und auszubilden beflissen sei.“ Zum Schluß bietet Campe den Verfassern der Xenien eine Reihe von Distichen als Gegengeschenk. Als Probe diene, was er die Waschanstalt am Eridanus auf das erste Xenion mit Anspielung auf eine Stelle in Goethes „Reineke Fuchs“ erwiedern läßt. Sie lautet:

Erläuterung.

Seid ihr rechtliche Männer, so habt ihr nichts zu befahren;
Diesen zeiget man nur, selbst sich zu waschen, den Quell.
Seid ihr aber von jenen, „die, über und über beschlabbert
Bis an die Ohren mit Kot, liegen auf faulendem Heu“:
Dann vermeidet den Ort; denn solcher wartet die Lauge,
Wartet der reibende Sand, wartet der striegelnde Kamm.

Zu den Zuschauern aber läßt er die Waschanstalt sprechen:

Gebet, ihr Herren und Frauen, nur acht, von wannen Geschrei kommt:
Da ist der Knabe, den's schmerzt; hüben, wo's still bleibt, der Mann.

Zum Schluß aber heißt es, hauptsächlich unter Anspielung auf das letzte in der Reihe der Xenien:

Abschied.

Nimm es nicht übel, daß nun auch deiner gedacht wird; verlangst du
Das Vergnügen umsonst, anderer Necker zu sein?
Alles war nur ein Spiel; Gottlob! du bist ja noch munter.
Hier ist dein Bogen zurück, hier der geliehene Pfeil.

Man sieht, Campe wußte sich aus dem übeln Handel klug und geschickt herauszuziehen, und das unerquickliche Xeniengefecht fand durch seine besonnene Behandlung der Sache ein leidliches Ende. Schiller urteilte, Campe habe sich höflich benommen, den Pedanten freilich und die Waschfrau aufs neue bestätigt. Als ihm aber Campe im folgenden Jahre seinen französischen Bürgerbrief übermittelte, der fünf Jahre lang nicht den Weg zu seinem Empfänger, Mr. Gille, publiciste allemand, hatte finden können, schickte er ihm am 2. März 1798 ein verbindliches Dankschreiben und schloß mit den Worten: „Erhalten Sie mir noch ferner Ihre gütigen Gesinnungen, deren Wert ich zu schätzen weiß und die ich mit der aufrichtigsten Hochachtung und Verehrung Ihrer mannichfachen Verdienste erwiedere."

Wie Schiller, so trat auch Goethe von dem Kampfe gegen den Puristen, den Sprachfeger, wie der Spott ihn nannte, zurück. Andre setzten ihre Angriffe fort, und wenn dem einen der Arm erlahmte, so trat wohl ein frischer Rufer im Streit an seine Stelle. Aber auch an Freunden fehlte es nicht. Männer wie Heynatz, Eschenburg, Gedike, Cludius, Anton, Kinderling, Löwe, Petersen, Rüdiger u. a. kämpften schon in den „Beiträgen" an seiner Seite, und als erst die Zwingherrschaft der fremden Eroberer den Namen Deutschland aus der Reihe der europäischen Völkerschaften auszutilgen drohte, da waren es Fichte, Arndt und der Turnvater Jahn, die gegen die Ausländerei, wie auf andern Gebieten, so auch auf dem der Sprache laut ihre Stimme erhoben. Mancher aber von den Gefährten, Karl Wilhelm Kolbe (gest. 1835 zu Dessau) vor allen, hat durch eine größere Besonnenheit, als sie Campe eigen war, und namentlich vorsichtiges Vermeiden geschmackloser Neubildungen der guten Sache der Sprachreinigung sehr wesentliche Dienste geleistet. Selbst die Gegner vermochten sich dem Einflusse der Waschfrau am Eridanus nicht ganz zu entziehen. Bei Wieland, Goethe und Schiller ist es bereits nachgewiesen, und bei andern wird es sich noch nachweisen lassen, daß sie nach Campes Auftreten weit mehr als früher in ihren Schriften die Fremdwörter zu vermeiden gesucht haben.

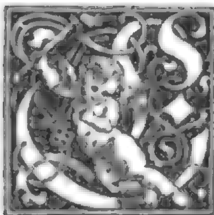
Campe selbst ging unbeirrt seinen Weg. Sonst ein klug und kühl berechnender Geschäftsmann, hat er doch mit seinen sprachwissenschaftlichen Werken keinen Gewinn zu erzielen versucht; ja als er die Herausgabe seines großen Wörterbuches unternahm, war es ihm nicht verborgen, daß er einen beträchtlichen Teil seines Vermögens dabei aufs Spiel setzen würde. Nur eine von wahrhaft vaterländischer Gesinnung getragene Begeisterung für die Würde und Reinheit der Muttersprache vermag bei ihm eine solche Handlungsweise zu erklären. Eine besondre Vorliebe wendete er dem Verdeutschungswörterbuche zu. In der Vorrede zu der zweiten Auflage desselben durfte er sagen: „Seit dreizehn Jahren, da dieses Werk zum ersten male erschien, habe ich nicht aufgehört, an seiner Vervollkommnung zu arbeiten. Es lag seit jener Zeit immer ein durchschossener Abdruck desselben auf meinem Arbeitstische, um sofort auf-

zunehmen, was ich beim Lesen, Denken und Schreiben dahingehöriges bemerkte." Als er im Mai 1813 den Schluß des Werkes Friedrich Vieweg, dem Gatten seines einzigen Kindes, der Lotte des Robinson, überreichte, sprach er: „Hier, lieber Sohn, haben Sie die letzten Bogen, aber damit auch meine letzte Kraft." In der That war denn auch der letzte Aufschwung seines Geistes dem Kampfe für die Reinigung der Muttersprache gewidmet gewesen. Bald nach dem Erscheinen der neuen Ausgabe des Verdeutschungswörterbuches umfing ihn eine mehr und mehr sich verdichtende seelische Umnachtung, von der ihn erst am am 22. Oktober 1818 der Tod erlöste.

Mehr als zwei Menschenalter sind seitdem vorübergerauscht. Von denen, die einst nicht ohne persönliche Erregung, sei es für, sei es gegen Campe und seinen sprachlichen Purismus in die Schranken traten, wandelt kein einziger mehr unter den Lebenden. Klarer und unbefangener vermag der Enkel und Urenkel wie die Schwächen, so auch die unleugbaren Verdienste des eifrigen Mannes zu erkennen; aber der Kampf, in dem er so tapfer und unermüdlich gestritten hat, ist noch nicht zu einem siegreichen Abschluß gebracht. Von den fremden Schmarotzern, die auf Kosten unsrer Muttersprache ihr unberechtigtes Dasein fristen, ist zwar inzwischen eine beträchtliche Anzahl verschwunden und durch gute deutsche Ausdrücke ersetzt; aber tausende sind geblieben und mehr als dreihundert neue sind hinzugekommen. Hoffen wir, daß es den jetzigen Vorkämpfern für die Würde und Reinheit der Muttersprache gelingen werde, durch Campische Zähigkeit, Ausdauer und Überzeugungstreue, aber auch unter Vermeidung Campischer Fehlgriffe und Übereilungen, die Reihen dieser unholden Fremdlinge so weit zu lichten, daß nur diejenigen von ihnen, welche einen begründeten Anspruch auf deutsches Bürger- oder Gastrecht aufzuweisen haben, auf den deutschen Lippen zurückbleiben!



Zukunftspoeten.



Ein großer Lehrer der Staatskunst wurde einmal von einem angehenden Politiker gefragt, welche Werke seines Faches er studiren müsse, um ein großer Staatsmann zu werden. Der greise Theoretiker gab dem jungen Praktiker auf die naive Frage die geistreiche Antwort, er möge sich ein möglichst dickes Buch Papier anschaffen, damit durch die Welt gehen und darin alle Thorheiten und Schwächen der Menschen, welche ihm auffielen, seine eignen nicht ausgenommen, getreulich verzeichnen. Von dem Ausfalle und dem fleißigen

Studium dieses Buches werde es abhängen, ob er ein großer Staatsmann werden würde oder nicht.

Wenn unsre jungen Adepten der Dichtkunst — es giebt ihrer, so unglaublich es in diesen Literaturläuften erscheinen mag, sehr viel, leider viel zu viel — sich bei einem „voll und ganz auf dem Boden der Jetztzeit stehenden" Poetiker nach der „Methode" erkundigten, mit der man „ein großer Dichter wird," so müßten sie zuversichtlich dieselbe Antwort erhalten. Vorausgesetzt nämlich, daß der Mann die poetischen Anschauungen, wie sie sich nachgerade bei uns „heraus"-gebildet haben und „auf deren Boden er voll und ganz zu stehen pflegt," auch wirklich kennt. Denn die Anschauungen von Poesie, die man sich nach ihrem gegenwärtigen Stande bilden muß — und in Deutschland ist nun einmal der Trieb, sich „Anschauungen" von Dingen zu bilden, nicht auszurotten —, können wirklich nicht anders ausfallen, als von einer Beschäftigung, den größten Seltsamkeiten und Ungeheuerlichkeiten dieser schon an sich genug seltsamen Menschenwelt nachzustellen, sie auf ein ebenso seltsames und ungeheuerliches Postament zu setzen und mit der tiefsinnigen Miene des ungelösten Problematikers darunter zu schreiben: Memento mori! Wahrhaftig, das Pantheon der Dichtkunst ist aus einem Kunsttempel ein anatomisches Museum geworden, aus einem Marmorsaal ein Wachsfigurenkabinet, in welchem auch die „Schreckenskammer" nicht fehlt. Da müßte es dann ebenso seltsam zugehen, wenn nicht schließlich der Marmor billig und das Wachs teuer, der Tempel öde und das Panoptikum voll, derjenige aber, dem es gelingt, dem gaffenden Publikum noch eine ganz neue wächserne Nase zu drehen, zum Wunderkünstler und Dädalus der Zeit würde.

Wenn man sich nach der Art chemischer Analysen eine Übersicht machen wollte, über die in der Dichtung des letzten halben Jahrhunderts durchschnittlich am häufigsten und am massigsten auftretenden Elemente, so würde man zu ganz merkwürdigen Ergebnissen kommen. Man würde vor allen Dingen zu dem Ergebnis kommen, daß in diesen Listen die eigentlich poetischen Elemente der Menge nach am schwächsten vertreten sind, insofern man unter dem Element der Dichtung, wie man theoretisch doch noch immer anzuerkennen pflegt, die Darstellung des rein Menschlichen in allen Verhältnissen des Daseins verstehen muß. Die bloße Darstellung des rein Menschlichen, als unsers allvertrauten, allverständlichen und trotz seiner Rätselhaftigkeit allverstandnen Weltsubjektes; nicht die zweckbewußte Ergründung dieses Menschlichen als eines Objektes für unsern Scharfsinn und unser Wissen, wie alle andern Objekte dieses geheimnisvollen Daseins! Dies ist Sache der Wissenschaft. Freilich, schon vermöge ihres gemeinsamen Trägers, der Sprache, ist die dichterische Kunst von jeher der Gefahr ausgesetzt gewesen, mit der Wissenschaft zu verfließen, wie sich die Wissenschaft ja überhaupt erst aus ihr entwickelt hat. Die Grenzen gerade zwischen poetisch-künstlerischer und wissenschaftlicher Begabung sind überhaupt durchaus

nicht so scharf, wie man heutzutage in einer produzentenreichen Zeit zum Besten der ihr gemäßen Arbeitsteilung anzunehmen liebt. Aber die Grenzen zwischen dichterischer Kunst und Wissenschaft sind sehr scharf, ja sie sind haarscharf zu bestimmen, und die Frage, wer bei ihrer Verrückung mehr verliert, der Dichter oder Gelehrte, dürfte für den Dichter wenigstens sehr leicht zu entscheiden sein. Gleichwohl ist, so lange man in der Welt dichtet, d. h. so lange man eine gesonderte „poetische“ Kunst kennt, noch nie derart gegen sie gesündigt worden, wie heute, wo man diese Unterschiede so genau zu kennen vorgiebt. Ja es ist zu glauben, man habe über den Unterschieden die Sache selbst vergessen. Formal freilich ist man ja so abgeschlossen von einander als nur irgend möglich. Man schreibt keine Lehrgedichte mehr und hüllt die Wissenschaft nicht wie früher oft genug in krause, poetische Mäntelchen. Selbst der Roman, der Gliedermann, der früher so geduldig still hielt, wenn die Natur gegen den philosophischen Schneider sich wehrte, läßt ja bekanntlich jetzt umgekehrt die Natur so ausgesprochen hervortreten, daß man ihr nicht bloß jegliche Rippe zählen, sondern sogar jegliche Ausdünstung analysiren kann. Damit weiß man sich nun sehr viel. Aber es ist sehr die Frage, ob damit auch wirklich soviel gewonnen ist. Thatsächlich hat der experimentale Roman mit dem philosophischen, hat die Zeit der dichtenden Lehrhaftigkeit mit der der lehrhaften Dichtung mehr gemein, als sie ahnt und — da sie so vornehm auf jene herabblickt — jemals Wort haben möchte. War jene über das Was der Dichtung im Unklaren, so ist es diese über das Wie; verkannte jene den Stoff der Poesie, so verkennt diese ihr Wesen. Eine spätere Zeit möge darüber urteilen, welches von beiden das Schlimmere ist. Möge es mit ähnlicher Heiterkeit und Geistesfreiheit geschehen, mit der etwa unsre großen Dichter auf das Lehrgedicht herabsahen, und ohne ein Gefühl von Reue und tiefer Beschämung. Der unsern, soweit sie sich das Gefühl für das Wesen der Poesie bewahrt hat, liegt nur ob, immer und immer wieder darauf hinzuweisen, daß diese Art „Dichtung“ ihren eigentlichen Inhalt und Kern nicht nur auf das gröblichste mißversteht, sondern auch das Gefühl dafür systematisch untergräbt und verschüttet.

Alle Eigentümlichkeiten des Charakters und Geistes eines Zeitalters sammeln sich schließlich in seiner poetischen Literatur. Zum Verständnis der eben bezeichneten, für unser Zeitalter leider typischen, überlege man sich einmal, nicht nur wie „materiell,“ sondern wie wesentlich unpoetisch diese seine Eigentümlichkeiten sind. Im Sturm und Drang, in der überschwänglichen, gefährlichen, aber in ihrer Neuheit und Reinheit großen und heiligen „Menschlichkeitsidee“ des Revolutionsjahrhunderts lag — da sie selbst leider so poetisch ist — eine mächtige Anregung für die Poesie. In diese hat sie sich auch bei dem Volke, das seiner Natur und Vergangenheit nach am fähigsten sein mußte, sie richtig zu erfassen, bei dem Volke der Reformation, ja alsbald geflüchtet, und hier gab der schäumende Most einen herrlichen Wein. Wie aber die nicht bloß mit

allem Blut und Jammer des Irdischen, sondern mit allem Schmutz und Greuel des Teuflischen befleckten Fetzen dieser Idee, wie ihre blinden, im Selbstinteresse erstarrten, im Werbedienst verrohten Mietlingsscharen, die Parteien, wie endlich gar ihre Marodeure, die Macher und Industrieritter, die Schwärmer und Narren des Größenwahnes, wie dieser ganze bunte Hexensabbath der Revolution sich in der Poesie ausnimmt — das wird dem überschauenden Historiker einmal die Musterkarte dieser Literatur zu lesen geben. Und das erste, was ihm zuversichtlich daraus erhellen muß, wird die Erkenntnis sein, wie geradezu entgegengesetzt den poetischen Aufgaben, wie verhängnisvoll für ihre Ausgestaltung die Ideen sind, welche diesen Erscheinungen zu Grunde liegen. Die Dichtung gründet sich wie die Religion auf die Unlösbarkeit des Weltproblems, auf das Variable, Schwankende, Unerschöpfliche seiner Erscheinungen, nicht zum geringsten auf seinen Widerspruch, gerade insoweit er quälend, niederdrückend, verwirrend ist, als er zur Auflösung in einem Freudigeren, Erhebenderen, Klareren auffordert. Jene eben beschriebene Kehrseite der ursprünglichen Revolutionsidee leugnet teils jene Unlösbarkeit, teils diese Forderung, teils beides zugleich, oder sie hat ihre Erfüllung fertig in ihrem Programm, als Thatsache, nicht als Dichtung. Was soll da noch die Poesie? Und was soll sie nun mit Ideen machen, die so unverhohlen ihr Dasein überflüssig erscheinen lassen? Was muß ihr trauriges Amt sein bei der Ausgestaltung dieser Ideen? Einem schon an und für sich trübseligen und unwürdigen Subalternendienst? Doch sicherlich nichts andres als ein im weiteren ihrer Natur ebenso widersprechendes Übertreiben, Entstellen und Verzerren der Wirklichkeit immer im Sinne ihr wesentlich fremder, nicht nur außerpoetischer, sondern noch mehr unpoetischer Tendenzen. Oder im besten Falle ein Wiederspiegeln dieses trüben, unseligen Zustandes menschlichen Daseins. Daher nun ihr Kokettiren mit der Wissenschaft, welche ihr einen soliden, nützlichen Hintergrund bieten soll — denn nur insofern meint sie die Gunst und den Dank ihres Zeitalters gewinnen zu können —, daher ihr schadenfroher pessimistischer Naturalismus oder schließlich ihre ohnmächtige Nichtseinsphilosophie. Und daß nur ja kein wesentliches Moment des Urbildes fehle, daß die Spiegelung nicht bloß vollständig, sondern auch scharf und deutlich ausfalle, so schwebt auch über ihr (eine höchstnotwendige Friedenstaube über einer sonst unerträglichen geistigen Sintflut) die unbestimmt schillernde Vorstellung von einer nicht zu fernen erfüllenden Zukunft: sei es nun der oben gekennzeichneten Ideale, welche die Poesie ausschließen wird, oder jener Poesie, welche nach Erreichung jener Ideale überflüssig wird. Genug, es ist dieser Zukunft offenbar sehr zuträglich, daß kein Mensch sie ergründen kann. Ob nun, im ganzen genommen, diese Erscheinung nicht noch auf andre Ursachen als die historische Notwendigkeit zurückzuführen ist, ob die Stärke, Dauer und Massenhaftigkeit, in der sie auftritt, nicht noch in anderen als literarhistorischen, nämlich in allgemein menschlichen Gesetzen begründet liegt, in dem mehr oder

minder bewußten Streben nach den materiellen Vorteilen aller wirksamen Unternehmungen, das kann im Hinblick auf ihre unbestreitbare Anziehungskraft für die Massen und die gerühmte „praktische" Begabung des Zeitalters nicht so von vornherein abgelehnt werden.

Der Lärm der „Freiheitsdramen" ist verstummt, die Revolutions- und politische Dichtung hat sich in die Zeitungen geflüchtet, selbst die Akten über Zola sind geschlossen, die Experimentalromane fangen wirklich an, zu einer kleinen Sintflut anzuschwellen und haben dadurch an „experimentalem" Interesse stark eingebüßt. Die experimentale Muse der politischen Zeit macht einen neuen verzweifelten Versuch, sich die ihr absolut nötige „Geltung bei den Massen" zu verschaffen und sich die Zukunft zu sichern. Findige Köpfe sind nicht verlegen um große Reformen; sie versuchen es — welche nicht zu ahnende Neuerung! — mit dem experimentalen Drama. Da ist garnichts zu lachen. Ist es nicht schon etwas Großes, wenn ein Dichter Dramen, „nur Dramen" schreibt und seine Schätzung andrer Mitmenschen darnach richtet, „ob sie auch Dramen schreiben"? Theaterdirektoren und Intendanten werden vielleicht einwerfen: Nein! Die Bewunderer des neuesten Zukunftsdichters aber behaupten es. Unparteiische werden am Ende urteilen, daß es jedenfalls etwas Angenehmes darum sei, weil ein Drama in den meisten Fällen kürzer zu sein pflege als ein Roman. In dieser Hinsicht würden sie sogar, da nun einmal experimentirt werden muß, begeistert für die endliche Entdeckung einer experimentalen Lyrik eintreten, welche bisher noch immer in den Spalten der Witzblätter ein schnödes, unentdecktes Dasein fristet. Man bedenke nicht bloß den Zeit-, nein auch den Kunstgewinn. So ein lyrischer Extrakt aus einem Zolaschen Romane — welch ein Parfüm! Aber wir stehen erst beim Drama, und ein Drama kann mitunter furchtbar lang sein, besonders wenn man das Genie hat, „nur Dramen zu schreiben."

Schlechte Witze bieten im Leben oft die einzige Möglichkeit, unangenehme Empfindungen los zu werden. Und was im Leben recht ist, sollte gegenwärtig auch in der Poesie billig sein. Denn in dieser ihrer letzten Periode fängt die Poesie nachgerade an, einen noch viel unangenehmer zu bedrängen als das Leben. Aber eben deshalb darf man es nicht bei Witzen bewenden zu lassen. Launen und Stimmungen, wie die oben gekennzeichnete, haben nicht bloß für den Einzelnen eine Grenze, wo sie aufhören, Launen und Stimmungen zu sein und in eine peinliche Erkrankung übergehen. Dann hilft es nichts mehr, den Kranken zu verlachen und zu bespötteln, dann thut es not, ihn mit vollem Ernste aufzurütteln und gegebenen Falles zu Radikalmitteln, zu einem kalten Wasserstrahl, seine Zuflucht zu nehmen, um ihn zu sich selbst, zur Besinnung zurückzurufen. Ein solcher kalter Wasserstrahl und nicht bloß Witze, wie sie wohl noch laut wurden, scheint uns am Platze gegenüber einem Stadium dieser elenden Geistesverfassung, wie es in dem über Nacht bei uns populär gewordenen Nor-

weger Henrik Ibsen hervortritt. Man darf hoffen, daß diese Popularität in Deutschland sich auf diejenigen Kreise beschränke, denen hier wie überall Krankheit Bedürfnis und Lebensbeschäftigung ist. Für das Volk selbst, ein Volk, das soeben in einer Zwergspanne Zeit drei Weltkriege geschlagen und drei Weltsiege jetzt zu erhalten hat, für ein solches Volk wäre es eine Schande und ein Spott, aber auch ein große Gefahr. Die Deutschen haben ja das ganz besondre Talent, sich die Erfolge ihrer Waffen durch ihre Federn wieder verderben zu lassen, und ob es nun, wie früher, Diplomaten sind, die gern im Trüben fischen, oder, wie heute, solche Literaten, die die Dunkelheit brauchen, um ihr Licht leuchten zu lassen: die Wirkung bleibt leider bei der Natur des Deutschen ziemlich gleich. Man braucht dazu nicht einmal politische Leitartikel und Finanzreden; auch mit Poesie und mit Dramen, „nur mit Dramen" läßt sich bei ihm viel erreichen. Man braucht ihm bloß mit ein bischen Metaphysik zu kommen und die Logik zu Hause zu lassen, man braucht bloß mit dunkeln Anspielungen sein zärtliches Gewissen zu erregen, seine willige Phantasie mit drohenden Möglichkeiten zu bevölkern und mit strenger Anwaltsmiene sein für andre stets so empfindliches Rechtsgefühl anzurufen, um den deutschen Michel bald wieder auf dem Punkte zu haben, wo die „andern" ihn stets so gern sehen, wo er mit trübseligem Dulderantlitz fremde Kastanien aus selbstangezündetem Feuer holt und sich über das ihm unentbehrliche Mißgeschick philosophisch-poetisch tröstet.

Der Norweger Henrik Ibsen ist ganz ein politischer Dichter im Dienste jener Bewegung, die in Paris ihren Anfang nimmt und nach immer weiteren über das ganze Abendland vom fernen Kaukasus bis zur ultima Thule reichenden Kurven immer wieder dahin zurückkehrt und dort auch wohl einmal ein Ende mit Schrecken finden wird. In seiner Jugend zählte er zu jener namentlich in Dänemark und Norwegen mächtigen national-skandinavischen Partei, deren Anhänger ihr Interesse für die Größe und das Ansehen der Nation dadurch bethätigen, daß sie meistens im Auslande, größtenteils in Paris leben, sich nach dem dortigen Rezept in maßloser Selbstüberschätzung und wahnwitzigen politischen Fanfaronnaden berauschen, den wirklichen politischen Bedürfnissen ihres Vaterlandes aber stets mit kühler, spöttischer Verneinung entgegentreten. Man nennt das dort, wie wir glauben, konservativ. Für Ibsen ist dies nur insoweit bedeutungsvoll, als es sein äußeres Auftreten in manchen, auch gerade für die Deutschen sehr merkwürdigen Punkten seinem innersten Wesen ganz entgegengesetzt bestimmt hat. Denn dieses zeigt von Anfang an das unverkennbare Gepräge des allen Nationalitätsempfindungen, ja schließlich jedem Gemeinsinn fremden und abholden Individualismus. Die erste Konfession des in seinen Mußestunden „schriftstellernden" Apothekergehilfen heißt „Catilina," eine im Geiste des Paradoxismus auf „Aufsehenmachen" berechnete dramatische Verherrlichung des liebenswürdigen Heros des Sallust. Der Stoff ist typisch für diese

ganze Richtung. Nicht der Literarhistoriker, nicht der Antiquar, am drastischsten wird der Theaterdirektor, der Bühnenagent darüber Auskunft geben können, wieviel solch „catilinarische" Dramen einzulaufen pflegen. Schon der damals zwanzigjährige norwegische „Catilina" scheint darin Erfahrungen gemacht zu haben. Wenigstens findet man ihn bald darauf als Dramaturgen eines ganz uncatilinarischen kleinstädtischen Theaters, Jahr für Jahr sein fälliges zahmes, solides Stück schreibend. Diese Stücke giebt es für uns nicht, der Poet und seine Verehrer halten sie verborgen. Wer weiß, ob mit Recht. Aus jener Zeit wenigstens scheint Idee und Ausführung des einzigen Ibsenschen Werkes herzustammen, dem es gelungen ist, seiner durchaus unpoetischen Natur eine poetische Seite abzugewinnen, das Drama „Die Kronprätendenten." Denn man kann „Phantasie" haben und sogar die vom Ehrgeiz gestachelte Energie, diese Phantasie willkürlich zu hetzen und zu schrauben, und doch eine durchaus unpoetische Natur sein, nämlich die absolute Unfähigkeit zeigen, von seinem Selbst zu abstrahiren. Auch die „subjektivste" Dichtung — so lautet wenigstens der mangelhafte Ausdruck für eine bekannte Sache — muß ein „Außersichsein" verraten, sonst ist sie Rhetorik, Kopie, Fabrikat. Die „Kronprätendenten" scheinen in Anlage und Charakteren ein Gefühl von diesem Grundmangel bei ihrem Dichter anzudeuten, und gerade dies in Verbindung mit einer gegenwärtig sehr lebensvollen, an sich poetischen Idee — das Stück behandelt das Einheitswerk des norwegischen Volkes, und wenn Poesie erhöhte Wirklichkeit ist, so wissen wir nicht, wo ihr gegenwärtig die Wirklichkeit mehr entgegenkommen kann — gerade diese dem Poeten feindlichen und fremden Umstände haben dem Stücke mehr poetisches Leben verliehen, als man ihm nach seiner ganzen übrigen „Poesie" zutrauen würde. Da ist ein Gegensatz zwischen zwei Rivalen, einem sinnigen, großherzigen, von seiner Aufgabe ganz erfüllten Werkhelden und einem ehrgeizigen, von kleinlichen Zielen und Ränken erfüllten Ichmenschen, der in mancher Beziehung bezeichnend ist für seinen Schöpfer. Auch hier giebt es Floskeln und Konstruktionen. Diese mittelalterlichen Recken unterhalten sich, als ob sie ihre eigne Historie in Beckers Weltgeschichte gelesen hätten. Aber das haftet ja dem neuern historischen Drama überhaupt an. Schiller hat sich mit schwerster Mühe und Schritt für Schritt davon losringen müssen. Genug, wenn es nicht überwiegt. Viel mehr schon dem eigentlichen, dem ganzen Ibsen angehörig erscheint das Liebesmotiv des Stückes. Der Held opfert Mutter und Geliebte den Rücksichten seiner großen Aufgabe und vermählt sich mit der Tochter seines neidischen Gegners. Er berücksichtigt und ahnt nicht, daß sie ihn liebt. Das ist sinnig, das ist sogar schön, wie es dort zum Ausdruck kommt, wie überhaupt alles Leben und Poesie annimmt, was in die Nähe dieser einzigen un-Ibsenschen Figur gelangt. Aber diese Idee des weiblichen Opfers an und für sich, diese Idee ist so merkwürdig für den „ganzen" Ibsen, so merkwürdig für die ganze literarische Reihe, zu der er gehört, daß man sich versucht

fühlt, gerade von ihr aus, wie von einem deutlich springenden Punkt geleitet, das Wesen dieser gesamten Richtung zu verfolgen.

Einschneidend, grell, lebensbestimmend wie ein Schicksal tritt sie sofort in das erste Stück ein, in welchem Ibsen er selber, man kann leider nicht sagen poetisch er selber ward. Es ist, als ob eine regelmäßig wiederkehrende Epidemie den ihr an dieser Stelle fälligen Tribut forderte. Und so war es auch. Das „junge Deutschland,“ bei uns schon erstorben, ging damals um in den skandinavischen Ländern. Es traf hier auf einen ihm längst geweihten, und dieser Geweihte verfiel ihm ganz. Ibsen ist der nordische Vertreter des „jungen Deutschlands.“ Adolf Strodtmann, Brandes u. a. schlagen die Brücke zu ihm über Schleswig, Dänemark nach Norwegen. Soviel wir wissen, hat auch Strodtmann zuerst in Deutschland auf ihn aufmerksam gemacht in seinem Buche „Das geistige Leben in Dänemark“ und der „Zeitströmungs“-Literarhistorie im Sinne von G. Brandes verdankt Deutschland ja auch seine gegenwärtige „Berühmtheit.“ Das „junge Deutschland“ zu charakterisiren kann man sich heutzutage und vornehmlich an dieser Stelle ersparen, wo diese Charakteristik zuerst versucht und dem Publikum vertraut wurde. Für die Schilderung des nunmehr auch schon greisen skandinavischen Epigonen ist dies ein Vorteil. Sie findet die Hauptlinien der Figur bereits in Aller Kenntnis und kann sich darauf beschränken, Bildungen und Verbildungen nachzutragen, welche die leise, doch stetig ändernde Zeit selbst an dem ausgeprägtesten Typus vornimmt. Auf die Erscheinung des „freien Weibes“ innerhalb des Rahmens des jungen Deutschlands braucht man nur hinzuweisen. Es erweckt mannichfache Vorstellungsreihen, die hinauf bis zu Rousseaus Julie und hinab bis auf unsre Opernabende reichen, wo umtost von der „gehrenden“ Chromatik und den „sehrenden“ Vorhaltsharmonien eines tausendstimmigen Orchesters das „erlösende Weib“ Richard Wagners den „unbewußt höchste Lust“ spendenden Liebestod stirbt. Seine Ahne und sein eigentliches Musterbild ist nun freilich Schlegels Lucinde. Aber man würde doch sehr vorschnell urteilen, wenn man damit sein eigentliches Wesen erschöpft glaubte. Dies liegt vielmehr in Kreisen, mit denen Schlegels Lucinde, d. h. die Sinnlichkeit, wenig zu thun hat. Diese ist vielmehr nur eine Stufe, eine für die Menge, für die Schulen, wie das junge Deutschland eine war, allerdings sehr verlockende Stufe auf dem langen Wege, auf welchem das Weib den „freien Mann“ bei seinem geistigen Himmelssturme begleitet. Die Führer aber, die jeweilig treibenden Kräfte in diesen Himmelszügen haben sich ihre Gefährtin stets nicht Engel genug denken können. Nur schade, daß ihr Gefolge, wie diese so ganz unhimmlische Welt überhaupt, am Engel viel weniger Geschmack zu finden pflegt, als am gefallenen Engel. Und so mag es kommen, daß Heines Grisetten doch schließlich immer wieder aus den zwiespältig blickenden Augen dieser „starken, freien und erlösenden“ Weiber hervorlugen, welche ihren Mann-Gott bei seinen verschiednen Weltbeseligungsgeschäften zu stärken und zu

erfrischen haben. Thatsache ist es ja leider, daß diese Stärkung und Erfrischung bei den meisten von ihnen so in den Vordergrund trat, daß unbefangene Geister und entzündliche Herzen meinen konnten, die ganze Weltbeseligung laufe am Ende darauf hinaus. Und wie diese Ideen in der Wirklichkeit Gestalt nahmen, darauf muß die Wissenschaft im allgemeinen wenigstens hindeuten, so sehr sie es im einzelnen dem Klatsch zu überlassen hat, welcher jedenfalls aus einem einzigen derartigen Falle einen himmelweit größern Genuß zog, als aus der ganzen daran mitschuldigen Poesie. Unserm jungen Norweger haben sie auch nicht zum Heile gereicht. Als das „freie Weib" eines schönen Tages bei dem Kleinstadtsdramaturgen anklopfte und ihn alsbald zu einem höchst konfusen Stücke, „Komödie der Liebe," begeisterte, in welchem es auf die wunderlichste Art Vorsehung spielt, seinen Liebhaber, einen jungen Dichter, die Poesie in der „Abschaffung der Ehe" erkennen lehrt und dies dadurch bekräftigt, daß es „entsagend" einen sehr unpoetischen Geldsack heiratet — als diese für die guten norwegischen Kleinstädter noch höchst befremdlichen Dinge sich da auf ihren die Welt bedeutenden Brettern ereigneten, da schüttelten natürlich Mütter und Basen bedenklich die Köpfe, und der junge dramaturgische Mann-Gott machte die alten Erfahrungen, welche die Welt für alle ihre Beglücker, ob göttliche oder ungöttliche, zunächst in Bereitschaft zu haben pflegt. Er hätte sich leicht trösten können; denn bekanntlich hat die Welt für Beglückungen dieser Art noch immer schneller und leichter Verständnis gezeigt, als für irgend welche andern, und besonders in unsrer Zeit läßt sich darauf eine ganz dauerhafte Existenz gründen, mit der sich schließlich Mütter und Basen selbst versöhnen. Auch bei dem rückfälligen Catilina trat dies ein. Er erhielt sogar vom Storthing eine Pension für sein mutiges Eintreten für die Sache der Menschheit und die Abschaffung der Ehe. Aber zu spät. Der während der Dauer eines Theaterabends verkannte Weltbeglücker hatte rasch genug die interessante Pose dieses Standpunktes, die Süßigkeit und Ergiebigkeit des Schimpfens auf die schnöde Mitwelt, erkannt, und er benutzte die vaterländische Pension dazu, um nun ungestört und ausschließlich dem Grolle gegen sein „undankbares" Vaterland zu leben. So hatte das „freie Weib" auch hier seine Aufgabe erfüllt, den Mann-Gott „aufgerüttelt" aus seinen poetischen Träumen und ihn durch ihren Opfertod — nein doch! — durch jenes Eheopfer gestärkt zu seinem ungeheuern Weltenwerke, nämlich eine Zeitung herauszugeben, in welcher die Ehe, diese „Galeere" bekämpft wird:

Es scharrt mein Flügelroß, emporzuschweben;
Geadelt ist mein Thun fürs ganze Leben.

(Schluß folgt.)





Russische Skizzen.

Von Otto Kaemmel.

(Fortsetzung.)



Sehen wir zurück durch den Alexandergarten, der namentlich in den spätern Nachmittagsstunden ein beliebter Sammelplatz aller Stände ist, nach der östlichen Front der Admiralität, so breitet sich vor uns einer der riesigsten Plätze Petersburgs halbkreisförmig aus, der Palastplatz. In seiner Mitte erinnert eine Säule aus rotem Granit, die ein Engel mit dem Kreuze krönt, in ihren kolossalen Dimensionen — sie ist die größte in ihrer Art —, den sie umgebenden Verhältnissen entsprechend, an die Feldzüge Alexanders I. gegen Napoleon; im Süden begrenzt den Platz das ungeheure Halbrund des Generalstabsgebäudes mit dem Triumphbogen in der Mitte, auf welchem die Siegesgöttin im Sechsgespann fährt, im Norden erhebt sich der rötlichgelbe Riesenbau des Winterpalastes, im wesentlichen das Werk Elisabeths und Katharinas II., eine Stadt für sich trotz seiner nur mäßigen Höhe (zwei Stockwerke über einem Erdgeschoß), ein Viereck um weite Höfe, jetzt fast verödet, nur für Hoffestlichkeiten benutzt und keinem gewöhnlichen Sterblichen zugänglich. Im Osten schließt sich an ihn in gleichem Stil und gleicher Farbe die „alte“ Eremitage, ein langes, schmales Gebäude zwischen der Millionaja und der Newa, einst von Katharina II. als Gartenwohnung erbaut an der Stelle der ältesten deutschen Kirche für die deutsche Ansiedlung, die hier seit 1705 bestand, jetzt zur Aufbewahrung kostbarer Schmuckgegenstände benutzt und daneben dem Andenken an Peter den Großen gewidmet, dessen Möbel, Geräte, Bildnisse die Petrowskijgalerie enthält. Doch was man unter Eremitage zunächst versteht, das ist nicht dies Gebäude, sondern der herrliche Bau Leos von Klenze dicht daneben, seltsamerweise freilich mit seiner Hauptfront nicht der Newa zugekehrt, nach der hin er

vielmehr einfach und schmucklos sich darstellt, sondern der verhältnismäßig schmalen Millionaja, denn ihr wendet sich die großartige Vorhalle zu, welche zehn kolossale Giganten aus grauem Granit auf ihrem Nacken tragen, an ägyptische Werke derart erinnernd, und nach dieser Seite hin liegt das wundervolle Treppenhaus, getragen von grauen und braunen Granitsäulen. Über die Kunstsammlungen der Eremitage zu reden ist hier nicht der Ort; genug, daß sie in sich das Beste und Kostbarste vereinigt, was Rußland in dieser Art seit Peter dem Großen besitzt, eine auserlesene Gemäldegalerie insbesondre italienischer, spanischer, niederländischer und russischer Bilder, unter denen allerdings begreiflicherweise der modernste Vertreter des ächt russischen Realismus, Wereschtschagin, noch keinen Platz sich erobert hat, die in ihrer Art einzigen, überschwänglich reichen griechischen Altertümer von Kertsch, zahllose Werke der griechischen Kleinkunst in fast unbegreiflicher Fülle, eine kostbare Sammlung reizender Tanagrafiguren (Saburow), eine bedeutende Galerie plastischer Werke, endlich die merkwürdige Ausbeute, welche der Grabhügel eines Alanen- oder Hunnenfürsten aus dem sechsten Jahrhundert ergeben hat. Das alles wird noch gehoben durch eine wahrhaft kaiserliche Pracht der Ausstattung: Tische aus verschiedenfarbigem Granit und Marmor, aus Jaspis, Malachit und Lapislazuli, riesige Vasen aus denselben Gesteinen zieren die Säle. Leider ist der Zutritt zu diesen Herrlichkeiten im Sommer ein sehr beschränkter und eine ebenso lästige wie überflüssige Zugabe für den Besucher der Aufwärter, der jeden geleitet und ihm die gewünschten Aufklärungen, übrigens in durchaus bescheidner Weise, aber nur in russischer Sprache giebt.

Die Millionaja mit ihren Adelspalästen — unter ihnen das Marmorpalais, das Katharina II. für den Fürsten Orlow ganz in Granit, Marmor, Bronze und Eisen ausführen ließ — leitet östlich nach dem weiten Marsfelde, dem Schauplatze der glänzenden Maiparaden, und über dasselbe hinweg nach dem Sommergarten, den Peter angelegt hat, wie denn auch noch sein einfaches, gelbweiß getünchtes Sommerpalais hier an ihn erinnert. Schön und schattig, vortrefflich gepflegt, wie alle öffentlichen Anlagen Petersburgs, belebt von einem Volke etwas verwitterter mythologischer Marmorgestalten und einigen Büsten polnischer Könige — unter ihnen auch der Krauskopf Johann Sobieskis auf starkem Nacken —, die alle meist aus Warschau hierher verpflanzt sind, würde er kaum in irgend einem Zuge daran erinnern, daß er am Ufer der Newa grüne, wenn nicht etwa in seiner Mitte das Bronzedenkmal des Fabeldichters Krylow (gest. 1844) sich erhöbe, des Lieblings der russischen Kinderwelt. Wie in tiefes Sinnen verloren, sitzt die massive Gestalt des russischen Gellert vorgebeugt auf einem Sessel; zu seinen Füßen spielen die Gestalten seiner Phantasie in Reliefs verkörpert und tummelt sich die lebendige Kinderwelt St. Petersburgs. In grellem Gegensatze zu diesem harmlos heitern Bilde steht die byzantinische Kapelle am Ausgange des Gartens nach der Newa hin,

denn sie erinnert an das Attentat Karakasows auf Alexander II. (4./16. April 1866). „Du sollst die Hand nicht erheben gegen seinen Gesalbten" lautet die Inschrift in altrussischen Charakteren über dem Portal. Und tritt man an der Rückseite des Gartens hinaus, dann trifft der Blick über die Mojka hin, die hier mit der breiteren Fontanka zusammenfließt, auf die jetzige Ingenieurschule, das alte Michajlowskijsche Palais, ein massives Viereck mit abgerundeten Ecken, das Paul I. baute und mit Wallgräben, Zugbrücken und Bastionen umgab, eine Festung inmitten seiner Hauptstadt, und wo er doch wenige Monate nach ihrer Vollendung einer Militärverschwörung erlag (24. März 1801).

Ein kolossales Eisengitter, eine Spezialität Petersburgs, dasselbe, um deswillen allein, wie erzählt wird, ein Engländer die Reise unternahm, um dann sofort wieder heimzukehren, schließt den Sommergarten gegen die Newaseite hin ab. Wenige hundert Schritte unterhalb des Ausganges führt die Trojzkijbrücke, eine Schiffbrücke, über den Strom, die längste unter allen vier Newabrücken, denn hier ist die Newa etwa 660 Meter breit, kurz oberhalb ihrer Spaltung in die Newa und Newka. Von der Mitte dieser Brücke eröffnet sich ein einzig großartiges Bild. Stromaufwärts sehen wir hinauf nach der eisernen Alexanderbrücke, stromauf und stromab ziehen sich hohe gemauerte Uferdämme aus rotem finnischen Granit, von denen breite Treppen hinunter nach den Überfahrtsplätzen führen, dahinter dehnt sich unabsehbar die Reihe der Paläste. Zur Rechten erheben sich unmittelbar an der Brücke die grauen Granitwälle der Peter-Paulsfestung, und gerade vor uns jenseits des hier seeartig breiten Wasserspiegels teilt die stumpfe Ostspitze von Wassily Ostrow die Strjelka, den mächtigen Strom, gekrönt von der Börse zwischen zwei römischen Säulen mit ehernen Schiffsschnäbeln. Hier fürwahr begreift man, warum der Petersburger für seine „Matuschka Newa," sein „Mütterchen Newa" schwärmt, die im Sommer lebenspendend seine Stadt durchflutet, hell und grün wie ein fließendes Meer, im Winter, ein Drittel des Jahres hindurch, sie mit glitzerndem Eispanzer schmückt.

Jenseits erhebt sich die „Festung," der älteste Teil der Stadt, die eigentliche „Petersburg," auf einer Insel, in Gestalt eines langgezogenen bastionirten Sechsecks von ziemlich beträchtlichem Umfange, der dem der innern Altstadt Dresden ungefähr entspricht. Noch starren hinter breiten Wassergräben die Granitwälle empor, und auf der Mittelbastion über der Newa, welche die kaiserliche Flagge trägt, drohen die Geschütze; indes beschränkt sich jetzt die Bedeutung der Werke auf die Funktion als Staatsgefängnis und vielleicht als letzter Zufluchtsort für verzweifelte Fälle. Dafür ist die „Festung" in mancher Beziehung ein Nationalheiligtum geworden, denn die Peter-Pauls-Kathedrale, ein einfacher, nüchterner Bau noch aus der Zeit Peters des Großen mit schlankaufsteigender vergoldeter Turmspitze und der Kuppel über dem Chor, enthält die Kaisergruft. Sie selbst ist unzugänglich, aber über ihr erheben sich

schmucklose Sarkophage von bläulichweißem Marmor. Unter diesen ruhen die Herrscher Rußlands seit Peter dem Großen alle außer Peter III., auch Alexander II. Sein Grab ist beständig mit frischen Kränzen bedeckt, darüber hängen an der Wand die kostbaren Ehrengeschenke, welche fremde Fürsten an seinem Sarge niedergelegt haben. Unteroffiziere der Garde, stattliche Leute von bescheidnem Wesen, geben die Erklärung, doch nur dem, der sie verlangt, kriegerische Trophäen schmücken die einfach weißen Pfeiler unter vergoldeten Kapitälen.

Von der Festung wenige hundert Schritte newaaufwärts liegt die älteste Kirche Petersburgs, ein schlichter Holzbau von 1703, und ganz in der Nähe das Haus, von dem Peter den Bau seiner neuen Hauptstadt geleitet hat, ein Erdgeschoßbau von Holz, doch wie ein Ziegelrohbau bemalt, mit breiten, hellen Fenstern nach holländischer Weise und nichts weiter enthaltend als zwei Zimmer und die Küche. Das zur linken Hand der kleinen Hausflur ist jetzt in eine Kapelle verwandelt und mit Heiligenbildern überladen, als wenn dieser Kraftmensch zu einem Nationalheiligen gemacht werden sollte; das andre bewahrt Geräte und Möbel auf, die er gebraucht hat. Zum Schutze ist jetzt das Ganze von einem Schutzdach auf Ziegelarkaden überbaut und von einem Garten umgeben.

Wer nun nach Wassily Ostrow will, der kann mittels der kräftigen Arme eines Gondelführers (Jailik) in wenigen Minuten an der Strjelka unterhalb der Börse landen, oder auf dem langen Wege über das alte Glacis der Festung, das jetzt der belebte Alexanderpark und der Zoologische Garten bedecken, nach dem Großen Prospekt der Petersburger Seite und von da, die lange hölzerne Tutschkowbrücke überschreitend, nach der „ersten Linie" von Wassily Ostrow gelangen. Dieser Stadtteil, zwischen der kleinen und großen Newa sich ausbreitend, vereinigt auf seinem niedrigen Insellande sehr verschiedenartige Elemente. Die westliche Hälfte nach dem Meere zu gehört dem Handel und den Fabriken; namentlich große Gerbereien ziehen sich dort längs des Gestades hin, und beherrschend erhebt sich hier die „Baltische Werft," auf welcher die größten Kriegsschiffe entstehen. Die östliche Hälfte ist zugleich das lateinische Viertel und das bevorzugte Quartier der deutschen Einwohnerschaft. Drei schnurgerade, breite Prospekte, der „Große Prospekt" mit Anlagen und Gärten auf beiden Seiten der Fahrbahn, schneiden von Ost nach West rechtwinklig ebenso schnurgerade Straßen, deren einzelne Häuserreihen als Linien bezeichnet und einzeln gezählt werden. Manche stattliche Gebäude und Kirchen, darunter die deutsche Katharinenkirche, heben den im ganzen bescheidnen Charakter dieses Stadtviertels nicht auf; nur die Newa entlang überwiegen hochstöckige Häuser, und an der Ostspitze drängen sich die großen „Kronsgebäude" der wissenschaftlichen Institute, von denen schon vorher die Rede war. Hier im östlichen Teile liegen neben andern Schulen, z. B. der

der deutschen Katharinengemeinde, auch mehrere Institute, welche für das russische Unterrichtswesen charakteristisch sind, große Mädcheninternate, wie die Elisabethschule und das Patriotische Institut, jedes für etwa zweihundert junge Mädchen der höhern Stände, das letztere insbesondre für Offizierstöchter, bestimmt. Der Etat beträgt bei beiden etwa 100 000 Rubel, wovon bei dem erstern gegen drei Viertel aus dem Stiftungsvermögen, das übrige durch Zahlungen der Eltern oder Wohlthäter gedeckt wird; auch das Kaiserhaus unterhält auf seine Kosten eine Anzahl der Pensionärinnen, beim Patriotischen Institut die meisten das Komitee zur Pflege verwundeter Krieger. Die Oberleitung liegt in den Händen einer vornehmen Dame, die der wirtschaftlichen Angelegenheiten führt ein besondrer Ökonom, ein alter Soldat. Sehr günstig ist äußerlich der Eindruck, den beide Anstalten machen. Die Elisabethschule bildet ein großes zweistöckiges Gebäude um einen weiten Hof, an den sich ein ausgedehnter schattiger Garten voll hochstämmiger Bäume und die hölzernen Wirtschaftsgebäude schließen. Hoch, luftig und hell sind die Schulzimmer wie die großen Schlafsäle, einer für jede der sieben Klassen; die Mahlzeiten werden gemeinschaftlich im Speisesaal eingenommen, der für Winter und Sommer ein verschiedner ist; ein schmuckloser Festsaal vereinigt zur Andacht wie zu Feierlichkeiten die kleine Gemeinde. Wie eigne Ökonomie, so besitzt die Schule auch ihr eignes Lazaret unter Leitung einer Lazaretdame und des Anstaltsarztes, der täglich Bericht zu erstatten hat; Feldschergehilfinnen (Feldscheriza), im Findelhause gebildet, stehen ihm dabei zur Verfügung. Die Schülerinnen, nach den Klassen in verschiedenfarbigen einfachen Anzügen von sehr haltbarem Stoff mit weißer Pelerine gleichmäßig nett und anmutig gekleidet, genießen täglich vier bis fünf Stunden Unterricht in Wissenschaften, Sprachen (Russisch, Deutsch, Französisch) und Fertigkeiten, dazu die Handarbeiten, abgesehen von den letztern ausschließlich bei Lehrern; doch steht jede Klasse unter der Leitung zweier „Klassendamen"; die Unterrichtssprache ist natürlich russisch. Soviel die ganze Zahl der während der langen Sommerferien anwesenden Mädchen erkennen ließ (etwa ein Drittel), zeigte sich überall artiges, bescheidnes, wohlgefügtes Wesen, nicht weniger auch bei dem wie überhaupt in Rußland stets sehr zahlreichen dienenden Personal, dessen Hauptbestandteil etwa vierzig junge Mädchen aus dem Findelhause ausmachen, die bis zum einundzwanzigsten Jahre der Krone zu dienen verpflichtet sind, alle in kleidsamer, sauberer, gleichmäßiger Tracht. Ganz ähnlich sind die Verhältnisse im Patriotischen Institut, nur der Ton scheint etwas vornehmer, der Festsaal ist hier ein schöner, weiter Raum, den zehn weiße Marmorsäulen tragen und die lebensgroßen Bildnisse des verstorbnen Kaiserpaares wie andrer Mitglieder des kaiserlichen Hauses schmücken. Der Kirchensaal besitzt am Ikonostas sogar ein Bild von der Hand der verewigten Kaiserin. Ihr hoher Gemahl pflegte oft diese Institute zu besuchen und dabei seine ganze gewinnende Liebenswürdigkeit zu entfalten, die allen unvergeßlich ist, welche mit ihm in Berührung kamen.

Es ist nur ein kleiner Umkreis innerhalb der riesigen Stadt, den wir durchmessen haben, aber weiterzugehen hieße ein Buch schreiben. Nur einige besonders charakteristische Anstalten außerhalb der hier umschriebenen Linie sollen noch mit wenigen Worten berührt werden, die beiden größten Klöster St. Petersburgs. Ganz im Südosten, am Ende des Newskij-Prospekts, begründete Peter der Große das Kloster des heiligen Alexander Newskij an der Stelle des Newaufers, wo am 15. Juli 1240 dieser Großfürst von Nowgorod und Wladimir der Überlieferung zufolge die Schweden schlug. Der Zar wollte offenbar anknüpfen an eine national-russische Erinnerung, die an sich dieser finnischen Landschaft ganz fern liegt, und ließ deshalb auch die Gebeine des Heiligen 1724 hierher übertragen, wie 1710 das Kasansche Muttergottesbild von Moskau. Indem er zugleich das Kloster zur Lawra (Kloster mit geistlicher Akademie) erhob, wies er ihm die Stelle neben den uralten beiden Klöstern des heiligen Sergius bei Moskau (Trojzkaja Lawra, Dreieinigkeitskloster) und von Kiew an. Wie eine Festung liegt der ausgedehnte Gebäudekomplex, in seiner jetzigen Gestalt ein Werk Katharinas II., mit seinen ausgedehnten Gärten und Wirtschaftsgebäuden auf einer Art Insel, die von der Newa und mehreren schmalen Kanälen gebildet wird. Das Kloster selbst bildet ein verschobenes Viereck, auf drei Seiten umgeben von langgestreckten, einstöckigen, weißgetünchten Gebäuden; auf der vierten, der Ostseite, erhebt sich die Kirche in der gewöhnlichen Anlage, aber nicht in byzantinischem, sondern in italienischem Stil: die Kuppel über der Vierung, zwei niedrige Glockentürme auf dem anschließenden Langschiff, die Außenseite der Kirche wie die der Klostergebäude weißgetüncht mit grünen Ornamenten unter grünen Dächern, alles sauber, geleckt, ohne eine Spur des Reizes, den ältere Gebäude derart haben können. Erinnerten nicht die Baumgänge des Klosterhofes mit ihren riesigstarken Birken, die auf ihren weißen Stämmen lindenartig behandelte Kronen tragen, den Beschauer daran, daß er auf einem Boden steht, der schon vor mehr als anderthalb Jahrhunderten angebaut worden ist, er könnte glauben, das alles wäre gestern vollendet. Weit historischer mutet der Friedhof auf der Nordseite des Klosters an, wo unter dem Schutze desselben die Mitglieder vieler der angesehensten Geschlechter des Reiches sich haben begraben lassen. Im Schatten hoher Trauerweiden, dunkler Cypressen und weißstämmiger Birken drängen sich hier dicht aneinander die Grabmäler, meist aus Marmor und Granit, oft in schwerem, halb antikem, halb byzantinischem Stil, manche auch nach dem Muster des Felsens vom Denkmal Peters des Großen, der hier zu einer Art architektonischen Motivs geworden zu sein scheint, viele mit längern, die Verdienste und Schicksale des Verstorbenen feiernden Inschriften, wie das des Dichters Gnjeditsch (gest. 1833), der — so heißt es — „die russische Literatur mit einer Übersetzung Homers bereichert hat."

Ist das Alexander-Newskij-Kloster in der Hauptsache eine Gründung Peters des Großen, so verehrt eine andre Anlage derart Katharina II. als ihre

Stifterin, das Smolnakloster im Osten der Stadt, zugleich Erziehungsanstalt für Mädchen, Waisenhaus und adliches Witwenstift, eine wahrhaft kaiserliche Anlage, mag man den ausgedehnten Gebäudekomplex von der Newa her sehen, die er auf hohem Ufer weithin ins Flachland sichtbar überragt, oder von dem freien Platze an der Westseite aus. In reichem Rokoko baut sich in der Mitte die Kathedrale auf, von fünf lichtblauen Kuppeln gekrönt, zur Rechten und Linken die langen Fronten der Stiftsgebäude ganz in demselben Stile, im Grün der Gärten, alles eingefaßt von einem jener riesigen Eisengitter, die für Petersburg so charakteristisch sind. So reich das Äußere ist, so einfach präsentirt sich das Innere der Kirche, und doch wirkt die Verbindung der weißen Marmorsäulen mit dem Fußboden aus buntem Marmormosaik von Ekaterinburg und der Krystallbalustrade des Hochaltars äußerst harmonisch.

(Fortsetzung folgt.)



Kleinere Mitteilungen.

Fortschrittliche Geschichtschreibung. Das „Berliner Tageblatt“ hat neulich eine Konkurrenz ausgeschrieben, welche den Zweck hat, das beste Werk über die Verwirklichung der deutschen Einheitsidee durch Kaiser Wilhelm mit einem Preise zu belohnen. Als einziger Fachmann unter den Preisrichtern, welche sämtlich Mitglieder der Fortschrittspartei des deutschen Reichstages sind, wird dabei der Verfasser der „Geschichte der neuesten Zeit,“ Herr Constantin Bulle, aufgeführt. Es ist vielleicht nicht überflüssig, einige Proben aus dem vierten (Schluß-) Bande dieses Werkes mitzuteilen, weil man sich daraus eine Vorstellung von dem Geiste machen kann, in welchem die Zeitungsnachrichten, aus denen es entstanden ist, zusammengestellt sind.

S. 440 heißt es: „Des Kanzlers Pläne waren ja unzweifelhaft in allem auf die Stärkung der Reichsidee und die Befestigung der Organisation gerichtet; aber sein Bruch mit dem Liberalismus hatte ihm die beste Stütze geraubt, die Vorwürfe, mit welchen er die Fortschrittspartei überschüttete, vertieften die Kluft, die zeitweilig glücklich überbrückt gewesen war.“

Eine Perle der fortschrittlichen Geschichtschreibung ist der Abschnitt über den Eintritt Hamburgs in den Zollverein. Nachdem (S. 434) gesagt worden ist, daß der Reichstag im Jahre 1880 die Frage wegen seines Schlusses nicht mehr habe entscheiden können, heißt es weiter: „Der Bundesrat kam derselben [nämlich der Entscheidung] aber zuvor. Wie er auf Preußens Antrag am 22. Mai Altona und einen freilich nur kleinen Teil von St. Pauli in das Zollgebiet aufnahm, so faßte er am 14. Juni den Beschluß, die Zolllinie auf der Elbe nach Kuxhafen zu verlegen.“

Daß die Stadt Cuxhaven regelmäßig Kuxhafen geschrieben wird, soll uns weiter nicht stören, aber muß nicht jeder Unbefangene aus den angeführten Worten herauslesen, daß am 22. Mai 1880 Altona und ein Teil von St. Pauli in den Zollverein aufgenommen worden seien, während sie demselben bekanntlich noch heutigen Tages nicht angehören?

Darauf heißt es weiter: „Auch durch andre Belästigungen wußte der Kanzler die Lage Hamburgs möglichst unbehaglich zu machen und dadurch die Anschlußpartei in der Stadt zu kräftigen.“ Leider werden diese andern „Belästigungen“ nicht genauer vorgeführt; wenn sie ebenso schlimm waren wie die „Verlegung der Zolllinie auf der Elbe nach Kuxhafen,“ so können wir die Leser dieses Geschichtswerkes beruhigen: kein Mensch hat die betreffende Verlegung als eine „Belästigung“ empfunden.

In demselben weinerlichen Tone geht es weiter. Auf der nächsten Seite heißt es: „Nachdem Hamburgs Schicksal entschieden war, verstand sich auch Bremens Eintritt unter ähnlichen Bedingungen von selbst.“ Ob der Verfasser wohl eine Ahnung davon hat, was einem Manne erwiedert werden würde, der jetzt den demnächst eintretenden Zollanschluß Hamburgs rückgängig machen oder auch nur bedauern würde? Man sieht hier eben an einem klassischen Beispiele, was bei einer Geschichtschreibung herauskommt, die ihrer Darstellung die Leitartikel fortschrittlicher Parteiblätter und die Abstimmungen und Reden fortschrittlicher Parlamentsredner zu Grunde legt.

Während S. 446 noch einigermaßen schüchtern Bismarcks „praktisches Christentum“ als „Staatssozialismus“ bezeichnet wird, heißt es S. 449 ganz einfach: „Auf die Arbeiterkreise machten die sozialistischen Versprechungen [nämlich des Reichskanzlers] nur sehr geringen Eindruck.“ Am geschmackvollsten ist es wohl, daß alle Maßregeln der Regierung, vor allen diejenigen, welche für das Wohl der arbeitenden Klassen eintraten, einfach als ein Mittel hingestellt werden, die Wahlen zu beeinflussen. So heißt es z. B. S. 448: „Wohl mit Rücksicht auf die bevorstehenden Wahlen traten die einzelnen Ressorts nach und nach mit Kundgebungen hervor. Herr von Puttkamer hatte mit einem Erlaß gegen kostspielige Verbesserungen des Schulwesens zu Lasten der Gemeinden den Anfang gemacht; Maybach ließ bekannt werden, daß Projekte für den Nordsee-, den Rhein-Maas und Rhein-Elbekanal in der Ausarbeitung begriffen seien; vonseiten des Kanzlers stellte die Norddeutsche Allgemeine Zeitung Vorlagen über Unfall-, Alters- und Invaliditätsversicherung für den November in Aussicht.“

Bei manchen Stellen ist es schwer, ernsthaft zu bleiben, z. B. wenn es heißt (S. 456): „Am meisten Aufsehen erregte das beim Bundesrate beantragte Verbot der Einfuhr von amerikanischem Speck und Schweinefleisch. Wurde es auch mit der Trichinengefahr begründet, so ließ sich doch dagegen geltend machen, daß diese zu der wirtschaftlichen Tragweite der Maßregel in keinem Verhältnisse stehe, und vielfach glaubte man deshalb, daß der wahre Grund in dem Wunsche, die deutsche Schweinezucht zu begünstigen, zu suchen sei.“ Also die Trichinengefahr wird freundlichst zugegeben — es wäre denn doch auch wirklich schwer gewesen, sie abzuleugnen — aber was hat die Trichinengefahr weiter auf sich, wenn ihr eine „wirtschaftliche Tragweite“ gegenübersteht? Und worin besteht diese eigentlich? Doch nur darin, daß einige Importeure nicht aufhören wollten, an amerikanischem Speck Geld zu verdienen; denn so naiv wird doch schwerlich jemand sein, daß er glauben könnte, dem armen Manne, dessen Interesse die Fortschrittspartei stets so rührend wahrnimmt, sei mitgeteilt worden, daß er amerikanische, nicht deutsche Waare erhielt, wenn er in Hamburg oder in Bremen in einen Laden ging und Speck kaufte.

Sehr merkwürdig sind — diesem Geschichtswerke nach — die Zustände in der Schweiz während der Zeit unmittelbar nach dem französischen Kriege gewesen: S. 12 heißt es darüber: „Sehr freundlich waren ausnahmlos die Beziehungen zu der Schweiz. Obwohl innerhalb ihrer Grenzen eines der erbittertsten Preßorgane

der Deutschenhasser, die Correspondance de Genève, erschien und viele Feinde der Bismarckschen Politik, die aus Deutschland fliehen mußten, sich in der Eidgenossenschaft niederließen, so konnte daraus doch kein Mißtrauen entstehen, da, von Deutschland abgesehen, der Kampf gegen den Ultramontanismus nirgends so energisch geführt wurde wie in der Schweiz." Sollte ein harmloser Leser nach diesem Satze nicht glauben, der Reichskanzler sei ein Tyrann, der zahlreiche seiner Landsleute in die Verbannung getrieben habe? Wer die Grenzboten liest oder wer überhaupt nur mancherlei liest, den wird die dunkle Rede des Historikers freilich nicht täuschen, denn er weiß ganz genau, daß niemand anders gemeint ist als etwa Graf Harry von Arnim und ein paar staatsfeindliche katholische Geistliche — aber was denkt ein einfacher Mann, der sich unbefangen historische Belehrung verschaffen will? Ihm wird nicht gesagt, daß die in der Schweiz lebenden unglücklichen Verbannten Leute sind, die in ihrem Vaterlande rechtskräftig verurteilt waren oder demnächst verurteilt zu werden erwarteten und sich der gerichtlichen Strafe durch Selbstverbannung entzogen — er ist vielmehr geradezu gezwungen, anzunehmen, daß, wer der Politik des Reichskanzlers feindlich gegenüberstand, aus Deutschland flüchten mußte. „Die historische Wahrheit — wie der Verfasser in seinem Schlußwort S. 475 sagt — kann nicht kräftiger gefördert werden als durch die Belebung des historischen Sinnes," und diesen historischen Sinn erwirbt man sich, wenn man sich die „Geschichte der neuesten Zeit" anschafft.

Grünweiß. Für die Landesfarben des Königreichs Sachsen hat man bisher allgemein Grünweiß gehalten. 1866 nannte man die sächsischen Partikularisten kurzweg die Grünweißen, sagte auch wohl, sie hätten grünweißes Blut in den Adern. Jetzt ist vom königlich sächsischen Hauptstaatsarchiv festgestellt worden, daß die Landesfarben des Königreiches Sachsen vielmehr Weißgrün sind, und die Ministerien, die Direktoren der öffentlichen Sammlungen und das Hofmarschallamt sind von allerhöchster Stelle angewiesen worden, in Zukunft in dieser Beziehung einen gleichmäßigen Gebrauch herbeizuführen.

Die an sich gleichgiltig scheinende Sache hat doch insofern praktische Folgen, als nunmehr fast alle Fahnen, welche die sächsischen Landesfarben tragen, falsch sind und umgeändert werden müssen. Den Anlaß zur geschichtlichen Untersuchung und Feststellung der Sache haben denn auch bei dem letzten Geburtstage des Kaisers die Fahnen gegeben. Ein Leipziger Bürger machte darauf aufmerksam, daß fast die sämtlichen sächsischen Fahnen, welche in Leipzig bei festlichen Gelegenheiten benutzt würden, verkehrt seien; während das Grün unten stehen müsse, stehe es bei den meisten Fahnen oben. Der bisherige Sprachgebrauch, nach welchem die sächsischen Landesfarben mit Grünweiß bezeichnet wurden, schien nun allerdings die bisherige Anordnung der Farben zu rechtfertigen, denn es ist allgemein Brauch, die Farben einer Fahne von oben nach unten aufzuzählen. Dennoch mußte es auffallen, daß in den Fahnen der sächsischen Herzogtümer (Sachsen-Gotha, Sachsen-Altenburg 2c.) die Farben in der That umgekehrt stehen: Weiß steht oben, Grün unten. Nach der Geschichte der verschiednen sächsischen Lande war doch anzunehmen, daß ihre Landesfarben dieselben sein müßten und auch ursprünglich dieselben gewesen seien. Dies hat sich denn in der That herausgestellt, und daher die Anordnung zur Aenderung.

Wir glauben, daß auch außerhalb Sachsens die Mitteilung einiges Interesse erregen wird, da ja allerorten jetzt bei festlichen Gelegenheiten, wo Wappen und Fahnen gebraucht werden, das löbliche Bestreben herrscht, keine heraldischen Verstöße zu begehen, und wir benutzen diese Gelegenheit, um ein kürzlich erschienenes,

sehr zweckmäßiges Büchlein zu empfehlen, die Wappenfibel von Ad. M. Hildebrandt (Frankfurt a. M., W. Rommel), eine lexikalisch geordnete kurze Zusammenstellung der hauptsächlichsten heraldischen und genealogischen Regeln, in der namentlich auch auf Beseitigung der am häufigsten begegnenden Fehler und Irrtümer hingearbeitet wird. Das hübsch ausgestattete und mit den nötigsten Abbildungen versehene Heftchen ist von sachkundigster Seite verfaßt und enthält alles für den Laien wissenswerte.

Badegeselligkeit. Am 15. Mai sind unsre Bäder wieder eröffnet worden, und damit tausend Quellen des Gewinnes, der Hoffnung, des Naturgenusses und der Geselligkeit, und zwar einer Geselligkeit, mit der nichts zu vergleichen ist, was alle geselligen Freuden des Winters uns bieten, sie mögen heißen, wie sie wollen. Ueber den ganz eigenartigen Reiz dieser Badegeselligkeit und seine Ursachen giebt es einen klassischen Ausspruch, der zwar schon 123 Jahre alt ist, aber seitdem nichts von seiner Richtigkeit eingebüßt hat. Als Gellert, der arme, gute, freundliche Gellert, wieder einmal ohne rechten Erfolg aus „dem ihm so traurigen Carlsbade" in seine bescheidne Wohnung und seinen „zwölf Schritt langen" Garten im „Schwarzen Bret" in Leipzig zurückgekehrt war, schrieb er an eine junge Freundin in Dresden (5. August 1764): „Viele Menschen mögen im Bade besser zum Umgange sein, als außer dem Bade, und sich, ohne daß sie es wissen, in etwas verwandeln, das sie nicht sind. Die, die sich von den Geschäften oder von den Sorgen des Hauses losgerissen haben, fühlen ihre Freiheit und werden biegsamer, gefälliger; die Stolzen, weil sie ohne Herablassung keinen Umgang hätten, werden bescheidner; die meisten, weil der Auftritt in dieser flüchtigen Welt nur drei oder vier Wochen währet, thun sich Gewalt an, ihre Rollen mit Beifall zu spielen, und leben wie gute Menschen; viele schränken ihre Leidenschaften ein, weil es die Kur befiehlt und weil die Furcht der Krankheit sie immer überredet; die Kränklichen verbergen ihr ängstliches und verdrießliches Wesen, um die Gesunden nicht von sich weg zu seufzen — und so macht das Bad auf einige Wochen gesellige, nachgebende, bescheidne, gesprächige, mitleidige, freundschaftliche Menschen und läßt unter Hunderten kaum etliche schlechte Seelen übrig." Möge sie auch diesen Sommer überall ihre alte Zauberkraft entfalten und bewähren, diese wunderbare, von Gellert hier mit so feiner Beobachtung und so viel Menschenkenntnis geschilderte Badegeselligkeit.



Literatur.

Oberland. Erzählungen aus den Bergen von Ludwig Ganghofer. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp., 1887.

Dieser neueste Band des fruchtbaren Erzählers ist dem bekannten Maler Mathias Schmid zugeeignet, und wenn man die erste Erzählung „Auf der Wallfahrt" liest, so merkt man gleich den Zusammenhang zwischen Inhalt und Zueignung des Bandes. Diese Erzählung ist, wie es jetzt bei den illustrirten Zeitungen immer mehr in Uebung kommt, auf Anregung eines bekannten Bildes des bairisch-tirolischen Meisters entstanden, und von diesem Gesichtspunkte aus verdient sie alle Anerkennung. Uns erscheint sie gar zu rührselig. „Der Santrigel" hat einen derben

Bauernspaß zum Mittelpunkte. Der Santrigel (verdorben: „Sam-Tregel," ein aus der Heidenzeit stammender Brauch) ist ein Bursche, der (am Pfingstsonntag) vom Kopf bis zu den Füßen mit grünem Birkenreis umbunden, auf der magersten Kuh des Dorfes im Umzuge reiten muß, um zur schlimmen Letzt getauft, d. h. in den See geworfen zu werden. „A Schand is grad keine. Aber ausglacht und gföppelt wird er schon gnug, der Santrigel. Drum giebt sich freilich keiner gern her dazu — wenn er net muß. Und da is so der Brauch, daß der den Santrigel machen muß, der am Pfingstsonntag als der letzte in d' Frühmess' kommt." Dieser Scherz wird flott mit einer kleinen Liebesgeschichte verknüpft und heiter erzählt. Die dritte Erzählung „Im Vorübergehn" ist wieder traurig. Den eigentlichen Wert des Bandes macht die auch räumlich größte Erzählung aus: „Die Fuhrmännin." Das alte Motiv der Dorfgeschichte: der Widerstand des reichen Bauernvaters gegen die Verbindung seines Sohnes mit einer armen Dirne, wird hier ins humoristische gewendet, und mit ganz ausgezeichneter Kunst ist dem Erzähler die Wandlung der Charaktere gelungen. Hier die Fabel wiederzugeben, würde zu umständlich sein; es genüge, den Leser auf dies Meisterstück des Humors aufmerksam zu machen. Schließlich können wir nicht umhin, unsrer Genugthuung darüber Ausdruck zu geben, daß Ganghofer zur Hochlandsgeschichte zurückgekehrt ist. Im Hochland ist sein frisches, ursprüngliches, auch das Grobkörnige nicht scheuendes, immer aber sympathisches Künstlernaturell zu Hause.

Sonnenbrut. Kopien realistischer Bilder aus der neuesten italienischen Novellistik von Woldemar Kaden. Dresden und Leipzig, E. Pierson, 1887.

Hinter einem wenig geschmackvollen Titel — das Wort „Brut" hat in der Zusammensetzung einen gehässigen Nebenton — verbirgt sich ein in mehrfacher Beziehung interessantes Buch. Es enthält achtzehn kleinere Novellen, Stimmungsbilder und Skizzen von fünf italienischen Autoren: Gabriele d'Annunzio, Emilio De-Marchi, Renato Fucini, Giovanni Verga und Domenico Ciàmpoli; die Uebertragung ist meisterhaft, und die Auswahl derart, daß wir keines der Stücke vermissen möchten; ob nicht noch bessere vorhanden sind, vermöchte nur ein Kenner der jüngsten italienischen Literatur zu beurteilen. Uebrigens ist Kaden, der seit Jahren in Italien lebt, als ein solcher vorteilhaft bekannt und demnach ein zuverlässiger Führer.

Für den Literarhistoriker unsrer Zeit wird es ein sehr interessantes Kapitel sein, zu untersuchen, in wie verschiedner Weise die von Paris ausgehende Losung des Naturalismus in den verschiednen Ländern Europas aufgenommen und umgemodelt wurde. Beibehalten dürfte überall nur die vorwaltende Neigung sein, sich in die Schattenseiten des Lebens zu vertiefen, das Elend in jeder Gestalt aufzusuchen. Die Italiener schufen den sogenannten Verismus, und — nach dieser Sammlung Kadens zu schließen — ist es zunächst für diese Richtung bezeichnend, daß die eigentliche Gemeinheit, welche Zola und viele seiner deutschen Nachahmer besonders gern vorführen, die anwidernde sittliche Schwäche und Verkommenheit hier ganz und gar von der Schilderung ausgeschlossen sind. Das thut vor allem wohl! Immer im Kot waten zu müssen, wie uns die Naturalisten zumuten, ist abscheulich. Allerdings suchen diese italienischen Realisten das Elend auf; in einem psychologischen Meisterstück („Rotfuchs") schildert Verga das kümmerliche Leben der Bergarbeiter; De-Marchi führt uns („Armenweh") die große Not und Abhängigkeit von der Laune der Gutsherren bei den lombardischen Kolonen vor; Fucini („Nach den Maremnen," „Aus den Maremnen") die grenzenlose Armut

der in den fiebererzeugenden Sümpfen der Campagna beschäftigten Menschen — aber alles das geschieht mit keiner andern, als der rein poetischen Absicht, das Mitgefühl des reichen Italieners für die furchtbare Armut seines im Gebirge oder auf dem flachen Lande in freier Sklaverei, ohne die Stützen der Bildung lebenden Mitmenschen zu erwecken. Und wie grauenhaft diese Zustände auch sein mögen, so erinnert ihre Darstellung doch eher an die verwandten Schriften Iwan Turgenjews („Tagebuch eines Jägers") als an die Zolas. Das italienische Volksleben ist wegen seiner Ursprünglichkeit jetzt noch und auch für den Dichter ein ungemein dankbarer Stoff. Der Katholizismus hat dort durch den Heiligenkultus die Form des baren Heidentums angenommen. D'Annunzio („Die Schlacht von Mascalico," „Der Held"), Verga („Heiligenkrieg"), Ciámpoli („Sünde," poetisch wohl die bedeutendste Novelle des Buches, und „Das Fest der Schlangen") schildern mit dem objektiven und tendenzlosen Humor der großen, über den kirchlichen Gegensätzen hoch erhabenen Toleranz den religiösen Fanatismus des italienischen Volkes. Jedes Dorf, ja jedes Stadtquartier hat seinen eignen Heiligen, der in einer wertvollen Bildsäule oder in Reliquien körperlich angebetet wird. Wegen dieses sorgsam behüteten Heiligen liefern sich die heißblütigen italienischen Bauern blutige Schlachten, und wenn einmal ein trockener Sommer, ein elendreiches Hungerjahr eintritt, so wird dieser Heilige mit Glockenstürmen, Prozessionen, Hekatomben von Wachskerzen um Hilfe in der Not angegangen. Die Eifersucht um die Anerkennung des Spezialheiligen entzweit Braut und Bräutigam, zerreißt Familienbande, wenn sich die Gatten aus verschiednen Quartieren zusammengefunden haben. Heroisch geradezu kann dieser Fanatismus werden, wie in dem „Helden" d'Annunzios, der seine Hand opferte, um die kolossale Bronzestatue des San Gonselvo bei der Prozession mittragen zu dürfen. Diese Motive sind unleugbar voll echter Poesie. Es ist ein elementarischer Zug in ihnen. Wir blicken in eine gewaltige, leidenschaftliche Volksseele, die ein metaphysisches Bedürfnis hat, die jetzt noch ein ursprüngliches Verhältnis zur Natur und ihren Gewalten bewahrt, welche in mystischer Ehrfurcht angestaunt werden, weil sie unbegriffen geblieben sind. Die rührende Geschichte des „Don Carlino" von De-Marchi stellt uns die Mitte zwischen Volk und Bildung dar: die Tragik des jungen Priesters, der den Glauben verloren hat und der doch, um seine ganze Familie zu erhalten, das schwere Gelübde der Entsagung ablegen mußte. Und wieder anderseits die Opposition gegen den rohen Materialismus, der vielfach in Italien verbreitet ist, stellt desselben Autors „Philosophen, die nicht sprechen" dar. „Die Station" von Ciámpoli, „Tingel-Tangel-Künstler" von Verga schildern in satirischem Lichte die zweifelhaften Segnungen der allerneuesten Zivilisation.

Kaden hat also Recht, wenn er im Vorworte diese Sammlung von „Kopien" als ein mit realistischer Treue geschildertes Stück Kulturgeschichte der Italiener bezeichnet. Die Form ist in allen meisterhaft: in engem Rahmen erscheinen bedeutende Bilder. Alles Ueberflüssige ist streng vermieden. Einzelne Naturschilderungen sind von besondrer Schönheit: „Frühling" von Fucini, „Toto" von d'Annunzio, der an Turgenjews „Mumu" erinnert.

Kaden hätte sich den Dank der Leser verdient, wenn er einige literarische und biographische Mitteilungen über die fünf Novellisten gebracht hätte. Aber er hat es sogar unterlassen, das notwendige Inhaltsverzeichnis zum Buche zu geben.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Der Friede mit Rom.


Daß das Gesetz vom 29. April 1887, betreffend die Abänderungen der kirchenpolitischen Gesetze, einen Markstein bezeichnet in den Beziehungen zwischen dem Staat und der katholischen Kirche, darüber giebt es weder unter den kirchlichen noch unter den politischen Parteien Streit. Die Vertreter der beiderseitigen Interessen, die preußische Regierung und der Reichskanzler im Namen des Staates und der Papst als der nach ihren Satzungen allein berufene Repräsentant der katholischen Kirche, sind sogar der Meinung, daß das Gesetz die Grundlagen hergestellt habe, auf welchen Staat und Kirche neben einander friedlich bestehen und friedlich wirken können. Nach den Erfahrungen der Geschichte können freilich beide nicht daran denken, daß ein Friede auf ewige Zeiten errungen sei; auch die Friedenstraktate, welche blutige Kriege beschließen, enthalten eine sakramentale Formel für die Befestigung des ewigen Friedens, und trotzdem sind immer und immer wieder neue Kriege entstanden. Die Beziehungen zwischen Staat und Kirche sind nicht zu trennen von dem gesamten Kulturleben des Volkes, sie wechseln mit diesem und den Strömungen, die es bewegen, das Höchste, was erreicht werden kann, ist das, diese Beziehungen nach den wohlverstandenen Bedürfnissen und Anschauungen der Gegenwart zu regeln, einen modus vivendi zu schaffen in der Hoffnung und in dem guten Willen, Streitpunkte möglichst zu vermeiden und sie in Zukunft, wenn sie auftauchen, durch freundschaftliche Verhandlungen beizulegen. Für die Staatsregierung mit dem evangelischen Herrscherhause und der überwiegend evangelischen Bevölkerung muß in einem paritätischen Staate, wo die Konfessionen gleiche Rechte haben müssen, der katholischen Kirche gegenüber das Ziel erstrebt werden, die guten und billig denkenden katholischen Staatsbürger zufrieden zu stellen, ihnen nach den mo-

dernen Grundsätzen der Duldung keinen Gewissenszwang zu bereiten und ihnen alles zu gewähren, was sie zur Befriedigung ihrer kirchlichen Bedürfnisse nötig erachten. Dieses Ziel darf man nach dem Gesetze vom 29. April d. J. als erreicht betrachten. Maßgebend ist dabei vor allem die Anschauung des Papstes; er allein hat über diesen Punkt zu entscheiden, und in seinem Breve an den Erzbischof von Köln hat er es ausdrücklich ausgesprochen, daß die Katholiken unter dem neuen Gesetze ihre religiösen, auf das Heil ihrer Seelen gerichteten Ansprüche verwirklichen können. Diese Anschauung findet sich wieder bei den friedliebenden Vertretern des Episkopats und bei den gleichgesinnten politischen Repräsentanten der katholischen Laienwelt. Für einen Staat mit gemischt konfessioneller Bevölkerung ist die Erreichung dieses Zieles wertvoll, denn in der modernen Gesellschaft sind die vorhandenen Streitpunkte so zahlreich, daß die Beilegung auch nur eines einzigen und wichtigen von Bedeutung ist. Die veränderten Besitz- und Erwerbsverhältnisse haben die Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts mehr als je zerklüftet, der Kampf um den Besitz und um die soziale wie die politische Macht ist heftig entbrannt, und nur die Staatsordnung allein vermag diesen Kampf aller gegen alle zu beschwichtigen. Eine mächtige Partei, die ihre Ziele in der Zerstörung des Bestehenden anstrebt, setzt alle Hebel in Bewegung, um die Grundlagen dieser Staatsordnung zu bekämpfen und zu zerstören. Die Sozialdemokratie und ihr anarchistischer Auswuchs sind keine Phantasiegebilde; sich gegen diese zu wehren, ist die Aufgabe aller staatserhaltenden Elemente, und der Staat ist bei diesem Kampfe nicht in der Lage, auf die Hilfe seiner katholischen Bürger zu verzichten. In Deutschland und Preußen ist dieses innere Friedensbedürfnis umso größer, als das neue deutsche Reich noch Jahre lang darauf wird gefaßt sein müssen, gegen innere und äußere Feinde auf dem Kampfplatze zu stehen. Der partikularistische Hang des deutschen Volkes ist noch nicht ganz zurückgedrängt; wie tiefe Wurzeln auch der nationale Einheitsgedanke nach seiner ohne gleichen erfolgten Verwirklichung geschlagen hat, es fehlt nicht an inneren Widersachern, die ihm widerstreben. In dem alten Preußen fügen sich die polnischen Elemente nur ungern in das Staatsganze ein, eine lange Periode deutscher Gutmütigkeit hat es zugelassen, daß dieser Pfahl sich immer weiter in dem preußischen Fleische breit machen konnte, und erst der furchtlose und unerschrockene Patriotismus des Reichskanzlers vermochte die sorglose Nation aufzurütteln und sie in den bedrohten Ostprovinzen zur Wiedergewinnung und Erhaltung des deutschen Geistes anzuspornen. In den neueren Provinzen finden sich noch zahlreiche Anhänger der verlorenen Selbständigkeit, und einzelne von ihnen, wie Dänen, Welfen und Elsaß-Lothringer, scheuen selbst davor nicht zurück, aus einem unglücklichen Kriege des gesamten Vaterlandes und aus seiner Zerstückelung die Erreichung ihrer landesverräterischen Pläne zu erhoffen. Auch nach außen hin ist den ruhmreichen, mit schweren Opfern erkauften Kriegen und Siegen nur ein be-

waffneter Friede gefolgt, es hat den Anschein, als ob die Erlangung der deutschen Einheit noch in einem zweiten großen Kriege gesichert werden müsse, wie ihn Friedrich der Große zur Erhaltung der preußischen Großmachtsstellung zu führen genötigt war. Um alle diese Gefahren zu bestehen, bedarf Preußen und das deutsche Reich der vereinten Kräfte aller seiner treuen Söhne, und für die Sammlung derselben spielt der konfessionelle Friede keine geringe Rolle. Der kirchliche Friede, wie er durch das Gesetz vom 29. April erreicht ist, wird viele unsrer katholischen Mitbürger ihrer staatserhaltenden Aufgabe näher führen, er wird sie dem Staate gegenüber pflichtbewußter und opferfreudiger machen; sie werden sich nicht mehr — wenn auch nur in ungerechtfertigter Bitterkeit — als Staatsbürger zweiter Klasse betrachten, sondern ihre Kräfte, die sie oft mit Widerstreben gegen die Regierung verwendet haben, dieser zur Erfüllung gemeinsamer Aufgaben zur Verfügung stellen.

Der Jesuitismus und die Kampfeszeit haben in der katholischen Kirchengemeinschaft Elemente groß gezogen, welche in dem Gesetze vom 29. April d. J. keinen Segen erblicken, es bis auf den letzten Augenblick bekämpft haben und sich zur Zeit nur noch Schweigen auferlegen, weil sie nicht allzu offen ihren Ungehorsam gegen ihr geistliches Oberhaupt ohne Schädigung ihrer eignen Interessen der Welt enthüllen dürfen. Die Jesuiten sollten der Bestimmung ihres Stifters entsprechend eine Kampfgenossenschaft für die päpstliche Macht sein, allein dieser Grundsatz ist längst überwunden, seitdem sie durch Besitz und Herrschaft zu Gewalt und Ansehen gelangt sind; sie benutzen die katholische Religion mit ihrem großen Einfluß nur als Mittel zur Erreichung ihrer weltlichen Machtzwecke, sie stehen den heutigen Gesellschaftszuständen skeptisch oder vielmehr nihilistisch gegenüber. Da sie nicht mehr wie unter Philipp II. und Ferdinand II. die Fürsten am Gängelbande und infolgedessen die Völker unter ihrem Joche haben können, so kann ihnen „nur noch — wie ein bekannter Kirchenfürst offen erklärte — die Revolution helfen.“ Es schreckt sie nicht zurück, daß dieser Revolution neben dem Thron auch der Altar zum Opfer fallen muß; in der Anarchie hoffen sie wieder mit ihrer festen Organisation die Zügel an sich zu reißen. Dem Jesuitismus ist das deutsche Reich ein Hindernis seiner Pläne. Nirgends in Europa hat die monarchische Institution festere Wurzeln, nirgends ist die sittliche und physische Macht so stark, um ein festes Bollwerk gegen die Umsturzbestrebungen zu bilden. Jede Kräftigung des deutschen Reiches rückt die Revolution, das Heilmittel des Jesuitismus, in die Ferne. Der Jesuitismus ist international; es war daher natürlich, daß er alle seine Organe in Bewegung setzte, um das Kirchengesetz zu bekämpfen, den Papst einzuschüchtern und das Volk vor dem Frieden zwischen Staat und Kirche zu warnen. Dieselben Angriffe, welche das Berliner Jesuitenblatt „Germania“ brachte, kehrten im „Wiener Vaterland“ des Jesuiten von Vogelsang, in den Pariser Jesuitenzeitungen Univers und Monde wieder; dieselben Schmähungen

von staatlicher und kirchlicher Autorität konnte man in den französischen und belgischen revolutionären Blättern lesen, und ihren Aufreizungen zur Verhinderung des kirchlichen Friedens wurde die weiteste Verbreitung durch die „Frankfurter Zeitung“ des Herrn Sonnemann und die freisinnige Presse, an deren Spitze die „Freisinnige Zeitung“ des Herrn Eugen Richter steht, durch die Berliner „Volkszeitung“ und durch das sozialdemokratische „Volksblatt“ des Herrn Singer zu Teil. Dem aufmerksamen Beobachter konnte es nicht entgehen, wie alle diese Blätter dasselbe Leitmotiv, in den verschiedensten Tonarten und je nach der Richtung ihres Leserkreises, verarbeiteten. Wenn sie ihr Ziel nicht erreicht haben, so ist es vorzugsweise dem Umstande zuzuschreiben, daß Papst Leo XIII. nicht unter der jesuitischen Leitung steht, wie dies bei Pius IX. und seinem Leiborgan, der Civiltà cattolica, der Fall war. Mit dieser Gegnerschaft wird das deutsche Reich und Preußen immer zu kämpfen haben, sie ist überhaupt durch keinen Friedensschluß zu gewinnen, wohl aber durch einen solchen zu schwächen, indem die mißvergnügten Elemente im Staate verringert werden und sich weniger Unzufriedne in die Arme des jesuitischen Anarchismus stürzen.

Zum Teil Zöglinge der Väter von der Gesellschaft Jesu sind diejenigen katholischen Gegner des neuen Friedensgesetzes, welche aus dem Giftboden des Kulturkampfes emporgewachsen sind, in diesem ihre Existenz und ihre Vorteile gefunden haben und mit dem Frieden beide bedroht sehen. Zu diesen Elementen gehört die kleine katholische Presse, welche in der Zahl von mehr als hundertfünfzig Blättern und Blättchen das deutsche Reich wie mit einem Spinnengewebe überzogen hat, in dessen Fäden sich die Zentrumswähler fangen lassen. Geistliche, welche zufolge der Kampfgesetze ihre Pfarren aufgegeben hatten oder eine Anstellung in der Seelsorge nicht nachsuchten, fanden Beschäftigung in Redaktionen und bei den Agitationen der Vereine und Versammlungen; geschützt durch die konstitutionellen Grundrechte der Presse und der Vereinsfreiheit, waren sie imstande, ihren Haß gegen den Staat und die ketzerische Regierung die Zügel schießen zu lassen und fanden dabei ihre eigne Rechnung in Erwerb und Genuß. Viel angenehmer ist es, statt vor polnischen Bauern die Messe zu lesen oder ihre Beichte entgegenzunehmen, in den Hauptstädten des Reiches und der Provinz die öffentlichen Angelegenheiten zu bearbeiten, mit Parlamentariern Rat zu pflegen und von dem Zwange befreit zu sein, den das priesterliche Leben und der geistliche Beruf auferlegten. Unterstützt werden diese „Hetz- und Preßkapläne“ von den Geistlichen, welche in der Zeit des Kulturkampfes im Kampfe mit den Staatsgesetzen lebten und bei der Verwaisung der bischöflichen Sitze keine Disziplin und Zensur zu scheuen hatten. Für die letztern ist die Rückkehr geordneter kirchlicher Zustände das Ende ihrer Ungebundenheit; Leute dieses Schlages sitzen nicht nur in den Pfarreien, die unzufriednen Elemente, die vom Kampfe lebenden Fechter haben auch Eingang in den Kapiteln gefunden, wie schon die Thatsache beweist, daß

es trotz des guten Einvernehmens zwischen Regierung und Papst bisher nicht möglich war, durch die Wahl der Domkapitel einen Kandidaten zu erhalten, den die Regierung als genehm hätte bestätigen können. Immer mußten über den Kopf der Domkapitel hinweg König und Papst sich über den Bischofskandidaten einigen. Man darf der Hoffnung Ausdruck geben, daß alle diese Elemente mit dem Ende des Kampfes aussterben werden; wenn der Sumpfboden für die Kultur wiedergewonnen wird, dann sterben auch die Molche und Schlangen, die in ihm gehaust haben. Aber es wird hierzu einer Übergangszeit bedürfen, in der es von Wichtigkeit ist, daß wieder friedliebende und thatkräftige Männer die bischöflichen Sitze einnehmen und die gelockerte kirchliche Zucht wiederherstellen. Denn das kirchliche und staatliche Leben der Menschen ist nicht so von einander getrennt, daß ohne Schaden für die kirchliche Autorität die staatliche angegriffen werden kann; die Schwächung der letztern hat die der erstern notwendig zur Folge, und wenn das weltliche Schwert stumpf geworden und nicht mehr imstande ist — wie der Sachsenspiegel sagt — „die Christenheit zu beschirmen", dann vermag auch das geistliche Schwert den Unglauben und das Laster nicht zu bekämpfen. Es liegt ebenso im Interesse der Kirche und des Papsttums, und vielleicht in einem noch höheren Grade, als in dem Interesse des Saates, die unbotmäßig gewordenen Kleriker zu Zucht und Gehorsam zurückzuführen. Es ist bekannt, daß die Wiederbesetzung der bischöflichen Stühle in Posen und Köln mehr noch von der Kurie angestrebt wurde, weil sich die Klagen über den Verfall der Kirchenzucht täglich mehrten. Die letzten Wahlkämpfe haben eine Erscheinung ans Licht gezogen, über welche man mehr noch in den Kammern des Vatikans als in den Büreaus der preußischen Ministerien nachzudenken haben wird, eine Erscheinung, die auch in dem Schlußsatze des päpstlichen Breves an den Erzbischof von Köln einen verschleierten, aber für den Kundigen deutlichen Ausdruck erhalten hat. Denn hier spricht der Papst die Hoffnung aus, daß die deutschen Katholiken fortfahren werden, im Papste den Angelpunkt der Kirche zu verehren. Wer die Sprache der römischen Kurie kennt, wird wissen, daß ein so selbstverständlicher Satz nicht ohne Grund ausgesprochen wird. Es war in der That merkwürdig, daß siebzehn Jahre nach Verkündigung der päpstlichen Unfehlbarkeit und nach Unterwerfung des anfangs widerstrebenden deutschen Episkopats unter dieselbe in den katholischen deutschen Organen dieses selbe Papsttum auch in seinen kirchlichen Befugnissen aufs heftigste angegriffen wurde. Zu wiederholten malen ist in diesen Blättern auf die revolutionäre Bewegung in der katholischen Welt hingewiesen worden; diese Bewegung trat in ihrer Richtung gegen das Papsttum seit dem Infallibilitätsdogma nie so offen auf, wie in den letzten Monaten in Deutschland, und wenn die Kurie erwog, wie dieses Dogma hier einst bekämpft worden ist, so wird sie lebhaft haben wünschen müssen, daß die Zustände beseitigt würden, welche ein so gefährliches Bild im Zukunftsspiegel zeigten. Diese Bewegung der

katholischen Revolutionäre gegen den Papst war von einigen Intransigenten schon seit langem vorbereitet; Männern wie Bischof Korum, Giese, Franz, Windthorst, Lieber paßt ein friedliebender Träger der Tiara überhaupt nicht, und in den Organen dieser Führer, „Germania,“ „Kölnische Volkszeitung,“ „Schlesische Volkszeitung,“ „Westfälischer Merkur,“ fehlte es schon seit den ersten Friedenspräliminarien nicht an Warnungen und leisen nach St. Peter gerichteten Drohungen. Noch ist in aller Erinnerung, was von diesen Blättern in Bewegung gesetzt wurde, um die Ernennung eines Deutschen zum Erzbischof in Posen zu hintertreiben. Bei den Polen, welche gewohnheitsmäßig die katholische Kirche nur als Mittel für ihre polonisirenden Zwecke benutzen, fiel die Maske sofort; die slawische Rohheit erging sich ohne Scheu in unverblümten Schimpfereien gegen das Oberhaupt der katholischen Kirche, und die deutschen Zentrumsblätter gaben diese Artikel mit behaglicher Breite und mit fromm verdrehten Augen wieder, indem sie ihre polnischen Brüder zum Ausharren in so schwerer Prüfung — daß nämlich der Papst in einer preußischen Provinz einen Deutschen zum Erzbischof ernannt hatte — ermahnten. Dasselbe Schauspiel wiederholte sich unter entsprechendem Rollenwechsel bei der Besetzung des Bistums Kulm, nur daß an Stelle des Kuryer Poznanski die Gazeta Torunska trat. Als es hieß, daß zwischen dem königlichen Gesandten beim Vatikan und dem Staatssekretär Galimberti Verhandlungen wegen Revision der Kirchengesetze schwebten, suchte die Presse von vornherein den Papst dadurch zu diskreditiren, daß Forderungen für den Frieden als unbedingt notwendig aufgestellt wurden, von denen man im voraus wußte, daß sie Leo XIII. selbst nicht verlangen würde, wie z. B. die Zurückberufung der Jesuiten. Es verträgt sich wenig mit der Anerkennung eines unfehlbaren Lehramtes für den Papst, wenn katholische Organe ihm vorschreiben, was für die Kirche ersprießlich sei und was nicht. Der Kampf der deutschen Zentrumskatholiken gegen den Papst entbrannte noch heftiger, als dieser das Zentrum ermahnte, für die Septennatsvorlage zu stimmen. Was in jener Zeit in Wahlversammlungen von katholischen Geistlichen gegen den Papst geäußert wurde und wie auf ein gegebenes Zeichen die katholische Presse im Verein mit der demokratischen aller Länder gegen den Papst loszog, das haftet noch im Gedächtnis aller; das unwürdige Spiel, welches die Führer des Zentrums mit den Jacobinischen Noten trieben, zeugt von allem andern als von Ehrfurcht gegen die Person des katholischen Statthalters Christi. Der Papst selbst bezeichnete in seinen Noten sein Eintreten für das Septennat nicht als eine politische Frage; er brachte sie ausdrücklich mit moralischen und religiösen, also mit denjenigen Gebieten in Zusammenhang, auf welchen er dogmatisch die Unfehlbarkeit besitzt. Dennoch verharrte das gesamte Zentrum mit seinem Anhang auf seinem Ungehorsam, bestritt dem Papste seine Zuständigkeit und kam auch noch in letzter Stunde seinem Wunsche nicht nach. Noch deutlicher aber tritt der Ungehorsam

der Zentrumskatholiken gegen das unfehlbare apostolische Lehramt zu Tage, seit die letzte kirchenpolitische Vorlage bekannt geworden ist. Es war allgemein bekannt, daß sie auf einer Verständigung zwischen dem römischen Stuhl und der preußischen Regierung beruhe; trotzdem wird gegen sie ein Feldzug eröffnet und in allen ultramontanen Blättern und Gesellenvereinen gepredigt, daß sie den kirchlichen Bedürfnissen zu nahe trete. Das Höchste leistet wiederum der Abgeordnete Windthorst und die „Germania"; ersterer, indem er ein Gutachten durch die gesamte Kaplanspresse verbreiten läßt, welches Artikel für Artikel das vom Papst auf seinem eigensten Lehrgebiete gebilligte Werk verketzert. Die „Germania" aber trägt in zwei großen Leitartikeln die Aussprüche der radikalen Blätter aller Länder zusammen, um den Nachweis zu führen, daß Leo XIII. immer nur für die Fürsten und gegen die Völker auftrete. Freilich behauptete das fromme Berliner Jesuitenblatt, daß es dies alles nur zusammengetragen habe, um in einem spätern Artikel den Nachweis des Gegenteils zu bringen — allein über diese Zusage sind Wochen vergangen, und noch ist die Zusage nicht erfüllt, sodaß auch heute noch die katholische Lesewelt der „Germania" bloß den Beweis dafür hat, daß Leo XIII. ein Feind der Völker ist. Vergleicht man diese papstfeindlichen Kundgebungen mit der altkatholischen Bewegung aus dem Anfang der siebziger Jahre, so erscheint die letztere als harmlos, denn sie beschränkte sich vorzugsweise auf einzelne Kreise von Professoren und gebildeten Laien, sie griff nur das eine Dogma der Unfehlbarkeit heraus, während die jetzige Revolution von allen einflußreichen katholischen Führern ausgegangen ist, denen die Menge wie die Lämmer den Hammeln folgt.

Obgleich der Papst in dem mehrerwähnten Breve an den Erzbischof von Köln seine Befriedigung ausspricht über das, was er für die preußischen Katholiken errungen hat, obgleich er darauf hinweist, daß nunmehr die Katholiken in ungestörter Freiheit ihre kirchlichen Wünsche erfüllen können, tönt kein Wort des Dankes von den Lippen des preußischen Episkopats, und die „Germania" sucht eine von angesehenen Laien in Aussicht genommene Dankadresse an den Papst durch schnöden Spott herabzusetzen und zu verhindern.

Der Wunsch Leos XIII., daß die deutschen Katholiken im Papste ihr Oberhaupt verehren sollen, enthält eine ernste Mahnung. Der Kulturkampf hat eine Richtung in der katholischen Kirche gezeitigt, die lange Zeit latent war, sie will das „Papsttum absolut, wenn es ihren Willen thut," ist aber weit davon entfernt, sich seinen Entscheidungen zu unterwerfen, wenn diese gegen ihre Forderungen ausfallen. Diese Richtung berührt keine Interessen des Staates, aber sie greift den Lebensnerv des Katholizismus an, und wie sie der römischen Kurie nicht entgangen ist, wird die letztere ihrerseits vieles thun müssen, um diesen Geist auszutreiben, und vielleicht selbst daraus die Lehre ziehen, daß es der Kirche nicht gut thut, wenn sie eine politische Partei mit dem Deckmantel ihrer Autorität jahrelang bekleidet und geschützt hat.

Freilich der orthodoxe reaktionäre Protestant hält das alles für Spiegelfechterei, nach ihm liegt überall ein abgekartetes Spiel zwischen dem Papste und Bischof Kopp wie dem Zentrum vor, der Papst als Antichrist kämpft mit allen Mitteln alter und neuer Diabolik. Gegen eine solche Anschauung läßt sich mit ernsten Gründen nicht ankämpfen; sie begreift es nicht, daß dies ein Spiel mit zweischeidigen Waffen wäre und eine Organisation voraussetzen würde, der gegenüber schon heute der moderne Staat die Waffen strecken müßte. Nur der Vollständigkeit wegen ist auch diese Anschauung über das neue Kirchengesetz hier angedeutet worden.

Enttäuscht über den durch das Gesetz vom 29. April gekennzeichneten Ausgang des Kulturkampfes ist die große Zahl derer, die insbesondre auf protestantischer Seite in den Falkschen Maigesetzen organische Vorschriften sehen, welche bestimmt sein sollten, den tausendjährigen Streit zwischen imperium und sacerdotium zu Gunsten der Staatsgewalt zu entscheiden. Die Mißstimmung dieser Kreise fällt umso mehr ins Gewicht, als aus ihnen sich diejenigen Parteien bilden, welche in allen Fällen treu zu Kaiser und Reich stehen und der Regierung in den meisten Fragen ihre parlamentarische Unterstützung gewähren. Ihr Widerstreben geht aber nicht so weit, das Band mit der Regierung zu zerreißen, vorausgesetzt, daß diese namentlich in den preußischen Ostprovinzen von dem staatlichen Rechte so ernst Gebrauch macht, daß die katholische Geistlichkeit verhindert wird, ihre bisherigen polonisirenden Neigungen festzuhalten. Auch diese widerstrebenden Kreise werden sich versöhnen, sobald sich die Segnungen des innern Friedens geltend machen und so lange zwischen Regierung und Kurie ein friedliches Einvernehmen besteht. Es ist hier am Orte, besonders hervorzuheben, daß diese Enttäuschung doch nur eine Folge von Selbsttäuschung und nicht durch die Politik des Reichskanzlers veranlaßt war.

In dieser Hinsicht sind die in jüngster Zeit von der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" veröffentlichten Depeschen aus der vatikanischen Konzilszeit von hohem Interesse. Heute wie vor fünfzehn Jahren hat die Frage Berechtigung, wie es wohl kam, daß das kaum ein halbes Jahr alte deutsche Reich nach einem blutigen Kriege und noch ehe das Einheitsband alle partikularistischen Neigungen überwunden hatte, einen ernsten und schweren Kampf begann mit einer der mächtigsten Organisationen der Welt. Hätte es wirklich zu den Aufgaben des neuen Reiches gehört, den Kampf zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt zum Austrage zu bringen, so hätte es doch nur einer geringen Dosis politischer Einsicht bedurft, um den Beginn des Streites auf einen geeigneteren Zeitpunkt zu verschieben. Nach den Erfahrungen, welche Deutschland mit der politischen Begabung des Fürsten Bismarck gemacht hat, wird die Behauptung unwidersprochen bleiben, daß ein Mangel an solcher Einsicht ihm nicht vorzuwerfen ist. Zur Abwälzung eigner Schuld brachte die Zentrumspesse die Legende auf, daß der preußische Kulturkampf durch die auf dem vatikanischen Konzil verkündete Unfehlbarkeit des Papstes veranlaßt worden sei. Diese Auffassung

fand Anklang bei allen, welche den Grenzstreit zwischen Staat und Kirche im Sinne des erstern zu entscheiden willens waren, vielleicht nicht am wenigsten bei dem damaligen Kultusminister Falk, obgleich Fürst Bismarck deutlich und wiederholt erklärt hatte, daß der Zeit des Kampfes eine Zeit des Friedens, dem kriegerischen Papst ein friedlicher folgen müsse, und obgleich er keine Gelegenheit hatte vorübergehen lassen, selbst mit Pius IX. wieder auf einen bessern Fuß zu gelangen. Diese Worte des Kanzlers verhallten gegenüber dem Kampfeseifer der Partei, welche nicht nach der Meinung des Führers, sondern nach eignem Gutdünken den Krieg zu führen suchte. Die jetzt veröffentlichten Depeschen zwischen dem Kanzler und den Vertretern Deutschlands beim Vatikan aus der Konzilszeit haben auch die Gegner davon überzeugt, daß der Reichskanzler von der Unfehlbarkeitsfrage nicht berührt wurde; er knüpfte weder Hoffnungen noch Befürchtungen daran und bewahrte die gleiche zurückhaltende Stellung, obgleich der deutsche Gesandte von Arnim von Rom aus immer wieder aufs neue ein Einschreiten des Staates in dieser rein kirchlichen Angelegenheit verlangte. Fürst Bismarck ließ sich aus seiner Reserve nicht herausdrängen, sein Grundsatz war, daß aus dem Unfehlbarkeitsdogma nur Zwistigkeiten innerhalb der katholischen Kirche, nicht aber zwischen dieser und dem Staate entstehen könnten, und daß der Staat jedes Eingreifen auf sein eignes Gebiet durch die Gesetzgebung abwehren würde. Gegenüber denjenigen, welche auch heute noch nicht müde werden, die Politik des Grafen von Arnim als weise Voraussicht zu preisen, die uns den Kulturkampf vermieden haben würde, darf man fragen, ob während der ganzen Zeit des Kulturkampfes auch nur ein einziges mal der Papst mit seiner Unfehlbarkeit zu Felde zog. Das Dogma diente lediglich in den oratorischen Debatten des Reichs- und Landtages als deklamatorischer Redeschmuck, um auf die Massen zu wirken. Es ist dies auch ganz natürlich, denn theoretisch und thatsächlich war bereits vor dem Dogma der Papst unfehlbar, und das Dogma war nur eine Sanktion, die an den praktischen Verhältnissen nichts änderte. Wohl aber bewahrheitete sich die Meinung des Fürsten Bismarck, denn das Unfehlbarkeitsdogma hatte innerhalb der katholischen Kirche eine Scheidung zur Folge, indem es die Altkatholiken hervorrief und noch jetzt am Ausgange des Kulturkampfes die separatistische Neigung der deutschen Katholiken gegen den Papst ans Licht brachte. Wie richtig es war, daß Preußen nicht allein gegen Konzil und Dogma auftrat, beweist auch die nachmalige Haltung der deutschen Bischöfe. Sie fanden auf dem Konzil die volle Unterstützung unsrer Vertretung, es war ihnen kein Zweifel gelassen, daß ihre Opposition gegen das Dogma den Staat nicht bewegen würde, gegen sie einzuschreiten. Der Gesandte von Arnim durfte nichts thun, wenn er sich nicht vorher des Einverständnisses mit unsern Bischöfen versichert hatte, und trotzdem nahm der deutsche Episkopat später das Dogma der Unfehlbarkeit an. Was wäre die Folge gewesen, wenn der Staat sich

feierlich gegen dasselbe erklärt hätte? Es hätte ein sehr viel heftigerer Glaubenskampf auf einmal und an allen Orten ausbrechen müssen. Die veröffentlichten Depeschen bezeichnen als wahren Grund und als die eigentliche Ursache des Kulturkampfes die Parteinahme des Papstes für die regierungsfeindliche Partei, welche sich bald nach dem französischen Kriege unter dem Namen Zentrum bildete. Diese Thatsache steht dokumentarisch fest und wird durch die Haltung bestätigt, welche der Reichskanzler dieser Partei gegenüber während des ganzen Verlaufes des Kampfes einnahm. Diejenigen, welche von dem Kulturkampfe eine Auseinandersetzung zwischen Kirche und Staat erwarteten, werden vielleicht zu dem Glauben geneigt sein, daß um kleiner Ursachen willen zu große Mittel angewendet wurden seien, daß, um ein Ei zu kochen, ein Haus angesteckt worden sei. Eine solche Beurteilung der Sachlage würde fehl gehen und in das Gegenteil verfallen, daß eine Sache von Bedeutung unterschätzt wird. Man muß sich daran erinnern, daß sich bis nach dem Frankfurter Friedensschluß die katholische Kirche in Preußen in einer von Papst und Laien als außerordentlich günstig anerkannten Lage befand. Ob es eine richtige Politik war, daß Friedrich Wilhelm IV. die katholische Kirche gänzlich von der Staatsgewalt frei machte und vermöge der Verfassung alle Hoheitsrechte des Staates, wie sie im Allgemeinen Landrecht enthalten waren, opferte, das soll hier nicht erörtert werden. Aber thatsächlich haben mehr als einmal die preußischen Landesbischöfe wie der römische Stuhl ihrer Befriedigung Ausdruck gegeben, daß in keinem Lande Europas sich die katholische Religion so vollkommener Freiheiten erfreute als in dem ketzerischen Preußen. Die Regierungszeit des Königs Wilhelm hat bis zu dem erwähnten Zeitpunkte nicht ein Jota daran geändert; kein Gesetz, keine Verordnung war erschienen, welche die Überlieferungen Friedrich Wilhelms IV. gestört hätte, die katholische Abteilung im Kultusministerium führte die Oberaufsicht in dem bisherigen Sinne weiter, nicht als ob sie eine preußische Instanz, sondern eine Abteilung der Curia Romana mit polnischer Mischung wäre. Die Beziehungen von Hof und Regierung zu den Bischöfen und den Domkapiteln waren die besten; selbst diejenigen Bischöfe, welche wie Melchers und Ledochowski sich nachher als die streitbarsten und widersetzlichsten gezeigt haben, gaben Zeugnis von der günstigen Lage der Katholiken, als sie in Berlin dem Monarchen den Huldigungseid leisteten. Ungeachtet dieses friedlichen Zustandes tauchte wider alle Erwartung während der Wahlen zum ersten deutschen Reichstag eine katholische Agitation auf, welche, von den Geistlichen geleitet und gefördert, überall betonte, daß die Vertretung der bedrohten Rechte der Katholiken eine energische und scharfe sein müsse; sie beseitigte in einer ganzen Reihe von Wahlkreisen die bisherigen katholischen Abgeordneten und ersetzte sie durch andre, welche sich zu dem entschiednen Programm bekannten; sie fanatisirte unter geistlicher Flagge die Massen und besiegte z. B. am Rhein das bisher an der Herrschaft befindliche

bürgerliche Element. Während die Truppen in Frankreich standen, die Regierung ihren Schwerpunkt in Versailles auf die äußern Angelegenheiten gerichtet hatte, die Aufmerksamkeit der Mehrheit des Volkes auf den Friedenskongreß in Frankfurt gestellt war, hatte sich diese neukatholische Bewegung im Stillen und unvermerkt zu einer festen Organisation vorbereitet. Die Regierung war ebenso überrascht wie das Volk, als noch am 21. März, am Eröffnungstage des ersten deutschen Reichstages, die neue katholische Partei unter dem Namen Zentrum sich konstituirte. So wenig wußte man von ihren letzten Zielen, daß alles ihr gegenüber eine zuwartende Haltung annahm, da niemand ein Bedürfnis für diese Partei anerkannte. Was von ihr zu erwarten stand, zeigte sich schon in den ersten Wochen der Session. Bereits die Adreßdebatte deutete den Krieg der Partei gegen Regierung und Reich an, indem das Zentrum sich gegen den in der Adresse beantragten Satz der Nichtintervention erklärte und nach kaum beendigtem blutigen Kampfe einen Feldzug gegen das geeinigte Italien zu Gunsten der weltlichen Macht des Papstes verlangte. Gleich darauf brachte das Zentrum bei Beratung der deutschen Verfassung Anträge ein, durch welche in dieselbe nach Muster der preußischen Verfassung Grundrechte eingeführt werden sollten, um das Vereins- und Versammlungsrecht, die Preßfreiheit und die Unabhängigkeit der Kirche sicher zu stellen. Der Antrag war doppelt befremdlich, als in dieser Partei die verschiedensten politischen Elemente, konservative wie radikale, zusammenfaßen, als keines dieser Rechte bedroht war und die Mehrzahl dieser konstitutionellen Freiheiten noch kurz vorher im Syllabus die kirchliche Verdammung erfahren hatte, auch das Ganze den partikularistischen Tendenzen dieser Partei fremd war. Gleich darauf folgte eine Erklärung der Partei zu Gunsten der Polen und eine Auflehnung derselben gegen die Germanisirungsbestrebungen in Elsaß-Lothringen; dazu kam, daß die Anhänger der vertriebenen hannoverschen Königsfamilie, welche offenkundig und ohne Scheu das Ausland gegen das neue Reich aufboten, nicht nur im Zentrum saßen, sondern auch begannen, darin die Führung zu übernehmen. Hätte es sich um eine gewöhnliche Oppositionspartei gehandelt, so wäre eine besondre Besorgnis nicht gerechtfertigt gewesen, aber hier lag die Eigentümlichkeit vor, daß die Partei ihre ganze Stärke aus der Unterstützung der Geistlichkeit und dem Mißbrauch des päpstlichen Namens zog, und es war die Gefahr begründet, daß bei der Vermischung der kirchlichen und der weltlichen Dinge, bei der Freiheit, der sich die katholische Kirche in Preußen erfreute, ein unnatürlicher Zwang auf die Regierungspolitik geübt werden würde. Es wäre eine Pflichtwidrigkeit des Reichskanzlers gewesen, wenn er der Entwicklung der Dinge ruhig zugesehen und sich nicht an den Papst als an denjenigen gewandt hätte, unter dessen Deckmantel sich die Partei gebildet hatte. Es unterliegt jetzt keinem Zweifel mehr, daß Kardinal Antonelli und Pius IX. im Anfang den Heißspornen im Zentrum wenig geneigt waren; sie hatten keinen

Grund, die preußische Regierung zu brüskiren, sie hatten sogar die gegründete Hoffnung, daß diese dem Papsttum Italien gegenüber gute Dienste leisten würde. Antonelli war Staatsmann genug, um einzusehen, daß ein Krieg des neuen Reiches gegen Italien die Lage des Papstes in Rom unmöglich machen würde, und er gab deutlich zu verstehen, daß die Haltung des Zentrums der Regierung gegenüber, besonders in der Adreßdebatte, inkorrekt und taktlos war. Unterdeß aber scheint der Jesuitismus mit seinem Satze „Uns kann nur noch die Revolution helfen" bei den Entschließungen der Kurie den Sieg davongetragen zu haben. Während die Monarchieen Europas, Herrscher und Völker, gegenüber der Bresche in der Porta Pia teilnahmlos blieben, zeigte sich allein das katholische Volk in Deutschland, durch Agitationen aufgehetzt, bereit, für die Kirche etwas zu thun. Diese Stimmung des Papstes wurde geschickt von Führern des Zentrums ausgenutzt; die sujets mixtes der deutschen und österreichischen katholischen Aristokratie verbanden sich mit dem demokratischen Elemente, um den Papst mit seinem Staatssekretär von dem Nutzen des Zentrums zu überzeugen, und alsbald zeigten Kundgebungen der Kurie zu Gunsten des letzteren, daß die Bemühungen nicht erfolglos waren. Man wird aus den veröffentlichten Depeschen der Langmut und dem Eifer Gerechtigkeit widerfahren lassen, wie der Kanzler die guten Beziehungen mit dem Papste zu erhalten bemüht war. Seine einzige Bedingung war, daß Rom aufgeben sollte, die Partei weiter zu decken; diese gerechte Forderung lehnte der Papst ab, und damit war der Krieg begonnen. Bezeichnend dafür ist, daß die preußische Regierung dieser Erklärung der Kurie mit der Aufhebung der katholischen Abteilung im Kultusministerium antwortete. Nachdem der Papst sich auf die Seite der Feinde der Regierung gestellt hatte, konnte darin nicht länger eine Behörde geduldet werden, welche unter königlicher Flagge päpstliche Rechte vertrat. Immer aber gab die Regierung die Hoffnung nicht auf, mit dem Papste zu einer Verständigung zu gelangen, sie ging in ihren Zugeständnissen soweit, einen Kardinal der römischen Kirche für ihre Vertretung in Rom in Vorschlag zu bringen, allein sie vermochte nicht den Einfluß der Jesuiten innerhalb und außerhalb des Zentrums zu brechen. Jetzt begann ein Kampf, der von Staat wie Kirche mit den heftigsten Mitteln geführt wurde, wobei äußerlich die letztere insofern im Vorteil war, als sie mit ihrer absoluten Verfassung einem Gegner überlegen sein muß, welcher infolge der konstitutionellen Regierungsform auf die wechselnde Gunst und Unterstützung politischer Parteien angewiesen ist. Der Kanzler hat dabei niemals den Frieden, d. h. die Verständigung mit Rom, aus den Augen verloren, die Parteien aber gingen anfangs sehr viel weiter, ohne zu bedenken, daß der Kampf mit einer Macht, wie die römische Kirche es ist, nur mit vereinten Kräften geführt werden konnte. Nicht lange hat diese Unterstützung vorgehalten; nicht um die Rechte des Staates zu wahren, sondern um ihren Fraktionsinteressen zu dienen, suchten sie bei Gelegenheit

dieses Kampfes die Parteiinteressen zu fördern und sich die Regierung dienstbar zu machen. Die wirtschaftliche Not des Staates und die mit derselben notwendig werdende Veränderung in der Zoll- und Steuerpolitik brachte eine Veränderung in den Parteien hervor. Um den Staat zu erhalten, mußte die Regierung neben dem Kampfe um ideelle Güter auch noch einen solchen um materielle führen, und bei der ganzen politischen Lage nach innen und außen war ein solcher doppelter Kampf unmöglich. Diejenigen, welche in dem Gesetz vom 29. April 1887 die Besiegelung des Rückzuges des Staates sehen, mögen sich selbst fragen, ob sie auch ihrerseits alles gethan haben, um den Staat gegen den Kampf mit Rom zu unterstützen, und wenn sie die Hand aufs Herz legen, werden sie diese Frage nicht bejahen können. Es war ein Glück und eine weise Politik, daß der Kanzler sich durch nichts beirren ließ, daß er daran festhielt, zum Frieden durch den Kampf zu gelangen, und daß ihm die Thronbesteigung des friedlichen Papstes Leo die Gelegenheit bot, dieses Ziel zu erreichen. Staat wie Kirche waren zu diesem Frieden geneigt, die Interessen beider waren gleich, denn wie wenig die katholische Kirche in ihrem innern Wesen durch den Kampf gefördert war, das ergiebt sich aus den am Eingange dieses Aufsatzes geschilderten Vorgängen, und das konnte einem Staatsmanne von der Bedeutung Leos XIII. nicht entgehen. Daß auf einen Krieg ein Frieden folgt, der von beiden Teilen Zugeständnisse verlangt, das ist eine geschichtlich anerkannte Wahrheit, das ist ebenso der Fall bei einem Frieden zwischen zwei Staaten, wie bei dem Friedensschluß im Innern, hier sogar noch in höherem Maße, weil das Staatsleben sich fortwährend aus Kompromissen zusammensetzt. Der Friedensschluß ist keine Schande; er ist es am wenigsten für einen Staatsmann, dessen ganzes Ziel auch während des Kampfes immer auf den Frieden gerichtet blieb. Selbst wenn der Friedensschluß den status quo ante allein wieder hergestellt hätte, wie dies so häufig nach langen und blutigen Völkerkriegen der Fall gewesen ist, brauchte sich der Staat und die Regierung des Friedens nicht zu schämen. Betrachten wir aber die Ergebnisse des Friedensschlusses, so ergiebt sich, daß die Vorteile auf Seiten des Staates liegen, so jedoch, daß die katholische Kirche ihre Aufgaben ungehindert erfüllen kann. Es sollen hier nur einige wesentliche Punkte hervorgehoben werden.

Wieder gut gemacht ist die schwere Sünde der Revolution, welche die katholische Kirche von jeder staatlichen Aufsicht befreite; die entsprechenden Vorschriften der Artikel 15, 16 und 18 der preußischen Verfassungsurkunde sind beseitigt. Aufgehoben bleibt die katholische Abteilung im Kultusministerium — vielleicht der größte Gewinn aus dem Kulturkampfe —, weil sie nicht die jura circa sacra vertrat, sondern unter dem Scheine, dies zu thun, den Staat in die Abhängigkeit päpstlicher und vor allen Dingen polonisirender Koterien und polnischer Aristokraten brachte. Wenn die östlichen Provinzen der Monarchie noch heute unter dem polnischen Joche seufzen und das Deutschtum in den dreißig Jahren

der preußischen Verfassung so bedeutende Rückschritte gemacht hat, so liegt die tiefere Ursache in der Thätigkeit jener katholischen Abteilung, welche das Primatentum des frühern Erzbischofs Ledochowski und bei Besetzung der bischöflichen Stühle den Jesuitismus und Polonismus groß gezogen hatte. Wieder hergestellt ist durch das Gesetz vom 11. März 1872 der durch die katholische Abteilung ruinirte Satz des Allgemeinen Landrechts, daß die Schulen „Veranstaltungen des Staates“ sind, und daß die Aufsicht über diese Anstalten dem Staate allein zusteht. Die unbeschränkte Zügellosigkeit in der Errichtung von Ordensniederlassungen ist auf das richtige Maß zurückgeführt und gesetzlich geregelt, die Jesuiten und die ihnen affiliirten Orden sind für immer aus dem Reichsgebiete ausgeschlossen. Der Mißbrauch der Kanzel zu agitatorischen Wühlereien ist durch den Kanzelparagraphen unmöglich gemacht, der unberechtigte Einfluß der Geistlichkeit auf das bürgerliche Leben in seinen wichtigsten Beziehungen zur Ehe ist durch die obligatorische Zivilehe nach dem Gesetz vom 6. Februar 1875 zurückgedämmt. Bei der Besetzung der Pfarrämter ist dem Staate ein Einspruchsrecht ob causas civiles vel politicas eingeräumt und dem Geistlichen dadurch zu Gemüte geführt, daß er auch auf den Staat die Rücksicht zu nehmen hat, wie sie jedem obliegen sollte, der sich in einer staatlichen Gemeinschaft befindet und unter ihrem Schutz in Recht und Frieden seinem Berufe nachleben kann. Die „Germania“ hat in ihren Nummern 48 und 49 vom 1. und 2. März d. J. einen ganzen Katalog der Bestimmungen aufgeführt, die noch zurückgeblieben sind und ihrer Meinung nach aufgehoben werden müssen. Davon kann keine Rede sein, denn das hieße, wie unter Friedrich Wilhelm IV., die vitalsten Rechte des Staates dem Phantom eines Friedens mit der katholischen Kirche, der in Wahrheit eine Unterjochung wäre, opfern. Für eine solche „Revision“ fände auch der mächtigste Staatsmann in einem deutschen und preußischen Parlamente keine Unterstützung. Auf der andern Seite hat die katholische Kirche die vollste Freiheit ihres kirchlichen Lebens wiedererlangt; sie hat die volle Erziehung ihrer Geistlichen in der Hand, sie hat die uneingeschränkte Disziplin über dieselben, sie ist unbehindert in ihren religiösen Funktionen, in der Spendung der Sakramente, in der Ausbreitung durch eine Reihe religiöser Genossenschaften. Beide, Staat wie Kirche, können nach dem gegenwärtigen Rechte ruhig mit- und nebeneinander leben, und wenn innerhalb dieser Grenzen kein Teil auf das Gebiet des andern hinübergreift, so darf mit Zuversicht auf eine lange Dauer des Friedens gehofft werden.

Auch die Bedingungen des Friedensschlusses sind daher für keinen Teil beschämend, und dies sollten namentlich diejenigen begreifen, welche vom Standpunkte der staatlichen Rechte dem Gesetz vom 29. April abgeneigt sind.

Vor allen Dingen aber bietet dieser Friede mit Rom keinen Anlaß, um vom protestantischen Standpunkte dagegen zu zetern und für die evangelische Kirche die Gewährung ähnlicher Freiheiten und die Emanzipation vom Staate

zu verlangen. Solchen Forderungen gegenüber darf billig gefragt werden, warum diese Notwendigkeit für die evangelische Kirche erst jetzt hervorgetreten sein soll. War nicht vor dem Jahre 1871 und bis dahin in der ganzen Zeit der Regierung des verstorbenen Königs die Lage der katholischen Kirche ebenfalls so, daß sie die evangelische zu gleicher Evolution berechtigte? Ja war sie es nicht in viel höherem Grade, da durch den jetzigen Frieden mit Rom sogar erhebliche Übergriffe der katholischen Kirche auf das richtige politische Maß zurückgeführt sind? Das vorerwähnte Argument ist außerordentlich unglücklich, da es außerdem noch den Verdacht erregt, als ob es denjenigen, welche diese Freiheiten für die evangelische Kirche fordern, lieber wäre, wenn die katholische Kirche unter dem Druck der Kampfesgesetze weiter leben müßte. Das Verlangen, welches sich auf dieses Argument stützt, ist ungerecht, es widerspricht dem paritätischen Staate; es ist unpolitisch, denn es macht den Ernst der friedlichen Gesinnung zweifelhaft und ist geeignet, einen Kulturkampf auf protestantischer Seite hervorzurufen, nachdem sich eben erst die Kluft zwischen Staat und katholischer Kirche geschlossen hat. Schon daß die „Germania“ und ihre Genossen die Forderungen protestantischen Übereifers begünstigen und unter Gegenleistung ihre Unterstützung zusagen, sollte die Herren von Kleist-Retzow und von Hammerstein mit ihrem Anhange zur Besinnung bringen. Ganz anders stellt sich die Sache dar, wenn, ganz abgesehen von der neuen Rechtslage der katholischen Kirche, gewisse Notstände vorliegen, welche eine staatliche Abhilfe erheischen. Erst von diesem Gesichtspunkte aus ist es gestattet, auf die einzelnen Vorschäge zur Abhilfe einzugehen. Zeigt sich hierbei, daß in einzelnen Bezirken ein Mangel an Gotteshäusern ist, daß die Dotation der geistlichen Diener den Bedürfnissen des Lebens nicht genügt, daß den Witwen und Hinterbliebenen derselben größere Sicherstellung gegen Not und Verarmung gebührt, daß Seminare und andre Bildungsstätten errichtet werden müssen, dann erscheint die Bewegung verständlich. Aber die Sorge für diese Abhilfe gebührt nicht allein den Laien; auch der oberste Bischof der evangelischen Kirche, der Landesherr, hat hier ein Wort mitzureden, und es bedarf nicht erst der Ausführung und der Anregung, daß der Summus episcopus für die wirklichen Bedürfnisse ein Ohr haben wird und daß, sobald die Finanzlage des Staates es gestattet, auch die Mittel bereit gestellt werden, um den Mängeln abzuhelfen und das geistliche evangelische Amt so zu stellen, daß es in voller Unabhängigkeit seine Aufgabe erfüllen kann. Soweit die Kleist-Hammersteinschen Anträge eine finanzielle Seite haben, ist es überflüssig, darauf einzugehen. Aber sie wollen nicht allein eine solche Unterstützung; sie sind der Meinung, daß die evangelische Kirche in ihrer Entfaltung durch die Abhängigkeit vom Staate behindert werde; sie glauben, daß, weil die katholische Kirche aus ihrer absoluten hierarchischen Verfassung den Hauptquell ihrer Macht schöpfe, auch die protestantische Kirche aus einer

ähnlichen Organisation gestärkt werden würde. Diese Auffassung ist vom Reichskanzler im Abgeordnetenhause mit einem einzigen Schlagworte zutreffend zurückgewiesen worden: „Die evangelische Kirche hat ihre Grundlage in der Gemeinde." In der That, will man das Wesen evangelischer Freiheit zerstören, so ist das der beste Weg, daß man katholische Hierarchie an Stelle der Gemeinde setze. Freilich wie dies geschehen soll, ist den Antragstellern selbst nicht klar; die Verhandlungen in der Herrenhauskommission über die Anträge Kleist-Hammerstein lassen zur Genüge erkennen, daß man noch nicht weiß, wie eigentlich die künftige Gestaltung der evangelischen Kirche beschaffen sein soll. Man will nur zunächst jeden Zusammenhang mit den staatlichen Gewalten aufgeben und, erst wenn die Trennung erfolgt ist, an einen Ausbau gehen, zu dem noch kein eigentlicher Plan vorliegt, sondern einige mystische Gedanken vorschweben. Dabei übersieht man, daß die Verfassung für die evangelische Kirche etwas Nebensächliches und Äußerliches ist und daß man durch ein hierarchisches Regiment nur etwas Äußerliches aufbaut, mit dem das innere Wesen des Protestantismus nichts zu thun hat. Man will versuchen, äußerlich ein kirchliches Leben zu erzwingen, und würde doch nichts andres erreichen, als was die lutherische Kirche in Norwegen und Schweden erreicht hat: ein Häuflein Zeloten, dem gegenüber die Masse gleichgiltig wird und die Gebildeten atheistisch werden. In der That liegt für den Protestantismus eine große Gefahr in der stets wachsenden katholischen Propaganda, allein dieser Gefahr läßt sich nicht durch eine äußere Verfassung begegnen, hier muß mit den geistigen Waffen aus dem innern Wesen des Evangeliums gekämpft werden. Das zu verstehen ist Sache der Geistlichkeit, das zu unterstützen Sache und Pflicht von Erziehung und Familie. Daß dieses Verständnis leider sehr vielfach fehlt und daß diese Pflicht sehr vernachlässigt wird, wer wollte dies leugnen! Aber diese innern Mängel werden durch ein hierarchisches Regiment höchstens überkleistert, niemals verbessert werden.

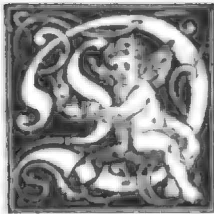
Was uns not thut, ist jetzt ein Leben in Frieden zu führen. Der Friede im Innern ist durch das Gesetz vom 29. April erreicht, und Pflicht aller staatserhaltenden Elemente ist es, den Genuß desselben nicht zu stören, sondern zu fördern. Für unsre katholische Bevölkerung gilt es, den Glauben zu befestigen, daß ihr in der Ausübung ihres Bekenntnisses kein Zwang angethan ist, daß sie in der vollen von Rom anerkannten Freiheit ihre kirchlichen Bedürfnisse erfüllen kann. Der Staat wie die katholische Kirche werden gleichmäßig aus diesem Zustande des Friedens Gewinn ziehen, denn der Kampf hat nicht bloß Unbotmäßigkeit gegen die weltliche, sondern auch gegen die geistliche Obrigkeit gezeitigt, einen Ungehorsam, welcher in der katholischen Kirche deren Wesen erfaßt. Für den Staat wird sich der Vorteil ergeben, daß die unnatürliche Verquickung der kirchlichen und weltlichen Politik aufhört, daß auf beiden Gebieten nicht nach politischen, sondern nach sachlichen Gründen gehandelt wird. Ob dieses Ziel schnell erreicht werden wird, das vermag niemand im voraus zu beurteilen.

Vonseiten der staatlichen Gewalten ist alles geschehen, um den Frieden zu schließen; niemand ist berechtigt, zu zweifeln, daß alles geschehen wird, um den Frieden zu erhalten. Hat das Oberhaupt der katholischen Kirche eingesehen, daß dieser mehr der Friede als der Kampf frommt, so ist zu hoffen, daß es seine Macht benutzen wird, um den friedenstörenden Elementen ein heilsames Halt zuzurufen. Schon sind günstige Anzeichen aller Art für diese Gesinnung vorhanden; im Jahre 1871 hat Pius IX. das feindselige Auftreten des Zentrums gegen den Staat gebilligt und im weitern Verlaufe des Kampfes mehr und mehr aufgestachelt, im Jahre 1887 hat Leo XIII. in verschiednen Kundgebungen seine Meinung dahin geäußert, daß das Zentrum keinen Grund habe, als politische Partei fortzubestehen, und daß die Rechte der Kirche zu vertreten nicht Sache einer Partei, sondern des römischen Stuhles sei. Für die evangelische Bevölkerung hat der Friede mit Rom keine das kirchliche Leben berührende Bedeutung; er wird ihr aber diejenigen Vorteile verschaffen, welche mit jedem Frieden nach langen innern Kämpfen verbunden sind. Glaubt die evangelische Kirche, daß der Katholizismus nun die aus dem Kampfe gegen den Staat freigewordenen Kräfte benutzen werde, um sich gegen den Protestantismus auszubreiten, so hoffen wir, daß demselben noch dieselben Waffen zu Gebote stehen, die einst Luther gegen die gewaltige Macht des Romanismus gebraucht hat; das aber waren Waffen des freien Geistes.

Die Gegenwart ist kein objektiver Beurteiler der Dinge, welche sie mit erlebt; der Parteien Gunst und Haß läßt das Geschehene in einem falschen, bald zu hellen, bald zu trüben Lichte erscheinen. Erst die folgenden Geschlechter werden die merkwürdige Periode des preußischen Kulturkampfes gerechter schätzen; sie werden es beklagen, daß das deutsche Volk in den ersten fünfzehn Jahren seiner heißersehnten und blutig errungenen Einheit in langen innern Streitigkeiten seine besten Kräfte hat verschwenden müssen; sie werden es aber auch bewundern, daß ungeachtet dieser Kämpfe das junge Reich auch die Kraftprobe abgelegt hat, trotz derselben zu wachsen und sich zu befestigen, und sie werden ihre Anerkennung auch dem Staatsmanne nicht versagen, der sich nicht scheute, den Kampf aufzunehmen, als er nötig war, und zu beendigen, sobald sich die Möglichkeit zeigte, einen Frieden zu schließen, der weder der Staatshoheit noch der Kirche zu nahe tritt.



Parlamentarisches aus Österreich.



ie „Gewissensehe," die seit sechs oder sieben Jahren offenkundig zwischen dem Ministerium und der Reichsratsmehrheit bestand, aber beharrlich nur für ein freundschaftliches Verhältnis ausgegeben wurde, ist durch feierliche Erklärungen des Ministerpräsidenten und des Finanzministers zur legitimen Verbindung geworden. Es ist müßig, sich darüber den Kopf zu zerbrechen, warum gerade jetzt mit diesen Erklärungen hervorgetreten wurde, und um nichts fruchtbarer, die Widersprüche zwischen dieser und frühern Kundgebungen hervorzuheben. Ohne Zweifel glaubte Graf Taaffe, als er sein erstes Kabinet aus Mitgliedern verschiedner Parteien zusammensetzte, wirklich an die Möglichkeit, sich „über den Parteien" zu halten; und wenn er sich auch bald überzeugen mußte, daß das bei dem parlamentarischen System unmöglich sei, hatte er aller Wahrscheinlichkeit nach triftige Gründe, seinen Irrtum nicht einzugestehen. Er sollte und wollte die Tschechen vermögen, sich wieder an der verfassungsmäßigen Thätigkeit zu beteiligen, aber dahin ging sein Auftrag nicht, die Slawen zur herrschenden Partei zu machen — damals gewiß nicht. Auch jetzt erkennt er die Thatsache nur mit einem Vorbehalt an, die Handhabung der Gesetze soll nach wie vor „unparteiisch" erfolgen. Daß dieser Nachsatz von der Opposition nur mit ironischen Bemerkungen aufgenommen wurde, konnte ihn allerdings nicht überraschen. Denn die slawische Partei will ja nicht gerecht gegen die Deutschen sein, nicht in der Gesetzgebung, nicht in der Verwaltung. Wenn auch einzelne Führer sich einer gewissen Vorsicht in den Äußerungen befleißigen, in den Handlungen zeigt sich, daß zwischen dem Ziele der Heißsporne und dem ihren kein Unterschied besteht; nur sind sie klug genug, einzusehen, daß dasselbe nicht in einem Anlauf erreicht werden kann. Zuerst die Deutschen in Böhmen, Mähren, Schlesien, Krain, Untersteiermark Schritt für Schritt zurückdrängen und Zug um Zug hinabdrücken, bis sie hilf- und rechtlos wie die Ruthenen in Galizien sind; gleichzeitig die slawischen Elemente in Kärnten, Istrien, Dalmatien, Niederösterreich großziehen und stärken, damit „die steigende slawische Flut" von Norden, Osten und Süden her die kerndeutschen Alpenländer überschwemmen kann: das klingt abenteuerlich, muß aber der Plan sein, weil sonst nicht zu begreifen wäre, daß die Jugend aller Stände der Beherrschung der deutschen Sprache beraubt werden soll. Aus ausschließlich slawischen Volks-, Bürger-, Gewerbeschulen, Gymnasien, technischen Hochschulen und Universitäten werden bald viel mehr arbeitsame und „strebsame" Leute hervorgehen, als das böhmische und windische Reich zusammengenommen auf ihrem zum Teil wenig ergiebigen Boden er-

nähren und in nationalen Ämtern unterbringen können. Früher ergoß sich der Überschuß in alle übrigen Länder der österreichischen Monarchie, und die goldne Zeit war, als tschechische Beamte und Lehrer bis Temesvar und Brody als „Germanisatoren" den deutschen Namen verhaßt machten. Nun sind ihnen Ungarn und Galizien verschlossen, die deutschen Länder verschließen sie der neuen Generation freiwillig, mithin müssen sie hoffen, diesen Ländern nach und nach den deutschen Charakter zu nehmen. Schon nimmt man sich nicht mehr die Mühe, der Begehrlichkeit ein Mäntelchen umzuhängen. Jemand soll in seinem Rechte verkürzt werden, wenn ein in seiner Angelegenheit gefälltes Urteil nicht ursprünglich in seiner Sprache abgefaßt, sondern in dieselbe aus einer andern übersetzt worden ist — diese ungeheuerliche Behauptung ernstlich zu verteidigen, mochte niemand einfallen in einem Lande, in welchem die Gesetze in einer Sprache verfaßt und in alle übrigen landesüblichen übersetzt werden. Aber — es sind nicht immer vereidigte Übersetzer vorhanden! Folglich wäre anstatt der berüchtigten Sprachenverordnung einfach die Anstellung solcher zu verfügen gewesen. Oder nehmen wir den neuesten Fall, in welchem der Grundsatz des Junker Alexander mit seltener Naivität befolgt wird. So oft in Böhmen ein Fest der Deutschen geplant wird, verbietet die Polizei „im Interesse der Ruhe und Ordnung" jedes Hervortreten in die Öffentlichkeit. Jetzt hat sie auch dem tschechischen Turnverein in Prag, der seine Gründungsfeier begehen will, die Erlaubnis zu einem Umzuge versagt. Darob höchste Empörung, Beschwerden überall, wo sie anzubringen sind, wutschäumende Zeitungsartikel, drohende Resolutionen der städtischen Behörden u. s. w. Und zwar wird stets wiederholt, dieser Fall liege ganz anders, diesmal sei keine Gefahr für Ruhe und Ordnung vorhanden. Die verschiednen weisen Thebaner kümmert die auf der Hand liegende Schlußfolgerung nicht: jede Feier der Deutschen wird durch den tschechischen Pöbel gestört werden, das versteht sich von selbst, von der deutschen Bevölkerung jedoch ist im umgekehrten Falle keine Ausschreitung zu befürchten, sie sind zu gesittet und friedliebend! Natürlich haben die windischen Affen der Tschechen sich von diesen sofort das zweierlei Maß ausgeliehen, und leider ist es nicht mehr ein lächerliches Schauspiel allein, wenn die Herren Führer eines winzigen, armen Volksstammes mit ihrer neuslowenischen Sprache, die sie selbst nicht verstehen, sich als ebenbürtig den Deutschen und Italienern zugleich gegenüberstellen, denn sie, wie die Tschechen in Böhmen und Mähren, erfreuen sich eines Statthalters, welcher auf jeden Fall ihnen näher steht als den Deutschen, und als Mitglieder der Regierungspartei können sie Berücksichtigung ihrer Wünsche fordern.

Die Haltung der tonangebenden liberalen Blätter ist auch bei dieser letzten Wendung schwer verständlich. „Die Lage ist geklärt" — bedurfte sie der Klärung? Daß aber das Ministerium sich nun als Ministerium der Mehrheit bekennt, müßte von Rechtswegen die Anhänger des Parlamentarismus mit Befriedigung erfüllen. Das Versöhnungsprogramm, die Stellung über den Parteien lieferte ihnen ja un-

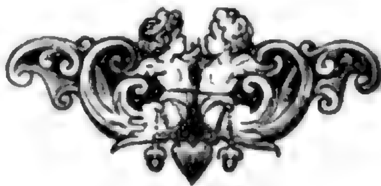
erschöpflichen Stoff zu Angriffen und Neckereien. Jetzt haben sie das Parteiministerium, „wie es im Buche steht." Freilich war ihnen das Versöhnungsministerium gar nicht so verhaßt, wie sie vorgaben, die Hoffnung, auf die eine oder die andre Weise in demselben Fuß zu fassen, einzelne Mitglieder sich zu verbinden, andre zu verdrängen, ist wohl nie gänzlich aufgegeben worden. Haben die letzten Wochen diese Verblendung endlich beseitigt, so ist wenigstens etwas Gutes bei der Sache. In allem übrigen sieht es traurig aus. Zur parlamentarischen Mehrheit werden es die Deutschen nicht wieder bringen, so lange sie nicht in der Lage sind, die allbekannten Mittel anzuwenden, welche noch jeder geschickten Regierung den Sieg verschafft haben; je weiter man das Wahlrecht ausdehnt, desto größer wird die Macht der Slawen und der vaterlandslosen Klerikalen. Soll man auf außerordentliche Ereignisse rechnen, wie diejenigen, welche das erste „Bürgerministerium" ans Ruder brachten? Und soll dann wieder parteimäßig regiert werden, damit die Tschechen wieder davon gehen, ohne daß doch all das Unheil, welches seit 1880 angerichtet worden ist, wieder gut gemacht werden könnte? Österreich ist eben nicht parlamentarisch zu regieren — wenigstens nicht, bevor die Grundlagen des Staatswesens endlich gegen neue Experimente und gegen die Gelüste der Nationalitäten und Nationalitätchen sichergestellt sind.

„Und in der That, ein tüchtiges Geschäftsministerium thäte dem Lande not, mit einem charaktervollen Manne an der Spitze, der bündig zu befehlen, vor allem das freigewordene Volk zur Arbeit anzuhalten und reicher zu machen verstünde. Zunächst dazu berufen, das Werk in die Hand zu nehmen, wäre der König selbst. Das ist freilich inkonstitutionell, denn im Katechismus steht: der König herrscht, aber regiert nicht; aber unter gegebenen Umständen, am richtigen Orte, in Zeiten des Überganges ist der Scheinkonstitutionalismus die vollkommenste Staatsform, eine Selbsthilfe der Natur bei widriger Lebensordnung. Und wenn dabei die Stimmen im Redetempel, dem Parlament, auf eine Weile minder laut würden, auch das mißtönende Orchester der täglichen Presse etwas gedämpfter spielen müßte, der Nachteil wäre nicht allzugroß." So schrieb vor neun Jahren Victor Hehn in seinem klassischen Buche über Italien; mit einer geringen formalen Abänderung passen die Sätze auf Österreich heute, wie seit Jahren. Wahrscheinlich würden auch viele die Sätze in dieser Anwendung unterschreiben, wenn man sich dadurch nicht der Verfehmung durch die „Organe der öffentlichen Meinung" aussetzte. Gegen alles kann man sich auflehnen, nur nicht gegen das „mißtönende Orchester," dessen Begleitung ja zu oft unentbehrlich, immer erwünscht ist für einen politischen Solosänger. Und gerade innerhalb der Partei, welche sich als Führerin der Deutschen betrachtet, ist leider der Mut einer eignen Meinung sehr selten. Neulich wurde aus ihrer Mitte gar der Versuch unternommen, an den Thronfolger sich heranzudrängen, ihn gewissermaßen zum Parteigenossen zu machen. Als wir Zeuge dieser Auf-

frischung eines alten, aber durch sein Alter nicht ehrwürdig gewordnen Kunstgriffes mißvergnügter Politiker waren, sagten wir uns: Dort unten sitzen doch Männer von politischem Verstande und politischer Bildung und von Taktgefühl — wird denn keiner sich aufraffen, um den Vorlauten abzuschütteln? Doch nein, man ließ dem Ministerpräsidenten Zeit, den Stoß mit einem Ausfall zu pariren, die Fraktionsdisziplin triumphirte, und an der Fraktion bleibt der Makel haften, die zur Genüge erfahren hat, daß dergleichen Fehler nicht leicht in Vergessenheit geraten.

Ebenso wird alles Thun der Parteipresse der Partei selbst aufs Kerbholz geschrieben, in der wahrscheinlich nicht jedes Mitglied mit allem einverstanden ist. Diese Presse hat drei Götter: Parlamentarismus, Freihandel, Judentum, und so schwer es ihr auch mitunter wird, sie weiß sich immer so zu drehen und zu wenden, daß sie am Schluß ihrer Auseinandersetzungen dem betreffenden Allah bescheinigen kann, er sei „groß." Z. B. wenn sie einmal nicht umhin kann, dem deutschen Kanzler wohlwollend auf die Schulter zu klopfen, kommt stets der Nachsatz, eines fehle ihm doch zum großen Staatsmanne, er begreife seine Zeit nicht, deren Ideal der Parlamentarismus sei oder, je nachdem, der Freihandel. Die denkwürdige Verhandlung im Herrenhause über den Sprachenerlaß an die böhmischen Gerichte, eine Verhandlung, in welcher die Präsidenten des obersten Gerichtshofes und des Reichsgerichtes, eine lange Reihe ehemaliger Minister aus der absolutistischen, der „scheinkonstitutionellen" und der parlamentarischen Zeit und mit wenigen Ausnahmen (zu denen die Kirchenfürsten aus dem Benediktinerorden, deren Vorgänger jederzeit für den österreichischen Staatsgedanken eingetreten waren, und der unselige Professor Maaßen, gehörten, der abermals den Deutschen einen Schlag ins Gesicht versetzen zu müssen glaubte) alles, was nicht bloß einen ererbten Namen hat, den Erlaß für verwerflich aus juristischen und politischen Gründen erklärte, nötigt dieselbe Presse anzuerkennen, daß eine Mehrheit nichts beweist, daß die Stimmen gewogen, nicht gezählt werden sollten; aber das verschlägt nichts, der Parlamentarismus bleibt doch groß. Und dem dritten Gott der Zeitungen zu Liebe wird die Wahrhaftigkeit fast Tag für Tag aufs schnödeste verletzt. Jedes politische Privatgespräch wendet sich sehr bald der Judenfrage zu, öffentlich aber donnert jeder gegen diejenigen, welche überhaupt diese Frage zulassen. Es ist ja so einfach. Die Zeitungen treiben heute mit dem Worte Antisemitismus denselben Mißbrauch, der zu verschiednen Zeiten mit den Wörtern liberal, servil, demokratisch, reaktionär u. s. w. getrieben worden ist und mit gouvernemental, offiziös und dergleichen täglich getrieben wird; und das seichteste Gerede wird von ihnen als staatsmännische Weisheit gepriesen, wenn der Redner es mit einigen Anspielungen oder direkten Schmähungen auf die Gegner der jüdischen Allmacht verbrämte. Und da wundert man sich noch, daß die Zahl solcher Gegner mit reißender Schnelligkeit zunimmt! Die Zeitungen jagen ja förmlich die Leute und insbe-

sondre die Jugend, in welcher das Gefühl für Recht und Unrecht noch ungeschwächt ist, in das Lager des Herrn von Schönerer, auf dessen laut und wiederholt erhobene schwere Anschuldigungen die Blätter noch immer keine Antwort haben, als Verschweigen seines Namens, Unterdrücken seiner Reichsratsreden u. s. w. Und doch ist es durchaus unrichtig, alle, die in dem einen Punkte die Ansichten dieses Mannes teilen, für seine Anhänger auszugeben. Mit der Methode, alle ihnen unbequemen Personen des Antisemitismus zu verdächtigen, sind übrigens gerade in diesem Augenblick die Semitenzeitungen übel angekommen. Als die studentischen Demonstrationen gegen den Professor Maaßen über die Grenzen einer wohl verständlichen Entrüstungskundgebung hinausgingen, war man schnell bereit, sie den Antisemiten in die Schuhe zu gießen; und nun kommt zu Tage, daß die Mehrzahl der auf der Gasse abgefaßten Lärmmacher aus Juden besteht! Antisemitische Juden — da wird's allerdings gefährlich. Um jedoch Mißverständnissen zu begegnen, sei erwähnt, daß die Judenblätter keineswegs sämtlich zur deutsch-österreichischen Partei halten, es giebt auch sehr regierungsfreundliche, und einige, die ihre Rechnung dabei zu finden scheinen, daß sie uns ein Bündnis mit Boulanger und Katkoff gegen die verhaßten Deutschen anpreisen. Ganz unschädlich ist auch diese Gesellschaft nicht; aber viel mehr Verwirrung stellen jene Stimmen an, welche die Deutschen in dem Glauben erhalten, in der Politik müsse es gehen, wie in moralischen Erzählungen, den jetzigen trüben Tagen werde plötzlich wieder ein goldner Morgen folgen, und dann alle Unbill wie ein böser Traum hinter uns liegen; die Deutschen seien einmal auserkoren, in Österreich die führende Stellung einzunehmen. In der That aber müssen sie diesen Beruf jetzt bethätigen. Und dazu genügen nicht glänzende Reden, zu denen man von den Parteifreunden „beglückwünscht" wird (eine Phrase, welche offenbar in den Zeitungsdruckereien stereotypirt vorrätig ist), und noch viel weniger dient dazu ein Parteiterrorismus, der jeden verketzert, welcher nicht sämtliche Punkte des Parteiprogramms unterschreibt. Ob Freihandel oder Schutzzoll, ob unbedingte wirtschaftliche Freiheit oder Sozialismus, ob acht- oder siebenjährige Schulpflicht, und wie sonst noch die Fragen heißen, in welchen die Deutschen uneins sind und schwerlich jemals einig sein werden — das alles muß zurücktreten, so lange die Deutschen in ihrer nationalen Existenz bedroht sind, und diesen Standpunkt müßten sich vor allem diejenigen zu eigen machen, welche den Ehrgeiz haben, die Nation zu führen.



Die Entartung des Konstitutionalismus.

Ne quid nimis!



Ich werde für das Septennat stimmen, weil ich das Vertrauen zu Autoritäten noch nicht verloren habe! So, oder wenigstens in diesem Sinne, äußerte sich kürzlich der Reichstagskandidat meines Wahlkreises in einer Rede, die er bei seiner Rundreise in demjenigen Landstädtchen hielt, in welchem ich meinen bescheidnen Herd aufgeschlagen habe. Als der Mann dieses Wort aussprach, hat er wohl schwerlich daran gedacht, daß er damit einen wunden Punkt berührte, von welchem aus der Menschheit unsrer Tage die sehr ernste Gefahr einer ganz eigentümlichen geistigen Korruption immer erkennbarer entgegendroht, und es verlohnt sich der Mühe, die Sonde einmal mit der Kaltblütigkeit des Forschers in diese Wunde zu senken, unbekümmert um das Geschrei des Leidenden.

Es ist ja gewiß etwas Schönes um das Erringen einer eignen klaren Einsicht in eine Sache durch selbständige Studien; etwas äußerst Gefährliches aber ist es, die Massen — unter denen ich hier keineswegs nur die urteilslose Menge, sondern auch den einsichtsvollen Teil des Volkes mit verstanden wissen will — immer und immer wieder darauf hinzuweisen, daß jeder bei jeder Frage des Lebens, mag diese auf politischem oder auf welchem Gebiete immer gestellt werden, auch eine eigne Meinung haben und, nicht genug damit, dieselbe auch allenthalben „unentwegt" bethätigen und verfechten müsse. In unsrer schnelllebigen Zeit voll ruheloser Kulturarbeit und ungelöster, aber zur Lösung drängender Aufgaben, wo die Masse desjenigen, was der Einzelne zu bewältigen und bei sich zu verarbeiten hat, um in seinem besondern Wirkungskreise tüchtig zu sein, immer mächtiger anschwillt, wo es nur ganz besonders gottbegnadeten Köpfen noch vorbehalten ist, mit klarem Blicke vielerlei zu beherrschen, die große Menge aber sich mit zwingender Notwendigkeit immer mehr in ein Konglomerat von Spezialisten auflösen muß — da thäte es im Gegenteil not, bei jeder thätigen Einmischung in einen fremden Wirkungskreis mit der allergrößten Vorsicht zu Werke zu gehen und diese überall da, wo es an genügender Vorbereitung fehlt, lieber ganz zu unterlassen.

Mag jeder von dem, was der andre treibt, sich ein allgemeines Bild verschaffen, jeder vom andern zu lernen suchen, so viel er kann — wenn anders er das zu ermöglichen vermag, ohne seinen eignen Beruf zu vernachlässigen —, es wird dies nur nützlich sein; mag aber jeder sich wohl hüten, in den Kreis des andern selbstbestimmend mit eingreifen zu wollen, wo er sich bei unbefangener Selbstprüfung sagen muß: du bist der Sache nicht mächtig! Mag er

sich dann erinnern, daß Bescheidenheit, wie das Sprichwort sagt, noch niemand gereut hat, und noch Vertrauen walten lassen in die bessere Einsicht desjenigen, der seine ganze Kraft und sein ganzes Leben daran gesetzt hat, es in einem andern Berufe zu derjenigen Vollkommenheit zu bringen, welche ein anständiger, gewissenhafter Mensch überhaupt erreichen kann!

Leider hat aber unser ganzes öffentliches Leben nach und nach eine Gestalt angenommen, die es mit sich bringt, daß der Einzelne geradezu darauf gedrillt, dazu erzogen wird, es für seine heilige Pflicht zu halten, vor allen Dingen nur überall regulirend sich mit zu beteiligen und die Frage, ob er auch das Zeug dazu habe, als Nebensache zu behandeln.

Das so abgebrauchte, aber eine tiefe praktische Wahrheit enthaltende Sprichwort „Viele Köche verderben den Brei" hat unsre Zeit geradezu verdreht; jeder Brei soll nur dann dem Magen bekömmlich sein, wenn der Köche recht viele ihn zubereitet haben. Einer soll nichts mehr allein herstellen dürfen, vermöchte er auch alle möglichen Bürgschaften dafür zu bieten, daß er in seiner Kunst Meister sei. Er ist eben nur einer, er muß kontrolirt werden; neben ihm müssen andre stehen mit einer womöglich „durch Sachkenntnis noch nicht präokkupirten Anschauung" (wie es in einem alten Reskripte hieß). Jedem, der irgendwo an die Spitze eines Geschäftes gestellt ist, werden auf diese Weise sogleich Scheuklappen vorgebunden, auf daß er nicht zu hell sehe, wird der Gurt fester geschnallt, auf daß er langsamer atme, wird der Knittel zwischen die Beine geworfen, auf daß er nicht zu schnell trabe und der Philister gemütlich nebenher gehen könne. Überall Mißtrauen, überall Kontrole, überall Nichtachtung der Autorität — das ist das Kainszeichen unsrer Zeit — und es ist zum guten Teile die faule Frucht des bis ins Kleinste, bis ins Lächerliche hinein getriebenen Konstitutionalismus, der nachgerade fast alle unsre Lebensverhältnisse ausnahmslos beherrscht.

Oder wo ist heutzutage noch irgend eine Einrichtung zu finden, an deren Spitze eine Person (beziehentlich ein in sich geschlossenes Kollegium), und wäre sie mit noch größerer Sachkenntnis ausgerüstet, stehen dürfte, der die Leitung vertrauensvoll überlassen würde? Reich, Staat und Stätchen, Provinz, Kreis, Gemeinde, Kirche, Schule, Handel und Wandel, alles, alles ist nach konstitutioneller Schablone eingerichtet. Haben wir nicht neben Reichsregierung und Reichstag noch Landesregierung und Landtag, Provinzialregierung und Provinziallandtag, Landrat und Kreistag, Magistrat und Stadtverordnete, Schultheiß und Ausschuß, Superintendent und Synode, Schuldirektor und Schulvorstand, Bank und Aufsichtsrat, Eisenbahndirektor und Verwaltungsrat, Stiftungen und Verbände jeder Art mit Verwalter und Kuratorium rc. rc.? Kurz, man blicke hin, wohin man will, bis hinunter in die ganze erdrückende, alle Schichten der Gesellschaft vom Minister bis zum Nachtwächter in Mitleidenschaft ziehende Masse der „Vereine" mit allen möglichen und unmöglichen

Zwecken und Bestrebungen — überall konstitutionelle Einrichtungen bis in die letzten Fasern hinab!

Der Konstitutionalismus, dessen wir ja in großen, völkerbewegenden Fragen nicht mehr entbehren können, er ist — das Wort muß ausgesprochen werden — in den Staub gezogen, er ist entartet!

Einen vernünftigen Sinn hat er eben nur im großen. Das Wohl und Wehe vor allen Dingen der Völker als solcher soll und kann nicht mehr von den Regierenden allein abhängig sein, das Volk will und muß an der Gestaltung seiner nationalen Geschicke selber mitwirken. Die ideale Voraussetzung dabei ist, daß die Besten des ganzen Volkes, die Träger der Intelligenz, die bevorzugten Köpfe, von denen wir oben sprachen, schließlich im brodelnden Kessel der Wahlbewegungen nach oben streben, gehoben und getragen werden, sich aufrecht halten und, aus den Wahlen hervorgehend, die würdigen Vertreter des Volkes darstellen, ein heilsames Gegengewicht zu der regierenden Gewalt, mögen sie diese mit sich selbst in der Schwebe halten, sie augenblicklich sinken oder emporschnellen lassen, immer doch geachtet und beachtet, von oben wie von unten, als berechtigtes Element jederzeit anerkannt.

Gott sei Dank, daß die Wirklichkeit diesem Ideal im Großen — ich denke natürlich zuerst an unsern Reichstag — bis jetzt immer noch so nahe kommt, als dies unter den gegebenen Verhältnissen überhaupt erreichbar erscheint. Es vollzieht sich dieser Vorgang hier sozusagen mit Naturnotwendigkeit, mit elementarer Gewalt, trotz aller zeitweiligen störenden Gegenströmungen.

Wohin sind wir aber mit dem Konstitutionalismus weiterhin gekommen? Gehen wir auf die thatsächlichen Verhältnisse etwas näher ein und verfolgen wir die Entwicklung konstitutionellen Wesens einmal unbefangen decrescendo. Wir werden zu dem Ergebnis kommen, daß, je tiefer wir ins Kleine, ins Einzelne hinabsteigen, desto wertloser und gefährlicher die — sit venia verbo — parlamentarische Mitwirkung der Menge bei der Arbeit der berufenen Fachmänner wird, nicht als wenn diese die Weisheit in Erbpacht hätten und andre sich nicht auch zu derselben Sachkenntnis und Geschäftsbewandertheit emporarbeiten könnten, sondern weil die zu erörternden Fragen nach unten hin in demselben Grade, wie sie an Massenhaftigkeit wachsen, an Wichtigkeit verlieren, es deshalb für die bei Seite stehenden endlich zur Zeit- und Kraftverschwendung wird, sich noch in dieselben einzustudiren, dies darum, wie die Erfahrung lehrt, zuletzt in der That nicht mehr genügend geschieht und somit die ganze konstitutionelle Wirtschaft schließlich zur breitspurigen Farce ausartet.

Ganz das nämliche, nur in geringerem Umfange, was der Konstitutionalismus für das Reich bei den großen Fragen des Gesamtvaterlandes bedeutet, das soll er nächstdem noch bedeuten in den immerhin noch weitgreifenden Interessenkreisen der Einzelstaaten und der Provinzen größerer Staaten. Hier

— nun auch hier erfüllt er ja im wesentlichen noch, was er soll — möchte kein unbefangen Denkender ihn wohl entbehren wollen.

Nun folgen Einrichtungen wie Kreistage, größere Gemeindeverbände, bedeutendere Banken, Eisenbahnen, gewerbliche, kaufmännische, gemeinnützige Verbände aller Art mit einem noch über ganze Länder oder Bevölkerungsklassen sich erstreckenden Wirkungskreise ohne örtliche Beschränkung. Es läßt sich nicht leugnen, daß schon hier die allen diesen Einrichtungen ausnahmslos gegebene konstitutionelle Organisation sich vielfach als Hemmschuh gedeihlicher Fortentwicklung erweisen kann und erwiesen hat; immerhin aber dürfte sie hier noch nicht durchaus zu missen und im Durchschnitt noch von Nutzen sein. Die hier zu behandelnden Dinge sind nämlich — wenigstens zum größern Teile — immer noch von solcher Wichtigkeit, daß sie, um einen beliebten modernen Ausdruck zu gebrauchen, einer „akademischen" Behandlung oft nicht entbehren können, und daß es schon deshalb zweckmäßig erscheinen mag, die Verantwortlichkeit zwischen einem Direktorium und irgend einer beratenden, kontrolirenden Körperschaft, beziehentlich deren beiderseitigen Organen zu teilen. Der große, auf weite Kreise sich erstreckende Umfang der Geschäftsbeziehungen solcher Einrichtungen trägt in sich selber noch die Gewähr dafür, daß ins Directorium sowohl wie in die beratende und kontrolirende Körperschaft vorwiegend Leute gelangen, die mit Sachkenntnis entweder schon ausgerüstet sind oder doch die Fähigkeit, die Zeit und den guten Willen haben, sich möglichst bald dazu emporzuarbeiten.

Wie sieht es aber nun noch eine Stufe tiefer, in den zahllosen kleinen Gemeindeverbänden und in den tausenderlei kleinen, nur für das örtliche Bedürfnis berechneten Einrichtungen obengedachter Art aus? Hier wird in vielen — ich fürchte in den meisten — Fällen der mit unerschütterlicher Konsequenz durchgeführte Konstitutionalismus der Organisation bereits zum Zerrbild dessen, was damit erreicht werden soll. Man muß in kleinen Orten, namentlich in Orten, die von Verkehrsmittelpunkten und Verkehrswegen abgelegen sind, gelebt haben, um zu wissen, was da der Konstitutionalismus besagen will! Bei fünfundsiebzig Prozent aller vorkommenden Fälle kann man hier getrost annehmen, daß der Bürgermeister, der Schultheiß, der Vorstand, der Direktor u. s. w. mit seinen etwaigen Hilfsorganen das Interesse der Gesamtheit ebensogut allein zu wahren imstande sei als unter dem Beirat des bischen „Intelligenz," das ihm allenfalls in Form einer kontrolirenden Körperschaft noch zur Seite gesetzt werden könnte. Die Dümmsten werden ja in der Regel nicht an die Spitze gestellt (obschon es hie und da auch vorkommen soll), das parlamentarische Wesen ist hier im Durchschitt einfach überflüssig und nichts mehr als eine bloße Spielerei. Schon die Wahlen der „Stadtverordneten," „Beigeordneten," „Ausschußmitglieder," „Ältesten," „Verwaltungsräte," „Kommissionsmitglieder" oder wie die Titel dieser Duodezparlamentarier alle heißen mögen, gestalten sich oft zu einer anwidernden Komödie. Bei ihnen ist die Frage nach „Intelligenz"

im allgemeinen, nach unbefangener Denkungsweise und opferfähigem Gemeinsinn oft kaum noch ausschlaggebend, hier entschieden häufiger, als man denkt, nur die kleinlichsten, jammervollsten Augenblicksfragen, Personal- und Familieninteressen u. s. w., und die Amtsperiode einer so zusammengebrachten Körperschaft bietet dann gewöhnlich das unerquickliche Bild einer fortlaufenden Zänkerei um Lappalien, einer beständigen unfruchtbaren Reiberei, die nichts Ganzes zu stande kommen läßt, sondern sich mit Vorliebe in Verfolgung von hunderterlei Privatinteressen gefällt und die Thätigkeit der leitenden, ausführenden Gewalt elendiglich lahm legt.

Aber, wir sind noch nicht am „dicken Ende." Nun kommen wir nämlich erst zum eigentlichen Konstitutionalismus in der Westentasche, in das sogenannte „Vereinsleben" hinunter, wie es in allen Schichten der Gesellschaft, in jedem Dörfchen wuchert und alle Beziehungen durchsetzt, in denen Menschen nur zu Menschen stehen können, bis ins Heiligtum des Familienlebens hinein.

Exempla docent. Ich lebe in einer Landstadt von 6000 Einwohnern, und diese ist beglückt mit augenblicklich gegen dreißig „Vereinen" — wenn ich nicht einige vergessen habe —, wobei ich noch von denjenigen absehe, die auswärts ihren Sitz, im Orte selbst aber auch eine Menge von Mitgliedern haben, wie z. B. der Gustav-Adolf-Verein, der Deutsche Schulverein, der Alpenverein u. s. w. Die Sache ist als Beispiel zu lehrreich, um nicht etwas näher betrachtet zu werden. Das Städtchen beherbergt:

1. an sogenannten gemeinnützigen Vereinen:
   1. eine Gewerbebank (nach Schulze-Delitzschschen Grundsätzen eingerichtet),
   2. einen Konsumverein,
   3. einen ökonomischen Verein,
   4. einen Gartenbauverein,
   5. einen Verschönerungsverein,
   6. einen Protestantenverein,
   7. einen Gewerbeverein,
   8. einen Tagelöhnerverein,
   9. einen Frauenverein (zu Armenpflegezwecken),
   10. eine Ortskrankenkasse,
   11. einen Dienstbotenkrankenkassenverein,
   12., 13. zwei Sterbekassenvereine,
   14. einen Viehhalterverein,
   15. eine Feuerwehr,
   16. einen Kriegerverein;
2. an Vereinen zur Kunst- und Sportpflege:
   17. einen Waldverein,
   18. einen Männergesangverein,
   19., 20. zwei gemischte Gesangvereine,
   21. einen Turnverein,
   22. einen Reiterverein,
   23. einen Radfahrerverein;

3. an lediglich zu geselligen Zwecken bestehenden Vereinen:
24. bis 27. vier sogenannte „geschlossene Gesellschaften“ mit verschiednen Namen.

Alle diese Vereinigungen sind ausgestattet mit Satzungen („Statuten“) und einem mehr oder weniger verwickelten parlamentarischen Apparat. Überall sind die Befugnisse des Vorstandes, des Ausschusses und der Generalversammlungen peinlich gegen einander abgewogen. Immer ist die Möglichkeit gegeben, daß das eine Element alles über den Haufen stoßen kann, was das andre ins Leben rufen will. Nur kein Vertrauen der Mitglieder zum Vorstande! Das würde nach Absolutismus riechen! Da giebt es Vorstandssitzungen, Ausschußversammlungen, Sitzungen des Vorstandes mit dem Ausschuß, außerordentliche Kommissionsberatungen, ordentliche und außerordentliche Generalversammlungen. Alle Augenblicke wird „getagt“ oder vielmehr „genächtigt,“ neben wenig Gutem vorzugsweise unendliches Blech mit großer Wichtigthuerei verhandelt und — die edle Zeit totgeschlagen!

Jeder dieser Vereine erhebt vor allen Dingen den Anspruch darauf, daß man sich bei ihm beteiligen müsse, wenn man auf der Höhe des Jahrhunderts stehen wolle. Turnt oder reitet man nicht, so ist man ein verweichlichter Stubenhocker, der keinen Sinn dafür hat, ein kräftiges Geschlecht um sich her aufwachsen zu sehen oder mitzuzüchten. Protestantelt man nicht, so ist man natürlich ein irreligiöser, „indifferenter“ Kaffer, singt man nicht, ein Kunstverächter, ein materialistisch angehauchtes Individuum, interessirt man sich nicht für den Gewerbe- oder den Tagelöhnerverein, ein Volksfeind — u. s. w. in infinitum!

Ich frage zunächst: Was um Gottes Willen sollte denn daraus entstehen, wenn jeder sich für alle diese Vereinsbestrebungen gleichmäßig interessiren, allen beitreten wollte — in den meisten Fällen natürlich ohne jeden innern Beruf und Drang, nur um seinen „Bürgersinn“ und „Gemeinsinn“ zu bethätigen? Keiner könnte seinem besondern Lebensberufe noch gerecht werden, keiner mehr seiner Familie und ihren Interessen leben, jeder würde seine Kräfte zersplittern und in unfruchtbarer Thätigkeit aufreiben.

Diese Gefahr ist indessen die geringere. Jeder macht schließlich doch nur insoweit mit, als es ohne unmittelbare Schädigung seiner persönlichen Lebensinteressen geschehen kann, und die meisten, die es überhaupt thun, verhalten sich in den Vereinen wenigstens passiv. Der eigentliche Schaden wird gestiftet durch den Ameisenhaufen- und Mauselochkonstitutionalismus, der sich in allen jenen Vereinigungen ausnahmslos breit macht und eine immer noch beklagenswert große Menge von Mitgliedern zu einer ebenso fieberhaften als unfruchtbaren geschäftlichen Thätigkeit verleitet, oder zwingt. Diese Sorte von Konstitutionalismus sorgt dann in ausgiebiger Weise dafür, daß der Einzelne, namentlich der weniger gebildete, nach und nach einen ganz unmäßigen Begriff

von der Bedeutung seiner eignen Person in allen möglichen öffentlichen Angelegenheiten bei sich großzieht. Zu tausend Dingen, um die er sich, auf sich selber und sein Geschäft beschränkt, entweder gar nicht oder nur aufnehmend bekümmern würde, wird er als hervorbringendes, mitschaffendes und mitbestimmendes Element sozusagen an den Haaren herbeigezogen. Bald soll er als Mensch im allgemeinen, bald als Christ, bald als Deutscher, bald als Staatsbürger, bald als Stadtbürger, als Professionist, als Kunstfreund, als Sportsman, als — was weiß ich — mit raten, thaten, tagen und nächtigen. Heute ist er Vorstands- oder Ausschußmitglied hier, morgen Kommissionsmitglied dort, übermorgen Schriftführer wieder wo anders, und überall soll er kritisiren, opponiren, von allem etwas verstehen, vor allen Dingen aber überall dem Vorstande das Leben sauer machen. Denn stimmt er ihm allenthalben bei, so ist er ja überflüssig. Es wird von ihm verlangt, daß er eine eigne Meinung habe, deshalb ist er ja gewählt! Nörgelt er nicht, so versteht er nichts oder ist kein „Charakter"! Er ist doch einmal zur Kontrole des Vorstandes bestimmt und muß seine Ideen zur Geltung zu bringen suchen, sonst „vertritt" er ja die „Gesellschaft" nicht „statutengemäß" gegen den Absolutismus des Vorstandes!

Die wahrhaft gebildeten zwar halten das neuerdings schon nicht mehr so recht aus, sie ziehen sich von diesem Treiben nachgewiesenermaßen mehr und mehr zurück. Desto breiteren Boden gewinnt es aber leider unter der großen Masse. Man hat es ja so leicht, von sich reden zu machen, über die Köpfe andrer scheinbar emporzuragen!

„Bewunderung von Kindern und Affen," darnach steht der Gaumen den Halb- und Viertelsgebildeten heute noch geradeso wie zu Fausts und Wagners Zeiten, und da die Welt bekanntlich zum erschreckbar größern Teile aus Philistern und nur zum sehr kleinen Teile aus Urteilsfähigen besteht, so trifft der Schade, den derlei Zustände mit sich führen müssen, folgeweise auch den bei weitem größern Teil der Menschheit.

Müssen wir uns da nun wundern, wenn bei einem solchen, alle Lebensverhältnisse und alle Klassen der Bevölkerung dauernd durchseuchenden Afterkonstitutionalismus schließlich das Ergebnis erzeugt wird, daß das Vertrauen zu jeder Art von Autorität verloren geht? Verdient da nicht einer von vornherein schon unser Vertrauen, wenn er in ernster Stunde von sich sagt, daß er das Vertrauen zu Autoritäten noch nicht verloren habe?

Wenn das nachwachsende Geschlecht das geschilderte Treiben des zur Zeit wirkenden und schaffenden Geschlechts täglich in aufdringlichster Weise vor Augen hat; wenn der Bauernsohn hört, wie der Vater-Ausschußmitglied oder -Kirchenvorstandsmitglied die Maßregeln des Schultheißen oder Superintendenten mit formeller Vollberechtigung abends bei der Kartoffelsuppe unliebsam kritisirt; wenn der Schuljunge in der Blüte seiner Flegeljahre mit innigem Vergnügen Kenntnis davon nimmt, wie der Vater-Schulvorstandsmitglied dem Rektor der

Volksschule zu einer Nase des gestrengen Herrn Landrats verholfen hat oder wenigstens verholfen zu haben meint; wenn Schuster- und Schneiderlehrlinge sich täglich mutschöpfend und thatendurstig an den Berichten erbauen, die der Meister über den Erfolg seiner Opposition gegen den Vorstand eines halben Dutzends von Vereinen, denen er angehört, zum Besten giebt, und wenn das alles dann noch bis zum Ekel wiedergekäut wird in dem Sprachrohr der „öffentlichen Meinung," der „Presse," das sich in jedem Neste von einigen tausend Einwohnern, welches den Ruhm für sich in Anspruch nimmt, mit der Zeit fortzuschreiten, neuerdings in zwei Exemplaren vorzufinden pflegt, die, in gegenseitiger Fehde begriffen, der „Stagnation" gemeinen Wesens vorzubeugen sich berufen fühlen; wenn die Jugend mit einem Worte unaufhörlich darauf hinhorchen muß, daß das Heil bei jedem Quark nur im Quängeln, im Zurückzügeln, im Bedrängen und Maßregeln der Autorität bestehe, überall der Geist des Widerspruchs die Quintessenz des Lebens bilde — was Wunder, wenn dann ein stets unzufriedenes und schließlich revolutionäres Geschlecht aufwächst?

Und da fragt man noch nach den Ursachen der Anmaßung und Verwilderung der Jugend! Da reden die Pfarrer vom Verfall des kirchlichen Sinnes, die Lehrer von Frühreife und Unbotmäßigkeit der Schüler, Prinzipale von Selbstüberhebung der Knechte und Mägde, der Arbeiter, Kommis und Subalternbeamten! Sie alle, die Gescholtenen, sind am Afterkonstitutionalismus groß gesäugt worden, sie sind die Frucht aus eigner Saat der Klagenden.

Kehrt zurück zur Vernunft! Lernt einsehen, daß es endlich eine Grenze giebt, hinter der die Verhältnisse so einfach liegen, daß ein Einziger, der sich der Sache annimmt mit Einsetzung seines bischen Lebens und Verstandes, sie leiten muß, daß er nicht von Halbwissern alle Augenblicke irre gemacht werden darf, wenn etwas Vernünftiges dabei herauskommen soll, daß die andern sich ihm unterordnen müssen, selbst auf die Gefahr hin, daß der eine einmal eine Dummheit machen könne! Die eine Dummheit ist gewöhnlich nicht so arg, wie die Summe von Dummheiten, die sich auftürmt, wenn alle Welt ihr Licht mitleuchten lassen will, ohne daß sich Öl auf dem Dochte befindet, und dann die Illumination zum Irrlichtertanze ausartet, bei dem der Karren in den Sumpf gerät, statt auf den Knüppeldamm der täglichen Notwendigkeit die Insassen mit heiler Haut zum Ziele zu führen.

Gott besser's! Oder wer will hier Vorschläge machen? Der melde sich.



Zukunftspoeten.

(Schluß.)



Ueberblicken wir nunmehr das „geadelte Thun“ bei dem Schöpfer des Dichters dieser „aufgerüttelten Poesie.“ Da er leider nicht verbannt wurde, wie Aristides, Coriolan und Heinrich Heine, so verbannte er sich kurz entschlossen selbst und teilte sein trauriges Tomi zwischen Paris, Rom und München. Da er leider auf den Staat nicht schimpfen konnte, von dem er ja sogar eine Pension bezog, so schimpfte er um so ausgiebiger auf die Städte, auf die Gemeinden, welche sein Weltbeglückungsstück höchst ruchlos ausgepfiffen hatten. Wenn man seinem „geadelten“ Schaffen glauben soll, so sind die Städte Norwegens, und besonders die kleinen Küstenstädte, in denen er dereinst dramaturgisch wirkte, der Inbegriff aller Ruchlosigkeit, Scheußlichkeit und Gemeinheit, die sich auf diesem daran stets sehr ergiebigen Erdenrund je zusammenfinden kann. Anständige Leute giebt es dort überhaupt nicht, sondern höchstens bornirte Tröpfe, die von einem „akuten (so!) Rechtschaffenheitsfieber“ geplagt sind („Gregers Werle“ in dem Schauspiel „Die wilde Ente“). Ehen scheinen dort nur dazu da zu sein, um den Dramatikern höchst verwickelte verwandtschaftliche Rechenexempel an die Hand zu geben. Zu jedem rechten Haushalt gehört dort offenbar solch ein großes X, welches mit Bruder, Schwester, Vater, Mutter bis hinauf zur Großmama (Gerd im „Brand“) in irgend welcher ahnungsvollen, oft dazu noch „platonischen“ (Hedwig in der „Wilden Ente“ zum Vater!) oder unplatonischen (Oswald und Regine in den „Gespenstern“) Beziehung steht. Ihre Krankheiten pflegen diese Leute stets von ihren Eltern zu erben, nur nicht zugleich die seelischen Verfassungen, die deren Vorbedingung sind. Rückenmarksschwindsucht (Dr. Rank in „Nora“), Gehirnerweichung (Oswald in den „Gespenstern“), fixe Ideen, Arbeitsscheu (Peer Gynt), um von andern Gebrechen und Übeln gar nicht zu reden, pflegen dort das Hausübel gerade der wenigen edeln und begabten Naturen zu sein. Es fehlt nur ein edler Erbtrunkenbold in dieser Edelmannsgalerie, so reich sie im übrigen an Trunkenbolden ist. Das sind nun, wie man merkt, Einwirkungen des Naturalismus, und die stets berechtigte Satire gegen Krankheits- und Fäulnissymptome einer hohlen, gewissenlosen, fetten und übersättigten Bildungsgesellschaft bilden ihren realen Hintergrund. Aber wir werden noch des Nähern auszuführen haben, daß sie hier ganz im Dienste eines flachen, phrasenhaften Individualismus verwendet werden, daß sie nicht wie bei dem geistig höher stehenden und energischer durchgebildeten Zola

der ernste Ausdruck eines notwendigen sozialistischen Rückschlages gegen die Ausschreitungen und Gebrechen der übermütigen, selbstsüchtigen Bourgeoisdemokratie, sondern im Gegenteil ganz in deren Sinne gehaltenes leichtsinniges Gepränge eines ehrgeizigen Worthelden sind, dem das rein physische Elend in der Menschheit nicht traurig genug für die Befriedigung des Unterhaltungs- und Aufregungsbedürfnisses einer beschäftigungslosen, stumpfsinnigen Salongesellschaft scheint. Um dies verständlich zu finden, braucht man sich die Individualität dieses Mannes nur etwas genauer anzusehen, braucht man sich nur zu vergegenwärtigen, in welchem geistigen Boden er wurzelt und zu was für seltsamen Formen und Anpassungen die Früchte desselben auch anderswo mit der Zeit gedrängt worden sind. Man kann seine Schriften bis auf das geringfügigste Gelegenheitsblättchen aufschlagen, wo man will, so wird man unfehlbar alsbald auf den heftigen Ausbruch einer oft geradezu krankhaft erscheinenden — es läßt sich in dieser Allgemeinheit nicht gut anders bezeichnen —, einer bis ins Maßlose gesteigerten Ichsucht stoßen. Unter welchen Gestalten und Drapirungen dies auch auftreten mag, das höchst naive Ergebnis ist stets die eintönige Klage, daß das Ich in irgend welcher Umgebung nicht genügend zur Geltung gelangen könne. Wohlgemerkt: zur Geltung, nicht etwa überhaupt zur Thätigkeit, zum Wirken! Dies letztere wäre nicht nur möglich, sondern sogar höchst notwendig, wenn wir an die Verrottung ihrer Umgebung glauben wollen, von der diese verkannten Ichs fortwährend und in den stärksten Ausdrücken reden. Aber sie beschränken sich eben darauf, zu reden und zu reden, und zwar immer und immerfort über dasselbe Thema, daß sie verkannt seien, daß sie gekommen seien, die Welt zu beglücken und zu erlösen, daß aber die stumpfe Welt nicht an sie glaube und ihnen die für eine solche Mission nötigen Ehren versage u. dergl. Und dazu wird nun das ernsteste und jämmerlichste Gesicht gemacht, und nicht der leiseste Schatten einer Andeutung findet sich, daß doch auch in der besten der möglichen Welten selbst im Sinne dieser Herren der Erfolg unmöglich der Leistung vorangehen kann, und daß in dieser nach ihrer Ansicht schlechtesten Welt der unzweifelhaft gute Satz gilt: Wer Dank begehrt, der hat seinen Lohn dahin. Freilich wenn man diese Leute als einen ganz besondern Typus unsrer Zeit auffaßt, so wird dem norwegischen Dramenschreiber das zweifelhafte Verdienst nicht abgesprochen werden können, für sie sozusagen zu einem klassischen Ort geworden zu sein, auf welchem sie sich alle wie in einem Gesamtexemplar darstellen. Es sind die Phrasenhelden der Radikalrevolution und Weltverhimmelung auf ihrer letzten Stufe, der Stufe der Verbitterung und Vereinsamung. Es ist der Pessimismus der unbefriedigten Eitelkeit, der sie durchdringt, es ist der Nihilismus der Ohnmacht, den sie predigen.

Aus diesem Geiste heraus hat Henrik Ibsen philosophische Dramen geschrieben in jenem faustisch-ironischen Stile, wie ihn das „junge Deutschland" von der Romantik überkommen, aber mit jener ihm eigentümlichen beneidens-

werten Selbstgenügsamkeit versetzt hat, durch die das Faustische zum Äffischen und die Ironie nur zu leicht zur Selbstironie ward. Stellt „Brand“ vorwiegend die eine Seite dar, so belegt „Peer Gynt“ hauptsächlich die andre. Eigentlich sind alle Ibsenschen Helden von vornherein „Fauste,“ und sie sind auch, was ihren Wert allerdings mit einem male sehr verändert, durchgängig umgekehrte Fauste. Allein dieser norwegische Pastor Brand, der die Welt durch seinen „Manneswillen“ erlösen will und dies dadurch bethätigt, daß er sein Weib zu Tode quält, seine Mutter in Verzweiflung sterben läßt und seine gläubige Gemeinde in eine Einöde führt, wo sie verhungern muß — dieser Schopenhauer mit Bäffchen, dieser Monologen-Napoleon ist wirklich ein Kanon für sie alle. Faust ist wirklich die tragische Erscheinung des denkenden Menschen an sich, weil er die Aussichtslosigkeit auf letztes Wissen im härtesten Geisteskampfe erobert, an einer unermeßlichen Fülle von Einzelheiten mephistophelisch erhärtet und trotzdem weder zu leben noch geistig zu leben aufhört, die Elemente weiter in die Schranken ruft und ihnen in unermüdlichem Thatensturm täglich von neuem Freiheit und Leben abringt. Diese Herren dagegen wissen alles; sie sind nicht einen Augenblick im Zweifel darüber, daß die jeweilige Meinung ihres göttlichen Ichs das bedeutet, was die Welt im Innersten zusammenhält. Nur daß sie immer gerade zufällig nichts thun können, daß gerade sie immer von ränkevollen, boshaften Leuten am Schaffen gehindert werden, das will ihnen schier das göttliche Herz verbrennen. Und — man nehme diese Charakterisirung nicht übel — das ist nicht nur nicht tragisch, sondern geradezu komisch. Da es aber nun gleichwohl tragisch gefaßt wird, da es sich all die tausendfältigen Abstufungen und Kleinigkeiten, an denen die komische Wirkung hängt, natürlich entgehen lassen muß, sondern immerzu auf dem gleichen, hohen und hohlen, eintönig klappernden Kothurn einherschreitet, so wirkt das auf die Länge unsäglich einförmig, ledern, gattungsartig. Ja, diese Ichhelden mit ihren bramarbasirenden Persönlichkeiten wirken gattungsartig, und das ist gar nicht wunderbar, weil sie ja wirklich im Leben die Regel, die Gattung bilden, wenn auch glücklicherweise für gewöhnlich nicht in diesem wahnwitzig hohen Grade. Da ist ein Schema, welches durch all diese Stücke, ob philosophische oder ganz unphilosophische Familienstücke, geht. Wie in den Genieromanen sich die Leute eines schönen Tages „Dichter fühlen“ (so wörtlich bei dem Polen Kraszewski), so „fühlen sich“ die Ibsenschen „Persönlichkeiten“ eines Morgens beim Aufstehen „Volksbeglücker.“ Sie haben irgendeine welterschütternde Entdeckung gemacht, stehen von nun an mit dem Weltgeist auf du und du und fangen ganz gemütlich eine neue Ära an. Das Lustigste in dieser Beziehung leistet der neueste, rasch auf den Modemarkt geworfene Ibsensche Held, der Pastor Rosmer auf Rosmersholm. Hier ist auch nicht der Schatten einer Idee zu entdecken, was diesem Manne eigentlich aufgegangen ist, was er weiß und was er will. Aber daß diese Leute wissen, daß sie wollen und zwar ganz riesig „wollen,“

das steht ihnen und ihrer Umgebung bombenfest. Nur der arme Zuschauer erfährt nichts davon. Aber auch den bescheidensten Anhaltepunkt, der sich ihnen bietet, wie z. B. die welterschütternde Thatsache, daß das Wasser eines Seebades durch Kloakenabflüsse verunreinigt wird (kolossale Entdeckung!), benutzen sie zuversichtlich alsbald dazu, um daran die Unhaltbarkeit der gesamten Weltordnung nachzuweisen. Man wird uns jedoch kaum der Gefühllosigkeit zeihen, daß wir an der „gesamten Weltordnung“ gemessen nicht bloß jene Kloake, sondern auch die Wechselfälschung einer Frau, den sittlichen Fehltritt eines Familienvaters, den Kassendiebstahl eines spätern Konsuls, ja selbst die Gehirnerweichung eines begabten jungen Malers als recht bescheidene Thatsachen bezeichnen. Man würde es diesen Männlein und Weiblein gar nicht übel nehmen, wenn sie sich sehr unglücklich fühlten. Aber das thun sie gar nicht, man könnte sie ja sonst mit den Heroen Ifflands oder gar denen des Herrn Kotzebue verwechseln. Nein, sie schlagen alsbald den Schopenhauer, Helvetius, Darwin auf, um uns Aphorismen daraus mitzuteilen. Und dabei thun sie immer, als hätten sie den Entwurf zu einer ganz reizenden Weltordnung nach ihrem Sinne fertig in der Tasche. Wir wollen nicht sagen, daß dies keine Menschen seien; aber es sind jedenfalls keine Menschen in jenen unglücklichen Lebenslagen. Es giebt solche Menschen, aber es sind unausstehliche Menschen. Die Charakterform einer ganz eigentümlichen Unausstehlichkeit zeigen besonders die Frauen in diesen Stücken. Es sind natürlich samt und sonders „freie Weiber,“ ob sie sich nun je nach Bedarf in die Aufgabe des starken oder des erlösenden Weibes teilen. Sie sind es, die den Weltbeglücker zuerst „verstehen,“ die sich ihm mit souveräner Umgehung ihrer Pflichten an den Hals werfen, auf ihn warten, sich für ihn opfern, ihm Recht geben, kurz und gut alle jene Mätzchen machen, die „Frauen“ für gewöhnlich unter ihrer Würde halten. Daß dies den Intentionen der betreffenden Herren Geistpaschas völlig entspricht, daß sie es für selbstverständlich halten, gar nicht bemerken, das ist ja nur natürlich. Denn in dieser ganzen geistigen Atmosphäre bildet die eines „moralisch-ästhetischen Serails,“ wie schon Goethe stichelt, stets einen integrirenden Bestandteil. Aber was diese Frauen gerade so unausstehlich macht, das ist die Virtuosität, mit der sie das schöne Erbteil des Weibes, die gesunde Vernunft, verleugnen können, die Frechheit, mit der sie sein Heiligtum, den Takt, außer Acht setzen, die Zudringlichkeit, mit der sie sich schon im zartesten, naivsten Alter ganz bewußt und völlig altweiberhaft um Dinge kümmern, die sie nichts angehen. Da stürzt so eine widerwärtige Horcherin von siebzehn Lenzen zum Vater, der sich mit seinem Bruder in einer erregten Auseinandersetzung befindet, ins Zimmer und schreit: „Vater, das darfst du dir nicht gefallen lassen!“ Da ist ein verliebtes Ding von vierzehn Jahren, das ganz ernsthaft das Geheimnis seiner Geburt ergründen will, und das, nachdem es dasselbe glücklich heraus hat, dem Stiefvater zum Tort — weil er nicht merken will, daß der kleine Balg in ihn verliebt ist — sich eine Pistole durch den Kopf

schießt. Unter solchen Eindrücken denke man einmal an Antigone, an Cordelia, an Mignon und fühle sich die Haare sträuben, wo wir „moralisch-ästhetisch“ in Gefahr sind, hinzugeraten. Und daß dazu noch immer die Maske des Tugendprotzen aufgesetzt wird, wo es sich doch in Wirklichkeit um ganz wahl- und zuchtlose Effekthaschereien und Sensationsgelüste handelt, das eben ist das Widerlichste an solchen Erscheinungen. Es sollte doch bloß einmal einer ihrer gutwilligen Bewunderer uns und sich das Vergnügen machen, zusammenzuzählen, wie oft die Schlagworte „Sumpf“ und „Lüge“ in diesen Stücken vorkommen. Dann vergegenwärtige man sich einmal, was diese Leute berechtigt, von einem Sumpf in ihrer Umgebung zu reden, die selbst in einem so unsagbar widerwärtigen Sumpf egoistischer Ziele und Wünsche waten, was sie dazu berechtigt, die großen sittlichen Klammern der Gesellschaft, weil sie sich nicht immer mit ihren groben Händen greifen lassen, als „Lügen“ zu bezeichnen, wo sie doch mit so handgreiflich gegenstandslosen, von jeher als solche kenntlichen „Lügen-Idealen“ selbst so viel operiren. Aber welchem stumpfsinnigen Hohlkopf sollte es nicht „kolossal interessant“ erscheinen, wenn er für das „fremdländische Wort Ideale,“ unter dem er sich nichts Schmeckendes und Kitzelndes, sondern jedenfalls nur etwas ihm Unbequemes denken kann, „das gute norwegische Wort Lügen brauchen“ hört! Wenn er hört, wie für alles, was den vollkommensten Lebensgenuß und die ungetrübteste Erdenseligkeit seit Jahrtausenden hemmt und beschränkt, die „sogenannten Ideale“ verantwortlich gemacht werden, und wie vor dem einen wirklichen, nicht gelogenen „Ideale,“ der zügellosen Freiheit des Individuums, alle übrigen „sogenannten“ Ideale, als Achtung der Ehe, der Eltern, der Obrigkeit, der Kirche und vor allem alle Pflichten, die Pflicht zu leben voran, in nichts zusammenfallen. Und wenn nun zur Illustration dieser ebenso geistreichen als erhebenden Weisheit gerade die pikanten Mittel des Naturalismus in Bewegung gesetzt werden, wenn mit dem sozialistischen Gespenst geliebäugelt wird, gerade auch nur insoweit es pikant ist, während es bekanntlich nirgends so bedrohlich wirken könnte, so erinnert das zu sehr an ähnliche Erscheinungen im politischen Leben, wird zu scharf durch das Publikum, welches es findet, schon charakterisirt, als daß man sich darüber noch deutlicher auszulassen brauchte.

Welch klägliche Rolle die „Poesie“ bei diesem eiteln Geschäft spielt, ist im Eingang auseinandergesetzt worden. Auf die traurige Lage, in welcher sie sich solchen besondern Erscheinungen gegenüber vornehmlich befindet, muß aber hier noch genauer hingewiesen werden. Die Erniedrigung der Poesie zu einer politischen Magd, die aus allen möglichen Wissenschaften herbeizuschleppen hat, was zur Erläuterung nötig ist, dies ganze banausische Treiben, welches die „Dichtkunst“ leise in eine Popularisirungs- und Massenbearbeitungsmaschinerie herüberführt, das wäre noch nicht das Schlimmste. Zola und dies und jenes im russischen Naturalismus beweisen, daß, wenn man immer noch

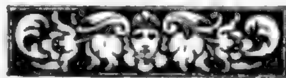
die nötige Hochachtung vor der Poesie besitzt, sich nicht für Poeten auszugeben (was schon immerhin eine Ahnung von der Sache selbst beweist), wenn man nur Geist, Hingabe an die Sache und jenen Denkeifer sein nennen kann, der sich nicht bei der schallenden Phrase beruhigt, sondern die Dinge immer von neuem selbst reden läßt, daß man dann nicht bloß interessant, sondern hin und wieder sogar poetisch werden kann. Auch die unwürdige und schwächliche Unterordnung unter die krankhafte Stimmung eines Zeitabschnittes ist es nicht. Sie bedeutet, wie die Literaturgeschichte lehrt, immer eine Bildungs- und Durchgangsstufe, nie eine Blüte, einen Höhepunkt der Poesie. Aber sie kann immer zu sehr achtungswerten Erscheinungen führen, und ein Dichter wie Turgenjew beweist selbst mitten in unserm trostlosen Realpessimismus, was man auch da noch leisten kann, wenn man vor allem Dichter ist und erst in zweiter Linie Pessimist. Aber das wird ein Unheil, wenn man auf solche Grundlagen sich einfallen läßt, poetischer Reformator zu werden. Und gar wenn die sich daraus einzig ergebende schneidende Zuspitzung an und für sich schon zu weit gediehener Extreme im Dienste einer Individualität steht, wie sie aus den oben angeführten Proben von selbst erhellt. Was kann an dem daraus hervorgegangenen ungeheuerlichen Experimenten eines Effekthaschers noch poetisch sein! Die Charaktere, die nichts als Schallröhren oder Schallbecken seines unpoetischen Ichs sind? Mit denen er dem Plane gegenüber so gleichgiltig umspringt, daß ihm wie bei jener famosen „Gina" in der „Wilden Ente" (die plötzlich wie auf Kommando aus einer mitleidswerten Büßerin eine lächerliche, Fremdwörter verdrehende Schlumpe wird), erst in der Mitte des Stückes einfällt, zu welcher Rolle er sie verwenden kann? Der Aufbau, diese ganze Pariser Technik mit ihrem Aktschlußapplomb, ihrem gekünstelten Hinhalten, das immer an ein aufgehensollendes Rechenexempel gemahnt und eine Handlung, eine Stimmung von vornherein ausschließt? Oder gar die wunderbare Erscheinung, daß diese „Dramen" keine Schlüsse haben, welche geniale Neuerung einfach der ganzen Unklarheit und philosophischen Unzulänglichkeit des Verfassers ihr Dasein verdankt? Aber die Sprache! Nun, es bleibt zu bezweifeln, ob man ihretwegen in Deutschland dänisch lernen wird. Soviel kann gesagt werden, daß die poetischen Übersetzungen von L. Passarge durch ihre unfreiwillige Komik oft dazu anreizen, weil man doch sich gern überzeugen möchte, ob das im Original begründet ist. Aber selbst von den ungeheuerlichen Passargeschen Satz- und Reimverrenkungen abgesehen, für die den Übersetzer nicht gefordert zu haben schon ein sehr weites poetisches Gewissen anzeigt (der „Originalverfasser" ist des Deutschen offenbar sehr mächtig, wie seine Berliner Feier verriet), das Wesentliche der Dichtersprache, Bild und Gedankenfassung, ist doch selbst für solchen Übersetzer unzerstörbar. Und dies weist, wie auch die jedenfalls zuverlässiger übersetzte Prosa bestätigt, auf eine frostige, spröde, teils am Barocken, teils am Pointirten und aphorismatisch Geistreichelnden selbstgefällig haf-

tende Phantasie. Vornehmlich an das „junge Deutschland" gemahnt hier die halb spöttische, halb tragische Andichtung der eignen Persönlichkeit. Er ist der Eidervogel, der nordische Pelikan, der sich selber für andre die Federn aus der Brust rupft; der Reiter, der jede Nacht in die nordische Heimat reitet. Seine Figuren sind angeschossene Wildenten, oder sie wünschen sich ein „kluger Hund" zu sein. Ironisch überlegene Auseinandersetzungen mit der Gesellschaft und eine das „junge Deutschland" noch überbietende krampfhafte Neigung zum Floskel- und Zitatenwesen einer modischen Leserei, die im „Wissenschaftlichen" auf die trivialsten Quellen (Beckers Weltgeschichte) deutet, vervollständigen das Bild. Damit steht im engsten Zusammenhange eine auf die Dauer ganz unerträgliche uneigentliche Sprechweise, die einer Person des Dichters selbst einmal die Meinung entlockt: „Es war, als wenn er die ganze Zeit etwas andres meinte, als was er sagte." Was er aber meinte, erklärt sie nicht zu wissen, und man kann sich dem oft anschließen, nur mit dem Gefühle, daß es meist nicht der Nachfrage lohnt. Der Übersetzer der nicht zahlreichen lyrischen Gedichte hat dem mitunter durch Anmerkungen, wie etwa: „Dies sind des Dichters Gedanken und Phantasien" (eine beschwingte Kinderschar!) abgeholfen, welche seltsam an die Zeit der Allongeperücken und der klassischen Gelehrtheit erinnern. Und wir sind ja wirklich in ähnlichem Falle, nur daß unsre Homer, Virgil, Horaz Shakespeare, Schiller und Goethe, unsre Plato, Cicero, Seneca je nach der Individualität Spinoza, Kant, Hegel oder wie gegenwärtig — leider — Darwin und Schopenhauer heißen. Nun ist auch in dieser Beziehung Ibsen ein ganz besonders krasser Ausdruck der Zeit, und zwar vornehmlich durch diese Sucht, möglichst „aktuell gebildet" zu scheinen, gruselige Schlagworte der Naturforschung geheimnisvoll im Munde zu führen und daran ebenso breite als leere Betrachtungen zu knüpfen, in denen der wissenschaftliche Kannegießer dem Menschen selbstgefällig über die Schulter sieht.

Wir würden auch den deutschen Leser sicherlich nicht so lange bei dem poetischen Norweger, in dem er lange überwundne durchaus nicht so holde Jugendeseleien modernisirt zurückerhält, unterhalten oder vielmehr aufgehalten haben, wenn er ihm nicht zu so weiten und zu so nachdenklichen Betrachtungen Anlaß böte. Die nächstliegende beträfe natürlich die alte Erfahrung, in welchem Mißverhältnis hier wieder einmal die wirkliche Beschaffenheit eines pomphaft angekündigten ausländischen Fabrikats zu den Erwartungen steht, die man in Deutschland gleich davon zu hegen geneigt ist. Da wird gleich von einer Reform der Bühne, von einer Wiedereinsetzung des Ernstes auf derselben geredet, ja die kühnsten Träume von einer „Zukunftspoesie" daran geknüpft. Während man damit doch bloß dem schlechten Spaße und der beschränkten Trivialität in die Hände arbeitet, die sich nun ins Fäustchen lachen können und triumphirend sticheln: Seht, da habt ihr's! da ist eure vielgerühmte „Poesie." Während man doch damit die wenigen redlich an sich arbeitenden wirklichen Dichter bloß ärgert, wenn sie

wissen, was es mit einer gemachten Zukunftspoesie auf sich hat, oder verwirrt, wenn sie es nicht wissen. Wir wüßten wirklich nicht, was Deutschland speziell vor den andern Ländern an diesem Norweger interessiren sollte, als etwa der in solcher Natur tief begründete Haß deutscher Art und deutschen Wesens, seine billigen Ankläffungen der deutschen Waffensiege und der Kolonialbestrebungen des „Herrn von Eberkopf," seine blöden und wirren Persiflirungen des deutschen Geistes im „Professor Begriffenfeld" oder seine Beschmutzungen deutscher Dichterkleinodien durch jenen echtesten Vertreter „seiner" Dichterphantasie, „Peer Gynt." Aber das ist doch nachgerade nicht mehr die einzige Empfehlung eines ausländischen Dichters in Deutschland. Wir würden auch im Hinblick auf den gewöhnlichen Aufenthalt und die jüngsten „Triumphe" dieses Dichters in Deutschland mit Stillschweigen darüber hinweg gegangen sein, wenn es nicht einen offenbar ganz unentbehrlichen Schlußstein zu seiner Charakteristik lieferte, wenn es nicht auf einen Punkt hinlenkte, der uns wichtiger scheint, als seine und seinesgleichen ganze Poesie, und der daher geeignet sein dürfte, dieser sonst manchem vielleicht als verloren erscheinenden Untersuchung einer vorübergehenden Literaturerscheinung noch zu guter letzt die ernsten Rechte der Notwendigkeit zu verschaffen. Wenn man nämlich diese Zeichen unsrer neuesten Literaturzeit zu deuten versucht und ihre Konstellation auch nur mit der vergleicht, die noch vor einem Jahrzehnt die ausschließlich herrschende war, so wird man zu dem peinlichen Ergebnis gelangen, daß der Prospekt, der uns noch immer unmittelbar mit dem großen Höhenlauf unsrer Literatur verbindet, immer mehr sich zu verschieben und zu weichen beginnt, und daß die neuen Erscheinungen, welche dafür eintreten, unheimlich genug entweder ganz fremdländisch sind oder den Stempel des Fremdländischen deutlich an sich tragen. Keller, Heyse und Gustav Freytag, Grillparzer, Hebbel und Ludwig, Auerbach, Storm und Gotthelf, Geibel und Lingg bieten nicht nur Ausgestaltungen und Fortbildungen des Lessing-Goethe-Schillerschen Erbes, sie tragen sogar noch Elemente aus, die bis hinauf zu Klopstock und dem Hainbund reichen. Dagegen betrachte man schon deren Nachwuchs und nun gar die durch Urzeugung entstehenden unzählbaren und unklassifizirbaren literarischen „Organismen," welche sich zu einem ärmlichen Tagesdasein täglich und stündlich zwischen denselben drängen. Das, was beiden gemeinsam ist, das ist nur die Trennung von den Wurzeln der heimischen Literatur, nur daß die letztern überhaupt nie eine Verbindung mit derselben besessen haben, der erstere aber diese Verbindung, soweit sie noch besteht, am liebsten ganz leugnen und sobald als möglich lossein möchte. Was will gegen das Übergewicht solcher Thatsachen das verstreute Auftreten vereinzelter archaisirender Erscheinungen sagen! Sollte das wirklich mehr als einen vorübergehenden Zustand bedeuten? Sollten die Deutschen ihrer schönen Originalität schon so rasch überdrüssig geworden sein, sollten sich in ihrer Literatur, wie es leider so sehr den Anschein hat, die Katastrophen des vierzehnten Jahrhunderts gerade in einem Zeitalter

wiederholen, welches sonst ihrem vierzehnten Jahrhundert so wenig entspricht? Man überschätze die Gefahren nicht, welchen die deutsche Art, eingezwängt zwischen die gewaltigen Massen des ihm innerlichst fremden Slawen- und Keltentums, ausgesetzt ist. Es wäre nicht das erste mal in der Geschichte des Geistes, daß die Sieger von den Besiegten unterjocht wurden. Und in diesem Falle gehört wirklich nicht soviel dazu, als bei dem starren und zähen Römer. Wir wollen nicht hoffen, daß in dieser plötzlichen Erscheinung jenes Dichters vom „französisch-slawischen Bruderstamme“ große Ereignisse ihren Schatten vorauswerfen. Wir danken für solche Zukunftspoeten und hoffen dermaleinst doch noch sagen zu können: Sic me servavit Apollo!



Die Tonleiter im Musikunterricht.

Aus Tagebuchblättern eines Sonntagsphilosophen.



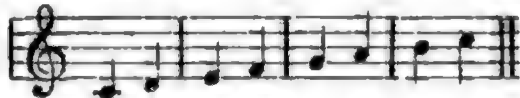
Mir ist es, als läge in der Tonleiter, mit der man den ersten Musikunterricht beginnt als mit der Grundlage alles Tonwesens, eine große, große Verkehrtheit vor. Man hatte dabei offenbar ursprünglich das ABC als Vorbild im Sinne als Grundlage alles Schriftwesens und Sprachwesens, also der ganzen ins Leben tretenden Geisteswelt, wie ja auch die Töne vom ABC her ihre Namen haben.

Ich habe bei der Tonleiter, wie sie vom Schüler hergeleiert werden muß, von jeher das Gefühl eines entschiedenen Mißbehagens gehabt. So schon in meinen Knabenjahren, wo ich jenem Leiern bei Bekannten, die damit gequält wurden, oft zugehört habe (ich selbst habe nie eine Stunde Klavierunterricht gehabt), es auch für mich selbst nachmachte.

Später, als ich über das Wesen des Rhythmus viel nachdachte, ging mir der tiefe Grund jenes Mißbehagens auf, und daß es berechtigt wäre, die Tonleiter in jener Form abzulehnen, als ein musikalisches Unding, eigentlich das größte, das im Tonwesen vorkommen kann. Die acht Töne von c bis wieder zu c klingen daher — nein, klingen verdient es gar nicht zu heißen —, tönen oder klappern daher in ihrer Leiter aufwärts hinkend ohne alles rhythmische Verhältnis in sich, ja mit Verneinung oder Zerstörung alles Rhythmus, ohne den ein Klingen gar nicht möglich ist, es bleiben vereinzelte Stückchen oder Klangbrocken, die sich innerlich gar nichts angehen. Ich habe oft unwillkürlich

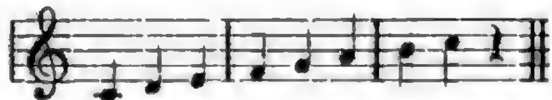
versucht, auch lange vorher, ehe ich darüber nachdachte, eine rhythmische Gliederung, eine Taktbewegung, also ein wirkliches Klingen, hineinzubringen — unmöglich! Jeder Versuch führte mich immer tiefer in musikalischen Widersinn hinein.

Man kann es auf eine doppelte Art versuchen, mit schreitendem oder hüpfendem Takt, um einmal diese Ausdrücke von der Rhythmik auf die Musik zu übertragen, da ja, wie man nun weiß, aller rhythmische Takt von der Bewegung der Füße beim Tanz ausgegangen ist. Beide Versuche aber scheitern aufs kläglichste. Also entweder:



Der Ausgang ist unmöglich und gehört zu dem musikalisch-rhythmisch Unmöglichsten, und so möglich oder richtig der Anfang des Tonganges ist: der schließende Hauptton in sogenannter schlechter oder vielmehr der schlechtesten Taktstelle und der letzte Ton (Takt) oder Träger der Wellenbewegung auf dem halben Ton, der immer nur dienende Stellung haben kann als überleitende Brücke, als Vorbereitung oder gleichsam Ansatz zu einem Schwung in der Klanglinie — unmöglich, häßlich, oder vielmehr nicht einmal häßlich (denn das ist die sogenannte Dissonanz an sich auch), sondern eben nichts!

Noch unmöglicher aber, noch mehr nichts ist der Tongang in hüpfendem Takte:

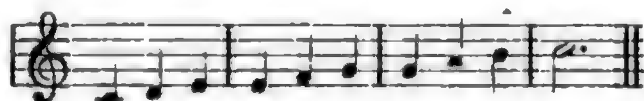


Wieder ist der Anlauf richtig und gut, der Ausgang aber so hinkend, in sich zusammenbrechend als nur möglich. Wenn dort der schließende Grundton auf die schlechte Taktstelle fällt, so gerät er hier auf eine noch schlechtere, wenn man das sagen kann, denn im hüpfenden Takte ist der dritte Ton neben dem ersten noch der bessere, hat etwas mehr Tonkraft als der zweite, der sich ganz untergeordnet zugleich an den ersten und zweiten anlehnt, und soll hier dem Tongange den Abschluß geben, und das soll der Grundton sein, der zumal hier im ganzen Gebilde noch gewichtiger sein muß als das erste c — soll doch von einem Tongange oder einer Melodie der letzte Ton (nebst seiner nächsten Umgebung) die Stelle vertreten, in der sich der Geist oder die Seele des Tonganges sammelt zur letzten Schlußwirkung im Gemüte; dies h c mit hüpfender, also der lebhaftesten Bewegung ist das Dürftigste, Erbärmlichste, vom Leben entfernteste, das man sich musikalisch denken kann, und damit der ganze Tongang, den die armen Schüler daher leiern müssen, also als allerersten Vorgeschmack der hehren, schönen Musikwelt genießen sollen.

Denn mit diesem musikalischen Unding beginnt man allen musikalischen Unterricht in der ganzen weiten Bildungswelt! Ist das zu verantworten? Das

natürliche, jedem angeborne Gefühl (ich möchte sagen Gefühlsbewußtsein) für die einfachen Grundgesetze des Tonlebens, welches aus seinem schlummernden Zustande wach zu rufen die Aufgabe des Unterrichts ist, die Hauptaufgabe, meine ich, der alles überlieferte Gelehrte im Musikwesen sich unterzuordnen hätte, wird damit gleich zuerst schwer beschädigt, erhält durch den Lehrer einen Bruch, einen Knick gleichsam, wie eine Pflanze, die eben aus dem Boden aufbrechen will und vom Gärtner selbst geknickt wird. Ist das zu verantworten?

Es giebt aber eine naheliegende Abhilfe, womit die Tonleiter in ihrem Aufsteigen klar herausgestellt und zugleich zu einem wirklichen rhythmisch-melodischen Tongange gestaltet werden kann, ein Tongang, in dem ich mir sie selbst schon lange unwillkürlich gleichsam still in mir vorsage, wenn die müßigen Gedanken einmal darauf verfallen, besonders beim Gehen, das dadurch, wenn man sonst nichts zu denken hat, zu einem rhythmischen Genuß wird. Nämlich so:



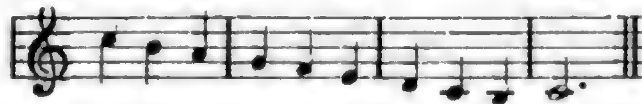
Damit erhält der Tonraum und Tongehalt der Oktave seine von Natur ihm innewohnende Gliederung in seinen drei Abstufungen übereinander; die drei Stufen oder Knotenstellen der Glieder (wenn man sich's als Pflanze denkt) werden zugleich für Ohr und Sinn hervorgehoben und genau bezeichnet, indem die da sitzenden Töne doppelt auftreten, einmal als Schluß des vorigen, einmal als Ansatz des neuen Gliedes, so wie ja auch der Grundton doppelt auftritt, als Ansatz und Abschluß, der Abschluß aber, wenn man weiter steigt, zugleich zu wiederholen als Ansatz einer neuen, der höher steigenden Oktave. Kurz, das Ganze giebt so dem Schüler zugleich die einfachsten Grundzüge, den Urrahmen gleichsam aller melodischen Tonbewegung an die Hand oder ins Ohr, die Tonleiter wird aus einem rhythmisch-melodisch erbärmlichen Nichts zu einer Melodie, ich möchte sagen zur einfachsten Urmelodie.

Auch das zweite c, das dort in nichts fällt, erhält hier seine über das erste c erhöhte Geltung zur Genüge, denn es tritt in den Eingang eines ganzen Taktes und kann auf dem Klavier oder im innern Ohr ausklingen nach Belieben oder melodischem Bedarf.

So könnte oder kann gleich der erste Schritt des Schülers in das Wunderreich der Töne zu einem Schritt auch in das Reich der da geltenden Grund- oder Urgesetze werden, statt diese gleich zuerst dem Schüler erbärmlich über den Haufen geworfen zu zeigen, wie die gewöhnliche Tonleiter thut. Gleich die erste Unterrichtsstunde gönnte dann dem Schüler einen staunend ahnenden Blick von fern in die Welt der Harmonielehre, am leichtesten eigentlich, wenn dabei die alte Tonleiter und diese melodisch gegliederte neben einander benutzt würden in vergleichender Behandlung; an dieser Vergleichung gerade müßte beim Schüler

der eingeborne Sinn für das musikalisch Richtige und Schöne unfehlbar aus seiner Schlummertiefe heraufgeholt werden zu eigner froher Arbeit. Oder — fällt mir eben ein — macht man's nicht etwa schon so? Ich möchte mich fast wundern, wenn's nicht schon so gemacht würde, wovon doch nie etwas an mich gekommen ist.

Halt! Da fehlt doch noch die Tonleiter in absteigender Bewegung, die man ja der aufsteigenden im Unterricht folgen läßt. Nun, die alte Tonleiter ist da eben so lahm und ein rhythmisches Nichts wie in ihrem Aufsteigen, für die andre aber bietet sich mir von jeher folgende Form dar:



d. h. der schließende Grundton wird zur Herstellung seiner höhern Kraft mit Übergriff in die untere Oktave und Wiederholung verstärkt, wodurch ihm zugleich die richtige Schlußstelle zufällt, wie bei der aufsteigenden Bewegung. Ich nenne das für mich gern eine Schleife, um die Bewegung in ihrer Verschlingung zu bezeichnen. Möglich wäre übrigens auch eine der vorgeschlagenen aufsteigenden Tonleiter nachgebildete Bewegung der Töne (wie man umgekehrt auch die aufsteigende der vorgeschlagenen absteigenden ähnlich gestalten kann), aber die angegebene Gestalt sagt meinem Ohr mehr zu.

Was aber zu solchem Laienvorschlag die Herren Musiker zu sagen haben? Ich möchte es schon wissen. Vielleicht kommen Gegenäußerungen gleich in diesen Blättern. Ich denke dabei nicht bloß an die armen Schüler, denen ihr rhythmisches Naturgefühl, diese eine Grundlage alles Tonwesens, gleich im ersten freudigen Anlauf zertreten wird, statt gepflanzt und gepflegt zu werden, sondern auch an die Lehrer. Wie sie die musikalische Quälung nur aushalten, die sie sich da im Schlendrian der Überlieferung getreulich fort und fort selbst auferlegen? sie, deren ganze Seele doch in ihrem musikalischen Grunde aus rhythmischem Leben und Bedürfnis bestehen muß?





Russische Skizzen.

Von Otto Kaemmel.

(Fortsetzung.)



So trifft das Auge überall in der weiten Stadt auf Erinnerungen an die beiden größten Gestalten der neueren russischen Geschichte, Peter I. und Katharina II. Der erstere war Russe von Geburt, aber Deutscher oder Holländer seiner Bildung und Erziehung nach, und was er hier schuf im öden Sumpflande der Newamündung, das schuf er nach ausländischen Mustern und zum Teil mit ausländischen Kräften und benannte es mit Vorliebe deutsch (Petersburg, Peterhof, Kronstadt, Schlüsselburg); die zweite war Deutsche von Herkunft und Russin nur durch ihre Herrscherstellung, und was sie ins Leben rief, trug das Gepräge der französischen Aufklärung. Aus dem russischen Volkstume ist weder das eine noch das andre erwachsen. Und doch sind beide Herrscher volkstümlich geworden; aber populärer als sie scheint die Erinnerung an den großen Franzosenkrieg von 1812. Denn hier verteidigte sich das „heilige," das „rechtgläubige" Rußland mit seiner ganzen massigen Wucht, dem düstern religiös-nationalen Fanatismus seines Volkes gegen den Einbruch des ketzerischen Westens und bereitete ihm eine furchtbare Katastrophe. An diese Zeit erinnert vor allem die Kasansche Kathedrale mit ihren Denkmälern, die so massenhaft erscheinen wie die keiner andern Kriegsperiode, selbst nicht der Türkenkriege. Wenn heute das „gebildete" Rußland für Frankreich schwärmt in jener innern Verwandtschaft, die den russischen Nihilismus im weitesten Sinne des Wortes, d. h. die Abwesenheit jedes Glaubens an die Berechtigung des Bestehenden und jedes sittlichen Ideals, mit dem französischen Radikalismus verbindet, die russischen Massen wissen davon nichts. Überhaupt das russische Volkstum hat sich doch dieses Küstenstriches, der eigentlich jenseits seiner Grenzen

liegt, mit ganzer Energie bemächtigt, und zwar keineswegs erst seit Peter dem Großen, denn die schwedische Herrschaft bildet hier nur eine kaum hundertjährige Episode. Es wäre ein großer Irrtum, Petersburg so schlechthin als eine künstliche Schöpfung zu bezeichnen; wie wäre es auch sonst in den noch nicht zweihundert Jahren seines Bestehens auf eine Einwohnerzahl von fast einer Million gewachsen! — es ist vielmehr die glänzende Erbin des alten stolzen Groß-Nowgorod, und nur eine unerhörte, höchst unwahrscheinliche Katastrophe könnte die russische Macht von diesem Posten und aus ihren baltischen Vorlanden wieder vertreiben, die sie nicht entbehren kann, so wenig wie diese ohne ihr weites Hinterland zu bestehen vermöchten.

Denn, wie abendländisch sich vieles auch ausnehmen mag, wie sehr Petersburg an nationalrussischem Gehalt hinter Moskau zurücksteht, der Typus des Straßen- und Volkslebens ist doch auch hier durchaus russisch. Zwar leben 50—60 000 Deutsche in der Stadt, zum Teil in angesehenen amtlichen Stellungen oder an der Spitze großer Geschäfte, Fabriken und Speditionsfirmen, sodaß Petersburg wirklich als eine Art deutscher Kolonie erscheinen kann, eine verspätete Gründung hansischen Unternehmungsgeistes; aber es wäre ganz falsch, es sich deshalb als halbdeutsch vorzustellen oder zu glauben, man könne, etwa wie in Kopenhagen, jeden Gebildeten auf gut Glück deutsch anreden oder in jedem Geschäfte deutsch sprechen. Das ist keineswegs der Fall. Russisch und nur russisch sind die Straßenaufschriften, mit verschwindenden Ausnahmen auch die Firmen, unter denen relativ nur sehr wenige doppelsprachige sich finden, so viele Geschäftsinhaber auch deutsche Namen tragen. Nur die zahlreichen Buchhandlungen zeigen in ihren Auslagen deutsche Literatur in Masse, und zwei selbständige Zeitungen erscheinen ausschließlich in deutscher Sprache, der „Herold“ und die „St. Petersburger Zeitung,“ während das französische Journal de St. Pétersbourg Regierungsorgan ist. Ganz und gar russisches Gepräge trägt vor allem auch der Fahrverkehr, besonders seine wichtigsten Vermittler, die „Iswoschtschik,“ die Droschkenkutscher (das Wort bedeutet ebenso den Rosselenker wie das Gefährt). Da hocken diese echt nationalen Charakterfiguren auf dem Bock ihres kleinen offnen, kaum zweisitzigen Wagens mit dem Pferde in der Gabel und im Bogen (Duga), an dem das Glöckchen hängt, sie selbst im langen, dunkelblauen Kaftan, um den Leib die bunte Binde, auf dem oft wenig gepflegten, meist blonden Haar den sonderbar geformten, niedrigen, schmalkrämpigen, schwarzen Filzhut, Leute des verschiedensten Alters, vom graubärtigen Greise bis zum halbwüchsigen Knaben herab. Sie haben keine festen Standorte, keine Taxe, aber sie sind überall; sie bieten, wenn sie irgend welches Bedürfnis des Wanderers voraussetzen — und ein solches pflegt sich bei den ungeheuern Entfernungen Petersburgs sehr bald einzustellen — mit unerschöpflicher Beredsamkeit ihre Dienste an, besonders an den Bahnhöfen und vor den Hotels, immer freundlich, gutmütig, dankbar für eine kleine Extravergütung, an die sie

doch nur selten erinnern. Ist der Vertrag zur Zufriedenheit des Rosselenkers geschlossen, dann strahlt sein Gesicht, er sagt verbindlich: „Choroschó pojédem" (wir werden gut fahren) und treibt sein Rößlein zu schnellem Lauf. So sind sie alles in allem echte Vertreter ihres Volkes, dessen gute Seiten auch der Fremde bald erkennt und lieb gewinnt; sie fahren billig und teuer, ganz nachdem der Fahrgast zu handeln versteht — und das versteht jeder Petersburger — immer sicher, auch in nächtlicher Schwärze, immer in scharfem Trabe, auch auf dem schlechtesten Pflaster und durch die größte Pfütze. Es soll ihrer 9—10 000 geben, was durchaus glaublich erscheint, denn sie beherrschen den Straßenverkehr in erster Linie. So schießen sie oft in fast ununterbrochenen, langen Reihen auf den Hauptstraßen dahin, vereinzelt neben ihnen auch „Karety," geschlossene Landauer, und — im Sommer freilich selten — elegante herrschaftliche Equipagen oder Trojkas (Dreigespanne). Dazwischen drängen sich lange Reihen plumper einspänniger Frachtfuhrwerke, das Pferd in der Gabel und unter einer bunt-, meist grün oder rot bemalten Duga, der Kutscher in hohen Stiefeln und im nationalen roten Hemd, das er über den Beinkleidern trägt, oder ein vierspänniger Packetpostwagen teilt das Gewühl, oder im schärfsten Trabe saust ein Zug Feuerwehr daher. Sie gehört sicher zu den stärksten und bestorganisirten Europas. Eine eben damals abgehaltene Parade vor dem Erzherzog Karl Ludwig auf dem Schloßplatze (10. August) machte einen ganz militärischen Eindruck. Jeder Zug, mit dem Namen des Stadtteils bezeichnet, geführt von seinem berittenen Chef, bestand aus vier Wagen, dem vierspännigen Mannschaftswagen, dessen Pferde alle nebeneinander gespannt sind, zwei Zubringern und einer Spritze, dazu kamen noch große Dampfspritzen. Alles in allem waren es wohl hundert Fahrzeuge, bedient von mehreren hundert Leuten in grauer Uniform und Messinghelmen römischer Form. Selbstverständlich fehlt heute auch in den Straßen Petersburgs das ganz moderne, internationale Verkehrsmittel nicht, die Pferdebahn, kurzweg „Konka" (Abkürzung statt „Konnoshceljesnaja Doroga") mit ihrer vielleicht noch mehr entwickelten Schwester, der Dampfstraßenbahn, die den äußern Newskij befährt. Ihre Linien führen durch alle Teile der Stadt, sehr verschieden in ihrer Ausstattung, bald elegant, bald auch unsauber und wenig einladend, aber sie fahren gut und zu außerordentlich billigen Preisen (meist 4 Kopeken = 7 bis 8 Pfennig).

Die Menschen, die zu Fuß und Wagen sich einher bewegen, tragen in ihrer Mehrzahl, soweit sie den gebildeten Ständen angehören, natürlich die Tracht des gebildeten Europäers. Geistliche, Popen und Mönche, jene kenntlich an ihrem langen Kaftan und dem breitkrempigen, schwarzen Seidenhut, diese im schwarzen Talar mit hoher, schirmloser, schwarzer Filzkappe, begegnen trotz ihrer großen Zahl nicht so oft, umso häufiger Militärs oder wenigstens uniformirte Leute, die in Petersburg überaus zahlreich sein müssen; selbst Stu-

denten und Schüler sind bekanntlich uniformirt und natürlich auch die „Gasetniks,“ die Zeitungsverkäufer, die an jeder Straßenecke ihre Waare feilbieten. Sonderbar genug berührt es, daß alle diese Uniformträger fast niemals ohne den schweren, grauen Tuchmantel erscheinen, selbst in brennender Mittagssonne und zu Fuß. Wenn die Uniformen der Zivilbeamten noch ganz preußisch-deutschen Schnitt tragen, so ist die Armee schon ganz und gar, mit Ausnahme einiger Garderegimenter, „national“ ausgerüstet. Die Infanterie trägt den dunkelgrünen Halbkaftan, ohne Knöpfe, durch Heftel schräg über die Brust zusammengehalten und durch einen schwarzen Ledergürtel um die Hüfte, die dunkeln Beinkleider in hohen Stiefeln, auf dem Kopf die niedrige, schwarze, schirmlose Lammfellmütze mit der schwarzweißorangenen Kokarde, an deren Stelle außer Dienst eine ebenfalls schirmlose, breite Deckelmütze tritt, die Reiterei eine dragonerblaue Uniform desselben Schnitts. Die Offiziere führen den Säbel in schwarzer Lederscheide am goldnen Bandelier, die Schneide nach vorn, ebenso die Reiterei. Da während des Sommers die Petersburger Truppen im Lager von Krasnoe Selo zusammengezogen sind, so ist in der Stadt selbst wenig Militär zu sehen; was aber davon sich zeigt, Posten, Offiziere, kleinere Abteilungen, macht in seiner Haltung einen günstigen Eindruck; freilich sind es durchweg Gardetruppen.

Auch Prozessionen ziehen zuweilen durch die Straßen, wie am 1. August von allen Kirchen zum S. Isaak, vorauf Geistliche im Ornat, in ihrem Geleite zahlreiche große Heiligenbilder und Scharen von Andächtigen, alle entblößten Hauptes, wie auch auf der Straße alles stehen bleibt und in andächtiger oder mindestens achtungsvoller Haltung den Zug vorübergehen läßt; denn die Russen sind streng kirchlich, und man sieht die meisten Leute aus dem Volke an jedem Heiligenbilde, jeder Kirche sich eifrig bekreuzigen, auch wenn sie in der Pferdebahn fahren; ganz bestimmt versäumt das kein Iswoschtschik, wenn er die Nikolaibrücke hinauf an der Kapelle des Heiligen vorüberjagt.

Zur Überwachung dieses ganzen regen Verkehrs dient natürlich eine zahlreiche Polizei. Kaiserliche Gensdarmen in etwas phantastisch aufgeputzter „nationaler“ hellblauer Uniform mit der schwarzen Lammfellmütze, aus der hinter dem weißen Federstutz eine rote Kappe hervorsieht, stehen nur an den Eingängen kaiserlicher Gebäude oder Gärten Posten; im übrigen versehen den Sicherheitsdienst städtische Polizisten, „Gorodowojs,“ in dunkelgrüner Uniform und breiter Schirmmütze, den Säbel in der Lederscheide, meist stattliche und höfliche Leute, zu jeder Auskunft bereit und zuweilen auch des Deutschen mächtig. Eine Art Hauspolizei üben die „Schweizer,“ Hausmeister, nicht zu verwechseln mit den Dworniks, den Hausknechten, deren jedes größere Haus mehrere besitzt. Sie führen das Hausbuch, sitzen am Tage vor der Thür und sind auch in der Nacht immer auf dem Posten; wann sie schlafen, bleibt dunkel.

Am stärksten flutet selbstverständlich der Verkehr auf dem Newskij und den angrenzenden Straßen wie über die Nikolai- und die Palastbrücke. Denn am Newskij liegen die elegantesten Restaurants, die besuchtesten „Moskauer Bäckereien," die glänzendsten Läden. Sie enthalten natürlich der Hauptsache nach dasselbe wie in jeder andern europäischen Großstadt; aber charakteristisch sind die herrlichen Fruchtläden (Fruktowaja Lawka), die in reichster Auswahl alle denkbaren Südfrüchte darbieten. Denn man darf ja nicht vergessen, daß Südrußland und der Kaukasus alle Produkte der Mittelmeerländer hervorbringen, die heute die Eisenbahn in wenigen Tagen nach der Newa führt, auch treffliche Weine, welche seit einigen Jahren sehr in Aufnahme gekommen sind, zumal da sie sich durch verhältnismäßig billigen Preis empfehlen. Wieder in andrer Weise erinnern an den fernen Süden die „orientalischen Handlungen" (Wostotschnaja Torgoblja). Wer an morgenländischen Industrieerzeugnissen, schön ziselirten Waffen, farbenprächtigen Teppichen und Decken, kunstvollen Gefäßen seine Freude hat, der wird sich schwer von einem solchen Gewölbe trennen, wo geborne unzweifelhaft „echte" Kaukasier in heimatlicher Tracht, kräftige, mittelgroße Leute mit feurigen, dunkeln Augen in dem runden, kraushaarigen Kopf und dichtem Schnurrbart, ihm zu Diensten stehen. Andre Läden wieder zeigen die oft wunderschönen Tulaarbeiten in Silber und schwarzem Email, auch sie überwiegend nach orientalischen oder byzantinischen Motiven. Da öffnet sich dem geistigen Auge ein Blick in den fernsten Osten und Süden des ungeheuern Reiches, dessen Hauptstadt auch in diesen Beziehungen den alten Verkehr Nowgorods wieder aufgenommen hat. Alle diese Herrlichkeiten vereinigen sich, wieder in halborientalischer Weise, in den endlosen Arkadenreihen des Gostinnoj Dwor, einem riesigen Bazar in Form eines verschobenen Vierecks zwischen dem Newskij und der großen Sadowaja (Gartenstraße); gleich dahinter beginnt das Wirrsal des Apraxin Dwor, ein schwer übersehbares Durcheinander kleiner Gassen und Plätze und Markthallen, wo in buntem Gemisch Gemüse und Fische, Röcke und Stiefel, Geschirr und Eisenwaaren, Altes und Neues von zungenfertigen Verkäufern feil geboten werden. Aber man thut gut, nicht bloß hier, sondern auch in eleganten Geschäften zu „handeln," denn das „Vorschlagen," bei uns in der Hauptsache längst verschwunden, gehört hier noch zur Geschäftspraxis.

Doch dieser Kleinverkehr will schließlich wenig besagen gegenüber dem Großhandel, für den Petersburg ebenso Ziel- wie Durchgangspunkt ist. Die Zahl der einmündenden Bahnen ist allerdings verhältnismäßig gering; umso bedeutender erscheint der Verkehr zu Wasser; auch in dieser Beziehung ist die Newa Versorgerin. Die vier mächtigen Brücken, die über sie hinwegführen, stören ihn wenig, weil sie zu bestimmten Stunden für die Schiffe geöffnet werden und außerdem Binnen- und Seeverkehr sich wesentlich scheiden: was oberhalb der Nikolaibrücke liegt, gehört jenem, was unterhalb, diesem an. Da

liegen oberhalb, den breiten Strom fast zur Hälfte bedeckend, die riesigen plumpen Newakähne, hochbeladen mit Holz, das sie aus dem Innern bringen — denn damit heizt diese glückliche Stadt noch durchaus ihre Wohnungen —, dazwischen einzelne Seeschiffe, die bis an die im obern Teile Petersburgs gelegenen Fabriken gehen, und mit einer charakteristischen Takelage die auf dem Ladogasee fahrenden Segelschiffe. Zahlreiche kleine Lokaldampfer schießen geschäftig hin und her, und wer keinen von diesen benutzen kann, der kann sich einer der in eine sonderbare Spitze nach hinten auslaufenden Gondeln bedienen, die ein „Jailik" mit kräftigem Ruderschlage durch die bewegten Fluten treibt. Dasselbe Schauspiel beinahe, nur auf engerem Raume, zeigen die Kanäle, welche die Stadt durchziehen; kaum ist hier zuweilen zwischen den Massen der Fahrzeuge, die sie tragen, das dunkle Wässer sichtbar. Wie anders das Bild von der Nikolaibrücke abwärts! Zur Rechten am Wassily Ostrow liegen dicht gedrängt die eleganten Dampfer, die nach Oranienbaum und Kronstadt gehen, weiterhin die schönen, großen Schiffe, welche den Verkehr mit Finnland und Schweden vermitteln, endlich die Handelsschiffe aller nordischen Völker, namentlich deutsche, englische, dänische, oft bis mitten hinein in den Strom verankert. Dort kommt eben ein großer Dampfer aus London herauf, dieses schöne Räderschiff setzt sich nach Reval in Bewegung. Das linke Ufer dagegen trägt zunächst der Nikolaibrücke einen wesentlich verschiednen Charakter. Denn hier schaukeln sich vor wappengeschmückten, bedeckten Landungsbrücken die kaiserlichen Jachten, von der „Gardeequipage" bemannt, daneben die prächtigen Raddampfer, welche nach Peterhof fahren; erst weiter hinab herrscht dann auch hier der Handel.

Merkwürdig und doch wieder sehr erklärlich, daß dieser Handel, soweit er von Rußland aus betrieben wird, überwiegend in den Händen von Deutschen und Finnen liegt. Namentlich die letztern haben fast den gesamten Küsten- und Lokalverkehr des finnischen Meerbusens monopolisirt, er führt auch in dieser Beziehung seinen Namen mit Recht. Alle Lokaldampfer auf der Newa gehören einer finnischen Gesellschaft, haben finnische Bemannung und sind in Schweden erbaut; finnisch sind die Schiffe, die nach Finnland und Schweden fahren, finnisch die Küstensegler im ganzen Meerbusen. Denn die Finnen gelten für klug und energisch, und sie treten selbstbewußt genug auf, selbst geringe Leute. „Wir sind Finnen, wir nehmen dafür keine Bezahlung," antwortete ein schlichter Fischer, der uns aus gutem Willen in seinem Boot über eine Bucht der ingermannländischen Küste setzte; jene Seedampfer führen mit Vorliebe Namen aus der finnischen Geschichte und Sage (Oulu, Wäinämoinen), und zwar ausschließlich in abendländischer Schrift; die finnische Bahn ist die bestverwaltete, hat die eleganteſten Wagen, kennt nur finnisches Geld, nur abendländischen Kalender und kleidet ihre Beamten nach schwedischem Muster. Bekanntlich ist auch das „Großfürstentum Finnland" nur durch Personalunion mit Rußland verbunden und von diesem durch eine Zollgrenze getrennt. Wenn

heute die russische Herrschaft aufhörte, so würde morgen jede Spur derselben verschwunden sein, bis auf den Iswoschtschik, der auch die finnischen Küstenstädte erobert hat. Denn in diesem Lande der Wälder und Seen herrscht noch ungebrochen die schwedisch-protestantische Kultur, das Russische ist nur wie ein dünner Firniß aufgetragen.

Doch wir kehren nach Petersburg zurück. Der lange Sommertag geht zu Ende, spät sinkt die Sonne in glühendem Purpur und steigt frühzeitig wieder empor; eine eigentliche Finsternis tritt hier so wenig ein, daß während des Juni und Juli keine Gaslaterne angezündet wird. Dann strömt alles, wenn der Abend einbricht, aus der heißen Stadt hinaus nach den „Inseln" (Ostrowa) der Newa und Newka mit ihren Parks, Gärten, Vergnügungslokalen und Villen; endlos fahren die Iswoschtschiks, dicht besetzt sind alle Wagen der Pferdebahn und die kleinen Dampfer, die vom Sommergarten aus in die Newka hineinschießen, überall an den Landungsbrücken mit ihren Häuschen in national-russischem Holzstil Fahrgäste einnehmend und absetzend, bis hinaus nach Jelagin mit seinen kaiserlichen Villen im grünen Park und dem Blick auf die offene See. Dort draußen auf der Apothekerinsel liegt auch der botanische Garten, sicher einer der bestgepflegten Europas, im Schmuck seiner alten, prachtvollen Linden und hochstämmigen Erlen, der Akklimatisationsort für asiatische Pflanzen und vielleicht einzig durch seine wunderbaren Farren, die an Größe oft mit den Palmen wetteifern und an Eleganz und Feinheit der Formen sie weit übertreffen. Man könnte sich in eine Landschaft der Steinkohlenzeit versetzt glauben. Wer nicht nach den „Inseln" will, der wandert nach dem zoologischen Garten an der Festung. Die Tiere sind hier ganz Nebensache und bieten auch abgesehen von den beiden Nilpferden, wahrhaft vorsintflutlichen Ungetümen, deren plumpe Komik fortwährend dichte Scharen an ihr Gitter fesselt, wenig Bemerkenswertes, wie denn der Garten mit den deutschen Anlagen der Art keinen Vergleich aushält; den Hauptanziehungspunkt bilden die Vergnügungen, das Sommertheater und die Konzertsäle. Dort gehen in elektrischer Beleuchtung, mit buntestem Dekorationswechsel und glänzenden Ballets Ausstattungs- und Spektakelstücke in Szene, etwa eine „Feerie": „In Amerika," in der die tollsten Abenteuer durcheinander gehen: Steppenbrand, Überfall eines Zuges auf der Pacifikbahn, Urwaldreise u. s. w. und ein riesiger Neger den Retter der verfolgten Unschuld spielt; hier treten neben guter Instrumentalmusik — natürlich unter einem deutschen Kapellmeister — wohl auch „Tiroler" von fragwürdiger Echtheit auf, deren Lieder eigentümlich sich genug ausnehmen in dieser russischen Umgebung, doch lebhaft beklatscht werden von Deutschen wie von Russen. In einem andern Lokal führen mittlerweile dressirte Seehunde die unglaublichsten Kunststücke aus. So geht es in verwirrendem Durcheinander bei verschwenderischer Beleuchtung bis tief in die Nacht hinein, bis die Nacht dem Morgen zu weichen beginnt.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Die Oeffentlichkeit unsrer Gerichtsverhandlungen. Wie es bei jedem Uebergange vom Alten zum Neuen zu geschehen pflegt, so gehörte es auch lange Jahre hindurch bei Juristen und Nichtjuristen zu den stehenden Glaubensartikeln, daß die frühere Strafjustiz mit ihrem geheimen Verfahren die Wurzel alles Uebels gewesen und daß nur Heil zu erwarten sei von der Einführung der Mündlichkeit und vor allem einer fast schrankenlosen Oeffentlichkeit des Verfahrens. Nicht nur in Deutschland, sondern überall war man von der Richtigkeit dieser Anschauung durchdrungen. Von den nach dem Jahre 1848 in den einzelnen deutschen Staaten erlassenen Strafprozeßordnungen wurde der Grundsatz der Oeffentlichkeit anerkannt, und nur in wenigen Fällen hielt man es für gut, mit Rücksicht auf die allgemeine Sittlichkeit oder auf sonstige öffentliche Interessen Ausnahmen zu machen. Das deutsche Gerichtsverfassungsgesetz von 1879 hat dem Grundsatze in weitgehendster Weise Rechnung getragen. Es setzte in § 170 ganz kurz, aber desto bestimmter fest: Die Verhandlung vor dem erkennenden Gerichte erfolgt öffentlich. Abgesehen von einzelnen Ausnahmen in Ehe- und Entmündigungssachen, die sich aus der Natur solcher Sachen ergeben, ist nur dem Gerichte gestattet, die Oeffentlichkeit für die ganze Verhandlung oder für einen Teil derselben auszuschließen, wenn sie eine Gefährdung der öffentlichen Ordnung oder der Sittlichkeit besorgen läßt.

Während früher in einzelnen deutschen Gesetzgebungen für gewisse Strafsachen (wie z. B. für Münzverbrechen, Majestätsbeleidigungen, Hoch- und Landesverrat) die Ausschließung der Oeffentlichkeit unbedingt geboten war, hat man das in dem deutschen Gesetze nicht für nötig gehalten, sondern es einfach den Gerichten überlassen, in solchen Fällen zu entscheiden, wie sie es für gut finden. Ja man ging noch weiter, indem man bestimmte, daß die Verkündigung des Urteils in jedem Falle öffentlich zu erfolgen habe, und daß selbst nach Ausschließung der Oeffentlichkeit im bestimmten Falle von dem Vorsitzenden einzelnen Personen der Zutritt zu den Verhandlungen gestattet werden könne, eine Maßnahme, wodurch es eigentlich ganz in das Belieben des Vorsitzenden gestellt ist, auch eine nicht öffentliche Verhandlung zu einer öffentlichen oder doch halböffentlichen zu machen. Die Nachteile einer so schrankenlosen Oeffentlichkeit sind denn auch nicht ausgeblieben, sie haben schon mehrfach zu Besprechungen in dieser Zeitschrift Veranlassung gegeben. Gerade die beschränkte halbe Oeffentlichkeit erwies sich als gefährlich. Denn indem in einzelnen Fällen der Vorsitzende Zeitungsberichterstattern, halb- und ungebildeten, wohlwollend und böswillig gesinnten, den Zutritt in die an sich nicht öffentlichen Verhandlungen gestattete, wurde die vorher vom Gerichte angeordnete Ausschließung der Oeffentlichkeit zu einer bloßen Komödie.

Noch ist der traurige Prozeß Gräf, der sich in Berlin „abspielte,“ in aller Erinnerung. Er ist ja auch in dieser Zeitschrift mehrfach besprochen worden. Dort war die Oeffentlichkeit ausgeschlossen und, abgesehen von ganz wenigen andern Personen, waren nur die Zeitungsschreiber zugelassen worden. Die Folge war, daß jeden Abend Zehntausende gemütlich in ihren Zeitungen lasen, was man eigentlich geheim halten wollte und im Interesse der Sittlichkeit und öffentlichen Ordnung hätte geheim halten müssen. Aehnlich war es in zahlreichen Landesverratsprozessen,

wo gerade das, was man hatte geheim halten wollen und für dessen Verrat Strafe ausgesprochen wurde, in den Zeitungen als Ergebnis der betreffenden Gerichtsverhandlungen besprochen wurde. Bei diesen Zuständen mußte es für jeden, der es mit der Entwicklung unsers öffentlichen Lebens wohl meint, eine erleichternde Genugthuung sein, als die Reichsregierung an den Reichstag einen Gesetzentwurf brachte, der eine Beschränkung der Oeffentlichkeit vor allem in der Richtung vorschlug, daß die Befugnis des Vorsitzenden, einzelnen Personen den Zutritt zu nichtöffentlichen Gerichtsverhandlungen zu gestatten, aufgehoben und weiter, daß die Veröffentlichung von Berichten über nichtöffentliche Verhandlungen unter Strafe gestellt werden sollte. Man hätte nun glauben sollen, daß nach den oben berührten Vorkommnissen, welche die schweren Gefahren der schrankenlosen Oeffentlichkeit deutlich gezeigt hatten, alles in der Würdigung dieser maßvollen Vorschläge einig gewesen wäre. Aber weit gefehlt. Die demokratischen und — sit venia verbo — freisinnigen Blätter erhoben bald das übliche Geschrei über drohende Reaktion und gingen soweit, die Vorlage als den ersten Angriff auf unser modernes Prozeßrecht zu bezeichnen. So schreibt ein größeres derartiges Blatt: „Dasselbe (das Gesetz) enthält einen nachdrücklichen Einbruch in die Fundamente des modernen Prozeßrechtes, und es wird mit diesen Angriffen auf dieselben sein wie mit dem Rudel Hirsche; hat der erste die Netze durchbrochen, so folgen die andern unwiderstehlich nach.“ Es ist doch etwas schönes um das Wortgeklingel. Wem in aller Welt fällt es denn ein, einen Angriff auf unser Prozeßrecht zu machen und namentlich in der hier besprochenen Frage? Aber es klingt so schön, wenn man dem Volke sagen kann: Seht, die böse Regierung macht fortwährend Angriffe auf eure Freiheiten (?); wir aber, wir Fortschrittshelden wir sind auf dem Platze und werden es ihr schon zeigen. In Wahrheit liegt die Sache anders. Der Grundsatz der Oeffentlichkeit bleibt nach wie vor erhalten; nur soll es ermöglicht werden, den Mißbräuchen, die eine gewissenlose und bei Befriedigung des Skandalbedürfnisses ihrer Leser nicht sehr wählerische Presse ohne Rücksicht auf das allgemeine Wohl sich erlaubt hat, entgegenzutreten.

Es wäre sicher in juristischen und Regierungskreisen niemand eingefallen, den Gesetzentwurf einzubringen oder auch nur zu wünschen, wenn eben die Presse Maß gehalten hätte, und wenn nicht die Vertreter der Presse, die in den Gerichtsverhandlungen zu erscheinen und darüber zu berichten pflegen, meist so ungebildete und namentlich in juristischen Dingen so unbewanderte Leute wären, daß alle die Vorteile, die man sich von einer Veröffentlichung der Verhandlungen durch die Presse verspricht, schon wegen der Mängel der Berichterstattung gar nicht eintreten können, und daß fast immer der einzige Zweck der Berichterstattung die Befriedigung der Neugierde und Skandalsucht des Publikums bleibt. Geradezu komisch muß es daher wirken, wenn von den Gegnern des Entwurfs beispielsweise geschrieben worden ist: „Die Berichterstattung durch die Presse hat auch den Zweck, eine Prüfung des Urteils zu ermöglichen,“ oder: „Endlich ist aber auch die öffentliche Besprechung von Gerichtsverhandlungen bestimmt, eine kritische Untersuchung der Justiz zu gestatten; die Berichterstattung dient nicht lediglich der schnöden Lust am Skandal, sondern auch der Wissenschaft. Wie nun, es soll nun auch der Jurisprudenz verwehrt sein, ihren Maßstab an die Justiz zu legen, sobald das Gericht nur den Ausschluß der Oeffentlichkeit beliebt? Eine solche Bestimmung kann nur geeignet sein, die Kluft, welche noch immer zwischen Rechtsprechung und Rechtswissenschaft gähnt, zu erweitern.“ Der Schreiber dieser prachtvollen Sätze vergißt, daß es sich einerseits nur um eine verschwindend kleine Anzahl von Fällen

handelt, in denen nach wie vor die Oeffentlichkeit ausgeschlossen wird, anderseits daß die Berichterstattung durch die Presse, wie sie seither beliebt worden ist, selbst bei großen Zeitungen gar keinen Anspruch auf wissenschaftliche Beachtung hat. Wer, der an öffentlichen Verhandlungen beteiligt war, hat es nicht schon erlebt, daß über solche Verhandlungen hernach in den Zeitungen Dinge berichtet, daß den Beteiligten Worte in den Mund gelegt wurden, die man nicht anders als mit dem Ausdrucke „haarsträubender Blödsinn“ bezeichnen kann. Wehe dem Juristen, sei er Theoretiker oder Praktiker, der auf Grund von Zeitungsberichten ein Urteil über eine Gerichtsverhandlung abgeben wollte! Er würde sich dem Vorwurfe nicht entziehen können, daß er höchst leichtfertig gehandelt habe. Also das sind Phrasen, was wir da hören. Die Wissenschaft wird durch das Verbot der Berichterstattung in den wenigen nicht für die Oeffentlichkeit geeigneten Fällen nicht geschädigt werden; im Gegenteil durch das Verbot werden manche falsche Urteile, die auf Grund von schlechten Berichten über gerichtliche Urteile abgegeben wurden, unterdrückt und unmöglich gemacht werden. In der Reichstagskommission ist man denn auch dem Gesetzentwurfe günstig gestimmt, und wenn auch einzelne Aenderungen daran beliebt werden sollten, die wesentlichste Vorschrift, die des Verbots der Berichterstattung über nicht öffentliche Verhandlungen, hat in der Kommission schon die Mehrheit gefunden und wird sie wohl auch im Reichstage finden.

Ein unbekanntes Gedicht von Karoline Neuber. Die auf der Leipziger Stadtbibliothek aufbewahrte Büchersammlung der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig enthält unter ihren Schätzen meist Bücher, welche der Gesellschaft einst von Mitgliedern oder Freunden verehrt worden sind. Auch Frauen, welche den Bestrebungen der Gesellschaft nahe standen, finden sich als Schenkgeberinnen, so die Gottschedin, Christiane Mariane von Ziegler, die Freundin Sebastian Bachs, und auch die Neuberin. Das Buch, welches Karoline Neuber dargebracht hat, gewährt durch ein eigenhändiges Widmungsgedicht der Schauspielerin noch ein besondres Interesse. Es sind die „Sittlichen Zuchtbücher, des Hochberümpten Philosophi und lerers Lucii Annei Senece. In welchen, leer und underweisung funden wirt, wie sich ein mensch, der tugent gemäß, halten soll. . . . Durch Michael Herr, der freyen künst und artzney liebhaber, neülich verteütscht. Straßburg M. D. XXXVI.“ — eine Uebersetzung der unter dem Namen der Dialoge bekannten echten und unechten Schriften Senecas. Auf der Vorderseite des Vorsetzblattes steht von der Hand der Neuberin geschrieben:

An
Die sämmtliche Deutsche Gesellschafft
über giebt
mit gebührender Hochachtung
dieses Buch

Leipzig d. 16. Decembr im Jahr 1733. — Friederica Carolina Neuberin geb. WB. Deutsche Comoediantin.

Die Rückseite trägt folgendes Gedicht:

Geh Weiser Séneca zu andern Klugen schrifften,
und laße Dir durch Sie ein wahres Denckmahl stifften,
Du trittst mit größern ruhm in die Gesellschafft ein,
als wenn Du immer solst bey einer Frauen seyn,

Die zwar die Lehren liebt die Du hast aufgeschrieben
und ihnen gerne folgt, doch solche aus zu üben
nicht recht vermögend ist. bald stöhret sie der Neid
belügt und lästert sie und macht gefährlichkeit,
daß sie erschrecken muß, und Dich dabey vergeßen
Deswegen schämt sie sich. Nun kanst Du leicht ermeßen
wie schwach die Weiber sind. es fehlt zwar Männern offt
an der gelaßenheit, wenn alles was man hofft
Zu Grunde gehen soll. Wenn fleiß und gute gaben
gleich bey der redlichkeit gantz reine Wohnung haben
so schleicht sich doch die Furcht so unvermerckt u. schlau
am aller liebsten ein bey einer schwachen Frau,
die leichtlich zittern kan. Da bist Du schlecht beschützet
Deswegen gehe hin wo man Dich beßer nützet
wo man Dich beßer braucht, zur Weisheit, ruh, und Lust,
in reine Männer Hand, und weise Männer Brust.
von dort aus will ich Dich nach allen Deinen Lehren
Durch Ihren Klugen Mund, Bewundern und Verehren.

Das Geschenk fällt also in die Monate, in welchen nach dem Tode Friedrich Augusts des Starken die Neubersche Truppe mit der Gesellschaft Müllers über das Privileg, „in denen Leipziger Meßen und 8 Tage vor- und 8 Tage nach der Meße agiren zu dürffen," im Streite lag. Der Neuberin war von 1732 bis 1735 der „erste Boden übern Fleisch-Bäncken" zu Aufführungen vom Leipziger Rate überlassen worden; diesen beanspruchte jetzt Müller und suchte mit Hilfe von Dresdner Gönnern sein Ziel zu erreichen, wogegen der Rat die Neuberin gegen die Erlasse der Regierung in Schutz nahm.

Leipzig. Hans Fischer.

Zu Kleists „Prinz Friedrich von Homburg." Bei der Durchmusterung einer Anzahl von Novellen- und Anekdotensammlungen aus dem siebzehnten Jahrhundert stieß ich auf die nachfolgende Erzählung. Sie steht im achten Bande von G. Ph. Harsdörffers „Gesprächspielen" (Nürnberg 1649, S. 51) und daraus entlehnt wieder im zweiten Teile von Matthias Abeles Seltzamen Gerichtshändeln (Nürnberg 1658, S. 138 f.):

Die süsse Bestraffung.

Ein Marggraf benant Brisac hat in Savoyen das Frantzösische Heer geführet und unter andern tapfern Thaten einen starken Ort in Montferrat angegriffen. Als nun die Mauren nach und nach durch die Stükke nieder geworfen wurde(n), gebote er, daß niemand zu stürmen anfienge, es were dann ein gewisses Zeichen mit der Trompeten gegeben. Boissy ein tapferer Kriegsmann erwartet besagtes Zeichen nicht, sondern ist der erste auf der Mauren, dem dann andere nachgestiegen und die Statt erobert. Der Marggraf Brisac nimmt Boissy in Verhafft, und nach dem die meisten Obristen für ihn gebeten, wird er nicht nur aus der Gefängniß und angedrohter Todesgefahr errettet, sondern wegen seiner Ritterthat mit einer Ketten von 200 Kronen wehrt für dem gantzen Kriegsheer beschenket, mit diesem Anhang, daß die Tapferkeit ohne Gehorsam zu schänden und zu straffen, ja ein unbesonnenes thierisches Rasen sey, das vernünftigen Menschen nicht gezieme.

Die Aehnlichkeit des hier geschilderten Vorganges mit gewissen charakteristischen Zügen der Fabel in Kleists „Prinzen von Homburg" springt in die Augen, und das Interessante dabei ist, daß es gerade solche Züge sind, welche die für Kleist maßgebenden geschichtlichen Quellen über seinen Helden nicht enthalten, und welche anderseits im Drama entscheidende Bedeutung haben: das Gefängnis, die angedrohte Todesgefahr, die Fürbitte der Obersten, die Belohnung mit der Kette.

Liegt hier ein Spiel des Zufalls vor, oder hat Kleist diese Geschichte gekannt und für seine Dichtung verwertet? Eine Frage, die ebensowenig bestimmt zu verneinen wie zu bejahen ist. Mir ist es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß Kleist entweder aus Harsdörffer selbst oder auch aus dessen älterer (französischer?) Quelle Kunde von diesem französischen Prinzen von Homburg hatte und der stoffverwandten Anekdote einige für seine Zwecke geeignete Züge entlehnte. Daß dadurch der dichterische Wert des Kleistschen Dramas auch nicht um Haaresbreite geschmälert werden würde, ist selbstverständlich. Aber selbst wenn man nur eine zufällige Uebereinstimmung annehmen dürfte, verdiente auch dieser Zufall Beachtung.

Jena. B. Litzmann.

Die Wandgemälde der Casa Bartholdy. Die „Magdeburgische Zeitung" brachte kürzlich folgende, in viele andre Zeitungen übergegangene Mitteilung: „Die Nationalgalerie in Berlin wird in nächster Zeit eine wertvolle Bereicherung erfahren, und zwar in Gestalt der berühmten Fresken aus der Villa Bartholdy in Rom, welche in den Jahren 1811 bis 1816 Overbeck, Cornelius, Schadow und Veit gemalt haben. Die Casa Bartholdy wird mit zahlreichen andern Gebäuden niedergerissen, um Raum für das Denkmal Viktor Emanuels zu geben. Es lag bei dieser Gelegenheit die Gefahr nahe, daß jene Erstlingswerke der sogenannten Nazarener-Schule, an welche sich das Wiederaufleben der modernen religiösen Malerei in Deutschland knüpft, dem Untergange verfallen würden. Die preußische Regierung hat in Anbetracht dieser Gefahr die Fresken von dem derzeitigen Besitzer der Villa angekauft, um dieselben in sorgfältiger Weise von der Wand ablösen zu lassen und nach der Nationalgalerie in Berlin überzuführen. Von Cornelius rührt die Traumdeutung Josefs und die Wiedererkennungsszene mit den Brüdern her, von Overbeck der Verkauf Josefs und die Allegorie der sieben magern Jahre, von Schadow Josef im Gefängnis die Träume auslegend und Josefs blutiger Rock, und von Veit die Allegorie der sieben fetten Jahre und Josef und Potiphars Weib. In dem mangelhaft beleuchteten Zimmer der Casa Bartholdy haben diese Fresken nie so recht zur Geltung kommen können, und erst nach ihrer Ueberführung zur Nationalgalerie wird es möglich sein, sie in ihrer für die Nazarener charakteristischen Eigentümlichkeit kennen zu lernen. Man wird es der preußischen Regierung Dank wissen, daß sie diese kunstgeschichtlich so wertvollen und interessanten Werke des deutschen Genius nicht untergehen ließ, sondern dem Vaterlande als ein Andenken an jene große Zeit des Wiedererwachens deutscher Kunst erhalten hat."

Wir erlauben uns hierzu folgende bescheidene Bemerkungen zu machen. Eine Villa Bartholdy giebt es in Rom überhaupt nicht. Die fälschlich oft so genannte Casa Bartholdy aber ist ein Haus, welches niemals dem preußischen Generalkonsul Bartholdy gehört hat, sondern noch heute im Besitze der Nachkommen des Malers Zucchero ist, der es sich um das Jahr 1600 erbaut hat; im zweiten Stockwerke hat Bartholdy einige Jahre zur Miete gewohnt.

Von einem Niederreißen dieses Hauses ist keine Rede, am wenigsten wegen des Denkmals für den König Viktor Emanuel; denn dieses Denkmal wird auf dem Kapitol errichtet, und von da bis zu Trinità dei Monti, oberhalb des spanischen Platzes, wo die Casa Zucchero liegt, hat man eine gute halbe Stunde zu gehen!

Von einer schlechten Beleuchtung der Fresken in diesem Hause, sowie davon, daß sie nie so recht zur Geltung kommen konnten, kann ebenfalls keine Rede sein; sie waren vielmehr dort sehr gut beleuchtet und kamen nur allzusehr zur Geltung — für jemand nämlich, der an diesen blut- und leblosen Gestalten keine Freude zu finden vermag. Prangen sie erst in der Berliner Nationalgalerie, so wird ja das große Publikum Gelegenheit haben, zu beurteilen, was es mit diesen „kunstgeschichtlich so wertvollen und interessanten Werken des deutschen Genius" auf sich hat.

Pedant. (Nach dem Lesen des vortrefflichen Aufsatzes über Joachim Heinrich Campe in Nr. 21 der Grenzboten.) Schillers Forderung, den Pedanten zu verdeutschen, ist doch vielleicht nicht so ganz unerfüllbar. Nur darf man sich nicht „pedantisch" an die Ableitung des Wortes klammern, sondern muß frei den jetzigen Sinn zu treffen suchen. Hier ein Versuch.

Der Purist.

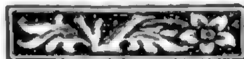
Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern;
Nun, so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht.

Schiller.

Auskunft.

Macht es dir Pein, wie man ihn verdeutscht, so ist das kein Wunder.
Pein auch macht es ihm selbst, wie er vergeblich sich müht,
Jedes winzige Stäubchen zu tilgen mit peinlicher Sorgfalt.
So in der Pein ihn zu sehn, machet den andern auch Pein.
Deutsch ist wahrlich sein peinliches Thun, drum sollte sein Name
Deutsch auch minder nicht sein: Peinling benenne ihn doch!

Irenaeus Securius.



Literatur.

Literarische Modelle und andre Geschichten von Ferdinand Groß. Berlin, S. Fischer, 1887.

Der Titel dieser Sammlung von Feuilletons ist geschickt gewählt und verrät den gewandten Journalisten. Das Modell überhaupt und das literarische Modell insbesondre sind Begriffe, welche gerade in der letzten Zeit dem großen Publikum sehr geläufig geworden sind. Maler Graefs Skandalprozeß hat ganze Bände von ästhetischen Abhandlungen über das Künstlermodell hervorgerufen; und in den Kreisen der Literarhistoriker, insbesondre der Goetheforscher, ist die Suche nach den Modellen seiner poetischen Gestalten der allerneueste Sport, gilt als das allerhöchste Problem der literarischen Forschung. Gleichwohl ist Ferdinand Groß nicht der erste Feuilletonist, der den Titel „Modelle" verwertet; Fritz Mauthner hat

ihn schon in einer Unterabteilung seiner kürzlich hier besprochenen Sammlung „Credo“ vorweggenommen. Auch inhaltlich führt die Erinnerung an Fritz Mauthner zu interessanten Vergleichen, wobei man allerdings, um gerecht zu bleiben, berücksichtigen muß, daß Groß in seiner neuesten Feuilletonsammlung (er hat deren schon mehrere) nicht ein umfassendes Bild seiner Thätigkeit zu geben beabsichtigte, wie Mauthner. Groß lebt in Wien, Mauthner in Berlin — das spürt man auch aus den Feuilletons der beiden heraus: es sind zwei ganz verschiedne Atmosphären, die sie ein- und ausatmen. Der Berliner Mauthner ist scharf in der Kritik, kühn, rücksichtslos im Angriff, schreibt kurz und beißend wie ein Schüler Börnes. Groß ist versöhnlicher in der Satire, er steigt gern bis zum ganz tendenzlosen, sich am Scherze selbst erfreuenden Humor herab; ganz eigen ist ihm ein anmutiger, harmloser Plauderton, der gleichwohl nicht ohne tiefere Gemütserregung zu verlaufen pflegt. Mauthner schlägt sich mit Gelehrten und Dichtern herum, er hat ein uns höchst sympathisches literarisches Interesse. Der Wiener Feuilletonist darf über alles, nur nicht über Literatur schreiben, und darum wird man jene Töne bei Groß nicht wiederfinden. Er schreibt mehr für Damen, Mauthner für Männer, und es liegt dies vielleicht nicht minder an den verschiednen Städten, deren gesellschaftliche Luft sie einatmen, als an der ursprünglichen Anlage der beiden Feuilletonisten.

Und nun einige Worte zu den einzelnen Stücken des achtzehn Skizzen enthaltenden Buches. Groß liebt es, in spielerischen, aber keineswegs eines gedankenvollen Ernstes entbehrenden Humoresken allgemeinen Vorurteilen entgegenzutreten; so z. B. schildert er schneidig den schlauen Egoismus jener gerade in Wien bekannten Menschenspezies „Ein guter Kerl.“ Oder er macht sich mit Recht lustig über den zu weit getriebenen Hundekultus, der ja auch in der Romanliteratur seinen Spiegel findet. Eine seiner glücklichsten Beobachtungen hat er in der Charakterskizze „Der Superlativ-Mensch“ mitgeteilt: eine sehr feine Satire auf jene Leute, die sich für alles lügenhaft begeistern, und die nie genügend starke Ausdrücke für ihre Gefühle finden. So recht wienerisch ist die Betrachtung, was „die größte Kunst,“ d. h. die größte Schwierigkeit wäre, und welche mit dem Nachweis schließt — das Neinsagen wäre diese allerschwerste Kunst. Ebenso gelungen ist die Charakteristik des Strebers, der sich die Devise gewählt hat: „Man kann nicht wissen — vielleicht doch.“ Und da alle Humoristen schon den Typus des verkannten Genies bis auf die Knochen ausgenutzt haben, so hat Groß den glücklichen Einfall gehabt, den „klügsten Narren“ von der Welt zu zeichnen in der Skizze „Der Anerkannte,“ der mit der größten innern Zufriedenheit durchs Leben wandert, obgleich er niemals einen Erfolg gehabt hat. Eine ungewöhnlich feine Skizze ist „Eine Begegnung“; ein greises Ehepaar von kostbarer Originalität wird darin vorgeführt. Der Mann will sich und der Welt nicht zugestehen, daß er die Gebrechlichkeit des Alters schon verspüre; mit anmutiger Schelmerei aber weiß ihn die Gattin doch „umzukriegen,“ daß er die ärztlichen Verordnungen u. dgl. m. befolge. Diese Stücke sind die besten des Buches; alle übrigen sind schwächer, gehen zuweilen in die Karikatur oder werden sentimental. Gerade das scherzhafte Stück, welches dem Buche den Titel gegeben hat, hätte den Gedanken der literarischen Modelle wohl tiefer darstellen sollen. Im ganzen aber empfängt man von dem Buche eine heitere und sinnige Anregung.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Das britische Weltreich und seine Aussichten.

1.

n einigen Wochen (am 28. Juni) wird die Königin Viktoria das fünfzigjährige Jubiläum ihrer Krönung feiern, und schon seit Monaten stellen englische Blätter Betrachtungen über die Erfolge und Gewinne an, welche das britische Reich unter ihr zu verzeichnen gehabt hat. Sie finden dabei fast nur Ursache, zu rühmen und stolz zu sein. Eine lange Reihe von Fortschritten wird aufgezählt, und an die ruhmreiche Vergangenheit schließen sich Hoffnungen und Prophezeiungen einer noch glänzenderen Zukunft. Die Entdeckungen der physischen Wissenschaften haben das Land mit Eisenbahnen und Telegraphendrähten überzogen und den Verkehr desselben verzehnfacht. Die heimische Bevölkerung ist in erstaunlichem Maße gewachsen, nicht bloß an Zahl, sondern auch, durch die Verbesserung des Schulwesens und durch das Entstehen und die Zunahme einer wohlfeilen Presse, an allgemeiner und politischer Bildung. Freiheiten und Berechtigungen wurden einem größeren Teile des Volkes zugewiesen als vor dieser Zeit. Der Freihandel machte dem Arbeiter das Brot um die Hälfte billiger und ließ die Häfen zu Märkten und Speichern für die Erzeugnisse der gesamten Erde werden. Ein ununterbrochener Strom von Auswanderern aus dem Mutterlande ergoß sich in die Kolonien und verwandelte sie in junge Nationen, die sich bereits fühlen und kräftig emporstreben, aber zugleich darauf bedacht sind, ihren Zusammenhang mit ihrem Ursprunge zu wahren. Vor drei Jahrzehnten überwand Großbritannien in Indien die furchtbarste Militärrevolution, welche die Welt jemals gesehen, und jetzt hat die Königin keine treueren Freunde als die dortigen Fürsten. Die Kriege, welche sie führen mußte, endigten fast ohne Ausnahme mit Siegen

der britischen Waffen. Mit ihrer Flotte, deren Holzschiffe sich in gewaltige Panzerkolosse, ausgerüstet mit allen Erfindungen der Seefahrt und des Geschützwesens, verwandelt haben, beherrscht sie die Ozeane bis zu den fernsten Inseln. Wo Landengen zu durchbrechen waren, um getrennte Meere zu verbinden und der Schifffahrt Umwege zu ersparen, fiel der Vorteil vorzüglich dem englischen Kauffahrer zu. Wo Goldfelder gefunden wurden, floß die Ausbeute zum größten Teile zuletzt in die Banken und in den Staatsschatz Englands. Sieben Zehntel der Güterverschiffung der Welt werden von britischen Fahrzeugen und Seeleuten besorgt u. s. w. Alles das in prächtigen Bildern, mit glühenden Farben, in hoch sich aufbäumenden Superlativen geschildert, alles Licht, kein Schatten, alles nicht bloß ein Ruhmeskranz für das stolze Albion, sondern zugleich eine Wohlthat für das ganze Menschengeschlecht. Leider verträgt das Bild die Kritik nicht allenthalben. Zunächst ist dabei vergessen, daß in den letzten fünfzig Jahren auch andre Staaten und Völker Fortschritte gemacht haben, daß diese Fortschritte den englischen in vielen Beziehungen gleichkommen, in manchen größer und wertvoller sind, und daß die Siege der britischen Waffen in der Regierungszeit der Königin Viktoria, mit Ausnahme des Krimkrieges, wo übrigens die Franzosen das beste thaten, nur über Wilde und Halbbarbaren erfochten wurden. Dann ist übersehen, daß die Medaille ihre Kehrseite hat, welche nicht so eitel Glanz zeigt wie die andre. Wir erinnern zuvörderst an die Demokratisirung Englands, die in dieser Zeit begonnen und rasch und unaufhaltsam sich über weite Kreise ausgebreitet hat, an die Unterwühlung der Pfeiler des Staatsgebäudes, an die heillose Zersetzung der alten Parteien und an die Gefahr für das Reich, welche von Irland und Amerika her droht. Wie der frühere Schatzkanzler Harcourt vor einigen Wochen in einer Volksversammlung zu Shoreditch sagte, sind während der fünfzigjährigen Regierung der Königin 1¼ Million Irländer Hungers gestorben, während 3 600 000 wegen versäumter Zahlung ihres Pachts von den Gutsherren aus Haus und Hof vertrieben wurden und 4 186 000 nach den Vereinigten Staaten, Kanada und Australien auswanderten. Gewiß bleibt dem Briten bei alledem noch viel Recht und Grund, stolz zu sein. In dem Garten der Ackerbaugesellschaft zu Kensington ist ihm eine Rundschau über das ungeheure Kolonialreich eröffnet, über welches seine Königin gebietet. Das Hauptportal trägt in goldnen Buchstaben die Inschrift: „Britisches Reich. Flächeninhalt 9 126 000 Quadratmeilen, Bevölkerung 305 378 000." Nach Dudley, Baxter und Giffon belief sich das Volksvermögen des Vereinigten Königreichs 1864/65 auf 6113 Millionen, 1884/85 aber auf 9103 Millionen Pfund Sterling, während auf Preußen nach Soetbeer nur 8070 Millionen Mark kommen. Seit 1800 hat sich das Vermögen Englands mehr als verfünffacht. Von dem gesamten Welthandel kamen 1855 nicht weniger als 31 und 1875 sogar 40 Prozent auf englische Rechnung. Indes hat dieser Anteil seitdem merklich abgenommen, und zwar zuletzt, in den Jahren von 1882 bis 1884,

um rund 600 Millionen Mark, und zu gleicher Zeit fand, wie aus den Blaubüchern des Parlaments zu ersehen ist, ein sehr bedeutender Rückgang in der Eisen- und Textilindustrie wie in der Landwirtschaft statt. Wie das politische Ansehen Großbritanniens unter Gladstone gelitten hat, ist von uns wiederholt und, wie wir denken, überzeugend dargethan worden, und in den folgenden Aufsätzen werden wir unter Anleitung von Sachverständigen, untersuchen, wie weit seine militärischen Einrichtungen ihm für die Zukunft Sicherheit seines Länderbesitzes, seines Einflusses und seiner Macht verbürgen. Wir werden dabei auch die Frage zu erörtern haben, ob das britische Weltreich wirklich, wie seine Zeitungsschreiber behaupten, sich so fest auf seine „Hunderttausende bewaffneter Bürger," will sagen auf seine Freiwilligen verlassen kann, daß es sich mit einer kleinen geworbenen Armee begnügen und von der „verhaßten Konskription" auch weiterhin absehen darf.

Wir folgen bei unsrer ferneren Betrachtung zunächst der vor kurzem erschienenen Schrift: „Die Weltstellung Englands militärisch-politisch beleuchtet von Otto Wachs, königl. preußischem Major a. D. Mit 7 Karten." (Kassel, Th. Fischer.) Der Stil des Verfassers ist für unsern Geschmack hin und wieder ein wenig zu blühend, auch hätte sich vieles von seinen Betrachtungen ohne Schaden kürzer sagen lassen; was er aber sagt, besonders wo er als Soldat schildert und urteilt, ist lehrreich und beherzigenswert, weshalb wir die Arbeit, von der hier nur die Hauptsachen im Auszuge mitgeteilt werden, dem Studium der Leser dieser Blätter bestens empfehlen.

Die gewaltige Ausdehnung des britischen Reiches imponirt zwar, schwächt aber das Reich für die Verteidigung; es ist length without strength, es umspannt die Welt mehr, als es ihr gebietet. Vergleichen wir es mit einem Gewebe, so büßten seine Fäden in dem Maße an Festigkeit und Dichtheit ein, als es sich weiter ausspannte. Erscheint es uns als organischer Körper, so sehen wir die Kraft des Zentralorgans sich mit jedem neuen Gliede schwächen, das dieser ansetzte und dem das Herz oder Hirn Leben mitzuteilen hatte. Dazu kam, daß sich in den letzten Jahrzehnten bei den Nachbarn sowohl als innerhalb großer Kreise des Bereichs der britischen Erwerbungen mehr und mehr die Erkenntnis verbreitete, welche einst ein französischer Schriftsteller mit den Worten ausdrückte, die britische Großmacht sei „ein Polyp mit einem Zwergenleibe und riesigen Fangarmen, mit denen er den Erdball einschnüre, um ihn auszusaugen," und daß sich mit dieser Erkenntnis das Bewußtsein verband, man brauche diese Rolle nicht länger zu dulden. Es verfängt nicht mehr, wenn der Polyp mit der Heuchelei, die ihm nicht bloß in politischen Dingen zur zweiten Natur geworden ist, der Welt versichert, er sei ein Segen für sie; denn sein Weitergreifen beabsichtige nur Verbreitung der Gesittung, des Christentums und der Freiheit. Man ist durch die Erfahrung belehrt, daß sich hinter diesem Vorgeben nur die eigentliche Haupttriebkraft, rücksichtslosester Eigennutz, verbirgt,

und man weiß, daß man allmählich zu der Macht erstarkt ist, welche solchem Egoismus Schranken setzen kann. Eine geographisch-strategische Betrachtung des englischen Imperiums möge dies klar machen. Sie wird zeigen, daß es zwar größer als das alte römische, aber schon deshalb nicht so stark ist, weil ihm dessen Geschlossenheit fehlt, und weil es nicht wie jenes nur von Barbarenländern umgeben ist, sondern auch Kulturstaaten zu näheren und ferneren Nachbarn hat, welche, allerdings vorläufig bloß zu Lande, ihm weit überlegen sind.

Betrachten wir zunächst das Land, von dem aus das britische Weltreich sich entwickelt hat und nach dem es von seinen Grenzen aus gravitirt, das Kern- und Mutterland zwischen der Nordsee und dem Atlantischen Meere, die beiden Inseln Großbritannien und Irland, und versuchen wir die Frage zu beantworten, ob dieses Zentrum hinreichend verwahrt und befestigt ist, um gegen einen Angriff mit Erfolg verteidigt werden zu können. Wir beschränken uns dabei auf die irische Küste im Süden und auf die englische im Süden und Südosten, weil hier von Frankreich her die meiste Gefahr droht. „Sechs Tage die Herrschaft im Kanal, und am fünften werde ich in London sein," sagte Napoleon 1805, und Wellington bezeichnete die Strecke von Plymouth bis zum Washbusen als jederzeit zugänglich für einen Gegner. Auch jetzt verhält sich das nicht viel anders. An dem über vier Grade sich ausdehnenden Südstrande Irlands befindet sich nur ein einziger nach der Seeseite hin befestigter Ort: Kork mit den Forts Carlisle und Camden — eine Stellung, welche einem in der Nähe gelandeten Feinde keinen Widerstand zu leisten vermag, da sie landeinwärts ohne Festungsschutz ist. Wer aber in Irland einmal festen Fuß gefaßt hat und mit den dortigen Gegnern Englands in Verbindung getreten ist, kann bei einem Übergange nach der Hauptinsel den Georgskanal schneiden, in dessen südöstlichem Teile nur Milfort Haven durch ein Fort geschützt ist, den Nordkanal überschreiten oder auch die Irische See kreuzen, wo die Inseln Man und Anglesea als Brückenpfeiler dienen könnten. Richten wir am Ärmelkanal die Blicke von Westen nach Osten, so erscheinen zunächst Falmouth und Plymouth als wichtige Kriegshäfen, von denen der letzgenannte durch das Fort Breakwater und drei Batterien mit zusammen sechsundzwanzig schweren Geschützen verteidigt wird. Achtzig Kilometer weiter folgt der ausgezeichnete Hafen Portland mit zwei Forts, die mit achtzehn Kanonen ausgerüstet sind. Wieder hundertzwölf Kilometer östlicher liegt Portsmouth, eine Seefeste ersten Ranges, deren Rhede, durch die Insel Wight und die Halbinsel Gosport geschützt, die gesamte englische Kriegsflotte aufnehmen könnte und in der sich ungeheure Docks, Werften und Magazine befinden. Wight wird von einem Fort mit acht Geschützen, Portsmouth selbst durch die sechs Außenforts Gilkiker Battery mit vier, Horse Sand mit fünfundzwanzig, Nomansland ebenfalls mit fünfundzwanzig, Spit Bank mit neun, St. Helens mit zwei und Harst Castle mit fünf Geschützen verteidigt, die durch einen Schienenstrang mitein-

ander verbunden sind. Dazu kommen in den sechs Forts und sechs Batterien der Insel Alderney und den drei Forts, die auf Jersey errichtet worden sind, noch detachirte Werke, welche das französische Ufer bei Cherbourg fast bestreichen und von welchen man Bewegungen dortiger Gegner beobachten und flankiren kann. Nur hunderteinundsechzig Kilometer Küste trennen Portsmouth von Dover, dem englischen Hafen, der dem Festlande am nächsten liegt und so einem Angriff von dorther am meisten ausgesetzt scheint, der aber anderseits einer Vereinigung der deutschen mit der französischen Flotte zu gemeinsamer Aktion gegen England, die für die Zukunft keineswegs ganz undenkbar wäre, einen Riegel vorschieben könnte. Indes beherrschen zwar die gut befestigten Höhen bei Dover die Küste, aber ein eigentlicher Kriegshafen ist der Ort nicht, und eine Landung wäre hier unter Umständen sehr wohl zu bewerkstelligen, auch könnte sich dieser Punkt zur Stütze für ferneren Nachschub empfehlen. Zweiundsiebzig Kilometer östlich von hier stehen wir vor der Mündung der Themse mit ihren Befestigungen: den Forts Coalhouse (dreizehn), Cliff (sechs), Shornmead (elf), Tilbury (sieben) und New Tavern (sechs Geschütze). Ihnen ist der Schutz der Weltstadt London anvertraut, und innerhalb ihrer Schlagweite liegen die großen Militär- und Marine-Etablissements am untern Laufe des Stromes: Sheerneß mit zwei Forts, Woolwich, Purfleet und Deptford. Sheerneß kann als Festung zweiten Ranges gelten, Chatham ist auf der Westseite hinsichtlich der Befestigung vollständig vernachlässigt, und so sind nicht nur sein Seearsenal und seine großen Flutdocks gefährdet, sondern es ist auch die Verteidigung des Fahrwassers der Themse weiter aufwärts gelähmt, da sich dort keine Befestigungen mehr befinden. Als letzter Punkt von Bedeutung endlich auf der von Wellington als gefährdet bezeichneten Küstenlinie ist der Hafen von Harwich zu nennen, der als Stützpunkt eines Nordseegeschwaders dienen könnte, und den das Fort Sandguard mit fünf Geschützen deckt. Vergebens sucht das Auge an den übrigen Küstensäumen, Flußmündungen, Buchten und Häfen, am Clyde, Humber, Tyne, am Kanal von Bristol nach Verteidigungsanstalten, nur den Mersey deckt eine Batterie mit sieben großen Stücken.

Die englischen Kriegshäfen zerfallen in solche, welche ein Hauptmarinedepot einschließen, durch dessen Wegnahme die Flotte also nachhaltig geschädigt werden würde, und in solche, die nur untergeordnete Depot- und Werftanlagen zu schützen haben. Zur ersten Klasse gehören Plymouth, Portsmouth und Chatham, zur zweiten Milforthaven, Portland, die befestigten Orte an der Themse, Sheerneß, Dover, Kork und Harwich. Mehrere davon sind an sich sehr stark, aber entscheidend für die Möglichkeit ihrer Verteidigung ist die Beantwortung von zwei Fragen, und diese werden von dem Verfasser unsrer Schrift, was die erste betrifft, bestimmt verneint, was die zweite angeht, zweifelhaft gelassen. Die in Großbritannien stehende Artillerie ist nach ihm nicht zahlreich genug,

um die in den Forts und Batterien der Küste aufgestellten 940 schweren und 1520 leichten Geschütze wirksam zu bedienen, und von den letztern fürchtet er im Hinblick auf einen Artikel der Times vom 18. Juli vorigen Jahres, der sich „über die beklagenswerten und fortgesetzten Mißerfolge des britischen Geschützwesens“ verbreitete, daß sie „zur Erfüllung ihrer Aufgabe nicht ganz geeignet sein möchten.“

Die zweite Verteidigungslinie Englands — die erste, die Kriegsflotte, soll später besprochen werden — wäre also nicht in befriedigendem Zustande, und was würde nun geschehen, wenn es nach Überwindung derselben gälte, einem Einbruch im Innern Halt zu gebieten? London, das mit seinem kolossalen Reichtume ein verlockendes Ziel sein würde, ist nicht befestigt, und ebensowenig sind es andre Hauptzentren, durch deren Besetzung dem Feinde unendliches Kapital in die Hände fallen würde. „Ferner fehlt es an einem befestigten Lager im Binnenlande oder an einer durch die Natur aufgeworfenen, nicht zu umgehenden großen Defensivposition... Ein andrer Faktor der Verteidigung endlich, das zwar hochentwickelte, aber nicht in staatlicher Hand befindliche und nicht militärisch organisirte Eisenbahnnetz, wird das nicht leisten, was man von ihm erwartet.“ Man hat vorgeschlagen, London durch eine zusammenhängende Kette von Forts verteidigungsfähig zu machen. Woher aber wollte man die Mannschaft zur Verteidigung dieser ungeheuersten aller Festungen nehmen, die Artilleristen, Infanteristen und Geniesoldaten, so lange Großbritannien seine heutige Heeresverfassung beibehält? Um diese sehr wesentliche Frage, die doch auf der Hand liegt, da Wälle und Schanzen sich nicht selbst verteidigen, Kanonen sich nicht selbst laden, richten und abfeuern, und die mit einem Hinweis auf das zwar große, aber gegen reguläre Armeen sehr wenig brauchbare Freiwilligenheer nicht gelöst wird, hat man so wenig gedacht als an die Bildung von Armeen, die sich in den befestigten Lagern sammeln könnten, welche man zwischen der Küste und der Hauptstadt zu errichten vorgeschlagen hat. Viele beabsichtigte Angriffe auf England und Irland sind durch ungünstige Winde vereitelt worden, einige aber sind gelungen, und das kann sich heute umso leichter wiederholen, als die Dampfer der modernen Kriegsflotten vom Winde unabhängig sind, und als Frankreich jetzt in Cherbourg am Ärmelkanal eine Seefeste besitzt, welche riesige Ausdehnungen zeigt, mit allem Nötigen aufs beste ausgestattet ist und offenbar den Zweck hat, zu gelegener Zeit den Ausgangspunkt zu einem solchen Angriff zu bilden. Dazu treten andre befestigte Seeplätze wie Dünkirchen, Calais, Havre und Boulogne, und dahinter liegen, durch Bahnen mit Doppelgleisen mit Calais verbunden, zunächst die Festungen St. Omer, Lille, Douay und weiterhin Paris mit ungeheuern Hilfsmitteln, lebenden und toten, wie sie die heutige Kriegführung bedarf. Dazu gesellt sich endlich eine Wasserrinne, bestehend aus Flüssen und Kanälen, welche Torpedogeschwadern erlaubt, vom Mittelmeer quer durch Frankreich hindurch nach dem Ärmelmeere zu dampfen

und sich mit den hier befindlichen Fahrzeugen dieser Gattung zu vereinigen. Die Ausführung eines beabsichtigten Kanals, welcher großen Kriegsschiffen die Fahrt von Narbonne am Mittelmeer durch das Binnenland nach Bordeaux am Atlantischen Ozean gestatten würde, liegt noch in der Ferne, sie begegnet außerordentlichen natürlichen Schwierigkeiten und würde sehr viel Geld kosten, ist aber keineswegs ein Ding der Unmöglichkeit. Auch der Suezkanal und der, welcher zwischen der nördlichen und südlichen Hälfte Amerikas hindurchführen und das Stille Meer mit dem Atlantischen verbinden soll, galten den Engländern lange Zeit als Chimäre, und doch ist jener von einem Franzosen schon vor Jahren in verhältnismäßig kurzer Frist vollendet worden und jetzt vom lebhaftesten Verkehr erfüllt, während dieser nicht bloß in Angriff genommen ist, sondern trotz größter Hindernisse rasche Fortschritte bis über die Hälfte seiner Strecke hinaus gemacht hat. Aber auch ohne diesen bis jetzt nur gedachten Kanal ist Englands Stellung zu Frankreich in den letzten Jahren militärisch ungünstiger geworden. Dadurch, daß in dem Torpedo eine neue Waffe zur See entstanden ist, hat sich die schon vorteilhafte geographische und strategische Lage Frankreichs zwischen Mittelmeer und Atlantis, Großbritannien und Ägypten mit dem nächsten Seewege nach Indien noch erheblich verbessert. Wird aber jener Austausch andrer Streitkräfte vom Mittelmeer nach dem englischen Kanal und dem offnen Ozean und in umgekehrter Richtung einmal ermöglicht, so wird die britische Machtstellung dadurch aufs bedenklichste beeinträchtigt sein. Man bedenke, daß Dampfer die Strecke von Cherbourg nach Dover in 14, die von Havre dorthin in 12, die von Boulogne in 2½ und die von Calais in 1½ Stunden zurücklegen, und daß die Einschiffung der Truppen und Parks eines französischen Angriffsheeres in kürzester Frist und in größtem Maßstabe vor sich gehen kann, sodaß die englische Küste, die am Abend noch keinen Mast und keinen Schlot der feindlichen Flotte sah, diese am Morgen schon vor sich ankern und ein Heer ausschiffen sehen könnte. Wenden wir schließlich die Blicke von der französischen Grenze nordwärts, so werden an der seeartig sich erweiternden Scheldemündung die belgischen Farben über einem Platze sichtbar, der Englands größtes Interesse beansprucht. Es ist das gewaltige befestigte Lager von Antwerpen, das gegenwärtig allerdings keine Bedrohung Großbritanniens ist, aber sich in eine sehr ernste Gefahr für das Inselreich verwandelt, wenn die Belgier gezwungen werden können, Frankreichs Verbündete zu werden. Dann erscheint das bis dahin friedfertige Rhein- und Scheldedelta augenblicklich als „erzgerüstet,“ und die Wichtigkeit des in der englischen linken Flanke liegenden Antwerpen wird gesteigert. Eine Landung von hier aus würde die im Süden Englands zusammengezogenen Streitkräfte im Rücken fassen und die Südfront lähmen. Schon der erste Napoleon verglich ein Antwerpen, in welchem Frankreich gebiete, mit einer auf Englands Brust gerichteten Pistole, und General

Brialmont hat es in einer Weise umgebaut, daß es dieses Bild doppelt rechtfertigt, indem es nunmehr zu den stärksten und ausgedehntesten Seefestungen der Welt zählt.

Unsre Übersicht hat bis jetzt folgendes Ergebnis. Die britischen Inseln sind das Herz des Weltreiches, von dem hier gesprochen wird, und ein mit hinreichender Kraft und Wucht nach ihnen geführter Stoß würde nicht nur das Herz lähmen, sondern auch ferne Glieder treffen und von dem Körper abtrennen und zur Beute des Angreifers werden lassen. Er hätte nicht allein bedeutende strategische Wirkung, sondern zugleich welthistorische Folgen. Die Rüstung aber, welche das Herz schützen soll, ist gegenwärtig nicht stark genug, um dem Stoße, zu welchem die erforderliche Kraft hinreichend vorhanden ist, vollständig und dauernd widerstehen zu können. England hat also zunächst hier auf Beschaffung besserer Schutzwaffen Bedacht zu nehmen, und zwar bald. Lord Churchills Sparsamkeit war am unrechten Orte.



Deutsch-böhmische Briefe.

10.



Ueber die Leistungen des deutschen Schulvereins in dem Verteidigungskampfe gegen die tschechische Propaganda erscheinen in den Zeitungen regelmäßig von Zeit zu Zeit Berichte, eine zusammenfassende Darstellung seiner segensreichen Wirksamkeit aber wurde erst im vorigen Sommer von Dr. Rainer von Reinöhl in Pernerstorfers „Deutschen Worten“ gegeben,*) und daraus wollen Sie mir erlauben, im Folgenden die Hauptsachen mitzuteilen, zunächst aber werde ich ein paar Worte über die ehemals deutschen Städte im tschechischen Gebiete Böhmens sagen. Diese waren bis auf die hussitische Revolution blühende Gemeinwesen, welche größtenteils fast ausschließlich von Deutschen bewohnt waren. Jetzt dagegen zeigen sie nur noch deutsche Minderheiten, die in einigen derselben spärlich genannt werden müssen, zumal wenn man bedenkt, daß sie Juden einschließen, die zwar meist deutsch sprechen, aber nicht immer deutsch denken. Immerhin wohnen jedoch in den tschechischen Bezirken des Landes

*) In dem auch nichtböhmische Gegenden und Ortschaften berücksichtigenden Aufsatze: „Die Hut der Sudetenländer durch den deutschen Schulverein,“ VI. Jahrgang, 6. und 7. Heft.

noch etwa 90 000 Deutsche, ja es ist Grund vorhanden, anzunehmen, daß die letzte Volkszählung, welche diese Zahl herausrechnete, damit zu wenig angegeben hat.

Die größte deutsche Minderheit weist Prag auf, fast 33 000 Seelen, etwa ein Fünftel der Gesamtbevölkerung der Stadt. Vor dreißig Jahren betrug sie fast die Hälfte, und ihr Einfluß auf die Verwaltung der Gemeinde war ein überwiegender. Ihre Steuerkraft stellte sich noch 1867 zu derjenigen der tschechischen Einwohnerschaft wie 100 zu 150. Einen so wichtigen Teil der Bevölkerung hat tschechischer Terrorismus und tschechische Rechtsübung genötigt, sich 1866 und 1870 teilweise und 1883 ganz der Wahl zu enthalten, und als damit 1885 gebrochen wurde, gelang es dem deutschen Bürgertum doch nicht, Vertretung in der Gemeindestube zu gewinnen. Es hat somit das Recht der Selbstbestimmung in allen wichtigen Angelegenheiten, die im Bereiche der städtischen Selbstverwaltung liegen, namentlich auch in Bezug auf das Schulwesen, verloren. Die Sorge für dasselbe ist Aufgabe eines tschechischen Gemeinderates, der die Unterrichtsanstalten seiner Nationalität in jeder Beziehung begünstigt und die der andern nach Möglichkeit vernachlässigt. Vielfach müssen die Deutschen die Ausbildung ihrer Kinder selbst bezahlen, obwohl sie ganz in demselben Maße wie die Tschechen, die das nicht nötig haben, zur Erhaltung der öffentlichen Schulen beizutragen verpflichtet sind. Der Überfüllung ihrer Unterrichtsanstalten ist seit 1873 nirgends abgeholfen worden, während der in den Tschechenschulen zum großen Teil gesteuert worden ist, hier also gründlicher gelehrt und gelernt werden kann. Dazu kommt die bessere Ausstattung der letztern mit Lehrmitteln, von denen immer auf zwei deutsche Kinder eins und auf ein tschechisches Kind zwei kommen, also viermal so viel als auf ein deutsches. Ähnlich verhält es sich mit den Schulbibliotheken. Kurz, es ist unbestreitbar, daß in Prag und dessen Vororten von den leitenden Körperschaften weit besser für den tschechischen als für den deutschen Unterricht gesorgt wird. Bestätigt wird dies dadurch, daß die Gemeinde nach Professor Brodas Zusammenstellung in den Jahren 1881 bis 1884 für ihre tschechischen Schulen 1990000, für die deutschen nur 311000 Gulden aufgewendet hat. Durch dieses parteiische Verfahren haben die Tschechen ihr Ziel auch zum Teil erreicht: der Besuch der deutschen Schulen hat abgenommen, und zwar in zwei Jahren um 704 Schüler, wogegen die tschechischen in demselben Zeitraume einen Zuwachs von 816 Schülern hatten. So sahen sich die Deutschen in Prag gezwungen, mit Privatmitteln eine Reihe von Einrichtungen zu treffen, wie sie für ihre nationalen Gegner mit Gemeindemitteln durchgeführt werden. Deutsche Vereine schufen in der Stadt eine Freischule und drei Kindergärten und in den Vororten Karolinenthal und Schischkow ebenfalls mehrere Anstalten der letztern Art. Die Opfer aber, die dies erheischt, sind zu bedeutend, als daß sie von den Prager Deutschen allein auf die Dauer gebracht werden könnten. Und doch kann kein Opfer zu

groß sein, wo es gilt, das Prager Deutschtum wenigstens auf seiner jetzigen Höhe zu erhalten; denn keine deutsche Stadt Böhmens verfügt über eine so günstige Lage wie Prag in der Mitte des Landes, keine hat so viele geistige Mittelpunkte für die deutschböhmische Bevölkerung aufzuweisen, keine aber ist durch ihre slawische Umgebung so sehr der Gefahr ausgesetzt, tschechisirt zu werden. Im Hinblick auf diese Umstände mußte der deutsche Schulverein sich zu kräftiger Unterstützung der deutschen Gemeinde in Prag entschließen, und dies ist geschehen. Er erhält in den Ortschaften, welche die Stadt wie ein Gürtel umgeben und in denen 9000 Deutsche leben, drei Schulen, eine in Holleschowitz mit acht, eine in Lieben mit fünf und eine in Werschowitz mit drei Klassen. Alle sind mit Kindergärten verbunden, Anstalten, welche ihren Unterbau bilden, da sie die vielfach mit Glück versuchte Entnationalisirung der Kinder vor dem schulpflichtigen Alter verhindern, weshalb der Verein auch den übrigen deutschen Kindergärten der Stadt und ihrer Vororte ansehnliche Beiträge zu ihren Ausgaben bewilligte. Außerdem erhielten die deutschen Schulen in Karolinenthal von ihm Beisteuern zu Schulfesten, und die dortige Oberrealschule wurde durch ihn in den Stand gesetzt, armen Schülern Stipendien zu gewähren. Endlich wurde der deutsche Handwerkerverein von ihm bei der Errichtung und Erhaltung seiner Fortbildungsschule unterstützt, und deutsche Lehrer bekamen von ihm die Zulagen, welche ihnen vom Gemeinderate versagt worden waren.

Wie Prag, so war auch Pilsen noch um die Mitte unsers Jahrhunderts eine überwiegend deutsche Stadt. Jetzt hat es nicht ganz 7000 deutsche und über 31000 tschechische Einwohner. 1867 gewannen die letztern in der Stadtvertretung die Mehrheit, und jetzt befindet sich in derselben kein einziger Deutscher mehr. Der nationale Charakter Pilsens wurde durch die Entwicklung der tschechischen Industrie geändert, die hier mehr Arbeiter von ihrer Nationalität beschäftigt als die deutsche, die indes auch nicht unbedeutend ist. Natürlich werden nun die deutschen Arbeiterkinder durch den Umgang mit den zahlreicheren tschechischen gerade in zartem Alter vielfach ihrem Volke entfremdet, und es giebt deren nicht wenige, die besser tschechisch als deutsch sprechen. Um solchen Verlusten zu steuern, hat der Schulverein an der Kopetzki-Promenade und in der Prager Vorstadt je einen Kindergarten gegründet. Mit dem letztern ist dessen Schule verbunden, die in vier Klassen zerfällt. Sie mußte errichtet werden, weil die Stadtvertretung die ihr vom Landesschulrate aufgetragene Einrichtung einer mehrklassigen Schule für diese Gegend unterließ, und gedeiht vorzüglich, obwohl tschechischer Pöbel die Schüler belästigte und sogar mit Steinen warf. Außerdem unterhält der Verein noch eine zweiklassige Mädchenschule, die auch den Deutschen der Nachbarorte zu Gute kommt. Die Lehrerschaften aller dieser Anstalten unterscheiden sich vorteilhaft von denen der andern deutschen Volksschulen Pilsens, in denen zahlreiche Tschechen wirken und die slawische Sache zu fördern suchen.

In Prschibram errichtete der Verein, weil die dortige deutsche Volksschule überfüllt war und die Stadt sich dem abzuhelfen weigerte, eine Unterrichtsanstalt für Mädchen, und überdies schuf er auch hier einen Kindergarten. Beide Schöpfungen wurden von den Tschechen aufs ärgste befehdet. Man warf dem Schulhause wiederholt die Fenster ein, beschmutzte seine Wände mit Unflat und schlug die Besucherinnen, wenn sie nach der Schule oder von da nach Hause gingen. Der Ortsschulrat aber hatte die Unverschämtheit, die Errichtung des Kindergartens (im August 1882) als „Beleidigung der tschechischen Stadt" und als „Attentat auf die Ehre und den guten Namen" derselben zu bezeichnen. Eine nicht minder grelle Beleuchtung der heutigen Zustände liefert die Geschichte der Schule und des Kindergartens, die der Verein den Deutschen in Königgrätz schenkte. Die Zahl der letztern beträgt 761, die Garnison ist 2000 Mann stark, zudem liegt die Stadt an einem Knotenpunkte von Eisenbahnen. Sowohl für die Offiziere als für die Bahnbeamten, die oft ihren Wohnort wechseln müssen, ist der Unterricht ihrer Kinder in der einzigen im ganzen Reiche verständlichen deutschen Sprache dringendes Bedürfnis. Trotzdem besaß die Stadt bis vor kurzem keine öffentliche deutsche Schule, und als der Verein an die Gründung einer solchen ging, unterstützte ihn zwar das Kriegsministerium, indem es die Räumlichkeiten dazu hergab, die Gemeinde aber, die gesetzlich schon längst verpflichtet war, eine solche Anstalt auf ihre Kosten ins Leben zu rufen, legte der Sache alle nur erdenklichen Schwierigkeiten in den Weg. Wie hier, so steht auch sonst in vorwiegend tschechischen Orten der deutschen Minderheit keine Schule mit ihrer Sprache offen, wenigstens keine öffentliche. So z. B. vermitteln außer der Leitenbergerschen Fabrikschule in Josefsthal und der vierklassigen Schule, welche die Nordwestbahn in Nimburg unterhält, auf dem ganzen weiten Raume, den die Elbe von Josefstadt bis Melnik einschließt, nur eine Anzahl jüdischer Kultusschulen den Unterricht in der deutschen Sprache, und die hier wohnenden Deutschen sahen sich, wenn sie ihre Kinder nicht dem Tschechentum verfallen lassen wollten, gezwungen, sie in diese Anstalten zu schicken, die ihnen, wie anzuerkennen ist, gern geöffnet wurden. Den Juden aber fiel die Erhaltung ihrer Schulen in den letzten Jahren aus verschiednen Gründen schwerer als früher, auch ließen die Tschechen kein Mittel der Überredung und Drohung unversucht, um sie zur Schließung derselben und zur Benutzung der tschechischen zu bewegen, und so sah sich der deutsche Schulverein veranlaßt, hier helfend einzutreten. Er hat seitdem die Kultusschulen in Gitschin, Neubidschow, Neubenatek, Schlan, Oberrotschow und Lusche mit Geldbeiträgen sowie die von Cittow, Königssaal, Prschitz, Amschelberg und Drschewikau teils mit Lehrmitteln, teils mit Bibliotheken bedacht. Nicht vergessen blieben die seit einem Jahrhundert bei Pardubitz ansässigen deutschen Ackerbaukolonisten, deren Gemeinden zwar großenteils vom Tschechentume verschlungen worden sind, aber, abgesehen von den deutschgebliebenen Dörfern Weska und Sehndorf und den

Deutschen in Pardubitz selbst, wenigstens in einer Anzahl von Familien ihre Nationalität bewahrt haben. Gern erfüllte daher der Verein die Bitte der Bauern von Sehndorf um Errichtung einer deutschen Schule, die nun wie die schon länger in Weska bestehende auch den Resten des Deutschtums in den benachbarten Orten zu Gute kommt. Die 909 Deutschen in Königinhof waren gesetzlich befugt, eine eigne Schule zu verlangen, sie erhielten diese aber nicht, und als der Verein ihnen dazu verhelfen wollte, legten die Tschechen ihm alle möglichen Hindernisse in den Weg. Die Schule entstand trotz dieses Widerstrebens, und mit ihr ein Kindergarten. Auch Josefstadt mit einer deutschen Bevölkerung von fast anderthalbtausend Seelen, einem Drittel der gesamten Einwohnerschaft, und einer Garnison von 3479 Mann besaß bis vor einigen Jahren keine deutsche Unterrichtsanstalt, weder eine öffentliche noch eine private, und als es durch den Verein eine bekam, zählte sie nach einigen Monaten 277 Schüler, mehr als sechsmal so viel als die geringste Zahl, welche das Gesetz für die Errichtung einer Schule vorschreibt.

Ganz besonders hat ferner der Verein die große deutsche Sprachinsel des Schönhengstler Landes ins Auge gefaßt, von der hundertzweiundzwanzig Ortschaften mit 75056 Deutschen zu Mähren und zweiundsiebzig Ortschaften mit 48193 Deutschen zu Böhmen gehören. Er hat hier zahlreiche Orte durch Gründung oder Unterstützung von Schulen für unser Volk erhalten und für die deutsche Sache erwärmt. Die Tschechen aber thaten dagegen, was sie konnten. Sie drohten in Böhmisch-Trübau, die Gründung der hier beabsichtigten deutschen Schule durch die Behörden verbieten zu lassen, und als diese 1885 trotzdem zustande kam, warnte die Stadtgemeinde die Bewohnerschaft vor ihr in einem offenen Briefe, in welchem es hieß: „Freilich sind wir nicht alle daran schuld, daß der ehrliche Name unsrer Stadt beinahe zum Spotte des Volkes wurde; aber es ist genug, daß ein Teil hiesiger Bürgerschaft dies verbrach. . . . Wir trauern über die, welche sich von ihrer Nation lossagten, um dem neuen Götzen, dem Schulfrain, auch das kostbarste Gut, Ehre, Blut, Vaterland und Volk zu opfern. . . . Wir erinnern sie an die schweren Folgen, welche sie auf sich und ihre Kinder heraufbeschwören, wenn sie diese in die deutsche Schule schicken."

An der Sprachgrenze des Riesengebirgsgebietes arbeitete der Verein ebenfalls an mehreren Orten der beginnenden Tschechisirung mit Eifer und Erfolg entgegen, indem er in bedrohten Gemeinden wie Dubenetz, Stickau und Benetzko deutsche Schulen gründete und in andern die schon bestehenden durch Lehrmittel, Bücherspenden, Zahlung von Bau- und Schulgeldern u. dergl. unterstützte. Der ethnographische Zusammenhang dieses Teiles des deutschen Sprachbodens mit dem geschlossenen deutschen Sprachgebiete wird nur durch die Masse der im deutschen Reiche wohnenden Deutschen vermittelt, da dessen Grenze bei Wurzelsdorf dicht an die Sprachgrenze reicht. Die Verwaltung dieses nur

von Deutschen bewohnten Badeortes und der Graf Harrach, der in Neuwelt große Fabriken besitzt, arbeiten für tschechische Bestrebungen. Aber die Deutschen in Rochlitz, dem Hauptorte, wirken ihnen kräftig entgegen. Nur ihnen, namentlich den Besitzern der dortigen Fabriken, die nur Stammesgenossen beschäftigen, ist es zu danken, daß die Sprachgrenze nicht durch Einströmen slawischer Arbeiter ins Rücken gekommen ist. Durch den Verein in Verbindung mit zweien dieser Fabrikherren wurde in Jablonetz eine deutsche Schule eingerichtet und die in Harrachsdorf mit einer Bibliothek versehen.

Im geschlossenen deutschen Sprachgebiete Nordböhmens muß sich der Verein fast ganz darauf beschränken, das Vorrücken der Tschechen über die Sprachgrenze zu verhindern. Den Schutz der Städte im Innern übernahmen die dortigen Fabrikanten und Bergwerksbesitzer sowie die nationale Arbeitsvermittelung, die in Reichenberg und Prag mit guten Erfolgen thätig ist. Jene Stadt wird durch das Tschechentum, das in den Dörfern ihrer Umgebung, besonders in Röchlitz und Dörfel, in der letzten Zeit zugenommen hat, mehr und mehr an die Sprachgrenze gerückt, und es war Zeit, daß man in Röchlitz einen deutschen Kindergarten gründete, der dann vom Vereine Unterstützung erhielt, und daß letzterer in andern von diesen Orten die Gemeinde bei Schulbauten und durch Schenkung von Lehrmitteln förderte und ermunterte. Es würde zu weit führen, wenn ich alles aufzählen wollte, was in ähnlicher Weise vonseiten des Vereins für andre Orte der nördlichen Sprachgrenze geschehen ist, z. B. in und bei Böhmisch-Aicha, in der Gegend von Weißwasser, in Theresienstadt, in Wetzlau und im ganzen Jechnitzer Gebiete, ferner in der Umgebung von Pilsen, in der von Bischofteinitz und im Teplitzer Kohlenbecken, endlich in der Südwestecke am Böhmerwalde, wo u. a. Schüttenhofen, Albrechtsried und Philippsberg die Verhältnisse ihrer deutschen Schulen durch den Verein wesentlich gebessert sehen.

Auf der Budweiser Sprachinsel ist wie überall im Böhmerwalde seit der Gründung des Böhmerwaldbundes das deutsche Nationalgefühl in sehr erfreulicher Ausdehnung wieder erwacht und erstarkt. Doch wird hier auch von den Tschechen eifrig agitirt, und in der Stadt Budweis nahm infolge dessen die Schülerzahl namentlich an den deutschen Volksschulen erheblich ab, während die Einschreibungen für die Mittelschulen recht befriedigend ausfielen, obwohl die „Beseda Lidu" in einer Flugschrift mit folgenden beweglichen Worten gewarnt hatte: „Liefert eure Kinder nicht der deutschen Schule als ein trauriges und unglückliches Opfer aus. Sie ertötet die glücklichen, schönen Jahre der kindlichen Jugend. In ihr vertrocknet der Verstand, verkümmern die Talente, verödet das Herz, hier entfalten sich keinerlei ehrenwerte und edle Anlagen," und so weiter im Stile fanatischen Unsinns. Selbst dem Freiherrn von Conrad war die tschechische Wühlerei in Böhmen und Mähren zu arg, und so wies er die Statthalter in einem Erlasse an, das Selbstbestimmungsrecht der Eltern bei der Wahl der Schulen für ihre Kinder zu wahren und je nach den ört-

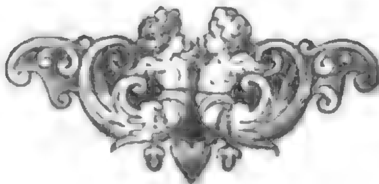
lichen Vorkommnissen selbst die für 1885/86 vollzognen Einschreibungen für ungiltig zu erklären und neu vornehmen zu lassen. Von einer Wirkung dieses Schrittes war jedoch nichts zu spüren, wahrscheinlich ist er unter Nummer so und so still in das eine und das andre der beiden Landesarchive bestattet worden, und die Budweiser Deutschen müssen selbst sehen, wie sie zu rechte kommen. Im Südwesten der Sprachinsel liegt Payreschau mit einer deutschen Schule, die auch drei andern Dörfern der Gegend zu Gute kommt, von denen zwei vorwiegend von Deutschen bewohnt sind. Diese Schule war den Tschechen schon lange ein Dorn im Auge, und dreimal bereits veranlaßten sie amtliche Erhebungen über die Zweckmäßigkeit derselben, um sie beiseite zu schaffen. Daneben arbeitet seit dem Februar v. J. eine Ortsgruppe der „Narodni Jednota Posumavaska" (des tschechischen Böhmerwaldbundes), und dadurch ist hier der nationale Friede so sehr gestört worden, daß sogar der Pfarrer von Payreschau, obwohl er ein Tscheche ist, sich bewogen fand, vor den Umtrieben dieser Gesellschaft zu warnen. Im Norden der Sprachinsel treffen wir auf den Marktflecken Rudolfstadt mit einer deutschen Schule, die auch von den Kindern der Deutschen in sechs Nachbarorten besucht wird und vier Klassen hat. Die nächste deutsche Schule befindet sich in Gutwasser; sie hat zwei Klassen, und zu ihrem Sprengel gehören die deutschen Bewohner von vier andern Orten der Gegend. Beide Anstalten sind gefährdet. In Rudolfstadt hat die „Matice" (der tschechische Schulverein) eine Schule errichtet und daneben einen Kindergarten geschaffen, um vorzüglich die Kinder der Armen ihrer Nationalität zu entziehen. In Gutwasser wirkt der Pfarrer so eifrig für das Tschechentum, daß seine deutschen Pfarrkinder sich schon zweimal gezwungen sahen, gegen das Treiben dieses würdigen Seelenhirten — richtiger Seelenjägers — bei der kirchlichen Oberbehörde Klage zu erheben und Schutz zu suchen. So mußte auch der deutsche Schulverein sich seiner Volksgenossen annehmen, und so schuf er in Rudolfstadt in Verbindung mit der Gemeinde einen Kindergarten, auch zahlte er für viele arme Kinder dort und in Gutwasser das Schulgeld, während er der Schule in Payreschau Unterstützungen gewährte.

Ersieht man nun schon bei der Betrachtung der einzelnen von dieser segensreichen Gesellschaft gegründeten oder mit Beiträgen an Geld oder Lehrmitteln bedachten Schulen und Kinderbewahranstalten, daß sie rein abwehrende Zwecke verfolgt, so läßt die nachstehende Zusammenstellung nicht den geringsten Zweifel darüber mehr bestehen.

Von den siebzig Anstalten des Schulvereins in den Sudetenländern liegen dreiundzwanzig dicht an der Sprachgrenze, und zwar mit Ausnahme von zweien auf deren deutscher Seite, acht auf größern Sprachinseln (Rudolfstadt, Neubistritz, Frauenthal, Paulowitz, Wischau, Königsfeld und Lipnik) und drei (Wranowa, Oberdorf und Bodenbach) mitten im rein deutschen Gebiete, im ganzen also fast die Hälfte innerhalb eines geschlossenen deutschen Gebietes. Von den

übrigen sechsunddreißig Anstalten fallen zehn auf Orte mit starken deutschen Minderheiten oder auf deutsche Kolonien an der Sprachgrenze (Josefstadt, Königinhof, Eisenbrod, Iserthal, Mähr.-Budwitz und Butschowitz), sechs befinden sich in Prag und seinen Vororten, vier in und bei Pilsen, zwei in Troppau, die verbleibenden vierzehn dienen dem Schutze des Deutschtums in mährischen Städten, in Königgrätz, Prschibram und Senftenberg, sowie der Bewahrung der Bauern von Sehndorf und der Arbeiter von Semil und Trschemoschna vor dem Schicksal, allmählich vom Tschechentume verschlungen zu werden, das ihre Dörfer bespült und benagt. Nicht eine einzige dieser Anstalten ist hiernach, wie die Tschechen immer und immer wieder behaupten, auf Heranziehung tschechischer Kinder berechnet, alle verteidigen lediglich den deutschen Besitz in der Kinderwelt und damit die Zukunft des Deutschtums, wo es in Böhmen gefährdet ist. Dazu wolle man noch erwägen, daß von den achtunddreißig Schulen, welche der Verein bisher errichtet hat, nicht weniger als vierunddreißig, von seinen neununddreißig Kindergärten nicht weniger als sechsunddreißig sich in den österreichischen Sudetenländern Böhmen, Mähren und Schlesien befinden. Man wird in diesen Zahlen den klaren Beweis finden, wie unhaltbar die an sich schon sehr thörichte Klage der Gegner ist, der Verein wolle das schechische Volk jener Länder (etwa 4½ Millionen Menschen) germanisiren. Eine besonders helle Beleuchtung erfährt aber die Sache, wenn man unsre Zahlen mit denen der Anstalten vergleicht, welche der tschechische Schulverein zur Förderung seiner Absichten geschaffen hat. Die „Matice" erhält nur in fünf Orten auf der nunmehr tschechischen Seite der Sprachgrenze solche Anstalten, dagegen in zehn Orten auf der deutschen (in Littau, Dubenetz, Leitmeritz, Postelberg, Röscha, Dobrschan, Nürschan, Prachatitz, Krummau und Rudolfstadt), ja an acht Stellen (in Znaim, Saaz, Brüx, Dux, Ossegg, Teplitz, Reichenberg und Röchlitz) ist sie tief in das rein deutsche Land eingedrungen und anderwärts hat sie die Mittelpunkte der deutschen Sprachinseln Brünn, Olmütz, Iglau und Budweis, dann Troppau und die mährischen Städte Ungarisch-Hradisch, Kremsier und Proßnitz zum Gegenstande ihrer Eroberungsgelüste gemacht. Unser Schulverein hat niemals in rein tschechischen Städten oder Dörfern Schulen zu errichten versucht, wogegen die „Matice" den rein deutschen Gemeinden Wallisgrün, Neuwallisdorf, Krschekowitz und Wetzlau tschechischen Unterricht aufdringen wollte. Jener hat ferner noch niemals daran gedacht, einer tschechischen Gemeinde seine Anstalten aufzunötigen, während die „Matice" eine ganze Reihe ihrer Schulen und Kindergärten deutschen Gemeinden aufzwang, welche sie dann erhalten mußten; ich nenne davon nur Reichenberg, Nürschan und Brünn. Auch blöden Augen sollte es daher nicht zweifelhaft sein, auf welcher Seite man angreift und auf welcher man sich nur verteidigt. Aber es giebt eben hier viele Augen, z. B. im Prager Landtage, viele Augen, die nicht sehen wollen.

Bei jener Verteidigung des Deutschtums hat unser Schulverein fast allenthalben achtbare und an vielen Stellen sehr stattliche Erfolge zu verzeichnen gehabt. Er hat nicht nur dicht vor einzelnen Orten, sondern vielfach auf breite Strecken hin dem vordringenden Slawentume Halt geboten und das verzagende und absterbende Nationalgefühl ermuntert und gestärkt, wobei zu rühmen ist, daß er die Betreffenden nicht zu rauschenden Festlichkeiten und andern lärmenden, aber bald verpuffenden Kundgebungen, sondern zu strenger Arbeit, kluger Umschau und ausdauernder Opferwilligkeit hinzuleiten strebte. Allerdings hat er seine Dämme nicht allenthalben hoch und fest genug zu bauen vermocht, noch zeigen seine Linien manche Lücke, noch immer giebt es an der Sprachgrenze mehr Orte, über die er seine schützende Hand noch nicht hält, als solche, welche sie fühlen, und immer geringer werden die Geldmittel, über welche er frei zu verfügen imstande ist. Denn wenn auch die thätige Teilnahme an seinem patriotischen Werke mit jedem Jahre größer geworden ist, wenn auch seine Einnahmen seit dem Jahre seiner Gründung, 1880, von wenigen tausend Gulden auf mehr als das Fünfzigfache (1885 auf 260000 Gulden) angewachsen sind, so ist auch die Summe dessen, was seine Anstalten alljährlich erfordern, bedeutend (1885 auf 180000 Gulden) gestiegen. Und daneben ist die Zuversicht und die Dreistigkeit der Feinde des deutschen Wesens, die Bedrängnis unsrer Volksgenossen in Böhmen und ganz Österreich in dieser Zeit nicht kleiner, sondern größer geworden, und mit ihr ist die Notwendigkeit engsten Zusammenschlusses der Deutschen auf nationaler Grundlage dringender geworden. Leider bietet der Schulverein bis jetzt allein den Beweis, daß solche Einigkeit im Interesse der Nation in Österreich vollständig in ihrem Werte gewürdigt wird. Die verschiednen Parteien, deren Mitglieder ihn durch Beiträge unterstützen, sollten ihre Kräfte auch in andern Richtungen vereinigen. Und wir im deutschen Reiche? Wir sehen für jetzt im Schulverein das einzige Mittel, mit dem wir den Stammesbrüdern unsre Sympathie in ihrem Kampfe mit den Slawen werkthätig kundgeben können. Wir handeln einigermaßen darnach — unsers Wissens ist das namentlich in Sachsen der Fall —, aber es ließe sich in der Sache wohl mehr thun, und dazu möchte ich mit dieser Darstellung aufgefordert haben.



Die Société de Rome.



Wir haben absichtlich den Titel des Buches, welches der angebliche Graf Paul Vasili veröffentlicht, nicht deutsch wiedergegeben, weil das Buch etwas so vollständig Französisches ist, daß eine deutsche Umschreibung oder Übersetzung einen ganz falschen Begriff erwecken müßte.

Freilich würde man dem Buche Unrecht thun, wenn man es als das Werk eines einzigen Verfassers ansehen und demgemäß diesem Manne dies oder jenes nachrühmen oder vorwerfen wollte. Es ist vielmehr — ebenso wie die früher unter derselben Firma erschienenen Machwerke La société de Berlin und La société de Vienne — eine Sammlung der verschiedensten Materialien, die, nachdem sie vollständig eingegangen waren, einer Redaktion unterworfen wurden, welche es allerdings verstanden hat, dem Ganzen eine gewisse oberflächliche Einheit und Übereinstimmung zu geben, die auf den ersten Blick täuschen kann, ohne jedoch näherer Prüfung Stand zu halten.

Nur zwei Eigenschaften sind den verschiednen Verfassern wie dem Redakteur eigen, Eigenschaften, welche es nützlich ist festzustellen, damit nicht etwa gläubige Seelen irgend einer in dem Buche vorkommenden Behauptung oder gar den politisch-klerikalen Ausführungen über das Verhältnis des Papsttums zum Königreich Italien eine andre Art von Glauben beimessen, als den Kriegsberichten des Herrn Wippchen.

Erstens hat weder einer der Mitarbeiter noch der Redakteur eine Ahnung von den wirklichen Verhältnissen in Rom oder überhaupt auch nur die geringste Kenntnis von italienischer und päpstlicher Geschichte; denn daß einige wenige Klatschgeschichten, wie sie ein Gesandtschafts-Attaché in den Mußestunden seiner angestrengten amtlichen Thätigkeit zu hören bekommt und weiter erzählt, mehr oder weniger richtig wiedergegeben sind, wird man für keine wirkliche und ernsthafte Kenntnis ausgeben wollen.

Was soll man z. B. dazu sagen, daß S. 250 und 251 nicht weniger als fünfmal Oracoeli statt Araceli zu lesen steht? Stünde es einmal da, so würde man nicht an eine geradezu ungeheuerliche Unwissenheit, sondern nur an einen Druckfehler denken, aber fünfmal! Daß auf derselben Seite der Juppitertempel auf Araceli statt bei dem Palaste Caffarelli auf der andern Höhe des Kapitols steht, wollen wir nicht hoch anschlagen, weil der Redakteur wahrscheinlich einem Reisehandbuche folgt, welches verfaßt war, ehe die Unterbauten des Tempels entdeckt wurden. So nimmt es denn auch weiter nicht Wunder, daß

San Paolo fuori le mura a été rebâtie par Pie IX, während bekanntlich bereits Gregor XVI. im Jahre 1840 das Querschiff und den Hochaltar eingeweiht, unter Pius IX. dagegen nur die letzte Vollendung stattgefunden hat.

Am ärgsten ist aber wohl, was über das Konklave des Jahres 1878 auf S. 92 erzählt wird. Es heißt wörtlich: Jamais conclave ne fut plus court, Le Saint-Esprit ne se fit pas longtemps prier. Dès le troisième jour il désigna Joachim Pecci après d'insignifiantes hésitations. On connaît l'histoire. Au premier tour, sauf quelques voix perdues, trois noms se détachèrent: ceux des Em[mes] Billio, Pecci, Franchi. Au second tour, même divisions, avec augmentation de Pecci. Les choses menaçaient de traîner en longueur, quand le cardinal Bartolini . . . indiqua à Franchi la procédure à suivre. Celui-ci, au moment du troisième tour, alla s'agenouiller devant Pecci, qui fut ainsi élu par ce qu'on nomme l'accession. Von dieser ganzen Erzählung ist kein einziges Wort wahr. Das Konklave dauerte nicht drei, sondern zwanzig Tage, und Leo XIII. wurde nicht durch das Accessit Papst, sondern mittels einer einzigen Abstimmung, aus welcher er mit vierundvierzig von einundsechzig Stimmen hervorging! Bisweilen glaubt man in der Harmlosigkeit, mit der der unglaublichsten Unwissenheit Ausdruck gegeben wird, die Naivität zu erkennen, die manchen schriftstellernden Damen eigentümlich ist, wenn sie eine historische Thatsache verarbeiten, so z. B. S. 451, wo der große Konsul Aetius, nach dem Coccapieller sein Journal Ezio II. benannt hat, der Sieger in der Schlacht auf den Catalaunischen Feldern, kaltblütig un célèbre tribun genannt wird.

Bei derartiger Unwissenheit wird es nicht Wunder nehmen, wenn S. 251 von dem bekannten wunderthätigen Bambino in der Kirche Araceli behauptet wird, er würde nicht mehr zu Kranken hingebracht, weil ihn eine Mutter einmal unterschlagen und nicht zurückgegeben habe, so daß er genötigt gewesen sei, ein Wunder für sich selbst zu thun und sich ohne menschliche Beihilfe an seiner gewohnten Stelle einzufinden. Der Berichterstatter, dem diese Geschichte verdankt wird, hatte den in Rom stadtbekannten Vorgang mißverstanden: eine Mutter hatte ihn allerdings, um seine Heilkraft länger zu benutzen, bei sich behalten und dafür eine andre Puppe zurückgegeben; der Betrug wurde zuerst nicht bemerkt, und der Bambino — das ist die Pointe der Sache — heilte, obgleich unecht, ruhig weiter, bis endlich die Wahrheit ans Licht und der echte in die Kirche zurückkam. Und wie lange muß sich der Gewährsmann für diese Bambinade in Rom aufgehalten haben, wenn er den Wagen, der den Bambino zu den Kranken bringt, mit seinem grünen Teppich über den Wagenschlag hängend, nicht hat auf dem Kapitolsplatz halten sehen!

Unzählige andre Einzelheiten: was über Herrn von Schlözer berichtet wird, daß aus Hölderlin und Platen Hoderlin und Plater (S. 463) geworden sind, daß im deutschen Botschaftshotel eine École allemande für Malerei existirt, analog der

École française in der Villa Medici (S. 510), Weinhandlungen spacei statt spacci di vino heißen, u. s. w. übergehen wir.

Der zweite Grund, weshalb der angebliche Vasili weder Glauben noch Beachtung verdient, ist der Haß gegen Deutschland, der nicht nur da zu Tage tritt, wo er teils alberne, teils verleumderische Äußerungen über deutsche Diplomaten u. s. w. macht, sondern auch dem ganzen Buche die Stimmung verleiht, aus welcher es verstanden sein will. Von diesem Standpunkte aus beurteilt oder vielmehr verurteilt er die italienische Politik und die hervorragenden Männer Roms. Als klassisches Beispiel sei hier das angeführt, was er über den ehemaligen Minister Bonghi sagt, einen sehr gewandten und unendlich schreibseligen Journalisten, der zwar keine ernsten Kenntnisse auf irgend einem Gebiete besitzt, aber seine Unwissenheit durch blinde Vorliebe für Frankreich und Feindschaft gegen Deutschland gut macht. Von ihm heißt es S. 30: La reine prend un plaisir infini à la conversation de ce philosophe(!), de cet érudit(!) de cet esprit si profond et si divers à la fois, allié au sens le plus juste et le plus droit qui soit au monde. Aber glücklicherweise folgt die Erklärung gleich darauf: die Lehren der Geschichte nämlich ont appris à M. Bonghi que l'Italie n'a jamais subi sans danger l'influence allemande et il a dénoncé à l'Europe le péril où Bismarck l'entraîne.

Zum Glück braucht uns der Haß, den das Buch gegen Deutschland atmet, wenig Kummer zu machen, zumal da der Haß gegen Rom und römisches Leben eigentlich noch größer ist. Die Pensionäre der École de France leiden in der Villa Medici an unheilbarer Langeweile, die römischen Salons sind teils schwer zugänglich, teils bieten sie nur sehr geringe Annehmlichkeiten, die römischen Damen haben zwar schöne Diamanten, verstehen aber schlechterdings nicht sich anzuziehen — kurz, Rom ist nun einmal nicht Paris!

Man sieht, von irgend welchem Verständnis dessen, was alljährlich unzählige Fremde nach Rom zieht, ist keine Rede. Rom ist eine Stadt wie jede andre, in die man geht, um sich zu zerstreuen, wie der Provinziale aus Lyon nach Paris. Daß Leuten, die mit solchen Anschauungen nach Rom kommen, die Stadt nicht gefällt, kann man leicht verstehen.

Von den wirklichen Verhältnissen in der römischen Gesellschaft hat Vasili — der Kürze wegen brauchen wir diese Bezeichnung — keine Ahnung. Die Schwierigkeit, in manche Salons zu gelangen, und die Langeweile, welche er und seinesgleichen darin empfunden haben, haben freilich ihren guten Grund. In den Zeiten des päpstlichen Regiments standen eine Anzahl Salons den Fremden mit einer Gastfreundschaft und Herzlichkeit offen, die unzählige Besucher Roms rühmend anerkannt und in dankbarer Erinnerung bewahrt haben. Aber freilich wurde auch etwas von den Fremden erwartet, und Leute, die lediglich zum „Amüsement“ nach Rom kamen, waren nicht sehr angesehen; vor Franzosen hatte man im großen und ganzen einige Scheu. So liebenswürdig sie im

eignen Lande sind, so unangenehm wissen sie sich nur allzuoft im Auslande durch ihre Geschwätzigkeit, Indiskretion und die Neigung, harmlose Dinge mißzuverstehen und entstellt weiterzuerzählen, zu machen.

Dazu kommt bei den Franzosen eine Eigenschaft, die man in einer demokratischen Gesellschaftsbildung, wie sie das heutige Frankreich darstellt, am wenigsten erwarten sollte, nämlich ein ungemessener Adelsstolz. Sie machen sich zwar, wie der angebliche Vasili, über den Adelsstolz andrer Völker lustig, hegen aber in petto eine Überzeugung, die einen manchmal äußerst grotesken Ausdruck findet. Denn nicht nur sind die Franzosen jedem andern Volke überlegen, sondern auch der französische Adel ist etwas ganz andres als jeder andre Adel: im Grunde noch immer dieselbe Anmaßung, mittels deren Ludwig XIV. bestimmte, daß fremde, nicht souveräne Fürsten ihren Rang erst nach denjenigen französischen Prinzen und Herzögen einnehmen sollten, welche die sogenannten honneurs du Louvre genossen, ja daß die Prinzen französischen königlichen Geblüts nur mit auswärtigen Souveränen auf derselben Stufe stehen sollten.

In Rom lachte man über derartige Adelsansprüche, die kein Franzose im eignen Lande mehr laut werden läßt, während das Ausland gut genug dafür erscheint, auch die wunderbarsten Ansprüche auf Verehrung und Bewunderung dankbar entgegen zu nehmen. Als der Herzog von Mouchy im Winter 1869 nach Rom kam und für seine Bedürfnisse nirgends genug gefeiert wurde, begriffen die Römer gar nicht, was er eigentlich wollte, bis sie zuletzt die Erklärung darin zu finden glaubten, daß er die Prinzessin Anna Murat, Enkelin des Königs Murat, geheiratet hatte. Eine seiner Hauptthaten war es, sich tötlich darüber beleidigt zu fühlen, daß ein ehrwürdiger Mann aus der höchsten römischen Aristokratie, als er Mouchys Besuch erwiederte und ihn nicht in seiner Wohnung traf, seinen Namen, weil er seine Karten vergessen hatte, auf ein Stück Papier geschrieben hinterließ. „Ist ihm denn ein Autograph meines Lithographen so sehr viel wertvoller als mein eignes?“ fragte der alte Herr, dessen Ahnen Jahrhunderte lang Fürsten waren, ehe Murat in Cahors bei seinem Vater Teller wusch, und als die Noailles, ehe ihr Mannesstamm (im Jahre 1449) erlosch, wie die Franzosen sagen würden, petits hobereaux de province waren.

Ferner herrschte in der römischen Gesellschaft ein Vorurteil, welches einem Vasili unerklärlich sein muß: bei den Damen sah man mehr auf Natürlichkeit, im Wesen ebenso wie in der Toilette — bei den Männern auf Kenntnisse und Leistungen. Es galt für die ersteren nicht für notwendig, die allerneueste Pariser Mode mitzumachen, und — unfaßbar für Vasili — selbst die Gelehrten waren salonfähig. Niebuhr hatte die beste Erinnerung hinterlassen, Harry von Arnim galt für einen uomo poco serio. Die bloße äußere Lebensstellung eines Mannes, ob durch sein Amt oder durch seine Geburt bedingt, schloß in dieser,

hinter Paris so weit zurückgebliebenen Geselligkeit noch nicht aus, daß man anhörte, was er zu sagen hatte. Vor allem aber war ein gewisser nordischer Übermut verhaßt: als Harry von Arnim in den innern Hof des Vatikans zur Audienz fahren wollte, und die Schweizer ihre Hellebarden vor seiner Equipage kreuzten, weil er in einem Einspänner saß, und nur Zweispänner, der herrschenden Etikette gemäß eingelassen wurden, befahl er seinem Kutscher, das Pferd nötigenfalls zu opfern und gewaltsam einzufahren. Er setzte seinen Willen durch, aber gewonnen hat er bei den Römern damit nichts.

Kein größerer Abstand war denkbar als zwischen der ruhigen Würde der Römerinnen und der beweglichen, unruhigen Anbetungsbedürftigkeit der Französinnen — ein Kontrast, den ein Franzose mit dem Bilde der englischen Fuchsjagd verglich, wie sie bei den Ruinen der Wasserleitungen der Campagna vorbeiging.

Daß die Zugänglichkeit römischer Salons geringer geworden ist, darin hat Vasili recht, ohne jedoch den Grund zu ahnen. Dieser liegt nicht bei den Römern, sondern bei den Fremden.

Früher fehlte ein Hof — da die Kurie natürlich keine eigentliche Geselligkeit pflegte —, und die großen römischen Familien sahen es als ihre Pflicht an, ebenso wie sie ihre Villen und Museen fremden Besuchern öffneten, in ihrem Hause jeden, der Beziehungen zu ihnen angeknüpt hatte, zu empfangen. Natürlich war aber der Kreis dieser letzteren gegen heute beschränkt, wo kein Gesandter es wagen kann, irgend einem in seiner Heimat hoffähigen Landsmanne die Vorstellung am Hofe abzuschlagen. Diese ganze vorgestellte Gesellschaft fährt nun zu den großen römischen Familien herum, giebt Karten ab und nimmt es entsetzlich übel, wenn diese nur wiederum durch Karten und nicht durch Diners und Bälle erwiedert werden.

Wollte die römische Aristokratie auf diesen Verkehr eingehen, so könnte sie einfach ihre Paläste verlassen und irgendwo anders hinziehen; so groß ist die Zahl der Fremden geworden, die sich kürzere oder längere Zeit in Rom aufhalten. Und wo liegt eigentlich der Rechtsgrund für alle diese Ansprüche, die den auswärtigen Gesandten fortwährend die bittersten Stunden und die schwierigsten Vermittelungen verursachen? Als der Fürstin Pallavicini, die Vasili in diesem Zusammenhange besonders energisch tadelt, vorgestellt wurde, sie müsse die oder jene Dame empfangen, weil die Königin es thue, erwiederte sie einfach: Donna Margherita di Savoia è regina d'Italia e deve fare da regina: io sono Donna Carolina Pallavicini e faccio quello che voglio io.

Die Fremden übertragen ohne weiteres die heimischen Ansprüche auf Rom, aber alle Einrichtungen nordischer Hoffähigkeit und Hofgesellschaft sind auf anderm Boden erwachsen und haben nichts mit den Zuständen gemein, wie sie in Rom durch jahrhundertelange Überlieferung ausgebildet und eingebürgert sind. Die feudalen Gesellschaftsverhältnisse des Mittelalters haben ihre Spuren

noch weit in die neue Zeit hinein erstreckt: große Damen in Rom haben gern einen Kreis genau bekannter, täglich wiederkehrender Freunde um sich und ziehen eine derartige Unterhaltung häufig genug dem Herumjagen von einer Gesellschaft in die andre, ja dem Auftauchen stets neuer Gesichter in ihrer Umgebung vor.

Dazu kommt etwas andres. Es ist gewiß schön, eine Jungfrau, welche die Höhe des Lebens überschritten hat und mit gereifter Erfahrung — sagen wir z. B. nach Erlangung einer Hofdamenpension, denn Rom ist das Paradies der Hofdamen — in Rom den frischen Eindruck wiedergeben zu hören, den die Ruinen und was mit ihnen zusammenhängt, auf ihr Gemüt machen; aber einmal hat man das auch sonst schon gehört, und dann haben die Römer wunderbarerweise nicht die geringste Vorliebe für einzelne Damen. Es mag das mit der barbarischen Gewohnheit zusammenhängen, Mädchen, die sich nicht verheirateten, ins Kloster zu schicken; jedenfalls ist es Thatsache, daß man zu der römischen Gesellschaft so gut wie niemals Damen traf, die nicht verheiratet und nicht mehr da marito waren, ein Zustand, der übrigens — und das erhöht das Erstaunen der Römer über einsam in der Welt umherirrende Damen — bei Engländerinnen erst in vergleichsweise sehr hohem Alter und bei Deutschen wenigstens in Rom erheblich später einzutreten pflegt als in der Heimat.

Wer fremdes Leben mit so wenig Verständnis ansieht wie Vasili, dem sollte man es eigentlich nicht übel nehmen, wenn er boshaften Klatsch darüber mit besonderem Behagen verbreitet, zumal da die Richtung der modernen französischen Literatur ein für weitere Kreise bestimmtes Buch nur dann genießbar erscheinen läßt, wenn es mit derjenigen Würze ausgestattet wird, welche die Verfasser des Chevalier de Faublas oder der Liaisons dangereuses anwandten, bis sich zuletzt ein Künstler fand, der die Sache in ein System brachte und zu einer Familiengeschichte verarbeitete, von der wir Ausländer in unserm mangelhaften Verständnis für französische Vortrefflichkeit nur hoffen können, daß sie auf Frankreich beschränkt bleiben und keine Verbreitung über dasselbe hinaus finden möge. Man kann nicht sagen, daß Vasilis Klatschgeschichten belustigend oder gut geschrieben wären, sie sind vielmehr so langweilig wie nur möglich, aber sie sind so beschaffen, daß Mathilde Serao, wie Vasili S. 15 klagt, als sie zuerst in einer Zeitschrift erschienen, sie als diffamation, pornographie, calomnie bezeichnet hat.

Die Betrübnis, die Vasili hierüber empfindet, kann man ihm nicht verübeln. Hätten die Damen der römischen Gesellschaft das übel genommen, was er über sie geschrieben hat, so würde es ihn wahrscheinlich kalt gelassen haben — aber Frau Serao! Um die unwiderstehliche Komik der Sache, an der mit das Beste ist, daß wir ohne Vasilis Klage gar nicht wüßten, was Frau Serao über ihn gesagt hat, begreifen zu können, muß man sich vergegenwärtigen,

daß Frau Serao mit einigem Erfolge Zola nachahmt, nur muß man gestehen, daß sie sehr viel weniger Talent, Fleiß und Lebenskenntnis besitzt als ihr Herr und Meister, wenn sie ihn auch, wie wir gern anerkennen, in der Abwesenheit jedes Schamgefühls weit hinter sich läßt.

Am unangenehmsten ist uns die Art, wie Vasili mit dem Papste umgeht. Was er über seine Politik sagt, kann man wohl ruhig auf sich beruhen lassen, denn seine Behauptung, er, Vasili, gehöre zu den wenigen, denen es geglückt sei, de pénétrer dans la mystérieuse intimité de Léon XIII., wird außer bei dem angeblichen jungen Freunde, zu dessen Belehrung er seine erbaulichen Bücher verfaßt, wohl nur ein mitleidiges Lächeln erregen; aber wenn er sagt: Les curés, qui ne sont pas de Rome, l'appellent volontiers, dans le laisser aller des „suites de conférences“ le Pape Voltaire — die geistreichen Bemerkungen, welche er hieran knüpft, übergehen wir —, so darf man, glauben wir, daran erinnern, daß kein Mann bei der bessern italienischen Geistlichkeit in höherer Achtung steht als der jetzige Papst. Typisch ist uns dafür in der Erinnerung ein einfacher, alter Priester geblieben, der zu der täglichen Gesellschaft des Kardinals Pecci gehört hatte, als derselbe noch in seinem Erzbistum Perugia residirte, und bald, nachdem er Papst geworden war, eine Audienz bei ihm hatte: Ebbi paura, sagte er mit Thränen in den Augen, di aver perduto molto, quando Gioacchino Pecci divenne Papa: ma ecco, ho ritrovato un vecchio amico e veduto un gran sovrano.



Neues von Anzengruber.

1.



Seit vielen Jahren hat die dramatische Muse Ludwig Anzengrubers — wohl die kräftigste der Gegenwart — geschwiegen, und die literarische Welt begann nachgerade, sich daran zu gewöhnen, seinem Namen wie dem so vieler andern Dichter, die auf den Ertrag ihrer Feder angewiesen sind, alljährlich zur Weihnachtszeit auf dem Titelblatte irgend eines neuen Dorfromans zu begegnen. Ohne Zweifel haben diese Romane nicht wenig dazu beigetragen, den Ruhm des Dichters in breitere Kreise des deutschen Volkes zu tragen, als es seine Dramen vermochten. Der Roman als solcher ist auch in den Leihbibliotheken jener vielen kleinen Städte aufgestellt, die kein ständiges oder kein Theater überhaupt besitzen, und der Dialekt Anzengrubers ist, wie jeder Dialekt, geschrieben leichter zu verstehen als gesprochen; Dramen hingegen werden gar nicht gelesen. Anzengrubers An-

sehen hat also durch seine epische Produktion keineswegs Abbruch erlitten. Gleichwohl ist diese nicht sein eigentliches Gebiet, und man kennt ihn wenig, wenn man ihn nur als Erzähler kennt. Es geschah auch nicht aus besonderm innern Drange, daß sich Anzengruber als Romanschriftsteller aufthat: er gehorchte mehr der Not als dem eignen Triebe. Die fatalen Wiener Theaterzustände legten seiner dramatischen Thätigkeit eine unfreiwillige Muße auf, die er mit der Romanproduktion ausfüllte. Anzengrubers Dramen sind vornehmlich auf die Gunst der Wiener Bühnen angewiesen, die für den deutschen Süden noch immer tonangebend sind. Der Dialekt und das Lokalkolorit seiner Stücke sind so wesentliche Eigenschaften derselben, daß kaum anzunehmen ist, diese Bauernkomödien könnten sich auch anderswo als im deutschen Süden einbürgern. Nun aber sind die Wiener Theaterzustände seit Jahren im Rückgange begriffen. Zwei Bühnen sind durch furchtbare Brände zerstört worden, und der Plan, sie neu aufzurichten, mußte angesichts der wirtschaftlichen Notlage der Stadt, des vielbeklagten „Niederganges von Wien," aufgegeben werden. Auf dem Burgtheater die Bauernkomödien Anzengrubers aufzuführen, war nicht bloß aus literarischen Gründen unmöglich. Bekanntlich duldet ein Hoftheater lieber die faule Sittlichkeit eines Dumas Sohn oder Sardou, ehe es wagt, einen katholischen Priester, sei es in humoristischem oder in satirischem Lichte, auf seine Bretter zu bringen. Ohne diese Freiheit ist aber Anzengruber undenkbar. Die andern Wiener Theater ergaben sich dem Operettenkultus mehr oder weniger geistloser Art. Dazu kamen noch andre Umstände, die Anzengruber von der Wiener Bühne fernhielten. Er fand keine genügende Unterstützung in der Presse. Nur ein einziger Kritiker von Einsicht (Anton Bettelheim) trat mit Ernst für ihn ein. Allein was vermochten die beredtesten Feuilletons des einen gelehrten Literarhistorikers gegen die festgeschlossene Phalanx der journalistischen Clique, welche den herben dramatischen Sittenrichter Wiens von seinem Volke fernhielt? Einflußreiche Wiener Journalisten traten selbst unter die dramatischen Autoren: sie entdeckten eine ergiebige Goldquelle in der Erzeugung von Operettenlibrettis und zapften sie nun fleißig an. Sie verbanden sich mit populären Komponisten, die natürlich sehr bereitwillig diese wertvolle Mitarbeiterschaft annahmen, und mit dem ganzen riesigen Apparat der verbündeten Presse wurde und wird die schalste Operettenfabrikation mit wissentlicher Unwahrheit unterstützt, zur Bereicherung einzelner Journalisten, aber für einen Mann wie Anzengruber wurde nicht ein Finger gerührt. Schließlich überlebte sich auch dieser Sport. Die untergeordnetsten Vorstadtrezensenten drängten sich als Librettisten, gleich kompagnieweise, vor, sodaß es selbst den bessern Journalisten in der Gesellschaft nicht mehr geheuer war. Auch das vornehme Publikum, der wohlhabende Bürgerstand ist des schnöden Treibens müde geworden, und nun hat man endlich — wie unsre Leser vielleicht aus den Tagesblättern wissen werden — in Wien den Mut gefunden, der an die

Wand gedrückten Volksmuse ein neues, eignes Theater zu errichten. Es ist hier nicht der Ort, auf diese Vorgänge in der Wiener Theaterwelt näher einzugehen. Wir erinnern nur daran, daß der Name Ludwig Anzengrubers an der Spitze jenes Komitees steht, welches sich zur Erbauung eines deutschen Volkstheaters in Wien gebildet hat, und daß die Errichtung dieses Theaters — man darf nunmehr mit einiger Gewißheit behaupten, daß es in der That zu stande kommen werde — die Wiedergeburt des Anzengruberschen Volksstückes bedeutet. Dies die Gestaltung der Umstände, unter denen der Dichter seine dramatische Thätigkeit wieder aufnimmt.

Stahl und Stein ist sein neuestes Volkstück*) betitelt, und es reiht sich dem Besten an, was wir von ihm besitzen. Es kommt als Charaktertragödie in die Mitte zu stehen zwischen den „Meineidbauer" und den „G'wissenswurm," und enthält Anklänge an die Lieblingsmotive der ersten Anzengruberschen Stücke, an den Wurzelsepp im „Pfarrer von Kirchfeld" und an den Steinklopferhanns in der Komödie der „Kreuzelschreiber." Den „katechetischen" Zug in seinen Erzählungen hat Ludwig Laistner unserm Dichter in der kurzen Charakteristik im „Novellenschatz" mit leisem Tadel vorgehalten. In der That gehört es zu Anzengrubers Lieblingsmotiven, das verbauerte Christentum im katholischen Süden humoristisch darzustellen, oder kirchlichen Fanatismus satirisch zu beleuchten. Anzengruber hat diese Neigung mit den italienischen Realisten gemein, welche bei der Schilderung des Bauerntums dieselben Tendenzen verfolgen. In seinem ersten erfolgreichen Stücke, im „Pfarrer von Kirchfeld," sind alle Töne seiner spätern Dramen schon angeschlagen. Der Pfarrer Hell von Kirchfeld hat den verwickelten Konflikt des Cölibatärs mit der Liebe zu einem reinen weiblichen Geschöpf und des aufgeklärten katholischen Priesters mit den Forderungen der herrschsüchtigen ecclesia militans in seiner Brust auszukämpfen. Der Wurzelsepp ist wie der Steinklopferhanns, der Hauderer (im „Doppelselbstmord"), der Typus der eigenartigen Anzengruberschen Romantik, welche im Einsam des neuesten Volksstückes ihren künstlerisch vielleicht vollendetsten Ausdruck gefunden hat. Es sind Menschen von tiefer Empfindung, mit einem ursprünglich religiösen Charakterzuge, die mit der Gesamtheit ihrer Umgebung aus verschiednen Gründen gebrochen haben, durch eine illegitime Geburt von vornherein außer der gewöhnlichen Gesellschaft gestellt sind, die Einsamkeit aufsuchen, eine trotzige Miene gegen jede freundliche Annäherung zur Schau tragen, ein Herz voller Liebe besitzen, nach einer schweren Enttäuschung jedoch an der Welt verzweifeln gelernt haben, durchaus ungesellig sind, überall Egoismus wittern, im Gebirge sich abseits von den Menschen, bei der ärmlichsten Nahrung aufhalten, armselig gekleidet dahergehen, die Natur über alles lieben, Gott unter

*) Stahl und Stein. Volksstück in drei Akten von Ludwig Anzengruber. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag, 1887.

freiem Himmel verehren. Dies sind die merkwürdigen Ideale der Anzengruberschen Phantasie, deren pessimistisch herber Grundzug sich bildlich in diesen Gestalten ausspricht. Ein allzu weiches Gemüt ist untauglich für diese Welt rücksichtslosen Kampfes. Der Steinklopferhanns hat noch die humoristische Kraft, unter Menschen zu leben; der Wurzelsepp findet sich erst langsam wieder durch die erschütternden Erfahrungen am Pfarrer Hell: dessen Charakterfestigkeit brachte dem Sepp den Glauben an die Menschheit wieder. Der Einsam in dem neuesten Stück geht tragisch in seinem Trotz unter. Auch der vom „G'wissenswurm" geplagte Bauer Grillhofer gehört in diese Reihe: auch eine tiefreligiöse Natur, auch ein Mensch, der die Einsamkeit sucht („Alloan will ich sein!" ruft er einmal mit packendem Naturlaut). Aber Grillhofer leidet unter der Hypochondrie des bekümmerten Alters; sein Quälgeist Dusterer — eine köstliche Figur — hat nur so lange Macht, als jene Schwermut Grillhofer beherrscht: ein wohl einzig in der Literatur dastehendes Bild, das nur mit Molières Misanthrope verglichen werden kann. Und der Hauderer im „Doppelselbstmord," der sich in unendlicher Herzensweichheit von einem „Heilandsbewußtsein" überraschen läßt, um sich zum Opferlamm der weltklugen Leute herzugeben, gehört auch in diese Menschenreihe. Für die ganze Art Anzengrubers, dieses Leben der Menschen anzuschauen, scheint mir das Geständnis Grillhofers (im „G'wissenswurm") sehr bezeichnend: „Sixt, Dusterer, dös is! Lang net, mer wußt oans in der Höll, is mer so g'straft, als ma weiß oans af der Welt, dem ma beispringa möcht, dös vielleicht nach ein'm ruft in Nöten, in Drangsal, und ein'm zumöcht, und mer kann net — weiß koans vom Andern wo's is!" Das ist die Sprache des praktischen Christentums, die einer tiefern Menschenliebe entspringt als das zelotische Kirchentum. Grillhofer weiß sein — uneheliches — Kind in der Welt herumlaufen, und nicht die Sünde im dogmatischen Sinne, sondern diese, wenn man sagen darf, thätige Empfindung quält ihn. Der Genius der Komödie verhilft ihm zu seinem Kinde, der herrlichen Horlacher-Lies, und Grillhofer ist wieder heil und gesund und schüttelt den Quälgeist lachend ab. In der Gestalt des Bürgermeisters Eisner in der neuesten Tragödie tritt dieses Motiv wieder auf. Daß aber Anzengruber imstande ist, diese seine Lieblingshelden auch in andrer als bäuerischer Gestalt, in einer grundverschiednen Lebensluft darzustellen, beweist — dies sei beiläufig bemerkt — die höchst bemerkenswerte Gestalt des Dr. Knorr in dem übrigens nicht auf der Höhe seiner Kunst stehenden bürgerlichen Schauspiel „Elfriede." In diesem Stück hat Anzengruber den Versuch gemacht, mit den Franzosen zu wetteifern. Die moderne Vernunftehe, in der sich erst spät die Gatten zur Liebe finden, ist hier das dramatische Problem. Der gelehrte Dr. Knorr mit seiner Vorliebe für die modernen Kanadier — „Die Wilden sind doch bessere Menschen," sagte Seume, der Zeitgenosse Rousseaus —, nämlich für das weit von unserm großstädtischen Leben der Lüge entfernte Hinterindien, der Natur-

forscher mit seiner gesellschaftlichen Naivität steht in engster Verwandtschaft zu den Gestalten eines Wurzelsepp oder Einsam. Dieser wenig beachtete Dr. Knorr ist einer der interessantesten Menschen der Anzengruberschen Phantasie.

Die andre Reihe von Menschentypen, die wir zum rechten Verständnis des neuesten Stückes hier hervorheben, ist die des Meineidbauer, des Dusterer, des Eisner. In diesen Menschenbildern wird offenbar, wie die katholische Lehre der Werkheiligkeit sich im bäuerlichen Gehirn zur Anschauung eines Geschäftes mit dem Himmel vergröberte. Der Kreuzweghofbauer hat einen verbrecherischen Meineid geschworen, der ihn in den Besitz eines reichen Anwesens gebracht hat. Der Meineid drückt ihm schwer aufs Gewissen. Aber er hofft, seinen lieben Herrgott durch gute Werke zu versöhnen. Er geht häufig in die Kirche, er unterläßt keine Beichte, er bestimmt seinen einzigen Sohn, der leider der einzige Mitwisser seines falschen Schwures geworden ist, für den geistlichen Stand; der Sohn als Priester muß ihm die Absolution geben, die er vom fremden Pfarrer zu erlangen nicht hoffen darf. Und der Meineidbauer lebt auch lange Zeit in der Hoffnung, daß der Himmel zu seinem Thun ja sage, denn sein Anwesen gedeiht ja zusehends, also ist der Herrgott einverstanden! Dann allerdings fügt es die tragische Ironie, daß sich der schlaue Bauer doch verrechnet; denn der Sohn hat nicht „Latein" studirt, der Sohn will nicht auf die Güter der Welt verzichten, will nicht geistlich werden und wird ihm auch keine Absolution seiner Sünden verschaffen können. Das bringt die Brutalität des Meineidbauers so weit zur Raserei, daß er seinen eignen Sohn aus der Welt schaffen will — eine furchtbar erschütternde Tragödie. Eine humoristische Spielart dieses Charakters ist der dumme Heuchler Dusterer im „G'wissenswurm," der mit läppischen Phrasen des Glaubens seine Erbschleicherei bemäntelt.

Und nun treten wir endlich an das Stück „Stahl und Stein" selbst heran. Es ist der Fabel nach die Dramatisirung einer ältern novellistischen Erzählung, die Anzengruber in der Sammlung „Feldrain und Waldweg" (Stuttgart, Spemannsche Sammlung) schon vor längerer Zeit veröffentlicht hat. Einzelne Partien (z. B. die Erzählung des Einsam im dritten Akt) sind wörtlich in das Stück herübergenommen worden. Allein das Stück ist doch eine wesentlich neue Dichtung geworden, der sich die Erzählung nicht entfernt vergleichen läßt. Hölzern und skizzenhaft erscheint die Novelle gegen das mit großer Kunst und reicher Lebensfülle ausgeführte Drama. Wichtig ist nur, daß Anzengruber in dem „Einsam" seiner Erzählungen den illegitimen Sohn eines katholischen Pfarrers schilderte, und daß sich dort der unberufene Sittenrichter Eisner im Theologengewande bewegte. Die politisch rücksichtsvollere Bühne konnte natürlich die Tragödie des Pfaffenkindes nicht brauchen, darum wurde Eisner im Drama zum reformatorischen Bürgermeister umgewandelt, und diese eine Veränderung hatte notwendigerweise einige andre zur Folge. Die rührend humoristische Figur des

gutmütigen Kaplans der Erzählung, des leidenschaftlichen Entomologen, mußte geopfert werden; dafür wurde die Kontrastfigur des ehrwürdigen Pfarrers Milde ins Volksstück neu eingefügt und damit jede antiklerikale Spitze aus der Handlung entfernt. Andre Nebengestalten (Tomerl) wurden reicher ausgestattet, und mit der traurigen Liebesgeschichte Paulis, der Nichte Eisners, wurde ein originales und ergreifendes Motiv aufgenommen.

Wie der Charakter des Bürgermeisters Eisner in „Stahl und Stein“ viel Verwandtschaft mit dem des Meineidbauern hat, so ist auch der Bau der beiden Stücke in vielen Beziehungen sehr ähnlich. Beide haben eine lange Vorgeschichte, die ruckweise mit dem Fortschritte der Handlung enthüllt wird: die analytische Methode der alten Tragiker. Erst im letzten Augenblicke fällt dem leidenschaftlich verblendeten Helden die Binde von den Augen, und da bricht er zusammen, während der Zuschauer gleich im Beginne der Handlung mit dem wahren Sachverhalt ahnungsvoll vertraut gemacht wurde. Die Spannung des Zuschauers bezieht sich dann auf den Helden, man wird neugierig, wie er sich schließlich verhalten werde. Er wird in einem fort gewarnt, aber er rennt selbst ins Verderben, das er vermeiden will. So beschaffen ist die Tragödie Eisners, und es ist eine echte Tragödie.

Im ersten Akte lernen wir die Vergangenheit Eisners kennen. „Von dö drei Brüder Eisner — erzählt seine Nichte und Mündel Pauli ihrem traurigen Kameraden Einsam, der im Vorbeigehen zu ihr in den Hof getreten ist — was da af'm Hof aufg'wachsen sein, war'n zwei Ehrenmänner, der älteste, der als Bauer d'rauf g'sessen is, bis zum sein Tod vor fünfthalb Jahren, und der jüngste, mei Vater, den er als Großknecht bei eahm b'halten hat, denn dö zwoa mochten sich gut leiden. Aber eahm, 'm Mittlern, der was hitzt da auf'm Anwesen sitzt, war von kloan auf nit z'traun, scheinheilig is er allweil g'west, heilig thut er erst neuzeit.... Ang'stellt hat er sich [als Pfleger bei einem Gutsherrn], als wär er oaner der bravsten und frummsten; vor'm Gutsbesitzer is er völlig g'krochen, hat eahm 's G'sind zur fleißigen Arbeit aufg'mahnt, niemals is er an Werktagen vom Feld oder an Sunn- und Feiertag'n aus der Kirchen wegg'blieben, und geg'n Weibsleut' hat er g'than, als könnt er nit bis fünfe zähl'n. Trotz seiner Unterwürfigkeit hat er aber vorerst in sein'n Sack h'nein g'wirtschaft't, trotz'n Kirchgang war er a Leutschinder, und dö Dirndeln af'm Hof, was ihm z' G'sicht g'standen sein, so arme Hascherln, dö sich kaum unsern Herrgott ihr Not z'klagen traun, dö hab'n 'n von 'er andern Seit' kennen g'lernt. So war er bis zu seiner Verheiratung. Brav Geld hat er g'habt, wann's a nit aus sein'n Schalm war, und so konnt's ihm nit fehln, aber hat er's schlecht g'troffen. Sei Weib war falsch und hat arg g'wirtschaft't, viel bei Seit' g'schafft und koane Hendeln soll's just nit damit g'futtert hab'n.... D'raufhin hat er sich als oan g'schlagenen Mon aufg'spielt und sein's Weib's Unehr' unter d' Leut' g'tragen, und trotzdem war er selb'n

noch, in erst'n Jahr'n der Eh' wenigstens, derselbe heimliche Sünder.... Aber erst wie er da [auf dem der Sprecherin gehörigen Hofe] als Herr aufg'zog'n is, der Weiber müd', und schrittweis' bis an'n Hals ins Elend g'rathend, da hat er das völlig wild frumme Wesen h'vorg'kehrt. Kaum war er da, hat sein Bäurin 's Zeitliche g'segn't; dös hätt'n wohl wenig betrüb'n mög'n, aber der Eh'verschreibung nach mußt' er a gut Teil von ihr'm Zug'brachten wieder als Erbanfall ihren Leuten h'rauszahlen. Drauf sein ihm seine drei Söhn', Jahr um Jahr, einer nach'm andern, wegg'storbn. Der erste is als Soldat z'rückkämma, aber nit aus'm Krieg, sondern siech aus dem Spital und dahoam langsam aus'glöscht, den zweiten hab'n bei oaner Kirchtagrafferei Bub'n und Monna, was mit eahm g'eifert hab'n, erschlag'n, und der Dritte is mit amal verruckt word'n und in der Tobsucht draufgangen." Und um sich ganz in den Besitz des seiner Mündel gehörigen Hofes zu bringen, zwang Eisner die arme Pauli, sich nach einander mit seinen drei Söhnen zu verloben: sie liebte keinen einzigen — „Aber weißt, Einsam, fügt sie hinzu, z'letzt war's gar nit so schreckhaft, denn da sein s' vor mir af'n Schragen g'leg'n.... Nach der letzten Leichenwach' mußt ich wohl vermeinen, hitzt sei d' Schnur abg'rissen und nindascht mehr anz'knüpfen und nun säß ich da mit'm alloanigen Anrecht af'n Hof, 'm Bauern zum g'brennten Herzload. Aber um's nit denken z' müssen, daß nach sein'm Tod all's an mich fallt, laßt er lieber für'n Teufel a Meß' lesen, und der hilft seinen Leuten!" Und richtig ist sie ihm hinter sein „Geheimnis" gekommen: er ist auf der Suche nach einem unehelichen Sohne, den er von einem armen, verführten Geschöpf irgendwo in der Welt hat. „Es soll a Bub' von ihr da g'west sein. A Reih' von Jahr'n hat ihr der Eisner noch Geld zug'schickt; mit amal hat er's sein lassen und sich weiter nimmer um Mutter und Kind bekümmert. Wie er'm Pfarrer g'sagt hat, wollt er'm Weibsbild durch sei' Unterstützen nit eppa zur Unbußfertigkeit Anlaß bieten, und es sollt jed's, was ihm für sei' Sündhaftigkeit als Prüfung z'ertragen bestimmt wär', auch alloanig auf sich nehmen. Mir kommt vor, als hätt der Bauer mit derselben Red seiner jetzig'n Frummheit vorg'griffen und hätt damal nur als schmutziger Geizkrag'n g'than, aber möglich, daß a Heuchler, wann er sich a Lob nachz'sagen vermoant, selber d'ran glaubt und sich nit amal einwendig Lügen straft, kann mer a gleich sein, doch 'n Pfarrer hat er beauftragt, er möcht nach'm Buben suchen, und 'n herschaffen, und kimmt der zur Stell' und soll ich mer den eppa als 'n vierten h'naufzwingen lassen, dann reiß ich aus! Wie vor vier Jahren das Spiel ang'hob'n hat, hab' ich erst siebzehn zählt, und wenn sich a gleich oan' 's Haus als 's Feg'feuer denkt, so stellt sich's doch d' fremd Welt als d' leidig' Höll' vor, hitzt denk ich umg'kehrt und lauf' kuraschirt aus der Höll' ins Fegfeuer h'nein; außer ich dürft' 'n neuchen Vettern gleich zum Willkomm all's so rüsten wie 'n andern, zwoa Wachslichter z' Häupten und 'n Weichwasserkessel mit'n Büschel Kornähren d'rein zu Füßen,

dann wär er mir, der Allerletzte, a der liebste.“ Mit diesem furchtbaren Wunsche schließt Pauli ihre Eröffnungen an den uneingestanden geliebten Einsam, der vor ihr sitzt, und man denke an den gewaltigen Eindruck, den diese Stelle auf den Zuschauer hervorbringen muß, der schon ahnt, daß kein andrer als eben der unglückliche Einsam der gesuchte uneheliche Sohn und der allerletzte Vetter Paulis ist! Dies die Vorgeschichte, und nun zur dramatischen Handlung.

Eisner, ein Mann von bald sechzig Jahren, ist kürzlich mit Hilfe der „Großkopfeten,“ d. h. der reichen Bauern, die er einzuschüchtern verstanden hat, zum Bürgermeister des Alpendorfes gewählt worden. Der Vorgänger im Amte war zu gutmütig; er ließ beispielsweise die Konkubinate zwischen ärmern Leuten zu, die dann der Gemeinde Lasten aufluden. Das alles soll unter dem neuen strammen Regimente des auch mit der hohen Behörde, mit den Landtagsabgeordneten, mit der Geistlichkeit lebhafter verkehrenden, gebildeteren, weltläufigeren Eisner, der selber die Aktenstücke lesen und prüfen kann, nichts ohne genaue Durchsicht unterschreibt, anders, besser werden. Die Sonntagsmusik im Wirtshause wird gleich zu allererst abgeschafft; andre Verfügungen stehen in Aussicht. Das ganze Dorf ist natürlich in höchster Spannung über die Zukunft der Dinge. Die alten Männer spötteln schadenfroh über die leichtsinnige Jugend, der schon der Übermut vom Eisner werde gekühlt werden. Eisner selbst erklärt, daß er dem Pfarrer versprochen habe: „daß er an 'n Sunntag-Nachmittägen sein' Christenlehr' neama vor leeren Bänken z'halten braucht und ich schon Mittel finden wurd', die Bub'n und Menscher in d' Kirchen h'neinz'zwingen. 'n fleißig Kirchgang muß sich d' G'moan ang'legen sein lassen, denn 's is höchste Zeit, daß Gott's Wort wieder zu Ehren kimmt, wo d' Menschheit hitzt schon d' längste Weil' her nur nach Leut'-Wort hing'horcht und d'rauf g'baut hat, und wohin das führt, das g'spürn mer wohl! All' End' und Eck hört mer von nix als von Neid und Unzufriedenheit im Land, weil der Glauben fehlt. Ohne den lehnt sich der G'ring're geg'n d' göttlich Weltordnung auf, die ihn zur Armuth b'stimmt, und misgunnt 'm Reichen dö Gaben, dö 'm selben vom Himmel zug'theilt sein. . . . Weiters werd'n i und noch a paar vom Großgrund, dö mir gleichg'sinnt sein, d'rauf hinarbeiten, daß d' G'meinden wieder zu ihr'n guten alten Recht kimmen, sich geg'n Verheiratungen z' verwahr'n und döselben z' verbieten, zwischen Leuten, dö um und um nix hab'n und nix sein; geschweig', daß mer ruhig zuschau'n müßt, wo Zwoa ledig zusammenschliefen; dös zücht't nur dö Bettlerschaar und dös Vagabundenwesen, das uns schwar g'nug aufliegt und z'letzt d' Armenhäuser überfüllt oder Einem als Einleger z'r Last fällt. Dö Händ, was mer für d' Feldarbeit brauchen, dö wachsen zur G'nüg' ehrlich in d' kleinhäuslerischen Hausständ nach, d' Menschheit wird nit z' viel, es giebt koan Lohnfrag', und wir brauchen nit mehr z' geb'n, als wovon dö allweil z' leb'n g'wußt hab'n, daß dabei christlich Zucht und unser Vorteil Hand in Hand gehen, wird wohl auch jeder einseh'n?“ In diesem Stil geht

es fort: das kapitalistische Manchestertum ins Bäuerische übersetzt. Und weiter: „Wer Sundhaftigkeit halber nit taugt im Ort, der muß weg von da. Sö söll'n nur 's harte Brot in der Fremd' essen. Bringt s' döß zur Vernunft und sö wöll'n wieder kämma und gut thun, so is 's uns lieb und wir nehmen s' auf, aber wer nit in Züchten und Ehren unter uns leben will, der muß fort, dazu zwingen mer seine Leut, ob's hitzt Knecht und Magd angeht, oder leiblich Sohn und Tochter trifft, denn wie g'schrieben steht: soll Oaner 's Aug', das 'n ärgert, rausreiß'n und von sich werfen." ... Man glaubt Monsignore Knab aus dem niederösterreichischen Landtage zu hören, wie er gegen die Unterstützung der ledigen Wöchnerinnen aus den Arbeiterkrankenkassen seine Kapuzinaden losläßt. Und „denklich" wär's, daß dem Dichter diese Beziehungen nahe lagen. Jedenfalls ist die Figur des Eisner in ihrer merkwürdigen Vermischung von Egoismus und Frömmigkeit von außerordentlicher Lebenswahrheit.

Sogleich bietet sich dem schneidigen Bürgermeister die beste Gelegenheit, seine Macht und sein Ansehen zu bekunden. Da lebt außerhalb des Dorfes, aber zu ihm gehörig, in einer verborgenen Höhle des Gebirges ein seltsamer Mensch. Der „Einsam" wird er im Volke genannt; wie er bürgerlich heißt, wohin er zuständig ist, weiß niemand. Wohl aber ist bekannt, daß er wegen eines Totschlages fünf Jahre im Zuchthause gewesen ist. Zur Arbeit mag ihn niemand aufnehmen; nur wenn ihn der Hunger treibt, kommt er von seinem Felsennest herab und erbettelt sich durch Worte oder Dienste soviel, als er gerade zum Einkauf von Nahrung braucht. Oder vielmehr: er erzwingt sich die Gaben, denn es geht das Gerücht, daß er jedem den roten Hahn aufs Dach setze, der ihm Unterstützung verweigert. Freilich ertappt hat ihn niemand beim Brandlegen, und man muß ihn frei laufen lassen. Er kommt auch nie in die Kirche; nur zuweilen, zufällig, verkehrt er in dunkler Nacht mit der Nichte Eisners. An diesem, der ganzen Gemeinde unangenehmen Menschen will nun der Bürgermeister ein Exempel statuiren und ihn zur Anerkennung der Obrigkeit zwingen. Das erstemal trifft er ihn gerade, nachdem er im Wirtshausgarten — es ist ein Sonntagsmorgen — sein Programm vor den Männern und Buben entwickelt hat. Der menschenscheue Einsam läßt sich aber von dem herrischen Eisner nicht einschüchtern. „Was kümmert mich enger Bürgermeister? Ob'n in meiner Felslucken kenn ich, wie koan Kirch, a koan G'moan nit und was 's neu Regement angeht — wann 's nur eng taugt, mir kann's gleich sein, ob alt oder neu, ob der Ochs im Joch oder im Kummet geht. Nur gegen mich darf sich koans z'viel herausnehmen, 's könnt übel ausgeh'n; hüt's eng, hüt' sich jeder, der 'n Einsam noch nicht kennt." Darob wird Eisner wütend und stürzt auf den frechen Droher los. Der aber enteilt ihm, nachdem er „vor Zorn entstellt und bebend mit heiserer Stimme" gerufen: „War vielleicht besser für uns allzwei, es unterbleibet." Aber sie treffen sich doch, gerade nachdem Pauli dem Einsam die Vergangenheit ihres gehaßten Onkels

enthüllt hat. Eisner versucht es in Güte mit dem Sonderling. Dabei werden wir vertrauter mit dem Charakter des Einsam. Er fühlt sich durch seinen im Jähzorn begangenen Totschlag nicht im Gewissen bedrückt. „Versteh mich recht, wann mer ein' in ein'm falschen Meinen aufwachsen laßt, dann kann wohl sein' Hand und sein Sinn beim Übelthun sein, aber sein Verschulden is nit dabei; darum was mir schwer af der Seel liegt, dös is meiner Mutter af's Gewissen g'fallen, das hat sie vor der Zeit unter d' Erd g'bracht" — sie hatte ihn nämlich nicht rechtzeitig über seine eigne illegitime Herkunft unterrichtet. Das Gespräch zwischen Eisner und Einsam nimmt eine verhängnisvolle Wendung. Der boshafte Einsam will sich nicht als Paradestück der Dressurkünste Eisners gebrauchen lassen; dieser wird darob immer wilder: er droht ihm mit der Gensdarmerie, Einsam pocht auf seinen sichern Stutzen, mit dem er sie warm empfangen wolle. Und mit dem bittersten Hohn schleudert der „Wildling" dem Bürgermeister die Worte ins Gesicht: „Gelt, Großkopfeter, oan unbedacht um's Leben bringen, dös is himmelschreiend, aber oan derweis ins Leben rufen, dös hält'st für g'ring? Ich stell' mer den Mon, dem ich's nit dank', daß ich da af der Welt h'rumlauf', nit viel anders vor, wie dich, was a oan d'rauf h'rumlaufen hat, der leicht nit viel anders ausschaut, wie ich!" Niedergeschmettert schreit ihm Eisner zu: „Fort — fort du — weit — aus mein' Auga!"

Soweit der erste Akt. Im zweiten hat sich schon das Gerücht von dem Zusammenprallen des Einsam mit Eisner verbreitet. Die Bauern schauen neugierig beiden Parteien zu, die „Buben" singen Spottlieder auf den bürgermeisterlichen Zorn. Als die Gensdarmen in Wirklichkeit erscheinen, hat jedoch nur Tomerl das Herz, den Einsam zu warnen und um Unterstützung desselben zu werben. Er hat allerdings auch Ursache, dem neuen Bürgermeister zu zürnen. Bisher lebte er in einer nur von Kindern gesegneten Ehe mit Crescenz, Eisner droht diesen Bund gewaltsam zu sprengen, wenn sich Tomerl nicht zur kirchlichen Weihe entschließe. Und um den Ehekonsens zu erlangen, fehlt es dem leichtsinnigen, aber unverwüstbar lustigen armen Teufel an Geld. So ist er der natürliche Bundesgenosse des Einsam. Inzwischen besucht der Pfarrer Milde den gestrengen Eisner in seinem Arbeitszimmer. Er wurde ja mit der Mission betraut, den verlorenen Sohn ausfindig zu machen. Von diesem hat er allerdings nichts weiter erfahren, als der Sohn sei verschollen. Aber eine andre Nachricht kam dem Pfarrer zu: die Großmutter des gesuchten Sohnes, die Mutter jener verführten Juliane Auhoferin, liege im Sterben und habe ihr Erbe ganz dem Enkel verschrieben. Nun werde man öffentlich den Erben durch eine Ausschreibung suchen können. Eisner ist hoch erfreut darüber: er will keine Kosten scheuen, ihn endlich zu erforschen. Nun wagt es der alte Milde, dem gestrengen Bürgermeister etwas mehr Vorsicht in seinen Entschlüssen anzuempfehlen: „Ja, lieber Bürgermeister, Ihr seid zu rasch in Euern Entschlüssen, und wie mir scheinen

will, ein bischen zu schneidig... Ja, Eisner, Eure Absicht ist recht gut, aber Ihr bedenkt gar nicht, daß sich kaum etwas Ersprießliches so von gestern auf heut, oder von heut auf morgen ins Werk setzen läßt, und um wieder auf den Burschen, den Einsam zurückzukommen, hat's denn damit gar so große Eile? Ich sag' nicht, daß Ihr nachgeben sollt, aber zuwarten." Darauf Eisner: „Hochwürden, in dem Fall wär Zuwarten Nachgeben! Das kann ich nit, und der Bub will nit, und so gab's dann, wie zwischen Stahl und Stein, allweil Funken." So schlägt Eisner den einen guten Rat in den Wind. Nun folgen Szenen, die alle dazu dienen sollen, den Befehl Eisners an die Gensdarmen, den Einsam in seiner „Felslucken" zu verhaften, hinauszuschieben, zu verzögern. Es sind gleichsam Warnungen des Schicksals, Eisner soll Zeit finden, zu überlegen. Schließlich erscheint ein altes Mütterchen, Marthe, die Vertraute jener Großmutter. Sie erzählt, ihr sei auf dem Sterbebett anvertraut worden, daß Eisners Sohn, den er eben suche, nicht die reinste Existenz geführt habe; sie geht vorsichtig weiter: er habe blutige Hände, er habe im Strafhaus gesessen — da taumelt Eisner zurück: „Jesus, mein Herr und Heiland!" ruft er und schlägt beide Hände vors Gesicht. „So undankbarig kann Gott geg'n mich sein, wo ich so viel für ihn g'than hab' und noch mehr Will'ns war?" Martha: „Heilige Gnadenmutter! Eisner! Läster nit a noch!" Eisner (betroffen, murmelnd): „Der Herr verzeih mir d' Sünd!" Er ist aufrichtig reuig, er ist in seiner Art wirklich fromm, und fügt sich diesem neuen Schicksalsschlage, läßt die Entschuldigung gelten, daß sein Sohn im Jähzorn den Mord begangen habe, und sagt schließlich: „So lang a Mensch 's Leben b'halt't, kann mer af sein Bess'rung hoffen. Aber ich hätt nit hoffen sollen, daß dö Ruthen, die ich mir selber af'm Rücken g'bunden hab', sich jemal in a grean Reisig verkehren wurd'!" Und nun folgt die gewaltigste Szene des Stückes. Die Gensdarmen kommen in diesem Augenblick, sich noch einmal vor dem Aufstieg zum Einsam vom Bürgermeister zu empfehlen. Zerstreut nickt er ihnen zu: „Glück af'n Weg." Da ruft Martha: „Schick' s' nit, laß s' nit ziehn! Das war dein Entschließen, bevor d' noch g'wußt hast —" Eisner: „Was?" — Martha: „Daß dein Bub nit viel anders ausschaut wie der." Erschüttert ruft Eisner: „Herrgott, sein Reden, ganz sein Reden von gestert Nacht!" Und Martha fährt, noch immer schonungsvoll das letzte Wort zurückhaltend fort: „Dö Leut' wurden sagen: du thätst an dem, wie d' an dein'm eignen Bub'n wol nit tun möcht'st! Laß dir raten, Burgermaster, ruf' s' z'ruck, ruf' s' z'ruck." Eisner eilt unschlüssig zum Erker, wo er die Fensterriegel zu öffnen versucht: „Wann ich's noch erschreien kann." Martha erhebt sich in der Erregung vom Stuhl: „Sag 's mein' Suhn, daß er ihnen nachlauft und sö z'ruckhol't." Eisner zieht die Hand zurück und verläßt den Erker: „Nein! Wie vermöcht' ich denn geg'n mein' Bub'n aufz'treten, wenn der sehet, daß für andre mein Wort in Wind g'redt wär, und daß bei andere mein Will'n koan Respekt fand't? Unsa Herrgott hat

mich mit harter Hand af mein Weg g'wiesen, und es hat völlig 'n Anschein, als ob er mich a weiter mit harter Hand d'rauf leiten wollt'; hätt er mir aber alloanig nur dö Streng' geg'n mich selber auferleg'n woll'n, durft ich mich nit a andern geg'nüber für sein Werkzeug betrachten, dann wurd' er mir wohl nit bis af'n heutigen Tag zug'wartet hab'n, daß er mich unter sein'n Fingern zerbricht und verwirft." Darauf Martha, mit aufgehobenen Händen: „Versuch Gott nit, Burgermaster!" Und Eisner, ohne ihre Einrede zu beachten: „Wann aber dö Leut', wie du moanst, sagen wurden: ich thät' an dem Einsam, wie ich an mein'm eig'nen Bub'n wohl nit thun möcht'; da sageten s' falsch! Was a dem Bub'n da oben zustoßen mag, ich trag' daran koan Verschulden, er hat's selb'n mit beid' eignen Händen af sein Kopf aufg'häuft, und ihm wird nur, was er will und nach sein'm Will'n soll ihm a werd'n, und wenn 'r mein eigner Sohn wär!" Martha sinkt mit Zeichen des Entsetzens in den Stuhl zurück. Der Vorhang fällt rasch.

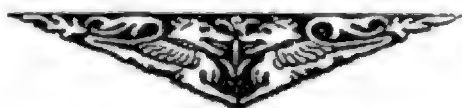
In dieser Szene weht ein wahrhaft tragisches Pathos: Eisner wächst über sich selbst hinaus, ohne sich untreu zu werden, er zieht die äußersten Konsequenzen seines Charakters. Dieser ist erst im Laufe seiner Entwicklung zu einer eignen Größe gekommen, und für den anfänglich unsympathischen Mann ist langsam eine tragische Sympathie entstanden. Kein Zweifel, daß diese Szene auf der Bühne eine erschütternde Wirkung hervorrufen muß, und sie hat vor den verwandten Szenen des „Meineidbauern" das voraus, daß ihr auch der geringste äußerlich theatralische Zug mangelt.

Die Entwicklung des dritten Aktes sieht man leicht voraus. Tomerl und Pauli sind in der „Felslucke" des Einsam. Sie warnen ihn, wollen ihn schützen, wollen vermitteln. Er erzählt ihnen seine Jugendgeschichte, seine schwere Unthat: eine Art Beichte, welche alle Sympathie des Zuschauers in glücklicher dramatischer Berechnung auf den tragischen Helden vereinigen soll. Bei einem Kirchweihfest wurde der junge Einsam, der ein Herz voll Menschenliebe besaß und vor allem seine Mutter vergötterte, schwer beleidigt. Man beschimpfte ihn wegen seiner illegitimen Herkunft. Er wußte aber nichts von derselben, hielt sich für den rechtmäßigen Sohn einer Witwe, geriet wegen der Beleidigung in Wut und erstach den Beleidiger im Jähzorn. Als er über seinen Irrtum aufgeklärt wurde, war es zu spät. Fünf Jahre saß er im Zuchthaus, und dann litt er unter dem Schicksal des Sträflings: nirgends fand er Aufnahme. „Zwoafach bin ich von sö g'schieden, durch dö unehrliche Geburt und durch mein Thun; aber meiner Geburt wegen, an der ich doch koan Schuld trag', kann ich mich nit schämen, und mein Thun, auch durch die Lugenhaftigkeit Andrer hellauf in Unsinn verkehrt, kann ich nit bereun; aber halt als oan Ganzes bedrückts mich, dös bin ich nit los word'n und werd's nit los!" Kaum ist der Einsam mit seinem Bericht fertig, erscheinen auch schon die Gensdarmen. Er will sich nicht verhaften lassen, es entspinnt sich ein Kampf, er verwundet den einen Gensdarmen,

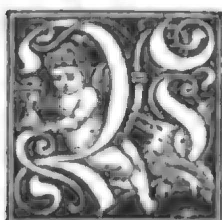
worauf ihn der andre mit einem Schuß totschießt. Die Schlußszene führt wieder in den Wirtshausgarten unten im Dorfe. Man ist sehr erregt; die Leute haben die übertriebensten Gerüchte verbreitet. Eisner nimmt mit seinem ganzen Selbstgefühl alle Verantwortung auf sich: „A meine Ung'legenheit hat doch eng nit z'bekümmern, und oan' euere wußt ich mir da dabei koane aus-z'denken." Wieder der Ton des echten Tragikers. Da endlich kommt der eine der Gensdarmen kleinlaut zum Bericht herbei. Eisner hat noch gerade den letzten Trumpf vor Pfarrer Milde ausgespielt: „Aber da seht's, Hochwürden, den Burschen, störrig bis zum Letzten, wider alle und alles, ganz ungefüg; was wär mit dem anz'fangen g'west?" Nun fragt er den Gensdarmen: „No wie steht's denn aber, weiß mer doch hitzt, wie der Bursch hoaßt und woher er is?" Und dieser zieht sein Notizbuch aus der Tasche: „Ja, Geburts- und Heimatschein hab'n sich vorg'funden. Es is der uneheliche Sohn einer Kleinhäuslerstochter von Gutenthal, Juliana Auhofer" — also Eisners eigner Sohn. Taumelnd sinkt der Bürgermeister zu Boden, und die Worte des Pfarrers: „Sein eignes Kind" gehen in der Menge, die sie umgiebt, von Mund zu Mund. Nun wird die Bahre mit dem sterbenden Einsam herbeigebracht. „Du — Bub — fluch' mir nit," ruft Eisner, die Hände nach der Bahre ausstreckend, „denn ich — ich — bin dein Vater!" und sinkt zu Füßen der Bahre in die Kniee. Einsam: „Du? Haha! Laß dich amal d'raufhin anschaun." Eisner: „Geh du nit von mir — du mein Letzter — ja wohl, du mein Einsam — geh du nit von mir ohne a Verzeih'n!" Und der Einsam macht dann noch zur uneingestanden geliebten Pauli den tragischen Witz: „Ach Pauli, dir kimm ich ja ganz, wie d' g'wunschen hast; brauchst nit ausz'reißen wegen meiner." Dann stirbt er. Eisner legt sein Amt nieder. Die Leiche seines Sohnes läßt er ins Haus führen: „Bei mein Bub'n will ich alloan wachen — ganz alloanig — wie ich jetzt bin: halt ja, ganz alloanig!" Und mit dem Vers aus Paulus' Brief an die Korinther, den der Pfarrer spricht: „»Aber hätte ich allen Glauben also, daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.« Für was aber alles hält sich unsre verlogene Zeit mit ihrem lieblosen Glauben?" schließt das Stück.

Es ist nach Form und Inhalt ein des ausgezeichneten Dichters würdiges Werk, eine wirkliche Bereicherung unserer dramatischen Literatur.

Wien. Moritz Necker.



Der Grunewald.

on der alten Feste Spandau erstreckt sich in nördlicher oder nordöstlicher Richtung ein langer, schmaler See mit mannichfachen Ausbuchtungen. An einer derselben (in der nordöstlichen Ecke) liegt Tegel, geweiht durch die Manen der Brüder Humboldt. Hierher beginnt seit einigen Jahren ein immer stärker werdender Strom wohnungsuchender Berliner zu fluten. Anfangs kamen sie nur für den Sommer, jetzt bleiben sie mehr und mehr auch ständig da. Mehr nach Nordwesten erreicht der See bei Hermsdorf seinen nördlichsten Punkt, und hier strömt die Havel ihm zu, um ihn bei Spandau wieder zu verlassen. Gleich nachher eint sich den raschen und klaren Wellen der Havel ein mindestens ebenso wasserreicher, aber langsamerer und trüberer Fluß, die Spree, in deren Wellen sich die deutsche Reichshauptstadt spiegelt. Die vereinigten Flüsse behalten zunächst die Richtung der Havel, von Norden nach Süden, bei; darum heißt der Gesamtfluß Havel. Gleich nachher verbreitert er sich abermals zum See. Westlich, also bei einer Dampfschifffahrt zur Rechten, hat dieser eine flache, jedoch nicht reizlose, von Dörfern und Schlössern und weiterhin von Villen und ganzen Villenkolonien belebte Landschaft, die sich gegen Potsdam hinzieht und einige der berühmtesten Familiengüter des kaiserlich-königlichen Hauses in sich schließt. Zur linken Hand aber (nach der Seite, wo keine Meile entfernt die Vorposten Berlins stehen) erhebt sich, sobald man sich der Insel Pichelswerder und dem Dörfchen Pichelsdorf nähert, eine waldbedeckte Hügellandschaft, nur an drei Stellen — zu Pichelsdorf, am „Schildhorn" und ganz am südlichen Ende, zu Wannsee — von menschlichen Wohnungen belebt. Dieses Gebiet, neun Kilometer lang und an vier Kilometer tief, ist der Grunewald, der unvergleichliche Zukunftspark Berlins.

Was wollen alle berühmten Stadtparke der Welt gegen diesen bedeuten? Schon die Größenverhältnisse sind so überraschend, daß sie eine Vergleichung kaum aufkommen lassen. Es ist uns nicht gegenwärtig, welchen Flächenraum alle hervorragenden Anlagen dieser Art haben; aber wir haben die Notiz gefunden, der Phönixpark zu Dublin sei einer der größten — nun, der Grunewald ist siebenmal so groß. Der Berliner Tiergarten wird vom Grunewald um mehr als das zwanzigfache, der Wiener Prater samt Wurstel- und wildem Prater um das zwölffache, das Boulogner Gehölz bei Paris immer noch, wiewohl es größer ist als der Phönixpark, um das sechsfache übertroffen. Viel mehr aber noch als die gewaltige Ausdehnung fällt die landschaftliche Schön-

heit ins Gewicht. Zunächst haben wir es hier mit einem wirklichen Walde zu thun, einem Walde mit Waldwegen und Waldpfaden, erfüllt vom herrlichsten Walddust — weicher, mit Fichtennadeln übersäter Boden überall; ja einem Walde in dem Sinne, daß Hoch- und Schwarzwild hier gehegt wird und ein königliches Jagdschloß den eigentlichen Mittelpunkt bildet. Das ist sogar das Mißliche an der Sache. Denn der Grunewald ist rechtlich gar kein Park und noch weniger ein städtischer, sondern er ist einfach ein königliches Jagdgehege, worin das Publikum nur geduldet wird. Man wird indessen sagen dürfen, daß die Natur der Dinge es mit sich bringen muß, diesen so nahe bei der Reichshauptstadt gelegenen und landschaftlich so unvergleichlich schönen Naturpark mehr und mehr dem Publikum zu überliefern und das heute Bestehende zu einem Rechtsverhältnis zu machen. Umso größern Wert wird dies aber unter allen Umständen haben, jemehr dies ganze herrliche Gebiet ein Wald ist und bleibt.

Der Grunewald ist lebhaft gehügelt und wird nicht nur an seiner ganzen westlichen Langseite von den Havelseen bespült, sondern birgt auch in seinem Schoße nicht weniger als sechs größere und mehrere kleinere Seen, die zum Teil am Waldrande und an vielbetretenen Wegen oder gar an der Eisenbahn liegen und durch Wege oder doch durch angenehme Waldpfade mit einander verbunden sind, zum Teil aber auch in träumerischer Einsamkeit daliegen und förmlich aufgesucht werden müssen. Der Reiz dieser stillen, waldumkränzten Seen ist außerordentlich groß. Ein Mann, der Italien und Spanien durchwandert hatte, hat uns versichert, daß der Eindruck, den z. B. die Partie vom Schlößchen Grunewald nach Paulsborn bei Morgenwanderungen immer von neuem auf ihn mache, sich mit nichts anderm vergleichen lasse; und wir selbst möchten, wenn wir dies auch vielleicht für etwas überschwänglich halten, doch soviel bestätigen, daß vom Standpunkte eines angenehmen und dabei stimmungsvollen Spazierganges eine Grunewald-Wanderung den Vergleich mit dem Besten aushält, was Deutschland aufzuweisen hat. Dieser Wechsel breiter Straßen und verschwiegener, sich hinschlängelnder, halb überwachsener Pfade, dieses sanfte, nirgendwo beschwerliche und doch fortwährend neue Blicke und neue Lichtwirkungen darbietende Auf und Ab, dieser Reichtum an kleinen Landschaftsbildern, die sich hie und da aber auch zu Blicken von entzückender Schönheit und Großartigkeit steigern, diese dämmernden Fernsichten von den Hügeln des Westrandes über die Havelseen bis zu dem im Hintergrunde schimmernden Potsdam, mit seinen Schlössern, Wäldern und Seen — das alles muß einen Gesamteindruck hervorbringen, der sich ohne weiteres als ein solcher ersten Ranges bezeichnen läßt.

Freilich muß man (sofern man in der Lage ist, dies vermeiden zu können) nicht Sonntags oder gar Sonntags nachmittags den Weg zum Grunewald einschlagen. Schon unterwegs wird es denen, die einen fröhlichen Spaziergang

einer staubigen Fahrt vorziehen, ungemütlich werden; denn Wagenzüge von nervös machender Unendlichkeit wälzen sich auf den nicht zu den schönen Punkten, sondern zu den Wirtshäusern führenden Straßen dahin, und ein Freund des Fußwanderns sieht mit wahrem Ingrimm, wie nicht etwa nur Weib, Kind und Greis, sondern wie auch rüstige, junge Männer scharenweise auf den Kremsern, Omnibussen und ähnlichen Transportmitteln hocken. Wie oft fühlten wir uns nicht von einer Art leidenschaftlicher Sehnsucht erfaßt, diese Herrchen einmal herunterholen und ihnen Beine machen zu können! Noch unerquicklicher wird einem zu Mute, wenn man nun das Ziel derartiger Ausflügler erreicht hat. Dagegen, daß die Wirtschaften selbst und deren nächste Umgebung in der unglaublichsten Weise überfüllt sind, daß es mitunter schwer fällt, nur zu einem Glase Bier zu kommen, und andre Nahrungsmittel als die in Massen bereitgestellten Eier, Käsebrötchen ꝛc. überhaupt nicht zu bekommen sind, wäre ja nichts zu sagen; aber die Art, wie die Berliner Familien und Gesellschaften sich bei solchen Gelegenheiten ins Grüne zu lagern und dann die mitgebrachten „Freßkober" zu leeren pflegen, hat wirklich etwas — etwas — na, etwas Unappetitliches. Wer einmal am Sonntag Abend oder auch noch am Montag über ein solches Schlachtfeld gewandelt ist, wird uns verstehen. Oft schon hat die königliche Waldverwaltung die dringendsten öffentlichen Gesuche an das Publikum gerichtet, doch die Wickelpapiere und Speisereste nicht liegen zu lassen, sondern wieder mitzunehmen, zu verschiedenen malen hat man sogar schon mit Schließung des Waldes gedroht. Vergebens. Die naive Gleichgiltigkeit und Bequemlichkeit dieses Publikums spottet aller Mahnungen, und die Menge der Papierfetzen, Eierschalen, Wurstzipfel und -Häute, Knöchelchen ꝛc., die an solchen Plätzen umherzuliegen pflegen, spottet jeder Beschreibung. Es ist sicherlich nicht übertrieben, zu sagen, daß viertelstundenweit um die beliebtesten Zielpunkte her der Wald wie beschneit aussieht, eine Illusion, die sich freilich verliert, sobald man diesen „Schnee" einmal näher angesehen hat. Es übersteigt alle Begriffe, welche Papiermassen von den Waldwärtern aufgesammelt werden müssen, und wahrscheinlich ist die Einnahme, welche diese hieraus machen, ein Hauptgrund für die königliche Verwaltung, immer wieder ein Auge zuzudrücken; daß auch sonst diese ungenirten Lagerungen dem Walde und dem Gebüsch nicht zuträglich sind, braucht wohl kaum bemerkt zu werden.

Man muß indessen billig sein. Was sollen die Leute machen? Man kann es ihnen wirklich nicht übel nehmen, daß sie lieber in den Grunewald gehen als in die Jungfern- oder Wuhlheide, und noch weniger können die Berliner etwas dafür, daß sie an Sonntagen in so erschütternder Massenhaftigkeit auftreten. Lieber Himmel! Selbst der kleinste Bruchteil des „ausfliegenden Berlin" nimmt sofort Verhältnisse an, denen mit keiner Vorsorge mehr beizukommen ist, wie dies die vollgepfropften allsonntäglichen Züge und Extrazüge aller Eisenbahnen und die dennoch scheltend und schimpfend auf den Bahnhöfen

sich drängenden Menschenmassen, die „nicht mitgekommen sind," beweisen; und in den Grunewald geht eben kein kleiner, sondern ein sehr großer Bruchteil. Der Berliner hat, wie man weiß, bei all seiner „Schnoddrigkeit" eine wahrhaft kindliche, hie und da entschieden rührende Liebe zur Natur und besonders zum Walde, und weiß es, wo er nur diesen hat, mit den denkbar bescheidensten Mitteln möglich zu machen, sich und die Seinigen zu „amüsiren." Und so bietet denn selbst der weite Grunewald an Sonntagen nur eben genug Raum für die hierher sich ergießenden Menschenmengen. Viele zwar bleiben schon bei dem riesigen Richterschen Etablissement am Halensee oder in den neu entstandenen Schmargendorfer Waldwirtschaften oder doch an dem alten Hundekehlen-Restaurant (entschieden, trotz des wenig sympathischen Namens, einem der schönsten Punkte) hängen; viele fahren gleich durch nach dem Schlachtensee oder dem Wannsee und streifen von da die benachbarten Teile des Waldes ab; viele gelangen, geradeswegs oder von Hundekehle her, nach Paulsborn; aber immer bleiben noch unzählige für die verborgeneren Teile des Waldes, für die Ufer des Riemeister Sees und der Krummen Lanke, für Teufelssee und Saubucht und endlich für Schildhorn und überhaupt die Ufer der Havelseen übrig. Jedes Jahr wächst die Zahl der Wirtshäuser am und im Grunewald, und es wird noch lange dauern, ehe man nicht mehr an manchen Tagen sagen kann: Es sind immer noch zu wenig. Übrigens soll durchaus nicht bestritten werden, daß auch für den werktäglichen Spaziergänger die Menge trefflicher, großenteils wirklich an den schönsten und zweckmäßigsten Punkten gelegener Wirtshäuser eine große Annehmlichkeit bildet. Es bleiben immer noch unberührte Waldestiefen und Gelegenheiten zu stundenlangen, stillen Waldwanderungen in hinlänglicher Menge übrig.

Wie sich bei der großen Nähe und der so überaus, man möchte sagen, geschickten Lage des Grunewalds von selbst versteht, ist er in der mannichfaltigsten Weise zugänglich. Zwei Eisenbahnlinien führen mitten hindurch, zwei andre, Ringbahn und Potsdamer Bahn, nahe vorüber; die Kurfürstendamm-Straßenbahn bringt dicht an den Rand, die geplante Pferdebahn nach Schmargendorf wird dasselbe thun, und die von Westend nach dem Spandauer Bock führende elektrische Bahn berührt den Rand auch noch. Von Steglitz gelangt man in einer kleinen halben Stunde, von Wilmersdorf ebenso, von Charlottenburg in einer guten halben Stunde zu Fuß in den Waldesschatten. Leider sind die zuletzt angedeuteten Wege im allgemeinen nicht zu empfehlen, da sie ziemlich schattenlos sind und teilweise durch tiefen Sand führen, aber die Fahrgelegenheit ist ja so reichlich und bequem, daß dies kaum als ein Nachteil betrachtet werden kann. Man darf wohl annehmen, daß vom westlichen Stadtrande (Potsdamer Bahnhof, Brandenburger Thor) oder vom großen Stadtbahnhofe in der Friedrichstraße aus in einer Stunde der Grunewald erreicht werden kann. Am stärksten benutzt sind wohl die Ringbahn mit ihrer, unweit des

Richterschen Etablissements gelegenen Station Grunewald, dann die Kurfürstendamm-Straßenbahn, welche ebenfalls zu diesem Punkte und dann noch ein geringes weiter bringt. Hier hat man dann die Hundekehle ganz in der Nähe, von wo es wiederum nicht weit nach Paulsborn ist. Da diese Punkte am bequemsten zu erreichen sind, so sind sie natürlich auch die besuchtesten. Nächstdem dürfte der Schlachtensee als Hauptzielpunkt erscheinen, was auch bei den hohen Rändern desselben und dem hierdurch verursachten Reichtum malerischer Wirkungen, sowie bei der leichten Erreichbarkeit durch die Eisenbahn sehr gerechtfertigt ist; nur tritt uns in Gasthäusern und Villen Berlin hier schon allzu aufdringlich entgegen. Wannsee mit seinen vornehmen Villen, seinen Einrichtungen für Ruder- und Segelregatten und seiner Nähe Babelsbergs und der Villenkolonie am Griebnitzsee bildet eine Besonderheit für sich, die eigentlich nicht mehr „Grunewald," sondern nur noch „am Grunewald" ist.

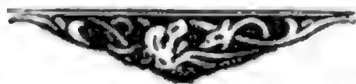
Suchen wir nun einmal festzustellen, wie sich die Zukunft des Grunewalds, nach den hierüber heute zu machenden Beobachtungen, gestalten wird. Man kann sagen, daß das Terrain zwischen der Potsdamer Bahn bis Steglitz und dem Tiergarten das Hauptentwicklungsgebiet für die Berliner Bauthätigkeit des nächsten Menschenalters darstellt. Dieses Terrain ist groß; es läßt sich auf anderthalb Stunden Länge und eine halbe Stunde Breite angeben, von welcher Fläche freilich schon ein recht großer Teil mit Ortschaften (Steglitz, Friedenau, Wilmersdorf, Schmargendorf, Dahlem, Joachimsthaler Gymnasium nebst der in dessen unmittelbarer Nähe entstandenen Häusergruppe) und den überall vordrängenden Villenstraßen bedeckt ist. Die ganze, noch zu Bauplätzen und Straßen verfügbare Fläche mag tausend Hektaren betragen. Das scheint mehr, als es ist; Straßen und Plätze werden sehr viel in Anspruch nehmen, und unter den Villen, die jedenfalls den Charakter der hier entstehenden Stadtteile wesentlich bestimmen werden, dürfte sich sicherlich eine stattliche Anzahl sehr großer, mit ausgedehnten Gärten, selbst förmlichen Parks befinden. Auch unterliegt es ja keinem Zweifel, daß ansehnliche Flächen noch auf längere Zeit zur Verfügung bleiben werden. Der Hauptsache nach aber halten wir es nicht für zu viel gesagt, daß nach einem halben Menschenalter dieses ganze Gebiet Stadt sein wird. Die Vorteile sind zu ungeheuer. Die massenhaften Verkehrsgelegenheiten, die unmittelbare Nähe des Grunewalds (in den hinein dann noch ein halbes Dutzend Pferdebahnen weiter führen werden) und Potsdams, sowie des Zoologischen Gartens und des Tiergartens, die Reize, welche der Steglitzer Fichtenberg, der Wilmersdorfer See u. s. w. an sich darbieten — das sind Dinge, mit denen, bei aller Achtung vor der oberen Spree und dem Müggelsee, doch bei Berlin keine Konkurrenz möglich ist.

Bis dahin also wird Berlin bis an den Grunewald vorgedrungen sein. Gleichzeitig aber wird die heute noch sehr unvollständige Kette der Villenstraßen und Villenkolonien zwischen Steglitz und Wannsee sich gleichfalls ziemlich geschlossen haben, sodaß die Stadt, oder was zu ihr gehört, nicht nur vom Osten,

sondern auch vom Süden her dicht an ihn herangerückt ist; und nicht minder wird von Wannsee und Potsdam aus alsdann das westliche Ufer der Havelseen, wenn auch wohl nicht vollständig, so doch insoweit erobert sein, daß von Pichelswerder über Gatow und Cladow hinaus bis gegen Alsen ein ununterbrochener Kranz von Villen sich hinzieht. Dann wird es, wir glauben dies kühnlich sagen zu dürfen, etwas derart Reizendes wie den Grunewald und die Havelseen von Spandau bis Potsdam auf Erden kaum mehr geben. Denn das Einzige, was dieser in der launischsten Weise mit einem Wechsel von See und Wald bedeckten Gegend (man betrachte nur einmal eine genauere Karte und mache den Versuch, sich alle diese Seen einzuprägen!) zur Zeit noch fehlt, sind Höhen, die über ein bescheidenes Maß hinausgehen. An hübscher Form, an reizender Gruppirung fehlt es den vorhandenen Höhen nicht, wohl aber an Stattlichkeit. Werden sie jedoch mit Villen, Gärten und Parks bedeckt sein, wird die Kunst überall aufgeboten sein, um die schönen Punkte herauszuheben und die Wirkung der weniger bedeutenden zu verstärken, wird sich mit dem ernsten Nadelholz das vielfarbige Laubholz der Gärten mischen, dann wird hier alles vorhanden sein, um Landschaftsbilder, denen sich kaum etwas an die Seite stellen läßt, in großartigster Aneinanderreihung zu bilden. Dann wird die lange verachtete Umgegend von Berlin landschaftlich einen Ehrenplatz einnehmen, nicht nur in Deutschland, sondern auf der ganzen bewohnten Erde.

Wir fürchten nicht, daß der jetzige Eigentümer des Grunewalds gegen die Ausbildung desselben zu einem unvergleichlich großartigen Stadtparke Berlins sein Veto sprechen werde. Viel eher fürchten wir, daß man bereit sein werde, einen zu großen Teil des Waldes selbst zu Bauplätzen zu verkaufen und dadurch die Großartigkeit und Jungfräulichkeit, die wirkliche Waldesnatur des herrlichen Gebietes zu sehr zu beeinträchtigen. Jetzt schon steigen am Schlachtensee die Villen eine nach der andern aus der Erde; wird dies so fortgesetzt, so kann eine schädigende Wirkung nicht ausbleiben. Unsre Hoffnung kann sich nur dann in vollem Maße verwirklichen, wenn hier ein ununterbrochener Wald von großer Ausdehnung übrig bleibt. Die Reize dieses Waldes dürfen nicht parzellirt und damit zum Teil zerstört werden, sondern sie müssen der Gesamtheit zu Gute kommen.

Der Tiergarten wird dann nicht mehr bei, sondern in Berlin liegen, denn bis dahin wird auch der Ring von Moabit bis Charlottenburg geschlossen sein. Vom Humboldtshain gilt dies jetzt schon; vom Friedrichshain wird es auch bald gelten. Berlin wird dann seine schönen und ausgedehnten innern Parks und an seinem Raude den mächtigen, in Schönheit strahlenden Grunewald haben!





Russische Skizzen.

Von Otto Kaemmel.

(Fortsetzung.)



Den Petersburger der einigermaßen bemittelten Klassen darf man im Sommer überall suchen, nur nicht zu Hause. Sobald der Mai urplötzlich ohne Übergang den Frühling gebracht hat, werden die Schulen und auch die meisten Sammlungen auf drei bis vier Monate geschlossen, zum Leidwesen der Fremden, zur Freude der lieben Jugend, und alles zieht mit Sack und Pack, mit Kind und Kegel hinaus auf die „Datscha," wie seit den Tagen Katharinas II. die Landhäuser heißen, weil sie die ersten ihren Günstlingen zum „Geschenk" machte, denn das bedeutet an sich das Wort. Längs der Newa, an der Moskauer, der baltischen und finnischen Bahn, wo es Wald und Wasser giebt und eine bescheidne Bodenerhebung für bessere Luft bürgt, als die an sich ungesunde Lage der Stadt sie bietet, siedelt der Petersburger sich behaglich an und ergiebt sich con amore dem Nichtsthun, das kein Mensch auf dem Erdenrunde nächst Türken und Lazzaronis so meisterhaft versteht wie der Russe. Seitdem Eisenbahnen und Dampfer den Verkehr nach allen Richtungen hin vermitteln, ist die Gegend an der Newa in den Hintergrund getreten, und doch bietet eine Fahrt auf dem schönen Strome viel Anziehendes, allerdings nicht eben der Sommerfrischen wegen. Ein rascher Schraubendampfer führt uns von der Landungsbrücke am Sommergarten den Strom aufwärts durch die schönen, eisernen Bogen der Alexanderbrücke; die Granitquais und die Palastreihen treten zurück, niedrige Ufer und qualmende Fabriken nehmen ihre Stelle ein. Noch ragt bei der scharfen Biegung des Flusses auf hohem Uferrande das Smolnakloster stattlich auf; dann geht es anderthalb Stunden lang ununterbrochen zwischen Fabriken (darunter die große kaiserliche Porzellanfabrik) und den niedrigen Holzhäusern

der Vororte dahin. Auf der Newa drängen sich die plumpen Holzkähne, dazwischen die seemäßig getakelten Segelschiffe des Ladogasees, hie und da selbst ein Seedampfer. Jede der zahlreichen Landungsstellen liefert Fahrgäste an Bord, Bauern und Gewerbtreibende, aber auch Beamte, Popen, Offiziere; der betriebsame Gasetnik (Zeitungsverkäufer) fehlt natürlich auch hier nicht. Endlich verschwinden die Ausläufer der großen Stadt. Zwischen hohen, steilabfallenden Ufern strömt die Newa dahin, jetzt schmaler, aber noch immer derselbe schöne, klare Strom wie bei Petersburg; darüber erhebt sich dichter Wald, doch oft unterbrochen von Dörfern russischer Bauart, von denen sich die deutschen Kolonistendörfer aus der Zeit Katharinas II. wie Neu-Saratow mit ihren stattlichen Bauernhöfen unter breitem, hohem Dach charakteristisch unterscheiden; auf einem hübschen Uferpunkte tritt dann und wann ein behagliches Landhaus hervor oder die Mündung eines kleinen Flusses durchbricht den hohen Uferrand. Etwa halbwegs zeigt sich an einer Landungsbrücke des linken Ufers auffallend viel Militär: hier liegt das Übungslager der Sappeure (Saperskij Lager), die hinter dem Streifen des Uferwaldes in Holzbaracken hausen; stramm machen sie ihre Honneurs, wenn sie einen Offizier an Bord erblicken. An vergangene Größe mahnt seltsam am rechten Ufer die Ruine eines stattlichen Landsitzes, den Katharina II. sich baute, als die Newa noch Mode war; sonst scheint alles modern, unhistorisch. Und doch ist das nur scheinbar. Wer mit geistigem Auge schaut, der sieht auf denselben „flüssigen Pfaden," die jetzt unser flüchtiger Dampfer durcheilt, die hochbordigen schweren Koggen der Hanseaten auf der Fahrt nach der alten Handelsmetropole Nowgorod am Wolchow, und er begleitet sie weiter, wenn jetzt bei einer raschen Wendung die weißen Mauern der Festung Schlüsselburg in der Sonne ihm entgegenglänzen. Wir sind am Ziele, nachdem wir die 60 Werst von Petersburg her in nur vier Stunden stromauf zurückgelegt haben (7 Werst = 1 geogr. Meile).

Unser Dampfer legt am linken Ufer an, inmitten andrer Dampfer und zahlreicher Newaschiffe angesichts der kleinen Stadt Schlüsselburg. Nur der Name an ihr ist deutsch, sie selbst ist ganz und gar russisch, das echte Bild einer russischen Kleinstadt. Nur am Ufer des alten Ladogakanals dehnt sich ein gepflasterter Platz mit stattlichen Häusern; im übrigen besteht Schlüsselburg wesentlich aus einer langen, breiten Hauptstraße, die geradaus auf den Kanal und auf die weißgetünchte, grünbedachte Hauptkirche (zu Mariä Verkündigung) zuläuft, daher auch den stolzen Namen des Blagowjétschenskijprospekts führt, da ja natürlich jede russische Stadt nach Petersburger Muster ihren Prospekt haben muß, und hier gerade wirkt der Gegensatz zwischen dem hochtrabenden Namen und der niedern Wirklichkeit unwiderstehlich komisch. Denn dieser Prospekt ermangelt jeden Pflasters; neben dem breiten, schmutzigen Fahrdamme ziehen sich zwischen Rasenufern schmale, sumpfige, mit Wasserlinsen bedeckte Gräben hin, worüber kleine Stege nach den Häusern führen, und diese selbst

sind niedrige Holzbauten mit grellbemalten Schildern, welche meist zum Eintritt in Kneipen oder kleine Produktengeschäfte einladen. Vereinzelte Wanderer oder ein Zug kleiner, magerer Gäule, wie sie hier die Schiffe im Ladogakanale schleppen, mit ihren struppigen Lenkern in rotem Hembe bilden die einfache Staffage. Der ganze Ort verdankt diesem Kanale und also Peter dem Großen sein Dasein. Um den seeuntüchtigen Flußschiffen die klippenstarrenden Ufer des stürmischen Ladogasees zu ersparen, begann er nach den Plänen seines Feldmarschalls Münnich, also wieder mit deutscher Intelligenz, den Bau, der bis 1732 in einer Länge von 15 Meilen vollendet wurde. Mächtige Schleußen aus rotem Granit bezeichnen den Eingang des Kanals, der dann zunächst schnurgerade landeinwärts führt nach dem Wolchow. So bedeutend aber ist dieser ganz und gar in die kurzen Sommermonate zusammengedrängte Verkehr, daß gegenwärtig parallel mit dieser ältern Wasserstraße, etwas näher dem Seeufer, ein zweiter Kanal erbaut worden ist, den die vom Wolchow kommenden Fahrzeuge benutzen, während die dorthin fahrenden Schiffe auf dem alten gehen. Man gewinnt hier sehr bald den Eindruck am Ausgangspunkte einer großen Verkehrsstraße zu stehen. Auf Strom und Kanal liegen die großen, schwerfälligen Fahrzeuge, die ihn vermitteln, daneben die Dampfer, welche ihre Bestimmung, über den Ladogasee hinaufzufahren bis Kexholm und Walaam oder hinüber nach dem Swir und auf diesem weiter nach dem Onegasee, bis Petrosawodsk und Powenez, schon in ihrem Namen verraten; denn wunderbar günstig hat die Natur diese russischen Wasserläufe geordnet, sodaß sie nur wenig der nachbessernden Hand des Menschen bedurften, um ein ununterbrochenes Netz von Wasserstraßen durch das ganze weite Reich zu bilden. Vom Ufer des neuen Kanals aus öffnet sich dann der Blick auf den gewaltigen See, den größten Landsee Europas. Rechts zieht sich langhin das niedrige, bewaldete Gestade, links springt ein Vorgebirge mit einem Leuchtturme so weit hinaus, daß die an seinem Fuße verankerten Schiffe auf dem Horizonte zu schweben scheinen, recht eigentlich auf der „Höhe“ von Schlüsselburg, denn nach Osten hin bietet der See völlig das Bild des offenen Meeres: wie eine blaue Wand steigt die Flut empor. Das ist der alte Hanseweg; ihn fuhren allsommerlich die deutschen Koggen, oft von Sturm geschüttelt, bis zur Mündung des Wolchow, dann diesen noch aufwärts über Alt-Ladoga hinaus bis zu den Stromschnellen bei Gostinopolsk (Gestefeld), wo Leichterschiffe von Nowgorod den weitern Transport der Waaren und Menschen übernahmen. Dort fühlte sich der hansische Kaufmann im stolzen St. Petershof wieder auf deutschem Boden. Und auch er hat diese Wege nicht zuerst gewiesen. Lange vor ihm waren von der Newamündung her desselben Weges die scharfgebauten „Drachen“ der kühnen Warjager, der Normannen Ruriks, gekommen, der in Nowgorod den russischen Staat gründete, wie fünfzig Jahre nach ihm Rollo den normannischen an der Seinemündung; sie waren es dann, die von Nowgorod aus dem Dnjepr zu-

strebten und diesen abwärts dem Schwarzen Meere, die so auf diese Straße einen guten Teil des orientalischen Handels von Konstantinopel her leiteten. Ihre Erbschaft traten die Hanseaten an, bis die harte Faust Iwans III. 1494 mit der Schließung des Hofes zu St. Peter ihre alte Handelsherrschaft zerstörte. Aber wieder bewies erst Gustav Adolf von Schweden, dann Peter der Große seinen genialen Blick, als beide sich der Stelle bemächtigten, wo die Stränge dieser uralten Verbindungen zusammenliefen. Denn zwar ist die Stadt Schlüsselburg neu, aber alt der feste Platz auf der kleinen Insel, die den Ausfluß der Newa sperrt, das Orechowez der Russen, die Nöteborg der Schweden (beides = Nußburg, wohl von der Form der Insel), ein fortwährender Zankapfel zwischen beiden, von Peter dem Großen nach der Einnahme am 11. (22.) Oktober 1702 bedeutsam Schlüsselburg getauft. Dort schimmern ihre hohen, kahlen, weißen Mauern herüber, ein Sechseck mit runden Bastionen, überragt von der Nadelspitze und der Kuppel der kleinen Kirche, den roten Dächern und Essen der Wohn- und Wirtschaftsgebäude zwischen hohen Baumwipfeln. Kein Leben regt sich dort, nur leise klatschen die Wellen des Sees an die Steindämme. Heutigen Geschützen würden diese Werke keine Stunde widerstehen. Doch darauf sind sie auch nicht berechnet. Ihre Kasematten bargen von jeher Staatsgefangene, neuerdings Nihilisten, und manche düstere Exekution hat die Festung erlebt. Selbst ein Sprößling des Kaiserhauses, der unglückliche Iwan III., den Elisabeth 1741 hierher gesandt hatte, ist nach dreiundzwanzigjähriger Leidenszeit in seinem lichtlosen Kerker einer barbarischen Staatsraison zum Opfer gefallen (Juli 1764). Auch die Stadt Schlüsselburg will nicht viel bedeuten, der Verkehr geht an ihr vorüber nach der Newamündung, denn, wie schon gesagt, das Erbe Nowgorods hat Petersburg angetreten.

Sind wir hier am Ladogasee wieder den Spuren Peters des Großen gefolgt, so leitet uns von der Hauptstadt eine kurze Eisenbahnfahrt landeinwärts, vorüber an den malerischen, villenumkränzten Hügeln, welche die weltberühmte Sternwarte von Pulkowa tragen, nach dem Lieblingssommersitz seiner großen Nachfolgerin Katharinas II., nach Zarskoe Selo (Kaiserdorf). Ein merkwürdiger Gegensatz! Dort ist alles nur auf das unmittelbar Nützliche, Praktische zugeschnitten, hier alles auf Glanz und Prunk. Denn wie Versailles, verdankt die kleine Stadt mit ihren breiten, schattenlosen Straßen zwischen niedrigen Holzhäusern in regelmäßigster Anlage ihre Existenz lediglich dem prachtvollen Schlosse, das auf einer sanft ansteigenden Landwelle die Kaiserin errichtete, ein Riesenbauwerk wie alle diese russischen Kaiserschlösser, eine mächtige Front mit zwei kurzen Seitenflügeln, die im Rücken einen kolossalen Hof umschließen, zweistöckig, in reichem Rokoko, blendend weiß die Wandflächen, die Halbpfeiler lichtgelb, die Dekorationen dunkelgrün, hellgrün die Dächer, auf dem der Stadt zugewandten Flügel von den fünf blitzenden Goldkuppeln der Schloßkirche über-

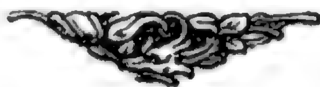
ragt. An der Rückseite wie an der Stirnseite dehnt sich ein weiter Park, der obere mit einem Gartenschloß und dem Arsenal, das die Trophäen aus den Kriegen Nikolaus' I. birgt. Doch weit malerischer wirkt der untere Park. Denn an dieser Seite senkt sich das Terrain langsam hinunter nach einem kleinen See; ein luftiger Gartensalon mit hohen Säulenhallen und prächtiger Freitreppe springt vom rechten Flügel des Schlosses aus nach dieser Seite weithin vor. Wer etwa noch mit der Vorstellung von der Dürftigkeit nordischer Vegetation hierher gekommen ist, wird angenehm enttäuscht sein, wenn er diese musterhaft gehaltenen Anlagen durchwandert. Denn wenn auch unsre breitlaubige Buche fehlt, so entschädigt doch dafür der üppige Wuchs der Birke, Linde und Erle, die hier mit ihren dunkelgrünen, glänzenden Blättern zu einem prächtigen Baume sich entwickelt, der Buche nicht unähnlich. Anmutig liegt an dem einen Schmalende des Sees eine luftige Gloriette in kokettem Rokokostil, den ganzen laubumkränzten See überschauend, gegenüber eine bedeckte Brücke aus bläulichem sibirischen Marmor in klassischer Renaissance, die ebenso gut in Italien stehen könnte, wie auch die Gloriette. Nur eine hohe Säule mitten im See, geschmückt mit Schiffsschnäbeln, auf dem Kapitäl ein Adler, der eine Schlange würgt, gewidmet dem Gregor Orlow, dem nominellen Sieger von Tschesme, und an der südlichen Langseite des Sees ein roter Backsteinbau in englisch-gothischem Stile erinnert an Rußland. Denn der letztere beherbergt neben einigen schweren Booten Peters des Großen auch Trophäen, so die Flagge des türkischen Kriegsschiffes, das gleich beim Beginne des Krieges von 1877/78 auf der untern Donau von einer russischen Granate in die Luft gesprengt wurde. Davor schaukeln sich unter einer Bedachung elegante Boote und daneben eine Reihe von Fahrzeugen der verschiedensten Völker in echten Exemplaren, von der chinesischen Dschonke bis zum Grönländer. An der Westseite des Parks aber nach Krasnoe Selo hin erinnert ein prachtvoller Triumphbogen aus Marmor an die napoleonischen Kriege. Dicht daneben gestattet ein hoher römischer Mauerturm einen Blick auf die Laubmassen des Parks und die einförmige, grüne Ebene ringsum. Trotz dieser niedrigen Lage gilt auch Zarskoe Selo wie das nahe Pawlowsk wegen seines Parks als Sommerfrische; zahlreiches elegantes Publikum belebt seine Gänge und bevölkert die Züge der Eisenbahn, die fast stündlich hin- und herfährt. Dann und wann erscheint eine junge Dame wohl auch in „nationaler" Tracht, einer bunt, überwiegend blau und rot ausgenähten weißen Bluse mit weiten, langen Ärmeln und ähnlich aufgeputzter Schürze, auf dem Haar die purpurseidne Kappe mit Goldblättchen. Doch das weite Schloß selbst, sonst beliebte Sommerresidenz, liegt heute verödet; die kaiserliche Familie zieht jetzt Peterhof vor.

Denn Kaiser Alexander III. und seine Gemahlin, die Tochter des meerumgürteten Dänemark, beide lieben sie die See. Und in der That, das Schönste an Petersburg ist doch seine Lage zum Meere. Dort am englischen Quai

liegen unterhalb der kaiserlichen Jachten auch die schönen Raddampfer, welche mit den Mitgliedern der obern Zehntausend, die da draußen ihre Sommerfrische zu halten vermögen, auch gewöhnliche Sterbliche nach Peterhof tragen. Das Schiff geht in den Strom; links läßt es die niedrigen, rotgetünchten Ziegelbauten der neuen Admiralität, rechts das Schiffsgewühl am Wassily Ostrow und den gewaltigen Bau der „Baltischen Werft,“ an der eben neben einem zum Ablauf fertigen schlanken Torpedokreuzer der „Admiral Nachimow,“ eine riesige Panzerfregatte, nach dem Sieger von Sinope benannt, in der Ausrüstung begriffen ist. Aus der Ferne, schon an der See, schauen die beiden grünbedachten Türmchen vom Galeerenhafen Peters des Großen herüber. Die Newa öffnet sich, vor uns dehnt sich die gewöhnlich ruhige Wasserfläche der Kronstädter Bucht. Dort geht ein Dampfer nach der Festung hinüber, hier kommt uns ein andrer von Oranienbaum entgegen, dazwischen lange Züge von Leichterschiffen, von einem kleinen Dampfer geschleppt, oder ein finnischer Segler schwimmt wie mit ausgebreiteten Flügeln langsam durch das ruhige Wasser. Während in der Ferne seitwärts schon die Forts und der Mastenwald von Kronstadt über der breiten Fläche auftauchen, nähern wir uns rasch der Südküste: links bleiben Strjelna und die Kuppeln des Serginsklosters; vor uns verankert liegen weit draußen kaiserliche Jachten, die jedem Winke zur Verfügung stehen, und nun hebt sich aus dem dunkelgrünen Abhange der hohen Küste hellschimmernd Villa neben Villa, Schloß neben Schloß heraus, alle überherrschend die Riesenfront des kaiserlichen Sommerpalastes, doch ganz verhüllt in seinem Park das Palais Alexandria, die Sommerresidenz des gegenwärtigen Kaisers. Völlig eingerahmt und durchzogen von ihren Parks und Gärten liegt diese Villenstadt auf dem Küstenrande und oben auf der Hochfläche, neben einfachen, stillosen Bauten älterer Art auch ein oder der andre neue im reizenden nationalen Holzstil, mit Erkern, Türmen, Veranden, Balkons lauschig hervorblickend aus dichtem Laube und weit hinaus schauend über die blaue See bis zur finnischen Küste. Der kaiserliche Park, in einen „untern“ und „obern“ zerfallend, vor und hinter dem großen Schlosse, ist stets zugänglich. Was die Kunst einer immerhin einförmigen, kargen Natur abringen kann, hat sie in beiden hier gezeigt. Zwischen den weiten Wiesenflächen und dichtbelaubten Baumgruppen des „obern“ Parks tauchen hie und da reizende Sommerhäuser oder Lustschlößchen hervor, auf der Insel eines kleinen Sees oder an einer stillen Bucht, bald Nachahmungen russischer Bauernhäuser, bald geschmackvolle Nachbildungen italienischer Villen, wie Olgonostj, Oserki und das lieblichste von allen, Zarizyn, mit Säulengängen, Veranden, Balkonen, Grotten, umgeben von bunten Blumenparterres, geschmückt mit antiken Statuetten und Reliefs, so behaglich eingerichtet, als ob sie jeden Augenblick bezogen werden könnten, erbaut zumeist von Nikolaus I. für seine Töchter. Wiegt hier der Gedanke an ein schönheitsvolles Landleben südlichen Stils vor, so drängt sich angesichts der

stolzen Front des Palais mit seinen gelben Wandflächen zwischen weißen Halbpfeilern unter hohen, grünen Dächern wieder die Erinnerung an die Prachtliebe Katharinas II. auf, die diesem Bau als einer Nachahmung von Versailles wesentlich seine Gestalt gegeben hat. Es ist gegen Abend; vom lichten Himmel heben sich düster die hohen Tannen ab, welche in nordischem Ernst zu beiden Seiten den breiten Ausblick begrenzen, der hier von der hohen Terrasse vor dem Palais seewärts sich öffnet. Da fluten von oben auf doppelter, vergoldeter Stufenreihe zwischen einem Volke antiker Statuen weißschäumende Kaskaden hernieder, um sich dann unten in der Mitte zu vereinigen; auf allen Absätzen steigen Fontänen hoch in die Luft, und gerade vor der Mitte, aus dem Rachen des Löwen, den Simson aufreißt, schießt armstark der Wasserstrahl 25 Meter hoch empor. Dichte, verschnittene Hecken und Blumenparterres drängen sich dazwischen. Und so geht es fort durch den ganzen untern Park; bei jeder Wendung des Weges hat die Kunst des Technikers verstanden, das glänzende, flüssige Element in immer neuen Formen hervorzulocken. In sein Plätschern und Rauschen mischen sich die Klänge der Militärmusik, und bei ihren Tönen fahren langsam in eleganten Equipagen mit ihren prächtigen, großen, schwarzen Orlows, deren lange Schweife fast den Boden berühren, die Peterhofer Sommerfrischler einher, um zu sehen und gesehen zu werden und der Musik zu lauschen. Zuweilen erscheint auch die kaiserliche Familie. Eigentümlich freilich berührt den Fremden das starke Aufgebot von Polizeikräften. Gorodowojs und Gensdarmen stehen an jeder Ecke, und durch die Straßen des Villenortes patrouillieren fortwährend auf ihren großen Pferden in hohem Sattel stattliche Gardekosaken, im blauen, langen Kaftan, auf dem Kopfe die hohe, schwarze Lammfellmütze, an der Seite den tscherkessischen Säbel, die Schaschka, über den Rücken gehängt in schwarzer, zottiger Pelzhülle das Gewehr. Wer des Getriebes überdrüssig ist, der erreicht mit wenigen Schritten die Terrasse des kleinen Landhauses Monplaisir dicht am flachen Gestade, das hier sonst sumpfig und unzugänglich ist; da kann er einsam träumen unter hohen, schattigen Bäumen und hinausschauen auf das abendliche, lichtblaue Meer, in das eben die Sonne purpurglühend hinter Kronstadt versinkt, oder er kann dem Schicksale dieses Reiches nachsinnen, dessen Geschichte an diese prächtige Umgebung auch den Sturz eines Kaisers knüpft; denn von Peterhof brach in der Nacht vom 8. bis 9. Juli 1762 Katharina II. nach der Hauptstadt auf, um ihren Gemahl Peter III. zu entthronen.

(Fortsetzung folgt.)



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Das britische Weltreich und seine Aussichten.

2.



Englands überseeischer Besitz besteht aus Britisch-Nordamerika, Westindien, Teilen der westlichen Küste Afrikas, dem Kaplande, Ostindien mit Ceylon, Birma, Landstrichen auf der Halbinsel Malakka, Hongkong, Port Hamilton und den australischen Kolonien. Die Dauerhaftigkeit desselben wird, abgesehen von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines Angriffs auf das Zentrum in Europa, von der Verteidigungsfähigkeit der Glieder in den andern Weltteilen und von der freien Verbindung dieser Glieder mit jenem bedingt. Die nördliche Seestraße nach Britisch-Amerika, die in Churchill Harbour an der Hudsonsbai endigt, kann als militärisch gesichert gelten, und die südliche und strategisch wichtigere, deren amerikanische Endstation das stark befestigte und mit großartigen Kohlendepots versehene Halifax ist, darf beinahe als gleich sicher betrachtet werden. Nichts weniger aber als genügend sind die Vorkehrungen, die zu Lande für den Fall eines Angriffs von Seiten des gewaltigen Nachbars getroffen sind, den England hier an den Vereinigten Staaten hat. Das weit ausgedehnte und spärlich bevölkerte Britisch-Nordamerika ist militärisch fast ohne Stützpunkt. Der Golf von St. Lawrence, der so wichtig ist, weil er die Verbindung mit der großen Seengruppe zwischen Kanada und der Union bildet, ist ohne Befestigungsschutz, abgesehen von Quebek und Halifax finden sich hier keine Festungen, weder auf Kap Breton, noch auf Neufundland, noch auf der Insel Anticosti, dem Helgoland des Lorenzstromes, giebt es ein Fort oder eine Schanze. Die Grenze, welche durch jene Seen geht, wird nur durch die Flotille von Kanonenbooten bewacht, welche England hier schwimmen läßt. Von höchster

Wichtigkeit dagegen ist die vor kurzem vollendete große kanadische Eisenbahn, welche in Quebek beginnt, über Ottawa nach Fort William am Obern See läuft, weiterhin die Felsengebirge übersteigt und bei Port Moody an der Mündung des Fraserflusses den Stillen Ozean erreicht, nachdem sie eine Strecke von 3660 Kilometern durchmessen hat. Dampferlinien verbinden Fort Moody mit den englischen Häfen in Ostasien, sowie mit Japan und China. Der Weg von Liverpool nach Port Hamilton und Honkong wird durch diese Anstalten um 1013 Kilometer abgekürzt, und die Beförderung von Truppen und Kriegsmaterial aus der Heimat nach Victoria auf der Insel Vancouver kann mit Hilfe derselben binnen vierzehn Tagen bewerkstelligt werden. Dieser Schienenstrang ist somit eine Wehrbahn, ein Zentralbindeglied zwischen England, seinen amerikanischen, asiatischen und selbst seinen australischen Kolonien und, weil er die Konzentration befördert, ein militärischer Krafterzeuger, der nicht nur Kanadas weite Gebiete zusammenfaßt, sondern auch das Mittel bietet, sie von einem Punkte aus zu beherrschen. Nur eins ist bis jetzt hierbei unterlassen worden: die Linie streicht ziemlich nahe an der Grenze der Vereinigten Staaten hin, und namentlich ihre westliche Endstation erscheint als von diesen stark bedroht, und dennoch ist keine Maßregel zum Schutze gegen diese Gefahr getroffen.

Nach dem britischen Westindien führen zwei Seestraßen: eine nördliche und eine südliche. Jene berührt das strategisch wichtige Bermuda mit der stark befestigten Hauptstadt Hamilton, welche große Kohlendepots und ein Dock hat, und endigt an der Zentralinsel Jamaica, wo die Befestigungen von Port Royal ebenfalls bedeutende Kohlenvorräte und Schiffsetablissements einschließen. Die zweite verbindet England mit Antigua und Barbadoes, wo sich wieder Kohlendepots für die Kriegsflotte befinden. Geschwaderstation für Westindien ist der wohlbefestigte Hafen von Guadaloupe. Alle diese Inseln stehen durch eine dritte Route mit Gibraltar in Verbindung, von wo eine vierte sich abzweigt, die nach den Kapverdischen Inseln geht, um von hier Schiffe entweder über die Falklandsinseln nach dem Kap Horn oder über die Inseln Ascension und St. Helena nach dem Kap der guten Hoffnung abdampfen zu lassen. Ascension und St. Helena, welche Kohlenstationen erster Klasse haben, sind von größter Wichtigkeit für die britische Flotte, ihr Verlust wäre verhängnisvoll für deren Herrschaft über den Süden des Atlantischen Meeres und für deren Verbindungswege mit Indien und Australien, falls der Suezkanal gesperrt sein sollte. Weder Ascension nach St. Helena, noch ein Punkt auf den Falklandsinseln besitzen Festungen, und das gleiche gilt von der Kapstadt, die, so wichtig auch ihre Lage an der Scheide zweier Erdhälften ist, gleichfalls keine großen Docks hat. Die Werke zum Schutze der Simonsbai sichern höchstens vor Überrumpelung von der See her. Im Innern der Kolonie und um sie herum hat England an dem holländischen Elemente der Bevölkerung Gegner, die ihm

schon jetzt gefährlich sind und dies unter Umständen noch weit mehr werden können.

Aber kehren wir nach Amerika und nach den westindischen Gewässern zurück. Dort bereiten sich große Dinge vor, indem der schmalste Teil des Festlandes durchbrochen und das Atlantische Meer durch einen doppelten Kanal mit dem Stillen Ozean vereinigt werden soll. Lesseps arbeitet mit Macht an der Vollendung einer Wasserstraße zwischen Panama und Aspinwall, während die Nordamerikaner weiter nördlich an einem Kanal bauen, welcher von San Juan de Nicaragua Seeschiffe nach dem Hafen Brito an der Westküste tragen wird. Diese Werke werden Umwälzungen im Weltverkehr zur Folge haben, die wahrhaft ungeheurer Art sein werden. Schon jetzt läßt sich ermessen, daß nach Eröffnung dieser Wege alle westindischen Seerouten und jeder Stützpunkt im amerikanischen Mittelmeere rasch zehnfach erhöhte Bedeutung gewinnen werden, und daß den Vereinigten Staaten dabei durch Verbindung ihrer atlantischen und pacifischen Küsten der Löwenanteil zufallen und Zentralamerika bald ganz in deren Machtkreis fallen wird. Es ist der größte Schritt zur Verwirklichung der Monroe-Doktrin, der hier gethan wird. Diese schließliche Verwirklichung kann die Abdankung nicht bloß Englands, sondern ganz Europas in diesen Gegenden der Erde bedeuten. Auch Frankreich wird nicht sich erfüllen sehen, was Freycinet hoffte, als er im Panamakanal sich eine strategische Straße für die französische Kriegsflotte nach Hinterindien öffnen sah. Hier, am amerikanischen Isthmus, schürzt sich ein Knoten, den nur das Schwert eines gegen Nordamerika vereinigten Europa einst zerhauen wird, und um die Wassergräben zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean wird wahrscheinlich härter gekämpft werden, als um die Straße zwischen dem Mittel- und dem Roten Meere. Es gab eine Zeit, wo England dies verhüten konnte. Es mußte den Mut haben, während des Sezessionskrieges die Südstaaten mit allen Mitteln zu unterstützen und so die Union zu sprengen, die dann ohne Zweifel nicht bloß in zwei, sondern in vier nach Charakter und Interessen wesentlich verschiedene Teile zerfallen wäre. Es fand diesen Mut nicht, und es hat jetzt kaum Aussicht, das Versäumte wieder einzubringen. Wenn das Ringen zwischen ihm und der Union um jene Wasserwege und ihre Ufer beginnt, wird es nicht bloß hier einem gewaltigen Gegner die Spitze zu bieten haben, sondern auch in Kanada, dessen französische Bevölkerung sich leicht gegen die ihr immer fremd gebliebenen Briten aufregen läßt, obwohl sie im ganzen nicht über Bedrückung durch sie zu klagen hat.

Indem wir den Verfasser der Schrift, aus welcher dies großenteils entnommen ist, nach Europa zurück begleiten, übergehen wir, was er über die in neuester Zeit veränderte Stellung Großbritanniens zu den Fragen sagt, welche mit der Ostsee und den Mächten an deren Gestade zusammenhängen, und richten unsre Blicke nun auf das Mittelmeer. So lange Großbritannien Besitzungen in

Indien hat, muß es die Etappenstraße, welche durch die ganze Länge jenes Meeres führt, unversehrt erhalten, koste es, was es wolle. Die erste Etappe ist Gibraltar, eine von Natur sehr starke, mit 2000 Geschützen versehene Festung, die eine Garnison von 6000 Mann hat, in deren Bereich sich aber keine Docks befinden. Die zweite ist Malta, 1772 Kilometer östlich von da gelegen, gleichfalls sehr stark befestigt und gleichfalls mit 6000 Mann besetzt. Durch seine Lage zwischen den beiden Becken des Mittelmeeres und zwischen Abendland und Levante noch wichtiger als Gibraltar, die Wache am Thore zum ersten Becken, beherrscht es das zweite, die ägeische Inselwelt, das ionische und das adriatische Meer und die syrischen und ägyptischen Küsten. So lange hier die britische Flagge weht, kann in diesen Gewässern von einer Herrschaft Österreichs oder Italiens so wenig die Rede sein wie von einer Herrschaft Frankreichs, falls dieses sich nicht weiter in Nordafrika ausbreitet und verstärkt. Das letztere ist aber zu fürchten. Die Franzosen griffen, nachdem sie Algerien erobert hatten, rechts und links weiter, erst nach Tunis, dann nach einem Stücke von Marokko, dem sie andre Teile dieses sehr entwicklungsfähigen Reiches anzufügen versuchen werden, und zuletzt werden sie ihre Waffen auf Tripolis und Ägypten richten, auf dem ihre Augen schon seit Jahrzehnten begehrlich ruhen. Erfüllten sich ihre Hoffnungen in dieser Beziehung, würde Nordafrika ein zusammenhängendes großes französisches Kolonialreich, so wäre von dem Augenblicke an das Mittelmeer ein französischer See und Englands nächster Weg noch Indien trotz Gibraltar und Malta schwer gefährdet. Nächst diesen beiden Punkten kommt noch Cypern in Betracht, mit welchem der Berliner Kongreß Großbritannien beschenkte und dessen militärische und politische Bedeutung vorzüglich darauf beruht, daß mit ihm ein neuer Stützpunkt für alle Seeunternehmungen in der Levante gewonnen wurde; denn die Insel flankirt Syrien und die südliche Küste Kleinasiens und bildet einen Brückenkopf für Alexandrette, den Ausgangspunkt eines Überlandweges durch Mesopotamien nach dem persischen Meerbusen, der durch eine Eisenbahn zu schaffen wäre. Andre mit Cypern erreichte Vorteile bestehen in schneller Verbindung mit wichtigen Häfen und Inseln, mit Rhodus, Kreta, der Besikabucht, den Dardanellen, Beirut u. dergl., in Bedrohung eines Teiles des langhingestreckten Kreta, endlich in strategischer Deckung der nördlichen Mündung des Suezkanals und der ägyptischen Hafenplätze. Von Cypern und Ägypten aus würde die Macht Englands jedem in den Arm fallen, welcher auf den Küstenpunkt jener Euphratbahn die Hand legen wollte. Zu verwundern ist es deshalb, daß die Engländer noch nicht daran gegangen sind, das sehr günstig gelegene Famagusta am Ostende der Insel in einen großen befestigten Kriegshafen umzugestalten. Sicher wird die mesopotamische Eisenbahn, welche für den Transport von Truppen und Material nach Indien mehr zu leisten vermöchte als der Suezkanal, einmal gebaut werden, wenn Rußland nicht durch einen Vorstoß von

Armenien der Sache zuvorkommt oder die Türkei bestimmt, die Erlaubnis zur Vornahme solcher Arbeit hier, auf ihrem Gebiete, zu verweigern. Die Bahn würde den Weg von London nach Indien um 1600 Kilometer verkürzen, Truppen würden mit ihrer Hilfe in vierzehn Tagen von ihrem englischen Einschiffungsorte nach Karatschi am Indus befördert werden können, und der Bau würde nicht mehr als sechs bis sieben Millionen Pfund Sterling kosten. Aber Rußland steht in Kars nur noch 640 Kilometer vom Euphrat und drückt mit der Wucht einer großen festländischen Macht auf die Entschlüsse seines türkischen Nachbars. Dem gegenüber will es nicht sehr viel bedeuten, daß England bei Basrah an der Mündung des Euphrat Kohlenstationen und nicht fern von da den Scheich von Mohamora zum Freunde hat, und daß es von der Insel Kischm an der Straße von Ormuz aus die Einfahrt in den persischen Meerbusen beherrscht. Außer Gibraltar und seiner Meerenge giebt es noch einen zweiten Eingang ins Mittelmeer, Konstantinopel mit dem Bosporus. Hier liegt für Westasien die Thür der Zukunft, und wenn ihm der Suezkanal viel von seiner früheren Bedeutung für England genommen hat, so ist dies durch die Fortschritte der Russen in Mittelasien ausgeglichen. Diese haben aber auch auf dem Wege nach Konstantinopel eine große Strecke zurückgelegt. Der Widerstand der Pforte ist schwächer geworden, von Jahr zu Jahr zaghafter verteidigt England seine Interessen auf der Balkanhalbinsel, mehr und mehr schwindet das Vertrauen der dortigen Völker auf seine Freundschaft und seine Macht. Rußland kann seinem Egoismus vor dem christlichen wenigstens den Schein geben, es vertrete das Kreuz gegen den Halbmond. England kann diesen nur als schwächlicher und unzuverlässiger Intrigant für ihre Unabhängigkeit und den Türken als ebenso unzuverlässiger Gönner des Hauptes der muhamedanischen Welt erscheinen — den Türken und den fünfzig Millionen Muslimen, die in Britisch-Indien wohnen. England hat am Bosporus Ägypten, Mesopotamien und die Seezugänge zu Indien zu verteidigen, besitzt aber nördlich von Cypern keinen Stützpunkt für militärische Unternehmungen. Rußland dagegen hat sich im Schwarzen Meere nicht bloß gewaltige Schutzwehren gegen jenes, sondern auch furchtbare Angriffswaffen gegen die Türkei und gegen die britische Macht im Mittelmeere geschaffen. Sewastopol und die im Krimkriege zerstörte Kriegsflotte sind wieder hergestellt. Daneben besteht in Nikolajeff ein zweiter starker Waffenplatz, und in kurzer Zeit wird in Batum ein dritter vollendet sein. Der letztere Platz wurde den Russen im Berliner Vertrage unter der Bedingung überlassen, daß er zum Freihafen erklärt würde. Im Juli 1886 aber hoben sie diese Klausel auf. Die alten türkischen Befestigungen sind nicht bloß bestehen geblieben, sondern zum Teil verstärkt worden, wie das Fort Burum, welches den Hafen vollständig beherrscht, und eine Lokalbahn verbindet diese Bastionen mit neu errichteten Bollwerken. Man hat vier große Pulvermagazine, ein Lager von Geschossen, Arsenale für Geschütze und Handfeuer-

waffen und ein Militärlazaret angelegt. Endlich steht in Batum eine Torpedoabteilung. Fassen wir die maritime Kraft des Zarenreiches, die auf dem Pontus schwimmt, zusammen, so haben wir in Sewastopol die großen Schlachtschiffe, an der Kiliamündung die Donauflotille, in Odessa die „freiwillige Flotte" und an der kaukasischen Küste ein Geschwader von Ruderbooten, seetüchtigen Fahrzeugen, bemannt mit kühnen und geschickten Matrosen und befehligt von Marineoffizieren. Für sichere Unterkunft und Gelegenheit zu neuer Ausrüstung ist an der langgestreckten russischen Küste reichlich gesorgt. Sewastopol und Nikolajeff aber sind die strategischen Vorwerke, von denen einst der Ausfall nach dem goldnen Horn unternommen werden wird, der den Angriff zu Lande begleiten soll. Ist Rußland einmal im unbestrittenen Besitze des Pontus, so kann ihm Konstantinopel nicht mehr entgehen, und hat es den Bosporus, so wird es zu einer Mittelmeermacht, welche den Suezkanal und die große Wasserstraße zwischen Indien und England bedroht und sie im Vereine mit Frankreichs Flotte und Heer ernstlich gefährden könnte.

Wenden wir uns wieder dem Kap zu, wo sich der Indische Ozean dem Atlantischen anschließt, so herrscht die englische Flagge in den Gewässern Ostafrikas bis nach Sansibar, dem großen Thore des dritten Erdteils auf jener Seite. Hier und weiter nordwärts hat Deutschland an den Küsten und im Innern bis zum Kilimandscharo hin Posto gefaßt, um das Land allmählich zu einem zweiten Indien zu entwickeln, und an der östlichen Begrenzung des Kanals von Mozambique versucht die französische Republik sich in Madagaskar festzusetzen und darf sich der ausgezeichneten Flottenstation am Diego Suarez bedienen, wodurch die britische Insel Mauritius mit dem befestigten Hafen und den Docks von Port Louis erhöhte Bedeutung gewinnt. Bei der Insel Sokotora am Kap Guardafui sind wir zugleich am Golfe von Aden, dem südlichen Ausgange des Roten Meeres, angelangt, wo sich England eine Stellung geschaffen hat, welche seine jetzige Stellung in Ägypten ergänzt. Sokotora bildet die erste Warte an der Scheide jenes Golfs, und westlich von hier steht die gewaltige Festung Aden, das Gibraltar dieser Gewässer. Sie erhebt sich über die landeinwärts gelegene Stadt auf einer 525 Meter hohen, steil ansteigenden Halbinsel vulkanischen Ursprungs. Ein erloschener Krater von 10,5 Kilometer Durchmesser trägt die Festungswerke und andre militärische Anlagen, zu denen auch ungeheure Felsenzisternen und die riesigen Kondensatoren gehören, welche das Seewasser für die 5000 Mann starke Garnison und die 30 000 Einwohner der Stadt in trinkbares verwandeln. Versagten diese Anstalten einmal den Dienst, so würde Stadt und Festung verdursten. Doch läßt sich dem durch eine Wasserleitung zwischen diesem und dem Dorfe Scheich Othman abhelfen, welches sechs Kilometer von dem Krater am westlichen Rande der Bucht liegt und reichhaltige Quellen besitzt, und welches man vor einiger Zeit mit anderm Gebiete dem Sultan von Lahadsch abgekauft hat. Neuerdings

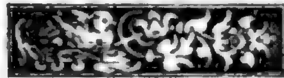
bemühen sich die Engländer, auch den Handelsverkehr Adens nach diesem Orte zu leiten, der noch im Bereiche der Geschütze ihrer Festung liegt. Auf den Hügeln bei demselben errichtet man Batterien und Forts, die vollständige Sicherheit und Unabhängigkeit von den Werken der Festung gewährleisten und ein großes befestigtes Lager herstellen sollen. Adens Kohlendepot entspricht allen Anforderungen. In Verbindung mit der Insel Perim am Bab El Mandeb, der südlichen Verengerung des Roten Meeres, kann Aden jedes fremde Fahrzeug am Ein- und Auslaufen verhindern. Doch wird Perim von dem östlich davon auf arabischem Boden gelegenen Berge Machali beherrscht, an dessen Fuße die Franzosen das Dorf Scheich Said besitzen. Anderseits hat England noch einige wichtige Punkte dieser Gegenden unter seinen Einfluß gebracht, so die Insel Muscha an der Tadschurrabucht, Saila an der Somaliküste und östlich davon Berbera, das für sehr wertvoll gilt. Es hat sich aber nicht damit begnügt, die südlichen Schlüssel zum Roten Meere zu besitzen, sondern auch nach denen zu dessen nördlichem Thore gegriffen, es hat Ägypten besetzt, und wie an dem natürlichen Eingange zum Mittelmeere in Gibraltar, finden wir an dessen künstlichem Ausgange bei Suez britische Kriegsschiffe, Soldaten und Kanonen. Noch sind hier keine Befestigungen angelegt, aber sehr leicht ließe sich der Kanal durch schwer armirte Batterien und durch Torpedoanlagen allen nichtenglischen Panzerschiffen und Kreuzern dicht verschließen. Das war der Beweggrund für den Feldzug von 1882, an dem die Franzosen unbegreiflicherweise nicht teilnahmen, obwohl es ihnen freistand und durch ihr Interesse geboten war. Jetzt scheint es zu spät, wenn man in Paris versucht, die Engländer wieder zum Abzuge aus dieser überaus vorteilhaften Stellung am Nil zu nötigen. Wenigstens wird dies mit bloßen diplomatischen Mitteln ihnen niemals gelingen, zumal wenn sie allein damit vorgehen. Großbritannien wird solchen gegenüber niemals in Verlegenheit um Vorwände sein, mit denen sich sein Verbleiben rechtfertigen läßt, und es kann in der That auf seine jetzige Stellung im Pharaonenlande nicht leicht Verzicht leisten. Dies verbietet ihm die politische, die militärische und nicht minder die kommerzielle Bedeutung des Landes. Die politische Wichtigkeit Ägyptens liegt in dessen tief- und weitreichendem Einflusse auf die Welt des Islam und namentlich in dessen Einwirkung auf die nordafrikanischen Muslimen, die kommerzielle in seiner Lage am Kanale, der Ostasiens und Australiens Märkte mit denen Europas verbindet; militärisch betrachtet ist es ein Land, welches auf drei Erdteile und zwei Meere beherrschend wirkt, und von dem aus sein Besitzer nach Asien wie nach Afrika, sowie über das Mittelmeer hin nach Südeuropa wuchtige Stöße und Schläge austeilen kann. Syrien und Arabien, desgleichen Tripolis, Sizilien und der Peloponnes erscheinen als von dieser riesigen Festung aus beherrschte Glacis, welche den Hauptschlüssel zu Indien verwahrt.

Der wichtigste Ort an der Westküste der großen Halbinsel dieses Namens

ist Bombay. Die Stadt ist vorteilhaft gelegen und gut befestigt. Als Hauptquartier des englischen Geschwaders in diesen Meeren besitzt sie große Docks und Kohlenlager, und der Hafen wird neben stark armirten Batterien auch von zwei Monitors verteidigt. Außer Bombay beansprucht hier das an der Hauptmündung des Indus liegende Karadschi Beachtung, doch steht bis jetzt nur ein kleines Fort an der Stelle mächtiger Werke, die allein genügenden Schutz für die Zufuhren abgeben könnten, welche von der See für den militärisch so wichtigen Nordwesten der Halbinsel anlangen. Während von Bombay eine Hauptroute durch den Kanal von Mozambique nach dem Kap der guten Hoffnung führt, verbindet eine andre, die Insel Mauritius berührend, jene Südspitze Afrikas mit Point de Galle auf Ceylon, und dieses, sowie das Kap, korrespondiren direkt mit dem sehr bedeutsamen King Georges Sound an der Südwestspitze Australiens. Ceylon ist Bindeglied zwischen den afrikanischen, australischen und ostasiatischen Besitzungen Großbritanniens. Es ist das natürliche Vorwerk zur Flankirung der beiden Küstenstriche der indischen Halbinsel und anderseits geeignet zum Stützpunkt beim Vorgehen gegen einen in Australien gelandeten Feind. Indessen ist hier nur der Hafen von Trikunamale befestigt und Kohlenstation, der zwar merkantil wichtig, aber strategisch weniger gut als Colombo erscheint. Im ganzen läßt die Sicherheit der englischen Linien in dem vielbefahrenen Indischen Ozean, obwohl das allein sehr starke Aden von einigen derselben etwas abseits liegt, für die Gegenwart kaum viel zu wünschen übrig. Aber die Zukunft Indiens hängt von der Entwicklung der Dinge in andern Gegenden ab, von der wir in einem letzten Kapitel sprechen werden.

Für jetzt werfen wir nur noch einen kurzen Blick auf Australien und Ostasien. Dort sind zunächst nur King Georges Sound im Südwesten und Sidney an der langgestreckten Ostküste leidlich befestigt, während aus Port Jackson eine weder zu Lande noch zur See einnehmbare Festung geschaffen werden sollte und könnte, wo sich jetzt nur ein paar Batterien und nicht einmal Docks für das australische Geschwader vorfinden. Port Philipp bei der Rhede von Melbourne ist mit seinen drei Forts ein besserer Schutz gegen einen Feind, der in dieses mächtige Bassin einlaufen will. Dagegen werden die Häfen von Neuseeland wieder durch keinerlei Befestigungen verteidigt, obwohl befestigte Docks und Kohlenstationen hier außerordentlichen Wert haben würden. In Ostasien hat England Oberbirma erobert und seinen Besitzungen einverleibt, um französischen Absichten auf das Land am Hauptstrome Hinterindiens zuvorzukommen. An der chinesischen Grenze besitzt es Hongkong, welches die Straße nach Macao und Kanton beherrscht, und wo es vier Docks, fünf große Schiffswerften und eine Kohlenniederlage erster Klasse hat, dessen fünf Forts aber kaum völlig hinreichende Sicherheit gegen eine starke feindliche Flotte bieten. Doch hat sich die Bedeutung dieses Punktes für Großbritannien vermindert, seit es sich vertragsmäßig den Besitz von Port Hamilton an der Straße von

Korea gesichert hat. Diese Inselburg an einem Hauptseewege giebt ihm die Oberaufsicht auf dem ostchinesischen, dem gelben und dem japanischen Meere, und selbst Fahrzeuge, welche den Kurs östlich von Japan einschlagen und, von Süden kommend, nach dem russischen Sachalin und Kamtschatka wollen, durchsteuern von jetzt an die Machtsphäre dieser fast unvergleichlich wichtigen Position, welche bestimmt ist, für die ostasiatischen Gewässer das zu werden, was Gibraltar für das Mittelmeer, Aden für das Rote Meer ist. Schon ist durch rührigste Arbeit Port Hamilton mit seinem trefflichen Hafen so gut wie sturmfrei gemacht, und bald wird es uneinnehmbar sein — ein großer Strich durch die Rechnung Rußlands, das sich schon seit Jahrzehnten bestrebte, an der ostasiatischen Küste eisfreie Häfen zu erwerben und nach dem chinesischem Meere vorzudringen. Desto besser aber scheinen ihm die Pläne gelingen zu sollen, die es gegen England von Zentralasien her verfolgt. Darüber im folgenden Abschnitte.*)



Woher beziehen wir unsern Lebensbedarf?



s ist gewiß für jeden, der an den wirtschaftlichen Verhältnissen unsers Volkes lebendigen Anteil nimmt, von Interesse, einige Klarheit darüber zu erlangen, woher wir unsern Lebensbedarf entnehmen. Ziehen wir ihn selbst auf heimischem Boden? Oder müssen wir dafür das Ausland zu Hilfe nehmen? In welchem Maße geschieht dies? Welche Summen haben wir dafür dem Auslande zu entrichten? Und woraus bezahlen wir diese Summen? Zur Beantwortung dieser Fragen soll hier ein Überblick zu geben versucht werden, und wir benutzen dazu eine Darstellung, welche in den „Landwirtschaftlichen Jahrbüchern" (Band 15, Supplement III) der Unterstaatssekretär Marcard gegeben hat. Diese Darstellung faßt allerdings zunächst nur die „Ergebnisse der preußischen Landwirtschaft im Jahre 1884" ins Auge. In ihren Ausblicken auf die allgemeinen deutschen Verhältnisse und Rückblicken auf die Vorjahre geht sie aber über die Dinge, wie sie sich in Preußen innerhalb eines einzelnen Jahres gestaltet haben, hinaus. Auch lassen ja die Verhältnisse Preußens, das an Größe und Einwohnerzahl etwas mehr als drei Fünftel von ganz Deutschland umfaßt, in den meisten Beziehungen einen Schluß auf die allgemeinen deutschen Verhältnisse zu.

*) Neueren Nachrichten zufolge, die indes noch der Bestätigung bedürfen, hätte England Port Hamilton an China abgetreten.

Das Jahr 1884 zählte für die deutsche Landwirtschaft zwar nicht zu den bessern, aber auch nicht zu den ganz schlechten Jahren. Futtergewächse lieferten reichliche, Kartoffeln gute Erträge. Die übrigen Früchte blieben dagegen großenteils hinter dem Durchschnittsertrage zurück; am meisten der Roggen. Anderseits hatten die meisten außerdeutschen Produktionsgebiete eine überreiche Ernte ergeben. Daher strömten um die Mitte des Jahres gewaltige Getreidemassen aus den entferntesten Ländern nach den deutschen Märkten.

Schon seit längerer Zeit erzeugen von den europäischen Ländern nur Rußland, Österreich-Ungarn und die Donauländer einen Überschuß an Getreide. Alle westeuropäischen Länder dagegen bedürfen der Einfuhr. Deutschland gehörte bis in die fünfziger Jahre zu den Ländern, die mehr Getreide aus- als einführten. Seitdem aber hat in stets zunehmendem Maße die Einfuhr die Ausfuhr überstiegen. Es ist charakteristisch, daß bei uns der Anbau von Roggen, Hafer, Raps und Rübsen, Klee und Flachs zurückgeht, während der Anbau von Weizen, Gerste, Kartoffeln und Zuckerrüben — also von denjenigen Gewächsen, die einer besonders entwickelten Industrie zu Grunde liegen — sich vermehrt.

Die Einfuhr von Feldfrüchten des Jahres 1884 überschritt bei weitem die aller Vorjahre. Die Mehreinfuhr betrug für Deutschland 26 158 783 Doppelzentner (gegen 19½ Millionen des Vorjahres). Die Folge hiervon war, daß die Preise, die schon aus den Vorjahren ungünstig überkommen waren, noch weit mehr bis auf einen äußerst niedrigen Stand sanken, ohne daß der damalige Einfuhrzoll dies hinderte.

Wir betrachten nun die einzelnen Fruchtgattungen, welche die Landwirtschaft liefert.

Die Hauptbrotfrucht für Deutschland ist bekanntlich der Roggen (in einigen Gegenden schlechtweg „das Korn“ genannt). Von den 34 833 066 Hektaren, welche die Gesamtfläche Preußens bilden, ist etwa die Hälfte Acker- und Gartenland, und davon wird etwas über ein Vierteil mit Roggen bebaut. Es wurden darauf im Jahre 1884 an 38 Millionen Doppelzentner Körner und 91 Millionen Doppelzentner Stroh geerntet (dagegen im Jahre 1878, wo eine sehr reichliche Ernte stattfand, 51 Millionen Doppelzentner Körner und 122 Millionen Doppelzentner Stroh). Der Durchschnittspreis der sämtlichen Hauptmarktorte für 1000 Kilogramm war 147 Mark (gegen 202 M. im Jahre 1881 und 143 M. im Jahre 1878). Der Durchschnittspreis schwankte in den einzelnen Monaten zwischen 154 und 139, in den einzelnen Provinzen zwischen 161 und 131 Mark. Die Einfuhr überstieg die geringe Ausfuhr bedeutend. Sie kam vorzugsweise aus Rußland, dessen Getreideausfuhr mit Entwicklung seines Eisenbahnnetzes von Jahr zu Jahr steigt. Im Vergleich damit war die Einfuhr aus allen übrigen Ländern nur unbedeutend. Die Mehreinfuhr betrug 9 552 732 Doppelzentner in einem Werte von 112 553 000 M.

Mit Weizen war im Jahre 1884 noch nicht der vierte Teil des Roggen-

feldes besät. Die Ernte lieferte einen (mittleren) Ertrag von $13^1/_2$ Millionen Doppelzentner Körner und 23 Millionen Doppelzentner Stroh. Der Preis stellte sich für 1000 Kilogramm auf 173 M. (niedriger als in allen sechs Vorjahren, unter denen das Jahr 1881 den höchsten Preis von 220 M. aufweist). In den einzelnen Monaten schwankte der Durchschnittspreis zwischen 184 und 156, in den einzelnen Provinzen zwischen 186 und 168 M. Die Mehreinfuhr betrug 7 183 187 Doppelzentner im Werte von 107 597 000 M. Auch hier ist in erster Linie Rußland beteiligt. Daneben liefert auch Österreich nicht unerhebliche Beträge. Die Einfuhr aus überseeischen Ländern, die zwischen zwei und drei Millionen Doppelzentnern anzuschlagen ist, erreichte die Einfuhr aus Rußland bei weitem nicht.

Hafer ist nächst Roggen die am meisten angebaute Feldfrucht. Sie nahm im Jahre 1884 etwa 14 Prozent des bestellbaren Landes ein und ertrug 24 860 345 Doppelzentner Körner und 33 761 830 Doppelzentner Stroh (dagegen im Jahre 1878 nahezu 34 und 52 Millionen). Der Durchschnittspreis war 144 M. (im Jahre 1881 159, im Jahre 1878 139 M.). Die Mehreinfuhr betrug 3 478 853 Doppelzentner (erheblich mehr als in den Vorjahren) und hatte einen Wert von 40 458 000 M. Auch bei dieser Einfuhr stand Rußland mit mehr als $2^1/_2$ Millionen Doppelzentnern in erster Linie. Daneben kommt nur noch Österreich in Betracht.

Mit Gerste waren im Jahre 1884 936 541 Hektaren, also etwas über 5 Prozent des bestellbaren Landes, bebaut. Die (mittlere) Ernte lieferte 10 408 211 Doppelzentner Körner und 13 280 313 Doppelzentner Stroh. Der Durchschnittspreis betrug 149 M. (gegen 146 im Jahre 1883 und 168 im Jahre 1880). Die Mehreinfuhr betrug 4 028 147 Doppelzentner (weit mehr als in den Vorjahren) und hatte einen Wert von 56 366 000 M. Bei dieser Einfuhr nimmt Österreich-Ungarn mit mehr als 2 Millionen Doppelzentnern die erste Stelle ein. Weit geringer ist die Einfuhr aus Rußland. Überseeische Bezugsquellen kommen kaum in Betracht.

Mais wird in Preußen nur wenig gebaut, aber vielfach eingeführt, teils zur Brennerei, teils zur Fütterung. Die Einführung wechselt nach dem Ausfall der Futter- und Kartoffelernte und nach den Preisen der Frucht selbst. Im Jahre 1884 betrug die deutsche Mehreinfuhr 1 915 864 Doppelzentner im Werte von 21 835 000 M. Die Zufuhren kamen aus den Donauländern, der Türkei, auch aus den La-Plata-Staaten.

Auch unser Bedarf an Hülsenfrüchten wird nicht in vollem Maße durch die heimische Erzeugung gedeckt. Die Mehreinfuhr an solchen betrug 485 646 Doppelzentner (erheblich mehr als in den Vorjahren) und hatte einen Wert von 7 735 000 M. Die Einfuhr kam vorzugsweise aus Österreich-Ungarn und Rußland zu ziemlich gleichen Teilen. Der Preis für 1000 Kilogramm Erbsen, Bohnen, Linsen betrug im Durchschnitt 264, 303, 433 M.

Die deutsche Mehreinfuhr der bisher betrachteten Feldfrüchte, Roggen, Weizen, Hafer, Gerste, Mais und Hülsenfrüchte, stellte hiernach im Jahre 1884 einen Wert von 346544000 M. dar, während im Jahre 1883 nur 291311000 M. und im Jahre 1882 294402000 M. dafür zu rechnen waren.

Im Gegensatz zu diesen Früchten hat der Anbau der Kartoffel in Deutschland einen solchen Umfang gewonnen, daß sie, trotz ihrer massenhaften Verwendung zur Spiritusbereitung und trotz ihres ausgebreiteten häuslichen Verbrauchs, doch noch einen erheblichen Überschuß gewährt. Mehr als 11 Prozent des bestellbaren Landes in Preußen sind mit Kartoffeln bepflanzt. Im Jahre 1884 wurden an 140 Millionen Doppelzentner geerntet. Der Durchschnittspreis für 1000 Kilogramm betrug 49 M., erheblich weniger als in den Vorjahren. Er schwankte in den einzelnen Monaten zwischen 60 und 46 M. Die Ausfuhr, welche sich vorzugsweise nach England richtet, war früher weit beträchtlicher. Noch in den Jahren 1879 und 1880 konnte sie auf 30 bis 35 Millionen M. geschätzt werden. Seitdem ist der englische Markt immer schwieriger geworden. Im Jahre 1884 betrug die Mehrausfuhr nur noch 981159 Doppelzentner im Werte von 5311000 M. Diese Abnahme hat auf die Kartoffelpreise sehr gedrückt.

Der Gemüsebau hat sich im Laufe der letzten Jahre sehr gehoben, wozu die zahlreich entstandenen Konservefabriken wesentlich beigetragen haben. Wir führen bereits Gemüse aus, und zwar vorzugsweise nach Österreich. Die Mehrausfuhr des Jahres 1884 betrug 995398 Doppelzentner im Werte von 1385000 M.

Was das Obst betrifft, so wechselt für frisches Obst je nach dem Ausfall der Ernte das Vorwiegen der Einfuhr und Ausfuhr. Im Jahre 1884 finden wir eine Mehreinfuhr von 324626 Doppelzentnern im Werte von 4935000 M. verzeichnet; während das Jahr 1883 eine Mehrausfuhr von 46401 Doppelzentnern im Werte von 1881000 M. ergab. Für getrocknetes Obst überwiegt jedoch bedeutend die Einfuhr. Im Jahre 1884 betrug die Mehreinfuhr 214980 Doppelzentner im Werte von 7944000 M.

Dem Weinbau sind in Preußen nur 17040 Hektaren gewidmet, auf welchen im Jahre 1884 399546 Hektoliter Wein gezogen wurden. Diese, in Verbindung mit den süddeutschen Erträgen, genügen aber nicht dem deutschen Bedürfnis. An Wein in Fässern ergab das Jahr 1884 für das Zollgebiet eine Mehreinfuhr von 430584 Doppelzentnern. Dagegen überwog bei Wein in Flaschen (also für die bessern Weine) die Ausfuhr, die sich fast nach allen benachbarten Ländern richtet, sehr bedeutend, nämlich um 41825 Doppelzentner. Beide in einander gerechnet, kostet uns der eingeführte Wein, der vorzugsweise aus Frankreich kommt, doch noch 25065000 M. Bei Schaumweinen macht die deutsche Fabrikation (welche ihr Hauptabsatzgebiet in England hat) den französischen bereits erhebliche Konkurrenz. Für das Jahr 1884 finden wir noch eine Mehr-

einfuhr von 24627 Doppelzentnern im Werte von 7637000 M. verzeichnet. Das Verhältnis scheint sich aber mehr und mehr auszugleichen.

Als Grundlage der Viehzucht kommen die Wiesen, sowie die Weiden und Hutungen in Betracht. Erstere betragen in Preußen 9,5, letztere 11,2 Prozent der Gesamtfläche. Sogenannte reiche Weiden (Fettweiden) umfassen aber nur 1,3 Prozent und finden sich in größerm Umfange nur in Schleswig-Holstein mit 5,1 Prozent der Bodenfläche vertreten. Der Preis der Heues betrug im Jahre 1884 für 1000 Kilogramm durchschnittlich 61,5 M., der des Strohes 43 M. Der Anbau von Futterkräutern umfaßt etwa 8,3 Prozent des bestellbaren Bodens in Preußen. Die bedeutendste Stelle nimmt darunter der Klee ein, mit welchem mehr als eine Million Hektaren bebaut war.

An Pferden ergab die Zählung vom 10. Januar 1883 in Preußen einen Bestand von 2417138 Stück; erheblich größer als der Bestand von 1873. Gleichwohl erzeugt Deutschland nicht seinen vollen Pferdebedarf. Die Mehreinfuhr für Deutschland betrug im Jahre 1884 55435 Stück im Werte von 41410000 M. Auch hier bildet Rußland die Haupterzeugungsquelle. Außerdem werden größere Mengen aus Österreich-Ungarn, sowie über Belgien und Hamburg eingeführt.

An Rindvieh besaß Preußen bei der Zählung von 1883 8737199 Stück. Auch hier hat die Zahl erheblich zugenommen. Der Preis für das Kilogramm Rindfleisch betrug durchschnittlich 120, der für Kalbfleisch 102 Pfennige. Die deutsche Ausfuhr von Rindvieh übersteigt die Einfuhr bedeutend. Beide haben jedoch im Jahre 1884 im Vergleich mit den Vorjahren abgenommen. Die Mehrausfuhr von 1884 betrug 92526 Stück Großvieh und 32831 Kälber. Schleswig-Holstein war dabei mit 23755 Stück (welche nach England verschifft wurden) beteiligt. Auch für ausgeschlachtetes frisches und zubereitetes Fleisch, das in den Vorjahren noch eine Mehreinfuhr ergab, hat sich die Ausfuhr so gehoben, daß im Jahre 1884 eine Mehrausfuhr von 53095 Doppelzentnern zu verzeichen war. Der Wert dieser gesamten Mehrausfuhr wird auf 38405000 M. geschätzt und überstieg den Wert der Vorjahre um das Drei- und Vierfache.

An Schafen ergab die Zählung von 1883 für Preußen einen Bestand von 14749975 Stück. Sie hatten gegen 1873 fast um 5 Millionen abgenommen. Dabei ist die Schafhaltung in einzelnen Landesteilen sehr verschieden. Auf den Quadratkilometer fielen in Pommern 84,6 Stück, dagegen in der Rheinprovinz 12,4, in Hohenzollern gar nur 8,3 Stück. Das Kilogramm Hammelfleisch wurde im Jahre 1884 durchschnittlich mit 114 Pfennigen bezahlt. Auch hier überstieg die Ausfuhr die Einfuhr bedeutend. Die Mehrausfuhr betrug 1267938 Schafe und 18285 Lämmer, zusammen im Werte von 33227000 M. Schleswig-Holstein lieferte dazu 50314 Stück.

Die Hauptmärkte für die Ausfuhr deutschen Schlachtviehes sind bisher Paris und London gewesen. Aber gerade dort ist durch überseeische Zufuhr

eine fast übermäßige Konkurrenz entstanden. Nicht allein lebende Ochsen werden in immer größerer Zahl aus Amerika nach England eingeschifft, sondern auch ausgeschlachtetes Fleisch, namentlich von Hammeln, wird in Kühlräumen massenhaft nach Europa geführt und dadurch die deutsche Ausfuhr mehr und mehr beengt.

Während Schafe aus Deutschland ausgeführt werden, bildet dagegen das Hauptnutzungsprodukt von den Schafen, die Wolle, einen bedeutenden Einfuhrartikel. Die gesamte Wollerzeugung Deutschlands schätzt man auf 250000 Doppelzentner, wovon jedoch fast die Hälfte (nämlich die feinere Wolle) in das Ausland geht. Statt dessen führt Deutschland bedeutende Wollmengen aus Australien, den La-Plata-Staaten und aus Südafrika ein. Die im Jahre 1884 in Deutschland verarbeitete Wolle wird auf 1189000 Doppelzentner berechnet, 20 Prozent mehr als im Jahre 1883. Die Mehreinfuhr — höher als in allen Vorjahren — betrug an roher ꝛc. Wolle 1010663 Doppelzentner im Werte von 182583000 M., an gekämmter Wolle 34880 Doppelzentner im Werte von 15647000 M. Das macht zusammen die gewaltige Summe von 198230000 M. Ein Teil der eingeführten Wolle geht natürlich als verarbeiteter Wollenstoff wieder in das Ausland.

An Schweinen ergab die Zählung von 1883 einen Bestand von 5818732 Stück, anderthalb Millionen mehr als im Jahre 1873. Die durchschnittlichen Preise betrugen für das Kilogramm Schweinefleisch 120, für Speck und Schmalz 175 Pfennige, durchweg etwas weniger als in den Vorjahren. Während bei Rind und Schaf eine Mehrausfuhr zu verzeichnen war, begegnen wir bei dem Schweine einer Mehreinfuhr. Sie betrug im Jahre 1884 256323 Schweine und 112875 Spanferkel, zusammen im Werte von 42685000 M. Auch hier stammt die Einfuhr vornehmlich aus Rußland und Österreich, zu erheblichem Teile aber auch aus Dänemark. Die Ausfuhr geht namentlich nach Hamburg, dessen Exportschlächtereien im Jahre 1884 448171 lebende Schweine aus Deutschland zugetrieben erhielten. Ferner kam Schmalz in bedeutenden Mengen aus überseeischen Ländern nach Deutschland. Die Mehreinfuhr betrug 238119 Doppelzentner im Werte von 20237000 M.

Bei Eiern begegnen wir einer Mehreinfuhr von 176228 Doppelzentnern im Werte von 18504000 M. Der größte Teil dieser aus Galizien, Russisch-Polen und den donischen Ländern eingeführten Eier wird in Berlin verzehrt. Der Durchschnittspreis für das Schock betrug 3,086 M., schwankte aber zwischen 2,65 M. in Westpreußen und 4,27 M. in der Rheinprovinz.

Auch mit Honig und Wachs wird Deutschland zum Teil vom Auslande versorgt. Die Mehreinfuhr von Honig betrug 25236 Doppelzentner im Werte von 1374000 M., von Wachs 5238 Doppelzentner im Werte von 1063000 M. Der eingeführte Honig war großenteils überseeischen Ursprungs. Beim Wachs überwogen die Bezüge aus den Nachbarstaaten.

Unsre Quelle giebt ferner Auskunft über einige wichtige Handelsgewächse.

Raps und Rübsen haben in den letzten Jahren überall in Preußen an Anbau verloren. Im Jahre 1884 waren nur noch 88196 Hektaren damit bestellt, welche (bei guter Ernte) 937384 Doppelzentner ergaben. Der Preis für 1000 Kilogramm schwankte um 250 M. Die Mehreinfuhr betrug 809232 Doppelzentner im Werte von 16485000 M. Der größere Teil dieser Einfuhr kam aus Ostindien, geringere Beträge aus Böhmen, Galizien und Ungarn.

Auch der Anbau von Hanf und Flachs ist erheblich zurückgegangen. Mit Flachs waren im Jahre 1883 noch 76 256 Hektaren bebaut. Die Mehreinfuhr von Flachs betrug 270 308 Doppelzentner im Werte von 17 236 000 M., wozu noch eine Mehreinfuhr an Leinsaat von 402 857 Doppelzentnern im Werte von 7 855 000 M. kam. An Hanf betrug die Mehreinfuhr 203 536 Doppelzentner im Werte von 11 206 000 M. Beide Artikel kamen zu überwiegenden Teilen aus Rußland, Hanf auch aus Italien.

Gleichfalls im Rückgang begriffen ist der Anbau von Tabak. Davon wurden in Preußen nur 96 821 Doppelzentner im Werte von 7 278 985 M. geerntet.

Hopfen wird in Preußen nur in einzelnen Bezirken gebaut, und kaum der zehnte Teil des deutschen Anbaues fällt auf Preußen. Der Schwerpunkt des deutschen Hopfenbaues liegt in Baiern, namentlich in Mittelfranken. Dem dortigen Anbau verdankt Deutschland eine erhebliche Mehrausfuhr, die im Jahre 1884 101 734 Doppelzentner im Werte von 30 064 000 M. betrug.

Auch Cichorien gehören zu den Artikeln, die Deutschland ausführt. Im Jahre 1884 betrug die Mehrausfuhr an frischen und getrockneten Cichorien 62 804 Doppelzentner zu 1 179 000 M., an gebrannten und gemahlenen Cichorien 34 956 Doppelzentner zu 926 000 M.

In naher Verbindung mit der Landwirtschaft steht noch eine Anzahl Gewerbe, deren Ergebnisse hier kurz besprochen werden sollen. In erster Linie ist hier die Mehlfabrikation zu nennen. Während in frühern Jahren Mehreinfuhr und Mehrausfuhr von Mehl wechselten, ist seit dem Jahre 1882 die Mehrausfuhr so gestiegen, daß das Jahr 1884 eine solche von 851 494 Doppelzentnern im Werte von 15 031 000 M. zu verzeichnen hat. Während die Einfuhr vorzugsweise aus Österreich-Ungarn kommt, richtet sich die Ausfuhr großenteils nach England und den skandinavischen Ländern. In dieser Mehlausfuhr geht natürlich ein erheblicher Teil der deutschen Einfuhr an Getreide wieder nach auswärts.

Das gewinnreichste landwirtschaftliche Gewerbe ist zur Zeit die Zuckerfabrikation. Im Jahre 1884 waren in Preußen 271 609 Hektaren mit Zuckerrüben bestellt. Seit dem Jahre 1878 hatte sich der Anbau mehr als verdoppelt. Die Hauptfelder dieses Anbaues sind die Provinzen Sachsen und Schlesien; hiernächst auch Hannover und Posen. Die Zuckerpreise hatten im Jahre 1881 ihren Höhepunkt erreicht. Der Doppelzentner Rohzucker wurde

mit 71,10 M., Raffinade mit 85,50 M. bezahlt. Seitdem sinken die Preise infolge der Überproduktion. Die deutsche Gesamtproduktion beträgt an Rohzucker 11 bis 12 Millionen Doppelzentner. Der deutsche Zuckerverbrauch ist, nach Rohzucker berechnet, auf 4 200 000 Doppelzentner, also ungefähr 8,10 Kilogramm für den Kopf der Bevölkerung zu veranschlagen. Darnach bleiben 7 bis 8 Millionen Doppelzentner für die Ausfuhr, bei welcher Deutschland mit Frankreich, Belgien, Holland, Rußland, Dänemark und den Kolonien zu konkurriren hat. Die Mehrausfuhr betrug im Jahre 1884 an Raffinade 1 125 706 Doppelzentner zu 44 627 000 M., an Rohzucker 5 226 258 Doppelzentner zu 138 221 000 M. Der Hauptabnehmer dieser Zuckermengen ist England. Ein beträchtlicher Teil der Ausfuhr geht aber auch nach Schweden und der Schweiz, sowie über Hamburg nach überseeischen Ländern.

Die Spiritusbrennerei bildet einen Haupterwerbszweig der preußischen Landwirtschaft. 7341 Brennereien verarbeiteten im Jahre 1884 mehr als drei Millionen Doppelzentner Getreide und nahe an 24 Millionen Doppelzentner Kartoffeln. Die Verarbeitung der Kartoffeln ist im Zunehmen begriffen. Die Mehrausfuhr für das deutsche Zollgebiet betrug 739 665 Doppelzentner im Werte von 32 013 000 M. Der Hauptabnehmer für den deutschen Sprit ist Spanien, welches seinen Wein damit verbessert.

Die Bierbrauerei, welche freilich längst aufgehört hat, ein landwirtschaftliches Gewerbe zu sein, ergab im Jahre 1884 eine Mehrausfuhr von 1 296 816 Doppelzentnern im Werte von 18 633 000 M. Den Hauptteil hiervon bezieht Frankreich. Außerdem gehen große Beträge nach überseeischen Ländern über Hamburg. Diese Ausfuhr ist freilich äußerst gering im Vergleich mit dem, was wir selbst trinken.

Auch Kartoffelstärke ist ein Artikel, bei dem eine Mehrausfuhr von 319 879 Doppelzentnern eine Einnahme von 6 667 000 M. brachte.

Als Erzeugnisse der Molkerei kommen Butter und Käse in Betracht. Bei der Butter steht der nicht unbedeutenden Einfuhr eine noch weit größere Ausfuhr gegenüber. Die Ausfuhr ist langsam, aber stetig gewachsen. Das Jahr 1884 ergab eine Mehrausfuhr von 99 838 Doppelzentnern im Werte von 14 338 000 M. Die Einfuhr kam vorzugsweise aus Österreich; die Ausfuhr ging über Hamburg nach überseeischen Ländern. Bei dem Käse hält sich Aus- und Einfuhr ziemlich die Wage. Für das Jahr 1884 finden wir eine Mehrausfuhr von 911 Doppelzentnern, für das Jahr 1883 eine Mehreinfuhr von 2264 Doppelzentnern verzeichnet. Da aber der (vorzugsweise aus der Schweiz) eingeführte Käse wertvoller ist als der von uns ausgeführte, so überstieg doch auch im Jahre 1884 der Wert der Einfuhr den der Ausfuhr um 1 648 000 M.

An diese Darstellung der Thatsachen knüpfen wir noch folgende Betrachtungen.

Man hat wohl die Frage erhoben, ob der deutsche Boden überhaupt noch

ausreiche, die so sehr angewachsene Bevölkerung zu ernähren? Wir bemerken in dieser Beziehung zunächst — was vielleicht manchem überraschend vorkommt —, daß auf den Kopf der Bevölkerung in Deutschland eine Bodenfläche von beinahe 1⅛ Hektar kommt, eine Fläche, die schon ein recht ansehnliches Stück Land bildet. Jener Zweifel knüpft sich daran, daß wir gerade die notwendigsten Lebensbedürfnisse — wir rechnen dahin Roggen, Weizen, Hafer, Öl, Flachs und Wolle — in erheblichem Umfange vom Auslande einführen. Berechnet man aber nach den gegebenen Ernteverhältnissen den Umfang des Landes, das zum Anbau der Fehlbeträge in Roggen, Weizen, Hafer, Öl und Flachs notwendig gewesen wäre, so gelangt man zu dem Umfange von etwa 1 300 000 Hektaren. Erwägt man nun anderseits, daß zum Anbau von Gerste (d. h. für Bier) und zum Anbau von Runkelrüben (d. h. für Zucker) zusammen an 1 208 000 Hektaren verwendet wurden, und ferner, welche große Mengen Landes zum Anbau von Kartoffeln teils für die Ausfuhr, teils für die Spiritusbereitung dienen müssen, so wird sich schwerlich behaupten lassen, daß der deutsche Boden nicht mehr zur Ernährung des Volkes ausreiche, wofern man nur dem Anbau dieser für Genußmittel bestimmten Züchtungen entsagen wollte. Wenn wir also die notwendigsten Lebensbedürfnisse im eignen Anbau zurücksetzen und uns die Fehlbeträge lieber aus dem Auslande kommen lassen, so geschieht es nur deshalb, weil uns unsre Mittel erlauben, Produkte zu ziehen, die uns einen größern Lebensgenuß gewähren und durch ihre industrielle Verwertung eine größere Quelle des Reichtums darbieten.

Ziehen wir nun die Rechnung, was auf dem Gebiete der Naturprodukte unsre Einfuhr und Ausfuhr erträgt, so ergiebt sich ein großes Überwiegen der Einfuhr. Zu der bereits oben (S. 508) bezeichneten Summe von 346 544 000 Mark für die Mehreinfuhr der Hauptfeldfrüchte kommt noch für die Mehreinfuhr von Obst, Wein, Raps, Flachs, Hanf, Wolle, Pferden, Schweinen, Schmalz, Eier, Honig und Wachs eine Summe von 414 011 000 M. Dieser gewaltigen Einfuhr steht auf dem Gebiete der Naturprodukte nur die Ausfuhr von Kartoffeln, Gemüse, Rindvieh, Schafen, Hopfen und Eichorien mit einer Summe von 83 439 000 M. gegenüber. Im Bereich dieser Erzeugnisse übersteigt daher die Einfuhr die Ausfuhr um 677 116 000 M.

Dasjenige, was wir mit dieser Summe bezahlen, erschöpft aber noch lange nicht das, was wir an Lebensbedürfnissen aus dem Auslande beziehen. Es kommen noch hinzu alle diejenigen Dinge, welche ohne inländische Konkurrenz uns lediglich das Ausland liefert, also namentlich alle in unsrer obigen Darstellung nicht in Betracht gezogenen Erzeugnisse wärmerer Länder, die aber teilweise auch schon zu den ganz unentbehrlichen Lebensbedürfnissen unsers Volkes geworden sind: Kaffee, Thee, Reis, Gewürze, Südfrüchte, Baumwolle, Seide, Tabak, Petroleum u. s. w.

Die große Summe, welche wir hiernach für den aus vom Auslande be-

zogenen Lebensbedarf zu bezahlen haben, muß unsre Industrie (einschließlich des Bergbaues) mit dem, was sie in das Ausland ausführt, decken. Die obengenannten landwirtschaftlichen Industrien tragen (nach den oben angegebenen Zahlen) gegen 270 Millionen Mark dazu bei.

Trotzdem, daß wir gerade von unsern besten Nahrungsmitteln — Rind, Schaf und Butter — einen erheblichen Teil dem Auslande (namentlich dem reicheren England) zuführen, leben wir, daran ist nicht zu zweifeln, durch die reichen Einfuhren in einem Wohlstande, welcher über den natürlichen Reichtum unsers Landes weit hinausragt. Wir verdanken diesen Wohlstand unsrer Industrie, die in weitem Umfange die Länder mit reicheren Naturerzeugnissen sich tributbar gemacht hat. Sie vor allem hat auch bewirkt, daß sich in Deutschland ein nicht unbedeutender Bestand an Kapital angesammelt hat, das uns das Ausland schuldig ist und dessen Verzinsung mit dazu beiträgt, unser Leben angenehm zu gestalten.

Dies alles hat unsre Industrie zu Wege gebracht durch ihre Überlegenheit, also durch die geistige Kraft unsrer Unternehmer und durch den Fleiß und die Geschicklichkeit unsrer Arbeiter. Wir dürfen uns dieser Überlegenheit von Herzen freuen, und auch hoffen, daß uns die dadurch bewirkte reiche Ausfuhr und der daran sich knüpfende größere Wohlstand dauernd erhalten bleibe. Aber wir sollten doch nicht verkennen, daß diese Ausfuhrindustrie einen minder gesicherten Boden hat. Sie ist abhängig von den wechselnden Bedürfnissen des Auslandes, von dem stets vorhandenen Wettbewerb andrer Industrieländer und von dem Maß der Entwicklung der eignen Industrie derjenigen Länder, wohin wir unsre Ausfuhr richten. Das Schwankende des Bodens unsrer Ausfuhrindustrie ist uns in jüngster Zeit zum Bewußtsein gebracht worden durch die Klagen wegen der sogenannten Überproduktion. Eine solche fand statt an Industrieerzeugnissen, die darauf berechnet waren, daß das Ausland sie uns abnehmen werde, während sich in diesem aus Gründen mancherlei Art keine Bereitwilligkeit dazu fand. Gelänge es uns, statt dessen an Weizen, Fleisch und Wein noch einmal so viel als bisher auf unserm Boden zu erzeugen, so würde über diese „Überproduktion" niemand zu klagen haben, denn es würden sich Mäuler genug finden, welche diese guten Gaben mit Behagen zu verzehren bereit wären.

Je mehr wir uns bewußt bleiben, daß der hohe Wohlstand, in dem wir gegenwärtig leben, zu wesentlichem Teile nicht seine volle Grundlage in dem natürlichen Reichtume unsers Landes findet, sondern — unbeschadet der Mitwirkung unsers eignen Verdienstes — durch zufällige Umstände herbeigeführt und gleichsam nur ein künstlicher Bau ist, umsomehr werden wir diese Gunst des Geschickes dankbar anerkennen, und umso vorsichtiger werden wir bemüht sein, uns das, was wir haben, zu erhalten. Dazu gehört aber auch, daß wir die natürlichen Grundlagen unsers Wohlstandes, der die starken Wurzeln seiner Kraft doch schließlich im Grund und Boden hat, nicht verkümmern lassen oder gar zerstören.

Neues über den 10. August 1792.



Der gewöhnlichen Darstellung nach, wie sie zuletzt auch Taine gegeben hat, schwankte Ludwig XVI. am 10. August 1792 lange, ehe er sich in die gesetzgebende Versammlung begab und den Schutz verließ, den ihm die Besatzung der Tuilerien gewährte. In Betreff der unerklärlichen Thatsache, daß man die Schweizer im Schlosse zurückließ, ohne ihnen bestimmte Befehle zu erteilen, ist früher angenommen worden, sie beruhe auf einem Versehen oder Vergessen. Aus einem jetzt zum Vorschein gekommenen und in der in London erscheinenden Historical Review veröffentlichten Dokumente ergeben sich nun neben zahlreichen andern wichtigen Berichtigungen der gewöhnlichen Anschauung unter andern zwei Thatsachen; erstens hegten die Offiziere der Schweizer von vornherein die Überzeugung, daß der König die Tuilerien verlassen und sich in die gesetzgebende Versammlung begeben werde, und zweitens erhielten sie den bestimmten Befehl, das Schloß, es koste, was es wolle, zu verteidigen. Ihr Heroismus ist deshalb nicht weniger bewundernswert, aber auch die Handlungsweise des Königs wird erst durch diese neuen Nachrichten in das rechte Licht gerückt: er wollte einerseits dem Drängen der Versammlung nachgeben, hoffte dadurch Frieden zu stiften, beabsichtigte aber doch die Zuflucht, welche ihm die Tuilerien gewährten, nicht aufzugeben, sondern sich für alle Fälle zu sichern. Wie er sich die Möglichkeit vorstellte, wieder aus der gesetzgebenden Versammlung herauszukommen, ist eine andre Frage. Wenn er so in seiner Schwäche die beiden einzigen Auswege, die ihm offen standen, um sich aus seiner Zwangslage zu befreien, verband und dadurch nach Art unpraktischer Leute jeden von beiden unmöglich machte, so befreit ihn doch das betreffende Dokument von der Schuld unbegreiflicher Kopflosigkeit, wenn er auch freilich besser gethan hätte, dem Rate zu folgen, der ihm ohne Zweifel von den Offizieren seiner Umgebung gegeben worden ist, mit der ihm ergebenen Mehrheit der Nationalgarden, den Schweizern und den andern Soldaten das blutdürstige und feige Gesindel Santerres, welches gegen die Tuilerien aufmarschirte, zusammenzuschießen. Es ist bekannt, daß Napoleon, welcher den ganzen Vorgang mit erlebt hat, von dem glücklichen Ausgange eines derartigen Versuches überzeugt war. Wie Recht er darin hatte, geht auch aus der zuerst durch dieses Dokument bekannt werdenden Thatsache hervor, daß auch Röderer, der doch die gesetzgebende Versammlung dem Könige gegenüber vertrat, die energischste Verteidigung der Tuilerien anbefahl, woraus dann wieder folgt, daß die ganze Handlungsweise des Königs aus seinem Einverständnisse mit der Versammlung zu erklären ist. Dies aber vorausgesetzt,

erscheint seine Vertrauensseligkeit gegenüber dem Blutdurst des revoltirenden Pöbels entschuld- und erklärbar.

Das erwähnte Dokument ist der Bericht eines Herrn von Durler, Hauptmanns in der Schweizergarde, welcher, da die höheren Offiziere den König in die Nationalversammlung begleiteten, die Schweizer in den Tuilerien zu befehligen hatte. Der Herausgeber spricht die Vermutung aus, daß der Bericht von ihm aufgesetzt wurde, als er und mehrere andre Offiziere, die mit ihm dem Blutbade entronnen waren, in englische Dienste traten. Es lautet im wesentlichen folgendermaßen:

Am 8. August ließ der Kommandant der Nationalgarde, Herr Mandat (er wurde am 10. August auf Dantons Befehl ermordet und durch Santerre ersetzt), an den Oberstleutnant von Maillardoz und den Major von Bachmann das schriftliche Ansuchen der Munizipalität von Paris ergehen, soviel Truppen als möglich in den Tuilerien zusammenzuziehen. Sogleich erhielt der noch nicht in den Tuilerien befindliche Teil der Bataillone Courbevoie und Ruel Marschbefehl, sodaß sich zwischen neun und drei Uhr, mit Einschluß der Leibwache des Königs, beinahe achthundert Mann im Schlosse befanden. [Noch Taine spricht von 1150.]

Am Abend des achten wurde ich mit dem Major in dem Regiment Schweizergarden, Herrn von Bachmann, zum Könige befohlen. Er wiederholte mir mehrmals, er wolle in keinem Falle, daß ich das Feuer beginne; es müsse erst jemand gefallen sein, ehe die Schweizer einen Schuß abgäben; komme es zum Angriffe, so sollte ich die uns freundlich gesinnten Nationalgarden zuerst feuern lassen: wir Schweizer kämen in jedem Falle erst in zweiter Linie — Weisungen, welche mir der König am nächsten Morgen wiederholte und dem Kommandanten der Nationalgarde Mandat mitzuteilen befahl.

In der Nacht vom neunten auf den zehnten ließen Mandat, de Maillardoz und von Bachmann die Wachtposten durch die Soldaten der Nationalgarde und die Schweizer Gardisten beziehen. [Im Originale: firent occuper par les differents postes de la garde Nationale et par les gardes Suisses: gemeint ist offenbar les differents postes par les soldats de la garde u. s. w.] Die beiden Regimentschefs übergaben mir den Befehl über die Wachtposten in dem Königs- und dem Schweizerhofe, sowie über eine Reserve von dreihundert Mann. Dabei sagte man mir: „Wenn der König das Schloß verläßt, so begleiten wir ihn in unsrer amtlichen Eigenschaft; wir rechnen auf Sie, da wir überzeugt sind, daß Sie in keinem Falle die Waffen niederlegen werden.“ Dem Hauptmann von Salis wurde der Befehl über die Posten auf der Treppe und in dem Hofe der Königin übergeben.

Ich revidirte meine Posten und sagte dem Befehlshaber der Nationalgarde, daß wir Schweizer erst an zweiter Stelle stünden, daß man sich aber im Falle eines Angriffes auf uns verlassen könne, und daß wir standhaft aushalten würden.

Gegen Mitternacht wurde in der Stadt Sturm geläutet. Während der Nacht kam der Maire von Paris, Pétion, ins Schloß.

Dies ist vielleicht die wichtigste neue Nachricht, welche der Bericht enthält. Bisher wußte man nur, daß Pétion, der, wie er selbst gesteht, den Aufstand wünschte, aber davor zitterte, daß er nicht gelingen möchte, eine Wache von vierhundert Mann erbeten hatte, die ihn verhindern sollte, etwas gegen die Vertreibung des rechtmäßigen Gemeinderates durch die Usurpatoren zu thun,

welche die Tuilerien mittels ihrer Banden stürmen lassen wollten. Pétion spielt hier die Rolle, welche die Girondisten den Jakobinern gegenüber meistens spielten. Er wagte Danton nicht offen entgegenzutreten, hielt sich aber durch den ihm angeblich angethanen Zwang eine Hinterthür für den Fall offen, daß die Revolte fehlschlug.

Die Vertreibung des rechtmäßigen Gemeinderates durch Dantons Kreaturen erfolgte gegen sechs Uhr; zwischen vier und fünf Uhr wurde, wie der Bericht später mitteilt, Mandat nach dem Stadthause von den damals noch neben dem rechtmäßigen Gemeinderate sitzenden Usurpatoren dorthin gerufen, um ermordet zu werden. Was hat nun Pétion in der Nacht in den Tuilerien gethan? Daß es auf irgend einen Verrat abgesehen war, kann bei dem Charakter dieses Elenden kaum zweifelhaft sein; vielleicht ist es nicht zu kühn, die Vermutung auszusprechen, daß er Mandats Berufung nach dem Stadthause vorbereiten und einleiten wollte. So abgesperrt werden die Tuilerien schwerlich gewesen sein, daß kein Gerücht von der Einsetzung eines revolutionären Gemeinderates neben dem legitimen hineingedrungen wäre. Berief nun die Jakobinerhorde im Stadthause den pflichtgetreuen Kommandanten der Nationalgarde vor sich, und dieser weigerte sich zu gehorchen, so war der ganze Plan vereitelt, und der König hätte nur seinen militärischen Ratgebern zu folgen brauchen, um den Aufstand niederzuschlagen. Erschien dagegen der rechtmäßige Maire von Paris in den Tuilerien und versicherte, daß das Stadtregiment in den berufenen Händen sei, so war die Gefahr beseitigt und die Verteidigung des Schlosses durch die Nationalgarde so gut wie vereitelt.

Zwischen drei und vier Uhr — so fährt der Bericht fort — kam ein Zuzug von mehreren Bataillonen Nationalgarde an und nahm mit seinen Kanonen, ebenso wie die berittene Gendarmerie, auf dem Königshofe Aufstellung. Diese Verstärkung schien sich mir auf beinahe zweitausend Mann zu belaufen.

Zwischen vier und fünf hörte ich, daß Mandat Befehl erhalten hatte, aufs Stadthaus zu kommen. Er wurde, wie allbekannt, auf der Treppe des Stadthauses ermordet.

Um sechs Uhr kam der König in Begleitung einiger Offiziere und der Herren de Maillardoz und von Bachmann in den Königshof herunter. Er ging bei sämtliche Wachtposten vorüber. In dem Augenblicke, wo er in das im Königshofe im Carré aufgestellte Bataillon hineintrat, riefen einige Nationalgardisten: Es lebe der König! andre dagegen [aus dem folgenden ergiebt sich, daß dies übelgesinnte Artilleristen waren, wozu Napoleon sehr richtig bemerkt, man hätte sie ja hinauswerfen und treue Soldaten an die Geschütze stellen können]: Es lebe das Volk! Noch andre murrten, und es entspann sich ein heftiger Streit zwischen ihnen und den Kanonieren. Indes gelang es doch den Offizieren, Frieden zu stiften, indem sie den Soldaten sagten, der König und das Volk seien eins und dasselbe (!). Beide Parteien umarmten sich und versprachen, sich gegenseitig zu unterstützen und jeden Angriff abzuwehren.

Um sieben Uhr fing das Murren wieder an, und mehrere Bataillone Nationalgarden marschirten ab. Ungefähr um dieselbe Zeit gingen die Herren von Röderer

und von Boissieux von Posten zu Posten; der erstere las einen Beschluß des Departements vor, welcher die bestimmte Weisung enthielt, jeden Angriff dem Gesetze gemäß zurückzuweisen. Darauf hin luden einige Nationalgardisten ihre — bis dahin noch nicht geladenen — Gewehre, und dasselbe thaten mehrere Kanoniere mit ihren Geschützen, während andre sich nicht rührten.

Zwischen acht und neun Uhr begab sich der König mit der gesamten königlichen Familie in die gesetzgebende Versammlung. Es begleiteten ihn mehrere Edelleute, ein oder zwei Bataillone von der Nationalgarde, die dienstthuende Schweizerwache, unter dem Befehle des Barons von Erlach, und sechs Offiziere der Schweizer. Da ich mich in diesem Augenblicke im Hofe befand, so sah ich diesen Vorgang nicht selbst mit an.

Um neun Uhr zeigten sich die Truppen Santerres, Marseiller und Leute aus den Pariser Vorstädten, auf dem Karousselplatze. Augenblicklich erteilte mir Herr von Boissieux den Befehl, sämtliche Posten auf den Höfen einzuziehen und in das Innere des Schlosses zurückzugehen — einen Befehl, der sogleich ausgeführt wurde. Ich ließ den größten Teil meiner Leute auf der Treppe, rechts und links, Stellung nehmen. Da der erste Treppenabsatz schon von mehreren Grenadieren des Regimentes Filles de St. Thomas und einigen Nationalgardisten besetzt war, so stellte ich ein Peloton hinter sie, nahe an der Thür der Kapelle. Den Rest meiner Leute ließ ich das erste Zimmer an der Treppe besetzen, worin sich schon mehrere Offiziere — darunter die Herren von Mailly und von Zimmermann — und viele Grenadiere des erwähnten Regiments befanden, die früher im Innern des Schlosses aufgestellt gewesen waren.

Ich war damit beschäftigt, meine Leute aufzustellen, als der Marschall von Mailly Herrn Joseph von Zimmermann, Infanterieoberst und Leutnant der Grenadiere, zu mir schickte, um mich zu ihm zu rufen. Ich ging hin und er sagte mir: „Ich bin vom Könige mit dem Befehl im Schlosse betraut worden.“ Ich bat ihn um seine Befehle, worauf er mir auftrug, mich nicht überwältigen zu lassen. Ich erwiederte ihm, er könne auf uns rechnen.

Während ich noch mit ihm sprach, sah ich durch das Fenster, daß der Portier das Königsthor öffnete. Marseiller standen am Eingange, winkten uns mit ihren Hüten und riefen uns zu, wir sollten zu ihnen übergehen. Zuerst wagten sie es nicht, den Hof zu betreten, dann aber entschlossen sie sich, teils durch die Kolonnaden, teils durch das Thor beim Pavillon de Marsan und das Schweizerthor, an den Mauern entlang, heranzuschleichen. Andre, die verwegener waren, gingen die Treppe hinauf bis zum ersten Absatze. Ich eilte sogleich mit mehreren Offizieren dahin und ließ den Treppenabsatz durch Balken verbarrikadiren. Herr von Boissieux, der neben mir stand, wollte die Angreifer beschwichtigen, aber das Heulen und Schreien war so betäubend, daß er sich nicht vernehmlich machen konnte. Der furchtlose Adjutant Roullin bat mich um Erlaubnis, hinzugehen und einen Versuch zur Beschwichtigung der Leute zu machen. Ich gestattete es, aber kaum war er da, so wurde er ergriffen, seiner Uhr beraubt und ihm seine Kleidung abgerissen; schon war man im Begriffe, ihm den Kopf abzuschlagen, als unsre Braven ihm zu Hilfe eilten und ihn befreiten.

Einen Augenblick später stieg der neue Kommandant der Nationalgarde, Santerre, auf einen Balken und sprach das Verlangen aus, mit dem Befehlshaber der Schweizer zu sprechen. Ich stand mit Herrn von Boissieux an der Rampe und sagte, ich sei der Kommandant; dabei lag meine rechte Hand auf der Rampe. Er ergriff sie und sagte: „Gehen Sie zu uns über: Sie sollen zufrieden sein

und gut behandelt werden. Sie müssen sich dem Volke ergeben!" Ich erwiederte schnell: „Wir würden uns für entehrt halten, wenn wir uns Ihnen ergeben wollten. Lassen Sie uns ruhig auf unserm Posten; dann werden wir Ihnen nichts thun — greifen Sie uns dagegen an, so werden wir uns bis aufs äußerste verteidigen." Als er darauf anfing zu drohen, fuhr ich fort: „Ich bin für mein Benehmen meinem Vaterlande und meinem Souverän verantwortlich" [im Originale aux Cantons, mes Souverons, gemeint ist wohl aux Cantons et à mon Souverain], „niemals werde ich mich Ihnen ergeben oder die Waffen niederlegen." Santerre schwang seinen Säbel, warf mir alle möglichen Schimpfworte ins Gesicht und rief aus, ich würde die Niederträchtigkeit, mich dem Volke nicht ergeben zu wollen, mit meinem Kopfe bezahlen. Während er den Säbel über mir schwang, hielt er meine rechte Hand fest. Ich sagte zu einem meiner Leute auf Deutsch: „So wie er mit dem Säbel auf mich einhaut, schießest du ihn nieder!" Als Santerre mich deutsch sprechen hörte, nahm er seinen Säbel weg, aber in demselben Augenblicke stieß ein ehemaliger Gardesoldat mit seiner Pike nach mir: ich parirte den Stoß mit der linken Hand, während ich meine rechte von Santerre los machte, der sie noch immer fest hielt.

Die neben mir stehenden Offiziere beobachteten, wie einer von Santerres Offizieren an der andern Seite der Treppe unsre Leute zum Abfall zu verführen suchte; ja zwei Schurken waren schon im Begriffe, sich dazu verleiten zu lassen. Augenblicklich eilte Zimmermann mit Roullin dorthin, stellte sich vor sie und hinderte sie durch seine Energie und Kaltblütigkeit daran, zu Santerre überzugehen. Zimmermann sprach lange mit dem Offizier, der ihn beschwor, die Waffen niederzulegen. Ich begab mich eben dahin und hatte dasselbe anzuhören.

Da Santerre und der unter ihm kommandirende sah, daß alles vergeblich war, gingen sie mit all ihren Leuten nach dem Vorhofe die Treppe hinunter; nur zwei Marseiller blieben zurück und krochen zwischen den Beinen der Grenadiere des Regiments Filles de St. Thomas hindurch; meine Soldaten wollten sich auf sie stürzen, aber ich rettete ihnen das Leben und befahl ihnen, in der Kapelle Schutz zu suchen.

Unmittelbar darauf feuerten Santerres Leute und töteten und verwundeten einige Soldaten. Die braven Grenadiere erwiederten das Feuer, und meine Leute folgten ihrem Beispiele. So bald das Gewehrfeuer im Vorhofe begonnen hatte, gaben die auf dem Karousselplatze und dem Königshofe aufgestellten Kanonen Schüsse gegen die Fenster des Schlosses ab; Flintenschüsse folgten. Die Herren von Mailly und von Zimmermann verließen das Fenster, auf welches alle Geschütze gerichtet waren, keinen Augenblick und ließen die bei ihnen postirten Schweizer ihre Gewehre ebenfalls abschießen, sodaß ein allgemeines Geschützfeuer entstand.

Da ich sah, daß wir uns in dem Schlosse auf die Dauer gegen eine starke Artillerie doch nicht halten könnten, so warf ich die im Vorhofe postirten Marseiller hinaus, setzte mich an die Spitze meiner Soldaten — im ganzen etwa zweihundert Mann — und unternahm einen Ausfall, um die Kanonen unschädlich zu machen. In einem Augenblicke war ich Herr des Schloßhofes, ebenso wie einer Batterie von vier Kanonen, die ich ungeladen und ohne Munition dastehend fand. Einige Grenadiere des Regiments Filles de St. Thomas steckten die Ladestöcke ihrer Musketen in die Zündlöcher der Kanonen und brachen sie darin ab, um sie, da wir sie doch nicht brauchen konnten, unschädlich zu machen. Als der Marschall von Mailly den Kampf in dem Königshofe sah, ließ er seine Soldaten das Feuer einstellen.

Die auf den Karousselplatz zurückgeworfenen und dem Königsthore gegenüber aufgestellten Marseiller fuhren fort, ein lebhaftes Feuer gegen uns zu unterhalten, und viele Soldaten fielen.

Ein Sergeant bemerkte, daß fünfzehn bis zwanzig Marseiller bei dem Königsthore hinter dem Schilderhause auf dem Bauche versteckt lagen. Zuerst hielt ich sie für tot, als ich aber näher heran trat, bemerkte ich, daß sie lebten. Sie flehten um Gnade, und ich warf mich zwischen sie und meine Soldaten, welche kampfentbrannt und zornglühend, wie sie waren, nicht darnach aussahen, als wollten sie ihnen Schonung angedeihen lassen. Es gelang mir sie zu beruhigen, ich befahl den Marseillern, Waffen und Munition auszuliefern, brachte sie selbst nach der Hauptwache der Schweizer, und zeigte ihnen den Weg, auf dem sie sich retten konnten. Darauf kehrte ich zum Königsthore zurück und ließ meine Leute ihr Feuer gegen die Stelle links von der Hauptwache der Schweizer richten, wo Marseiller und andre sich wirksam verteidigten.

Während dessen wurden zwei Kanonen auf unsrer rechten Flanke, an der Ecke eines kleinen Gartens und gegenüber der Hauptwache der Schweizergarde, aufgefahren und ein Kartätschenfeuer gegen uns eröffnet: ein paar Schüsse, und meine kleine Schaar war niedergestreckt. Ich stand allein mit einem Sergeanten und einigen wenigen Soldaten aufrecht. Wir zogen uns durch das Königsthor ins Schloß zurück, wo wir auf Herrn von Salis und einen andern Offizier namens Gibelin mit einigen seiner Grenadiere trafen. Die Soldaten, welche Herr von Salis an das Königsthor geführt hatte, waren bald gefallen, ebenso einige Grenadiere, welche uns zu Hilfe eilten.

Einen Augenblick später kam Herr d'Hervilly, unbewaffnet und ohne Hut, mitten durch den Kugelregen auf mich zugestürzt und rief aus: „Auf Anordnung des Königs befehle ich Ihnen das Feuer einzustellen und sich nach der gesetzgebenden Versammlung zurückzuziehen.“ Er wiederholte den Befehl überall auf den Höfen, wo sich die Schweizer noch mit den Marseillern schlugen; sehr viele derselben hatten sich nämlich im Schlosse versteckt und kamen nun heraus, als sie bemerkten, daß wir uns zurückziehen mußten und keine Munition mehr hatten.

In Gemeinschaft mit den andern Offizieren — den Herren von Reding, von Salis, von Pfyffer, von Zimmermann (Sohn und Vater), von Glutz, von Luze, Gibelin, von Maillardoz, de la Corbière und einigen andern — ordnete ich nun unsre Leute, um uns in die Vorhalle zurückzuziehen. Auf der Thorschwelle der Vorhalle stand eine geladene Kanone. Ich ließ sie gegen das Königsthor richten und erteilte einem Grenadier den Befehl, mit der Flinte in das Zündloch zu schießen, wenn wir verfolgt würden. Während ich noch sprach, warf mich ein Grenadier gewaltsam auf einen Offizier zurück, indem er sagte: „Es zielt einer mit seinem Gewehr nach Ihnen!“ In demselben Augenblick ging der Schuß los und riß einen Teil der Treppenstufe weg, auf welcher ich eben noch gestanden hatte.

Während ich mit den andern Offizieren durch den Garten ging, wurde von allen Seiten mit Musketen und Flinten auf uns geschossen. Eine Kugel durchbohrte meinen Hut, der unglückliche Herr von Groß fiel neben mir schwerverwundet nieder. Ich ließ ihn durch zwei Soldaten aufheben und forttragen.

Als wir in den Gang der gesetzgebenden Versammlung eintraten, kamen mehrere Abgeordnete auf mich zu und sagten mir, ich müsse die Waffen niederlegen, denn im Bereiche der Versammlung dürfe niemand bewaffnet sein. Ich erwiederte ihnen, ich könne diesen Rat nicht befolgen, und würde die Waffen ganz allein auf Befehl des Königs niederlegen. Herr Menou sagte mir, der König sei

in einer Loge. Ich bat einen Deputirten, mich zu ihm zu führen, was auch geschah.

Ich fand die ganze königliche Familie beisammen, außerdem die Herren von Choiseul und d'Hervilly, sowie den Fürsten von Poix und andre Hofleute. Ich sagte zu dem Könige: „Sire, ich soll die Waffen niederlegen, aber, so wenig Leute ich auch noch habe, so thue ich es doch nur auf Befehl Ew. Majestät." Der König erwiederte: „Liefern Sie die Waffen ab, wohlverstanden: der Nationalgarde. Ich will nicht, daß so tapfere Leute wie Sie sämtlich umkommen.

Die Königin, die Prinzessin Elisabeth und andre in der Loge anwesende erkundigten sich mit lebhafter Teilnahme, ob ich verwundet sei. Darauf begab ich mich in das Zimmer, worin sich die andern Offiziere mit dem Rest unsrer Leute aufhielten, ungefähr hundert Mann. Kaum trat ich herein, als der König die Gnade hatte, mir ein von ihm unterzeichnetes Schreiben zustellen zu lassen. Es lautete: „Der König befiehlt den Schweizern augenblicklich die Waffen zu strecken und sich in ihre Kasernen zurückzuziehen. Ludwig."

Infolge dieses Befehles ließ ich die Waffen in eine Ecke des Saales legen, trotz des Widerstandes einiger Soldaten, welche, da sie ohne Munition waren, riefen: „Wir können uns noch mit dem Bajonnet verteidigen!"

Die Deputirten forderten uns auf, in die Kirche der Feuillants zu gehen, weil wir in unserm augenblicklichen Aufenthaltsorte der Gefahr zu sehr ausgesetzt seien. Außerdem müßten die Soldaten ihre Uniformen ausziehen, weil kein roter Rock sichtbar werden dürfe. Nachdem einige Soldaten diesen Rat befolgt hatten, setzten wir uns in Marsch. Vier Schildwachen sagten mir, ich und die andern Offiziere seien die Schuldigsten, so wie, daß man uns sogleich auf das Stadthaus bringen werde. Ich erklärte darauf unserm Führer, die Kirche der Feuillants sei eine Mörderhöhle, in der ich nicht gesonnen sei zu bleiben. Ich rief auch die Offiziere zurück. Die Herren von Glutz, von Luze, de la Corbière und Ignaz von Maillardoz schlossen sich mir an. Joseph von Zimmermann war schon zu weit in die Kirche hineingegangen und hatte mich aus dem Gesichte verloren. Der uns geleitende Abgeordnete sagte mir Grobheiten, versicherte uns aber zuletzt, er wolle uns in Sicherheit bringen. Er brachte uns auch wirklich nach dem Komitee de Surveillance, wo schon die Herren von Salis, Pfyffer, von Zimmermann, von Ernst, von Diesbach, von Steinbrug, Gibelin, von Zimmermann Sohn und Castella d'Orgemont eingeschlossen waren.

Einige Zeit darauf schickte uns derselbe Deputirte einige Erfrischungen. Andre kamen hinzu, um uns wie wilde Tiere zu besichtigen.

Endlich am Abend kam ein deutscher Abgeordneter namens Bruat zu uns, sprach teilnahmsvoll mit uns und sagte auf Deutsch: „Ich will alles mögliche thun, um Sie zu retten." Er ließ einen Kleiderhändler kommen, der uns schlechte Hosen und Röcke sehr teuer verkaufte. Alle zogen sich um und gingen schleunigst hinaus. Die Herrn von Salis, Pfyffer und ich waren die letzten. Herr Bruat sagte uns, er wolle uns um Mitternacht durch Gänge führen, in denen keine Schildwachen stünden.

Wir fanden auch wirklich keine Schildwachen und gelangten auf den Vendômeplatz. Herr Bruat wollte uns zuerst in seine Wohnung bringen, hielt dies aber dann doch für gefährlich. Ich ersuchte ihn, uns in meine Wohnung zu bringen, da niemand auf den Gedanken kommen könnte, daß die Schweizer die Nacht in ihren eignen Wohnungen zubringen würden. Er fand meinen Vorschlag gut und bat uns, als er von uns Abschied nahm, für den Fall, daß wir verhaftet würden, seinen Namen nicht zu verraten.

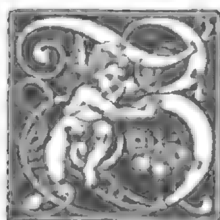
Am 11. August morgens um vier Uhr kam ein Verwandter Bruats zu uns. Bruat ließ uns durch ihn sagen, wir möchten uns so bald als möglich in Sicherheit bringen. Wir nahmen Abschied von einander, indem wir uns umarmten und uns in dem Lande der Freiheit dem Schutze Gottes empfahlen. Auf wunderbare Weise ist es uns allen dreien möglich gewesen, unsre Heimat wiederzusehen.

Alle verwundeten Offiziere waren niedergemetzelt worden, mit Ausnahme des Herrn von Repond, dem es gelang, zu entkommen, obgleich er einen Schuß durch das Bein erhalten hatte.

Man sieht, daß durch diesen Bericht, der den Stempel der Wahrheit an der Stirn trägt, mehrere bisher allgemein geglaubte Dinge in ganz anderm Lichte erscheinen. Von Santerre wurde erzählt, er sei so feige gewesen, daß ihm Westermann mit auf die Brust gesetztem Degen den Befehl zum Angriffe der Tuilerien habe abtrotzen müssen; bei Durler dagegen läßt er es keineswegs an Mut fehlen. Wenn sonst erzählt wird, der Oberst der Schweizer habe den Befehl zu feuern gegeben, so ergiebt sich aus Durlers Bericht, erstens, daß gar kein Oberst, sondern nur ein Kapitän die Schweizer in den Tuilerien kommandirte, und daß der Befehl zu feuern nicht von ihm ausging. Während bis jetzt angenommen wurde, der König habe d'Hervilly mit dem Befehl abgesandt, das Feuer einzustellen, sobald die ersten Schüsse gefallen waren, ergiebt sich aus Durlers Bericht als unzweifelhaft, daß der König in diesem Punkte vollständig richtig gehandelt hatte: er ließ dem Kampfe ein Ende machen, als die Schweizer besiegt waren und zurückgehen mußten. So kann denn auch keine Rede mehr davon sein, daß die Schweizer mitten im Siege durch den königlichen Befehl aufgehalten worden seien: sie mußten den Kampf einstellen, und hätten, da ihnen die Munition ausgegangen war, die Tuilerien nicht mehr halten können. Durch seinen Befehl, den Kampf einzustellen, that der König alles, was in seiner Macht stand, um wenigstens einem Teile seiner treuen Soldaten das Leben zu retten.



Ein neuer Phantasus.



Zwei Menschenalter sind vergangen, seit Ludwig Tieck unter dem Titel des „Phantasus" seine Jugenderzählungen, dramatisirten Märchen und satirischen Spiele gesammelt und in einen jener Rahmen gefaßt hat, die seit Boccaccios Vorgang im „Decamerone" in der Erzählungsliteratur aller Völker wiederkehren. Als Tiecks „Phantasus" zu erscheinen begann, war es eine schlimme Zeit — der erste Band mit der wahrhaft poetischen Einleitung, mit den phantasievollsten Erzählungen

Tiecks „Der blonde Ekbert,“ „Der getreue Eckart,“ „Der Runenberg“ und „Der Pokal“ erschien 1812, in demselben Sommer, wo sich die Heere des gesamten Abendlandes unter der Führung des französischen Imperators gegen Rußland wälzten und die kriegerische Weltgeschichte selbst in den stillen Erdenwinkel drang, in welchem der romantische Dichter vor der Unbill des Tages Zuflucht gesucht hatte. Tieck lebte damals mit Weib und Kind auf dem Gute Ziebingen bei Frankfurt an der Oder — er hatte nach langer Krankheit und gänzlicher Unfähigkeit zum Schaffen sich im Jahre 1811 zu neuem Mut und neuen Vorsätzen aufgerafft, die verbindende Erzählung zum „Phantasus“ sollte ihm die Möglichkeit geben, seine ältern und die neuen Schöpfungen, die eben jetzt entstanden, zwanglos zu verknüpfen. Kaum war der erste Band des „Phantasus“ erschienen, so brach das große Kriegsunwetter aufs neue los, das erst nach vollen zwei Jahren austoben sollte, und der „Phantasus“ konnte mit dem dritten Bande erst 1817 abgeschlossen werden. Der „Phantasus“ gehörte zu den Büchern, die nur langsam eine gewisse Verbreitung in besonders gebildeten Kreisen gewannen, doch erweisen die spätern Auflagen, daß er, wenn auch spärlich, doch Leser und Bewunderer hatte. Heute freilich möchte man wohl die Frage aufwerfen, wie viele der lebenden Deutschen das Buch Tiecks je in den Händen gehabt, geschweige denn gelesen haben.

Diese literarhistorische Erinnerung ist uns unwillkürlich bei einem liebenswürdigen Buche gekommen, welches in unmittelbarer Anknüpfung an Tieck unter dem Titel Neuer Phantasus*) vor kurzem erschienen ist. Ganz wie der alte, bietet der „Neue Phantasus“ innerhalb einer Rahmenerzählung eine Reihe von Novellen und einige Märchendramen in kurzen und kecken Reimen, die Rahmenerzählung schließt mit einer durch die vorgeführten Zwischenepisoden gut vorbereiteten und allerseits befriedigenden Verlobung, das Ganze aber enthält eine solche Fülle von frischer Darstellungskraft, gesundem Geist und feiner Selbstironie, daß der Verfasser nicht nötig gehabt hätte, sich hinter dem Wall der Pseudonymität (Utis, d. i. Niemand) zu bergen:

> Niemand nennt sich ein Held, zu entgehn der Cyklopen Verfolgung:
> Niemand bin ich, und gern bleib' ichs für Tadel und Lob.

Wer immer der Verfasser sei, er wird sich den Dank von zahlreichen Lesern verdienen, die ein lebendiges, in keiner Weise mit der Fabrikwaare des gewandten Schriftstellertums vergleichbares Buch noch zu würdigen wissen, auch wenn es nicht dem unmittelbarsten Bedürfnis des Augenblicks entspricht und nicht in die letzten Tiefen der Menschennatur hinabreicht, in die nur der gestaltungskräftige und auserwählte Dichter blickt. Zu den „Berufenen“ gehört Utis doch. Und damit ihm aus dem Vergleich mit Tiecks „Phantasus“ kein Schaden erwachse, mag gleich von vornherein betont sein, daß man wohl spürt, wie diese Erzäh-

*) Neuer Phantasus. Von Utis. Zwei Bände. Leipzig, Georg Böhme, 1887.

lungen, ja selbst die kleinen Märchenspiele in andrer, schärferer geistiger Luft gediehen sind, als seiner Zeit die Spukgeschichten und die gegen die Aufklärung gerichteten größeren Spiele Tiecks, als Blaubart, der gestiefelte Kater und Fortunat. Man braucht nur das Gespräch zwischen dem jungen dilettirenden Grafen und dem naturwüchsigen Maler zu Eingang der Novelle „Das geträumte Bild“ oder die Jugendgeschichte, welche die Novelle „Konrad Unverdorbens dumme Streiche“ einleitet, zu lesen, um sofort im Klaren darüber zu sein, daß Utis nichts weniger als ein künstlicher Nachromantiker ist. Im Porträt des „Onkel Helfrich“ charakterisirt der Verfasser eine Art von Menschen und Kunstfreunden, welche die Brücke vom alten zum neuen Phantasus schlagen halfen und für unser gesamtes Leben noch lange nicht so unwichtig und gleichgiltig geworden sind, als sich die nicht gottesfürchtige, aber dafür sehr dreiste Tagesstimmung einbildet. „Onkel Helfrich war ein harmloser kleiner Mann um die Fünfzig, früh ergraut, nervös und zart besaitet. Bei einem empfindsamen Herzen war er ledig, bei guten und wohlausgebildeten Fähigkeiten berufslos geblieben. Ein Übermaß von sittlich ästhetischem Feingefühl, das in seiner Natur lag, hatte ihn zu keiner Freudigkeit des Lebens und Wirkens kommen lassen, und die sorgenfreie Lage, in die er hineingeboren war, erlaubte ihm, sich den mannichfachsten Interessen hinzugeben. Er trug insgeheim eine Art von bösem Gewissen mit sich herum, daß er der Welt so wenig leistete; dafür verlangte er auch nichts von ihr. Er liebte die Stille; er studirte viel und vielerlei; er schrieb nie ganz wenig und ließ niemals etwas drucken, weil ihm nie etwas genügte und er von nichts eine Wirkung erwartete. Nur in vertrautem Kreise las er manches vor, doch mit soviel Diskretion, daß er sich seinen Mitmenschen nie furchtbar machte. Mit jungen Leuten hatte er gern zu thun und war für sie von angenehmer Gegenwart, weil seine Art sich zu geben nichts Schulmeisterliches hatte.“ Sowohl in dieser Charakteristik als in der Folge seines Buches redet der Verfasser einem Dilettantismus das Wort, der die handwerkliche Kunstübung allzugering schätzen gelernt hat. So wie Utis die dilettirende Beschäftigung mit den Künsten meint und verstanden haben will, ist sie geradezu unentbehrlich, ohne ein nicht karg zu begrenzendes Maß von Liebe und Hingebung giebt es weder erquickliche Leistungen noch frisches Verständnis. Seine „Dilettanten“ sind eben nicht mit der leidigen Rasse verwandt, der wir auf Schritt und Tritt begegnen, welche die Liebe zur Kunst nur vorgiebt, indem sie die Vorbedingungen ignorirt, unter denen allein Ausübung der Kunst möglich ist. Diese Herren Norbert, Arnold und so weiter bis herab auf den Gymnasiasten, welchen Utis in seinem Personenverzeichnisse mit aufnimmt, wetteifern ja an Erfindungsgabe, frischer Charakteristik und gebildetem Stil mit vielen der gegenwärtigen Berufsschriftsteller und haben den poetischen Hauch, der die meisten Gaben des „Neuen Phantasus“ durchweht, noch vor jenen voraus. Ein paar so vortreffliche Novellen wie „Konrad Un-

verdorbens dumme Streiche“ und „Das geträumte Bild“ lassen die jüngsten Preisnovellen hinter sich, was freilich an sich noch nicht viel bedeuten will. Scherz beiseite: der Verfasser des „Neuen Phantasus“ ist im landläufigen Sinne kein, wohl aber ein Dilettant in jenem Sinne, den er selbst mit dem verpehmten Worte verbindet. Wenn es Unterhaltungsliteratur geben soll und muß, so ist diejenige, die so nahe an die Dichtung grenzt, wie die hier gebotene, die rechte, und wir zweifeln nicht, daß jedem Leser ein Buch wie dieses wahren Genuß bereiten wird. Wem die dramatisirten Märchen (unter denen „Die Gänsemagd,“ das alte Falladamärchen und „König Drosselbart“ am hübschesten behandelt sind) nicht behagen, der kann leicht über sie hinwegblättern, wen nur die geschlossenen Erzählungen anziehen und wem die Rahmenarabesken gleichgiltig sind, der wird die erstern leicht herausfinden. Im ganzen aber wird auch hier der den besten Eindruck empfangen, der das Ganze liest und ruhig auf sich wirken läßt. Eine Menge von feinern Bezügen und selbst die gesunde Anschauung und Bildung, aus der das Ganze hervorgegangen ist, werden dann erst lebendig und sichtbar.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß der Verfasser des „Neuen Phantasus“ mit dem Schwindel der jüngsten Modernität in entschiednem und energischem Widerspruch ist. Er vertritt auf jedem Blatte seines Buches die lebendige, von einer warmen Innerlichkeit erfüllte und getriebene Natur, den unerläßlichen Kern einer sittlichen Bildung, welche aus dem noch unverfälschten Familiendasein ohne großes Geschrei von selbst erwächst, er zeigt ein feines und lebendiges Gefühl für alle anspruchslose Tüchtigkeit und einen herzlichen Haß gegen das Strebertum in jeder Form und Gestalt. Ja er läßt sich in seiner Abneigung gegen die Modernität gelegentlich so weit gehen, daß er die Wirkung seiner Erfindungen zerstört. Luzi Tannegger, der Maler, kann sonst was thun, um die Gräfin Anna zu vergessen, aber die „Nandl“ aus dem „Roßl“ darf er nicht heiraten, weil er damit platt und armselig wird. Wenn er sie liebte, stünde es anders — doch kommt für die Hauptsache der Novelle nichts darauf an.

Die Dilettanten, welche Utis handeln, dichten und erzählen läßt, verlieren in ihrem an sich löblichen Eifer, der gesunden Empfindung zu Recht zu verhelfen, hie und da das Urteil darüber, was nach ihren eignen Voraussetzungen möglich und würdig ist. Aber es verschlägt nicht viel und wir zweifeln nicht, daß Arnold und Cornelie einen Sohn haben werden, der kein Dilettant, sondern ein großer, gesund und poetisch zugleich fühlender Künstler sein wird.



Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen.

2. Richard Wagner und Aufregung.



n einem Sommerabend saß in einem thüringischen Badeorte ein kleiner Kreis, wie er sich an solchen Orten zusammenwürfelt, auf dem Bahnhofe vor dem Stationsgebäude, auf den Zug wartend, der uns mitnehmen sollte. Es war noch viel Zeit übrig, die es zu verplaudern galt. Das Gespräch verfiel aber bald, was ja da nicht eben oft geschieht, auf wichtige Dinge und wurde eifrig und ernst durch die Frage, was denn jetzt die Städter immer mehr und mehr in die Bäder treibe. Das nervöse Wesen der Zeit wurde dadurch der Brennpunkt des Gespräches mit der Frage, woher denn der Teufel eigentlich stamme, der so viele weitere Teufel zeugt, und was dem unnützen Kunden seine Gewalt gerade jetzt so steigere. Ich wies dabei auch auf die Richtung hin, in der unsre modische Dichtkunst, besonders die Romanliteratur und das Drama, die von den Dichtern heiß ersehnte durchschlagende Wirkung suchen: Aufregung statt Beruhigung und Abregung, die wir nach der aufregenden Gedankenjagd der Tagesarbeit in dem ruhelosen Umtreiben des städtischen Lebens brauchen. Man stimmte mir herzlich bei, eine Dame warf aber dabei ein: Aber auch der vielgepriesene Richard Wagner, den manche schon vergöttern, giebt doch mehr Aufregung als Beruhigung? Ich konnte nur ja dazu sagen, und niemand widersprach. Es trat eine Art befangener Stille ein, als wäre man betroffen, den bedeutenden Geist, dessen Einfluß man so wachsen sah, auch auf diesem gefährlichen Pfade zu finden, und zwar war das noch vor den eigentlichen Hauptwerken des Meisters, als welche sie seine Bekenner bezeichnen, im Jahre 1872 oder 1873. Eigen war es dabei, daß wir dann mit einem wohlthuenden Gefühl von Beruhigung aufstanden, da wir doch von Unruhe und Aufregung gesprochen hatten.

Daran ward ich erinnert, als man in den Blättern im Juli 1885 von einer Aufführung von Tristan und Isolde in Sondershausen las nach einem Bericht der Nordhäuser Zeitung. Da stand u. a.: „Welche Anstrengung mag dem Tage vorangegangen sein, ein Orchester auf solche Höhe zu bringen, daß es alle Momente der menschlichen Leidenschaft so sinnberauschend und sinnbestrickend veranschaulicht“ u. s. w.; dann: „Das ganze Musikdrama hält den Zuschauer in fortwährender, mitunter fieberhafter Spannung und Aufregung. Und ob ein Zwiegesang (nicht Duett) länger als eine halbe Stunde ohne jede Abwechslung durch Chöre dahinzieht, alle Nerven sind erregt, man wird nicht müde, man ist gezwungen zu hören. Denn sowie man glaubt, die Musik be-

wege sich auf alltäglichem Gebiete, so treten sofort so überraschende und fesselnde Wendungen auf, die gleich wieder neuen Überraschungen Platz machen, daß man gezwungen wird, der geistreichen, sinnlichen Musik zu folgen, gleichviel, wenn sie die entfesselten Leidenschaften darstellt und in den überraschendsten Dissonanzen herumwühlt, als wenn sie die zartesten Regungen des Menschenherzens in durchsichtigem Colorit malt" u. s. w.

Man sieht ja das Bild eines gewaltigen Tonwerkes vor sich, das den Berichterstatter, wie das die Sprache nennt, „hingerissen" hat, das heißt aber eigentlich: mit sich reißend fortgeschleppt — wohin denn? Die Wirkung ist, das tritt im Bilde am meisten vor: sinnberauschend, sinnbestrickend — fieberhafte Spannung und Aufregung — alle Nerven erregt — herumwühlen in Dissonanzen — mich wundert, wie mirs oft geht in ähnlichen Fällen, daß dabei der Verfasser nicht eine Regung von Schreck gehabt hat, noch beim Niederschreiben wenigstens, das doch mit seiner Langsamkeit Zeit giebt, daß von unten die gesunde Empfindung mahnend hineinspreche in die Gedankenjagd des Kopfes. Denn Erregung aller Nerven, fieberhafte Aufregung u. s. w., das ist es ja, woran die Zeit leidet, woran so viele täglich in wahrem Elend wühlen oder gar zu Grunde gehen — und hier wird als zur höchsten Kunst gehörig gepriesen, was mit den ausgesuchtesten Mitteln dies Leiden, diese Gefahr steigert?

Allerdings wäre gerade jetzt die nervöse Aufregung unsrer Bildungswelt der wichtigste oder oberste Arbeitsgegenstand der Kunst, am meisten vielleicht der Tonkunst; denn in ihr, ich meine in dieser Aufregung und Unruhe, sind eigentlich alle die Fragen verborgen, die unbeantwortet in den Eingeweiden des Zeitgeistes wühlen und beruhigende Antwort fordern, welche die Kunst besser finden kann, als die auch darnach suchende Philosophie (am besten beide in schwesterlichem Einklang), Antworten, die gefunden werden müssen, wenns mit uns gut weiter gehen soll, sollten es am Ende auch nur uralte Antworten sein, in neuer Fassung. Ja, das wäre die heilige Aufgabe der Kunst, zumal seit sie bei den Gebildeten zugleich die Religion vertreten soll, wie das gerade bei Wagner vollbewußtes Ziel war. Die Aufgabe wäre aber doch: die Aufregung zu überwinden, die tief wühlende Unruhe in große Ruhe und damit in Kraft umzusetzen. Das geschähe aber nicht durch Versenken in das Aufregende, in dem man sich „sinnberauscht" verliert, sondern durch Überhöhung des Aufregenden der wirbelnden Sinnenwelt in beherrschende reine Höhe hinauf, auf der man von der Sinnenwelt nichts einbüßt, was an ihr wert ist, sondern es erst recht und rein gewinnt. Das wäre das rechte „Hinreißen," auch zu dem rechten Ziele. So thut auch von jeher alle echte, große Kunst, und nun hat man das vergessen oder verschmäht es? oder kanns nicht mehr? Wozu nützt uns dann alle Kunstwissenschaft und Kunstphilosophie, in denen wir weiter zu sein wähnen, vielleicht auch sind, als je eine Zeit vorher?

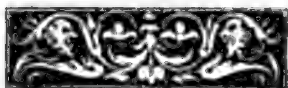
Freilich, Erhebung in reine Höhe, das ist ein Ding, wogegen der tonan-

gebende Zeitgeist, dieser wahre Herr und Gebieter der Geister in ihrer Menge, eine entschiedene Abneigung bekundet, als müßte die Erhebung allemal in eine bittere Täuschung, in einen Sturz ausgehen, wie einst dem Ikarus — ein ganz wichtiges Kapitel vom Stand des heutigen Zeitgeistes. Diese Abneigung, die in mannichfaltigster Weise zu Tage tritt, kommt wohl daher, daß man sich in der Zeit unsrer Väter oder Großväter in der Geisteswelt oft zu hoch hatte schwingen wollen oder zu rasch und ungeduldig in die Höhe strebte. Das hat dann Enttäuschungen, ja Schmerzen zur Folge gehabt, welche nun die Höhe selbst büßen muß, die doch daran unschuldig ist; man kann sie sich als für uns bestimmte Stelle denken, die nun an Leere leidet und auf uns wartet. Aber wir selber büßen die Trennung auch und am meisten, denn ich für mich zweifle nicht, durch eigne Erfahrung belehrt, daß die nervöse Unruhe und Unbefriedigung der Zeit, auf deren Heilung so viele denken, mit jener Scheu vor Erhebung aufs engste zusammenhängt und durch ein gesundes Erheben über die sich ewig rastlos um uns und in uns drehende Welt der Dinge im ganzen wie im einzelnen Falle am besten zu heilen wäre. Wir müssen die verlorne überschauende Höhe wiedergewinnen im Ganzen der Geisteswelt, wie in den Einzelgeistern, nur nicht im Fluge wie damals, sondern mit sichern Schritten auf festem Boden, durch stetiges, geduldiges und — was die Hauptsache ist — gemeinsames Fortschreiten, das aber zugleich ein Aufsteigen sein muß, oder vielmehr von selbst dazu wird, ein Aufsteigen, bei dem denn auch jede Möglichkeit eines Sturzes fortan ausgeschlossen ist. Das Altertum ist auf den Wegen, die sich jetzt so viele vom Zeitgeist führen lassen, auch solche, die selbst als Führer auftreten, zu Grunde gegangen. Wir aber sind doch im ganzen im Aufsteigen, kann das nach 1870 noch zweifelhaft sein? Und wenn so im Politischen, warum nicht auch im Geistigen, von dem doch jenes auch nur eine Erscheinung ist? Ansätze und Anregungen dazu zeigen sich ja auch schon an vielen Stellen unsrer Welt in bester und erfahrenster Weise; wie nimmt aber die Bühne daran Teil?

Sicher wäre es richtig, wenn für die neue, gesunde Bewegung nach der verlornen Höhe die Bühne die Führung in die Hand nähme. Sie ist ja schon mehrmals die Führerin der Gesamtbewegung der Nation nach ihren Zielen gewesen seit dem fünfzehnten, sechzehnten Jahrhundert, und auch Wagners großbewußtes Ziel war kein andres. Aber Aufregung, nervöse und sinnliche, die man ihm nach dem grellen Zeugnis oben nachrühmen kann, was ums Himmels willen soll die fördern? Sie trägt ja in ihrem Namen schon das Krankhafte an sich. Damit gerät der Fluß der Bewegung in Stauung oder vielmehr in Wirbel, wo die Wellen sich und was sie zum Ziele tragen sollen, dem Abgrund zudrehen. Denke niemand, daß das etwa einer von den Ruhephilistern schreibt, die vor großer Bewegung zurückscheuen. Im Gegenteil, große, größte Bewegung ist mir gerade recht, ich suche sie und kenne sie genug als bestes Förderungsmittel, auch als bestes Mittel, das Feste in uns, das unser Kern sein oder

werden soll, noch fester zu machen. Aber Aufregung ist noch etwas ganz andres als große Bewegung. In dieser gleichen wir einem Schiffe oder seinem Steuermann, der auch bei bewegtester See das Steuer noch fest hat und sicher zu richten vermag, in Aufregung aber einem Schiffe, das im Sturm sein Steuer verloren hat und damit eigentlich auch den Steuermann. Und das soll ein Arbeitsmittel der großen Kunst sein, die uns wieder auf die großen Wege nach der Höhe führen soll? Wenn mir jemand mit Aufregung kommt, im Leben oder in der Kunst, so schließe ich mich zu, ich mag mir von keiner fremden Hand in mein Inneres greifen lassen, die mich in mir hin- und herschleudern will, wie ein steuerloses Schiff im Sturm, so gerne ich mich großer Bewegung öffne, die mich erweitert, vertieft und erhöht, und ich begreife nicht, wie man anders denken kann.

Gewiß hat Richard Wagner von der Kunst groß und tief gedacht, wie wenige vor ihm, und ich bewundere manches große und tiefe Wort in seinen theoretischen Ausführungen unbedingt, wie auch manches in seinen Werken. Gerade für die deutsche Kunst hat er als begeisteter deutscher Mann ein Ziel ausgesteckt, das nicht höher sein kann, aber in der Ausführung hat er sich in einem Hauptpunkte doch wohl übel vergriffen, nicht zum Heile unsrer nervenkranken Zeit.



Das neue Ministerium in Paris.

as neue französische Ministerium, an dessen Spitze Herr Rouvier steht, muß als Präsident Grevys Kabinet bezeichnet werden. Es ist das Ergebnis eines Verfahrens, das seit dem Rücktritte MacMahons in Paris nicht üblich gewesen ist, ja gegen die Grundsätze, zu denen sich dessen Nachfolger, das jetzige Staatsoberhaupt Frankreichs, bisher bekannt hatte, entschieden zu verstoßen schien. 1849 brachte Grevy in der konstituirenden Versammlung einen Antrag ein, nach welchem die Republik keinen exekutiven Chef, sondern ein Ministerium an der Spitze haben sollte, das, wenn es aufhörte, sich des Vertrauens der nationalen Gesetzgebung zu erfreuen, vom Amte zurückzutreten und neuen Männern Platz zu machen hätte. Dieses Amendement Grevy, der reinste Ausdruck des parlamentarischen Gedankens, nach welchem die Mehrheit der Volksvertretung den Staat regieren soll, ging nicht durch, wurde aber damals stark unterstützt und in der Folge, da seine Ablehnung die Wahl Ludwig Napoleons zum Präsidenten ermöglichte

und aus diesem bald ein Kaiser wurde, vielfach als hohe Weisheit gepriesen. Seltsam genug erlebte Grevy den Tag, wo ihm dieselbe Stellung zu Teil wurde, welche er damals nicht bloß als überflüssig, sondern auch als gefährlich für die Republik bezeichnet hatte. Indes verwaltete er sein Amt als Präsident bis auf die letzte Krisis durchaus im Sinne seiner ursprünglichen Idee. Er bemühte sich, nach Möglichkeit nur Titel und Ornament zu sein, er zeigte nie und nirgends, daß er eine eigne Ansicht und einen eignen Willen habe, er empfing all sein Licht vom Parlament. Neutraler als der gewissenhafteste konstitutionelle Monarch, nahm er bereitwillig jeden Minister an, welcher der Mehrheit der Gesetzgebung recht zu sein schien. Der Fall des Ministeriums Goblet aber machte dieser Entsagung und Zurückhaltung ein Ende. Er zeigte sich seitdem in einer ganz neuen Rolle, in welcher er wählte und ablehnte und bisweilen seiner Abneigung gegen einzelne Ministerkandidaten einen Ausdruck gab, der an Hartnäckigkeit grenzte. Das neue Kabinet ist ihm nicht von der Deputirtenkammer gegeben, sondern von ihm gewählt worden. Die Not zwang ihn zu diesem Wege, aber es ist fraglich, wie weit und wohin er auf ihm kommen wird. Präsident Grevy scheint fortan etwa wie der Präsident der Vereinigten Staaten „regieren" zu wollen, der sich selbst seine obersten Exekutivbeamten sucht und nicht an Übereinstimmung seiner Wahl mit dem Willen des Repräsentantenhauses gebunden ist. Was für Umstände haben ihn zu solchem Aufgeben seiner bisherigen Gewohnheiten bewogen? Was hat ihn zu dieser Abwendung von dem obersten Grundsatze des Parlamentarismus genötigt? Die Antwort lautet: die innere wie die auswärtige Lage Frankreichs. Im Innern haben die gemäßigten Republikaner ihr Programm verwirklicht. Die Franzosen erfreuen sich aller Segnungen, welche diese Partei in ihrer Mappe führte: sie besitzen das allgemeine Stimmrecht, gewählte Regierer, verantwortliche Minister, die freieste Presse, unbeschränktes Vereins- und Versammlungsrecht und einen von der Kirche vollständig abgelösten Unterricht, kurz alles, was die Liberalsten unter dem Kaiserreiche verlangten. Es giebt indes ein radikales Programm, welches weitergehende Forderungen erhebt und hinter welchem eine Partei steht, die allerdings fast nur in Paris und andern Großstädten viele Anhänger zählt, sie aber hier dicht beisammen hat und das, was ihr an der Zahl mangelt, durch Ungestüm und Rücksichtslosigkeit ersetzt. Hier verlangt man vor allem Aufhebung des Konkordats mit Rom, vollständige Trennung des Staates von der Kirche und Beseitigung des Budgets für die Angelegenheiten des Kultus, d. h. Streichung aller Ausgaben des Staates für Geistliche und kirchliche Anstalten ohne irgendwelche Entschädigung. Das wäre eine offenbare Ungerechtigkeit, eine einfache Beraubung. Zur Zeit der ersten Revolution besaß die katholische Kirche in Frankreich sehr bedeutende Güter, durch Zwangsverfahren bewog man sie, diese herzugeben, wogegen sie bestimmte Ansprüche an die Staatskasse erwarb, welche ihr die Erhaltung ihres Gottes-

dienstes und ihres Klerus ermöglichen sollten. Alle französischen Regierungen mit alleiniger Ausnahme der Tyrannen des Schreckensregiments von 1793 erkannten diese Ansprüche an, und wenn sie einige Jahre nur für die „nationale“ Geistlichkeit gelten sollten, das heißt für die, welche den Gehorsam gegen den Papst abschwor und der Republik huldigte, so stellte Napoleon den frühern Zustand mit seinen vollen Rechten durch das Konkordat wieder her, das nunmehr fast neun Jahrzehnte unverändert bestanden hat. Ein Widerruf desselben würde nicht bloß ein schweres Unrecht gegen die Kirche, sondern auch eine Gefahr für die bürgerliche Gesellschaft sein. Der Sozialismus und Kommunismus würde gestärkt werden, was der Kirche geschähe, könnte zur Beraubung der Laienwelt auf dem Wege der Gesetzgebung reizen. Dies ist der Hauptgedanke des Programms Clemenceaus und der äußersten Linken. Eine Zeit lang leitete dieser Politiker die Ministerien hinter der Szene, indem er sich seine Unterstützung in der Kammer von ihnen durch verschiedne Zugeständnisse an die kirchenfeindlichen Neigungen seiner Partei abkaufen ließ. Das hatte ein Ende, als Goblet sich weigerte, auf die von ihm beantragten weiteren Abstriche einzugehen, und die Folge war der Sturz Goblets und seiner Kollegen. Das nach langer Verlegenheit zu stande gekommene Ministerium Rouvier ist nach der einen Seite hin der geglückte Versuch Grevys, gegen Clemenceau die mehr oder minder gemäßigten Elemente des Senats und der Deputirtenkammer zu vereinigen, soweit es sich um innere, besonders um kirchliche Fragen handelt. Clemenceau bedeutet aber nicht bloß den Radikalismus nach dieser Richtung hin, sondern die Abrechnung mit Deutschland. Er und Boulanger gelten der öffentlichen Meinung hier als Verbündete, und dem General war es durch allerhand Künste gelungen, vielen Franzosen die Ansicht beizubringen, daß nicht bloß ein neuer Krieg mit dem Nachbar im Osten geführt werden müsse, sondern daß dieser Krieg siegreich sein werde. Die von diesem Helden des Tages rasch erworbene Popularität bezeichnet recht deutlich die Schwächen im Charakter des französischen Volkes. Es hat sich als demokratische Republik eingerichtet, und doch ließ es von seiner alten Neigung zur Verehrung der einzelnen nicht, die ihm die Vorstellung beizubringen verstanden, sie seien große Männer. Man spottete über die Schmeichelei, mit welcher Höflinge Königen und Prinzen glänzende Eigenschaften beilegten, die sie nicht besaßen, aber kaum jemals wurde der Träger oder Erbe einer Krone im voraus so lebhaft und reichlich für Siege gefeiert, die erst noch zu leisten waren, als der kurz zuvor noch obskure General, der mit allerlei Mitteln und Mittelchen die Franzosen mit der Vorstellung von seiner Bedeutung zu erfüllen gewußt hatte. Er stand zuletzt wie ein aufgehender Stern da, als ein werdender Bonaparte, vorläufig noch ohne ein Arcole, Rivoli und Marengo hinter sich, wohl aber in sich, ein gewaltiger, vielverheißender Geist. Der Stern ist jetzt untergegangen, aber der Glaube an ihn lebt fort. Daß er in kurzer Frist das

französische Heer dem deutschen nicht bloß ebenbürtig, sondern überlegen gemacht habe, ist felsenfeste Überzeugung der Gefühlsmenschen, die ihn bewundern. Er ist ihnen eine stete Pose auf der Bühne, als welche ihnen die Welt erscheint, eine fortwährende stolze Herausforderung an den verhaßten deutschen Kanzler und ein Temperament, bei welchem ein Zufall die Kanonen losgehen lassen kann. Seine Verehrer hoffen ihn ohne Zweifel in das Kriegsministerium zurückkehren zu sehen, und sie bilden eine laute und rührige Menge. Aber sollten sie wirklich die Geschicke Frankreichs bestimmen können? Und sollte wirklich Clemenceaus Partei zuletzt oben auf kommen? Wir werden es bald sehen. Wünscht Frankreich zu gleicher Zeit mit dem Papste und seinem kirchlichen Heere und der deutschen Streitmacht anzubinden, glaubt es, daran mit „leichtem Herzen“ gehen zu können, so wird es in einigen Monaten das Ministerium Rouvier, das diesen Wunsch und diesen Glauben nicht hegt, stürzen und unter dem Beifallsrufen Rocheforts und des Pariser Pöbels dem Präsidenten Grevy ein Ministerium Clemenceau-Boulanger aufdrängen. Hoffart wird dann zu Schanden werden.

Gegenwärtig scheint die Vernunft noch die Oberhand zu haben, und es ist Hoffnung vorhanden, daß sie diese behalten werde. Das neue Kabinet verspricht Dauer, und für den Fall, daß es gehen müßte, wird eher Ferry als Clemenceau es beerben. Man darf sagen, der Ministerwechsel war in seinem Ausgange ein Umschwung zum Bessern, ein Sieg des gesunden Menschenverstandes über die Doktrinäre halsbrecherischer Politik der Radikalen, ein Triumph der friedfertigen Besonnenheit über die eitle Donquixotterie Boulangers. Einzelne Minister lassen manches vermissen, als Ganzes aber ist das neue Kabinet von höherm Werte als das, welches am 17. Mai das Zeitliche segnete. Rouvier war als Präsident der Budgetkommission, deren bekannter Beschluß es zu Falle brachte, der gegebne Nachfolger Goblets, und er würde sofort an die Spitze der Geschäfte gestellt worden sein, wenn er nicht wie Ferry die Überlieferung des Gambettismus verträte, und wenn nicht ein Regiment dieser Farbe geringe Aussicht auf Bestand gehabt hätte, so lange die Rechte, sowie die gesamte äußerste Linke dem Opportunismus zu grollen fortfuhren. Auch war Rouvier zwar ein sehr befähigter Kopf, namentlich in finanzieller Beziehung, und ein vorzüglicher Redner, aber als Charakter nicht unbedenklich. Indeß beruhigte man sich bald über diese Zweifel und sah mehr auf seine Talente als Finanzmann, die ihn unter den obwaltenden Umständen als den rechten Mann erscheinen ließen. Erst 45 Jahre alt, ist er verhältnismäßig noch eine junge Kraft. Er war ursprünglich Advokat in Marseille, wo er sich der republikanischen Opposition gegen das Kaiserreich anschloß. 1871 wurde er hier in die Nationalversammlung gewählt. Seitdem gehörte er immer der Volksvertretung an, in welcher er als eifriger Anhänger Gambettas auftrat, dessen „großem Ministerium“ er als Handelsminister beitrat, dieselbe Stelle bekleidete er unter Ferry. Vom alten Kabinet ist in das neue nur Flourens übergegangen, wohl auf Grund seines

Glückes oder Geschickes in der Schnäbelischen Angelegenheit. Der Kriegsminister Ferron, in das Kabinet gewählt, weil General Saussier weder das Heeresgesetz noch den Mobilmachungsplan Boulangers gutheißen und vertreten wollte, war unter seinen Vorgängern Thibaudin und Campenon Vizechef des großen Generalstabs und zuletzt Befehlshaber der 13. Infanteriedivision. Er verspricht im Gegensatz zu Boulanger einerseits militärischen Ernst, andererseits verständige Rücksicht auf die Umstände. Mazeau, der neue Justizminister, ist eine Autorität seines Faches, aber ohne politische Vergangenheit. Dagegen war Fallières, der neue Minister des Innern, schon einmal in dieser Stellung und zugleich Ministerpräsident, als welcher er Duclerc ersetzte. Spuller, der für Kultus und Unterricht in das Kabinet getreten ist, war Chefredakteur der République française und gilt neben Ferry als Führer der Opportunisten. Die übrigen Mitglieder des Ministeriums sind nicht von Bedeutung.

Im Senate wie in der Deputirtenkammer stellte sich das Kabinet Rouvier mit einer gleichlautenden Erklärung vor, die sich jedoch auf allgemeingehaltene Andeutungen beschränkte. Der Senat nahm dieselben mit Wohlwollen auf. In der Kammer dagegen gab die äußerste Linke ihrem Verdrusse über diese Wendung der Dinge wiederholt Ausdruck. Als der Ministerpäsident seine Überzeugung aussprach, daß „es eine Mehrheit gebe, welche eine wahrhaft praktische Politik zu unterstützen bereit sei," rief man ihm von dieser Seite zu: „Ja wohl, diese Mehrheit finden Sie auf der Rechten." Im weiteren Verlauf der ersten Sitzung bezeichnete der Abgeordnete Millerand das Kabinet Rouvier als neue Auflage des Ministeriums Ferry, die unter dem Schutze der monarchischen Reaktion erschienen sei. Ferner versuchte man vonseiten der Radikalen, indem man die Stellung der Seminaristen zum Militärgesetz und die Schulfrage aufs Tapet brachte, das Mißtrauen der Rechten gegen die neue Regierung wachzurufen. Rouvier erklärte darauf, mit der Mehrheit der republikanischen Partei regieren zu wollen. Das Kabinet werde die bestehenden Schulgesetze ohne Herausforderung, aber auch ohne Schwäche zur Geltung bringen und die Ausgaben um 60 Millionen vermindern. Ferron fügte dem hinzu, er behalte sich eine Darlegung seiner Meinung über das Militärgesetz vor, bekenne sich aber schon jetzt als unbedingten Anhänger der dreijährigen Dienstzeit. Die Militärpflicht müsse für alle gleich sein, also auch für Seminaristen und Lehrer. Die unzureichende Effektivstärke der Armee im Frieden sei bedauerlich, man müsse die Stärke der Kompagnien erhöhen, indem man die Zahl derselben vermindere. Die äußerste Linke war mit diesem Programme nicht zufrieden und beantragte folgenden Beschluß: „In Anbetracht, daß das Interesse der Republik die Zusammenfassung der Republikaner verlangt, das neue Kabinet aber weder die Reformpolitik noch die Einigkeit der Republikaner darstellt, geht die Kammer zur Tagesordnung über." Für diesen Antrag stimmten aber nur 139 Deputirte, während 285 ihn ablehnten. Darauf wurde die einfache

Tagesordnung mit 384 gegen 156 Stimmen angenommen, und damit war der erste Ansturm gegen den neuen Minister abgeschlagen. Unter den 285 Abgeordneten, welche gegen die motivirte Tagesordnung und das in ihr liegende Mißtrauensvotum stimmten, sollen sich 130 Mitglieder der verschiednen monarchistischen Gruppen befunden haben, und so hatten 155 Republikaner für das Ministerium Partei genommen, und da für das Mißtrauensvotum nur 139 Republikaner von der radikalen Fraktion und der äußersten Linken stimmten, so rechnete sich das Kabinet eine republikanische Mehrheit von 16 Stimmen zu seinen Gunsten heraus, womit es bis auf weiteres zufrieden sein kann.

Auch Frankreich und in letzter und oberster Reihe die ganze europäische Welt kann diesen Ausgang der Krisis mit Genugthuung betrachten und weitere gute Folgen von der Aufraffung des Präsidenten und der Opportunistenpartei zu erfolgreichem Widerstande gegen die Radikalen hoffen. Die Sparsamkeitstheorien, welche von diesen gegen Goblet ins Feld geführt wurden, waren nur die spanische Wand, hinter welcher sich die Ziele der verschiednen Parteien der Öffentlichkeit entzogen. Goblet wurde angegriffen und schließlich beseitigt, damit für die Opportunisten oder die Radikalen Raum am Staatsruder würde. Lange schwankte die Wage zwischen beiden. Zuerst vereitelten die Radikalen das Zustandekommen eines Ministeriums Freycinet, dann mußte der radikale Floquet sich überzeugen, daß er dem Widerstande der Opportunisten gegen ein Kabinet unter seiner Leitung nicht gewachsen sei. Einige Tage schien es, als sei nur Clemenceau übrig, und dies rüttelte den Präsidenten aus seiner Beschaulichkeit auf. Der Jenseitige, der politische Olympier fand es geraten, seine Reserve aufzugeben und energisch Stellung zu nehmen zu dem aussichtslos scheinenden Kampfe der beiden Parteien. Es ging durchaus nicht mehr mit dem Systeme des Gehenlassens, es war patriotische Pflicht, einzugreifen, und die Pflichterfüllung war schließlich nicht ohne Erfolg, zumal da sie von andrer Seite unterstützt wurde, von der Entschlossenheit und Standhaftigkeit, mit welcher die Opportunisten bestrebt waren, endlich die radikale Führung von sich abzuschütteln. Diese Mittelpartei in der französischen Kammer ist aber bisher stets darauf bedacht gewesen, sich den Strömungen, die sich in dem, was man „Volk" nennt, kundgaben und Geltung gewannen, möglichst anzubequemen, und das wird vermutlich auch jetzt der Fall gewesen sein. Die Opportunisten sind keine Helden und keine Leute die sich von bloßen Wallungen bewegen lassen, sondern vorsichtige, kluge Beobachter und Rechner, die nicht leicht etwas wagen, ohne vorher das Fahrwasser sondirt zu haben. Daß sie jetzt energisch vorgegangen sind, wird wohl darauf zurückgeführt werden dürfen, daß sie bemerkt haben, wie die öffentliche Meinung auch in den republikanischen Kreisen in langsamem Umschlagen zu nüchterner Auffassung der Dinge und zu der ihr entsprechenden Mäßigung ihrer Ansprüche und Bestrebungen im Innern und nach außen hin begriffen ist.



Russische Skizzen.

Von Otto Kaemmel.

(Fortsetzung.)

eter war in Oranienbaum, als dies sich vorbereitete, ohne daß er es ahnte, kaum eine Meile westwärts von Peterhof. Sonderbarerweise führt heute keine Dampferlinie die dicht mit Vororten und Villendörfern besetzte Küste von Petersburg her entlang, die Schiffe laufen vielmehr nur direkt von der Hauptstadt oder von Kronstadt aus nach den einzelnen Ortschaften. Doch kann, wer es nicht vorzieht, die anmutige kurze Seefahrt nach Oranienbaum zu machen, mit der Eisenbahn oder auf breiter Landstraße die unbedeutende Strecke zurücklegen. Oranienbaum trägt im Verhältnis zu Peterhof einen mehr städtischen Charakter. Eine lange, breite Straße, mit eleganten Bauten besetzt, zieht sich längs des flachen Strandes hin; erst dahinter auf der Höhe und weiter westlich jenseits des Schlosses beginnen die „Datschen." Es ist noch dasselbe Schloß, halb versteckt in seinem Park, obwohl etwas erhöht gelegen, in dem Peter III. zur Abdankung genötigt wurde, um dann wenige Meilen südwärts in Ropscha unter den Händen der Verschwörer elend zu enden, weil er nicht den Mut gefunden hatte, wie der greise Feldmarschall Münnich ihm riet, die Flotte von Kronstadt zu rufen, deren Masten er von seinen Fenstern aus sehen konnte, oder an der Spitze seiner treuen holsteinischen Garde als Kaiser zu fallen. Heute gehören Schloß und Park und ein ungeheurer Grundbesitz längs der ganzen ingermannländischen Küste der verwitweten Großfürstin Katharina Michajlowna, und niemand denkt weiter an die Tragödie, die sich hier abgespielt hat, wenn er an dem hohen Gitter des Schloßparkes vorüberkommt. Eine treffliche Straße führt wenige hundert Schritte vom Strande entfernt noch etwa sieben Werst weiter westwärts, eine Strecke lang noch zu beiden Seiten von Villen eingefaßt. Dann treten

sie an der Seeseite zurück, aber parkartige Waldpartien beschränken hier den Blick, Birken, Linden, vor allem Erlen, die so hochstämmig und dichtbelaubt und üppig wie hier in der feuchten Meeresluft kaum irgendwo sonst gedeihen. Auf der Landseite hebt sich hinter grüner Fläche das Gelände zu steilem Uferrande empor. Von dort sehen sie hernieder, die reizendsten, behaglichsten aller Datschen, in den verschiedensten Größen, bald kleine, bescheidene Häuschen, bald größere Bauten mit Seitenflügeln und Ecktürmen, vorwiegend aus Holz, in heitern Farben, mit breiten, schattigen Veranden sich öffnend nach den Baumgruppen des Parks und immer wieder mit dem Blick über Baumwipfel und Rasenflächen nach der See. Hier, namentlich in der „Kronstädter Kolonie,“ dem westlichsten dieser Villenorte, wohnen insbesondre zahlreiche Marineoffiziere mit ihren Familien, die ihren regelmäßigen Aufenthalt im öden Kronstadt haben. Alles ist hier einfacher, ländlicher als in Oranienbaum und Peterhof, nur die Lust am Schlendern und Schauen dieselbe. Es verschlägt diesen Leutchen gar nichts, im Sonnenbrande auf der Landstraße einherzuwandeln oder auf einem der verstaubten Brückchen, die über den breiten Straßengraben nach den Villengrundstücken führen, zu sitzen, um die vorüberkommenden zu mustern. Dann und wann fährt wohl auch ein eleganter Einspänner daher, doch schon kann man auch das echt russische Gefährt erblicken, das unvermeidlich da anfängt, wo die Kunststraße aufhört, die Teljega.

Was eine Teljega ist? Ein sogenannter Kälberwagen, wie ihn in einigen Gegenden Deutschlands die Fleischer führen, giebt nur ein sehr vervollkommnetes Abbild dieses russischen Bauernfuhrwerkes. Denn der geneigte Leser entferne jede Vorstellung einer Feder — dergleichen kommen nur als seltene Ausnahmen vor —, denke sich den niedrigen offnen Wagenkasten, der ungefähr zweimal so lang als breit ist und aus Holz oder Flechtwerk oder dünnem Blech mit etwas auswärts geschweiften Langseiten besteht, auf Querhölzer gesetzt, die unmittelbar auf den Achsen der niedrigen Räder liegen. Vorn auf einem Bret nimmt der bäuerliche Rosselenker Platz, hinten zwei Passagiere. Sie thun gut, auf das Bret, das ihren Sitz darstellt, aufzupacken, was an Kissen und Decken zur Hand ist, und dann, wenn sie sich glücklich mit Hilfe der Radspeichen oder des kurzen Querholzes, das den Schlag darstellt, hinaufgeschwungen haben, eine etwas nach vorn gebeugte Haltung anzunehmen, da eine Rückenlehne gar nicht oder nur in verschwindender Größe da ist. Ein Bund Heu oder Streu bietet einen wünschenswerten, wenngleich ungenügenden Stützpunkt für die Füße. Das kleine, runde, flotte „finnische“ oder „schwedische“ Pferd („Schwedka“) läuft natürlich in der Gabel und Duga, doch selten fehlt dem Geschirr irgend ein Schmuck, aufgesetzte Metallplättchen oder Kaurimuscheln. Ist alles glücklich eingeschachtelt, dann fällt die Schwedka in einem scharfen Trab, unbekümmert darum, daß auf harter Straße oder gar auf Pflaster die Stöße des Fuhrwerks den Fahrgast in einer Weise hin- und herwerfen, die in ihren Wirkungen einer kräftigen

Turnübung gleichkommt. Doch für Kunststraßen ist die Teljega gar nicht bestimmt; ihre verborgenen Tugenden kommen erst dann zur vollen Entwicklung, wenn die Chaussee aufhört. Denn was kein zivilisirter Federwagen aushalten könnte, das verträgt sie ohne üble Folgen. Und Chausseen sind überall nur die großen Poststraßen, niemals die Nebenwege, die mehr oder weniger der gütigen Fürsorge der Mutter Natur überlassen bleiben. Für uns hört die Straße sieben Werst westlich von Oranienbaum auf, mit ihr verschwindet die letzte Villa, jetzt sind wir wirklich auf dem Lande!

Unsre „Straße," ein bald breiter, bald schmaler Sandweg mit tief ausgefahrnen Geleisen, in denen selbst unsre flotte Schwedka mühsam vorwärts kommt, führt uns durch eine nicht eben schöne, aber immerhin in ihrer halbwilden Ursprünglichkeit — so nahe, nur etwa sechsundvierzig Werst von der gewaltigen Hauptstadt! — keineswegs uninteressante Landschaft. Das Land bleibt zunächst eine Strecke weit offen. Zur Linken erhebt sich hinter breiten Wiesenflächen, auf denen zahlreiche Männer und Frauen soeben mit der Heuernte beschäftigt sind, der hohe Küstenrand, auf dessen Abdachung in schmalen, langen Streifen sich die Felder herabziehen, oben zeigen sich die Häuser eines Dorfes, weiterhin die Reste von Schanzen aus dem Krimkriege, zur Rechten öde Haide und sandige Düne, am flachen Strande mächtige, abgeschliffene Blöcke finnischen Granits, die einst in der Eiszeit von der jenseitigen Küste herübergeflößt worden sind, auf ihnen wohl, wie in tiefsinnige Betrachtung versunken, ein paar langbeinige Fischreiher, ein stummer und doch beredter Beweis für die Einsamkeit dieser Gegend, und nun weiter hinaus das blaue, blitzende Meer, und auf ihm wie schwimmend zwischen Himmel und Wasser die weißen Häuser, die Forts, der Mastenwald von Kronstadt. Unser Rosselenker hält diese Stelle für geeignet, um seinem Gaule eine Erfrischung zu gestatten; ohne sich weiter um seine Fahrgäste zu bekümmern, fährt er gleichmütig den flachen Strand hinunter ins Wasser und läßt die Schwedka nach Belieben trinken; zahlreiche Geleise zeigen, daß diese primitive Raststelle auch sonst benutzt wird. Weiterhin tritt der Uferrand zurück, auf breiter Rasenfläche weiden einsam Pferde und Rinder, und zahllose Geleise laufen nebeneinander wie in der Steppe; dahinter ragt auf der Höhe über grauen Holzdächern der grüne Turm einer Kirche, der einzige auf viele Meilen in der Runde, und merkwürdigerweise zeigt dorthin auch ein Wegweiser, freilich mit halbverwaschener Inschrift, eine große Seltenheit, beinahe wie die Kirche, denn niemand braucht hier einen, weil ein Fremder kaum herkommt. Dann geht es hinein in unabsehbaren Wald, Kiefern und Fichten durcheinander. Es ist ganz einsam hier. Höchstens ein Pilzesucher schaut überrascht auf, wenn er das Schnaufen unsers Gaules hört, oder ein Bauernwagen trottet langsam seines Weges. So geht es lange fort; endlich, zwanzig Werst von Oranienbaum, zeigt sich plötzlich ein weitläufiges Gehöft zivilisirten Ansehens; ja wir bemerken sogar städtisch gekleidete Menschen, kein

Zweifel, wir nähern uns wieder einer Sommerfrische, freilich einfacheren Charakters, und wir versagen schließlich unserm braven Rößlein samt der rüttelnden Teljega unsre Anerkennung nicht, denn es hat die ganze Strecke — fast drei Meilen — in etwa 2½ Stunden zurückgelegt.

Der Name dieses Ortes hat noch keinerlei Berühmtheit erlangt und wird sie auch schwerlich jemals erlangen, unähnlich so vielen jetzt dichtbevölkerten „Luftkurorten" des Südens, von denen oft bis vor fünf oder zehn Jahren kein Mensch etwas wußte, bis ein scharfblickender Arzt oder Tourist ihre Vorzüge entdeckte und ein strebsamer Wirt sie zur Geltung brachte. Aber in Petersburg und Kronstadt ist man anspruchsloser, und diese bescheidnen Ansprüche erfüllt das Dorf, das den annoch unberühmten Namen Lebjaschje, zu deutsch etwa Schwandorf, führt. Wäre es freilich eben nur ein Dorf, so würde es nie zur Sommerfrische geworden sein, denn ein finnisches oder russisches Bauernhaus böte für städtisch gewöhnte Menschen kaum ein Unterkommen. Aber Lebjaschje ist mehr, eine kaiserliche Lootsenstation, mit zwanzig bis dreißig Lootsen besetzt, deren Namen — russische, deutsche, finnische, schwedische nebeneinander — eine wahre Musterkarte der an diesen Gestaden sich begegnenden Volkselemente darstellen, und diese Leute bewohnen eine vom Dorfe ganz getrennte Kolonie, fünfzehn ganz gleiche kleine Holzhäuschen dicht am Strande, eine Reihe ähnlicher dahinter im „Park," die sie während des Sommers vermieten, doch erhebt sich daneben schon eine oder die andre schmucke Villa. Ein kleiner Fluß fließt zwischen beiden Reihen; da es ihm aber auf die Dauer unmöglich geworden ist, die Sanddünen zu durchdringen, und niemand ihm dabei nachdrücklich zu Hilfe gekommen ist, so hat er die vergeblichen Anstrengungen aufgegeben und ist zum Sumpf geworden. Da, wo er münden könnte, hat man einmal den Anfang gemacht, einen Damm durch das ganze flache Strandwasser zu führen, um die Landung zu ermöglichen, noch sieht man die Reihen der Pfähle und Steinblöcke, aber dann hat ein Sturm den Bau zerrissen und er ist halbfertig liegen geblieben, wie so vieles in Rußland. Nur ein paar weit hinaus laufende Landungsstege mit bescheidnen Badehäuschen ermöglichen jetzt das Anlegen von Booten; aber selbst der kleine Lootsendampfer, der den Verkehr mit Kronstadt und dem Feuerschiff vermittelt, kann nicht soweit heran, ihn nimmt etwa eine kleine halbe Stunde vom Strande entfernt ein Pfahlwerk auf. So liegt das Gestade einsam, unbelebt; weit drüben ziehen die Schiffe vorüber; inmitten der blauen Flut, sich scharf abhebend von der hohen, hellen Küste Finnlands, glänzt der weiße Leuchtturm von Tolbuchin, rechts schwimmt Kronstadt auf den Wassern, dessen schwere Festungsgeschütze zuweilen dumpf herüberdröhnen und den grauweißen Pulverqualm in sonderbar zackigen Gebilden emporsenden, nach links verläuft die Küste sich rasch erhebend in flachem Bogen bis zum waldigen Vorgebirge Krasnaja Gorka (Schönberg), auf dem sich eine Lootsensignalstation befindet. So eingeschlossen zwischen dichtem Walde und hafenlosem

Gestade leben die Sommergäste, meist Kronstädter, wenige Petersburger, ein idyllisch-traumhaftes Dasein. Sie wissen, daß Lebjaschje für keine Nachricht irgend welcher Art auf dem sonst üblichen Wege zu erreichen ist, denn es giebt hier weder Post noch Telegraphen noch Zeitungen. Nur dreimal in der Woche entsteht eine gewisse Aufregung, an den Tagen nämlich, an denen der Lootsendampfer von Kronstadt herüberkommt und die auch während der Sommermonate an die heiße Stadt gefesselten Familienväter mit zahlreichen Leuten aus den benachbarten Dörfern herüberbringt. Gewöhnlich ist das eine anderthalbstündige ruhige Fahrt; wenn aber starker Westwind anhaltend weht, die Wellen des finnischen Meerbusens brüllend gegen die mächtigen Granitmolen des Handelshafens von Kronstadt schlagen, dann tanzt das offne Fahrzeug wie eine Nußschale an den schwarzen Kolossen der Kriegsmarine vorüber, die draußen vor Anker liegen, schweigend, unbeweglich, und die Spritzwellen schießen beständig über seine ganze Länge hinweg. Kommt die Rauchsäule des Schiffchens in Sicht, dann sammelt sich die ganze Sommerkolonie lange vor der möglichen Ankunft am Landungssteg, unternehmendere Gemüter wagen wohl auch auf kleinem Segelboot die Fahrt nach dem Hafen, um den Erwarteten gleich dort in Empfang zu nehmen mit all den Herrlichkeiten der Kulturwelt, die er mitbringt. So vergeht ein Tag um den andern in behaglichem Nichtsthun; es gehört schon ein gewisser Entschluß dazu, einen Spaziergang zu unternehmen, denn den größten Teil des Tages ist es landeinwärts sehr heiß, erst die Abende bringen Kühle, und herrlich ist die laue, späte, helle Sommernacht.

Und doch, wer an fremder Volksart Interesse hat, der wird gelegentlich vielleicht sogar einer Teljega sich anvertrauen, um etwas mehr von Land und Leuten zu sehen, als diesen bescheidnen Ort, denn in diesem Ingermannland ist fast nichts von abendländischer Kultur; seine Verhältnisse wirken zunächst so fremdartig, daß man glauben könnte, man sei um ein paar Jahrhunderte zurückversetzt. Aber eben deshalb lernt der Westeuropäer hier in kleinem Umkreise nicht nur von den Eigentümlichkeiten des russischen Reiches, sondern auch über ältere Entwicklungsstufen der menschlichen Kultur vielleicht mehr als aus ein paar Dutzend Büchern. Das ganze Land ist auf viele Meilen landeinwärts und selbst längs der fast hafenlosen Küste ein ungeheures Wald- und Sumpfgebiet, spärlich unterbrochen von den Wohnstätten der Menschen, die nur wie kleine Lichtungen im Walde liegen. Nur längs der Küste nach Westen hin und in dem Thale eines westöstlich verlaufenden Flusses folgen sie etwas dichter. Doch nach diesem zu gelangen ist auf geradem Wege nur im harten Winter möglich, im Sommer hemmen undurchdringliche Sümpfe. Es ist überhaupt für den nicht genau der Gegend kundigen nicht geraten, aufs Geratewohl im Walde sich zu ergehen; die Wege sehen einer aus wie der andre, Wegweiser fehlen, und es kann auch wohl kommen, daß der Pfad einfach aufhört oder in eine weiche, grasige Fläche verläuft, die anfangs ein Bruch ist und

weiterhin zum Sumpfe wird. So mag es in Deutschland etwa zu Armins Zeiten ausgesehen haben, und unter solchen Verhältnissen hat der deutsche Ritterorden Preußen unterworfen; es begreift sich, daß es ihm schwer fiel. Der Wald gewährt natürlich nicht den Anblick eines deutschen Forstes, ist fast Urwald und ohne eigentliche forstliche Pflege (Pläntnerwirtschaft); zwischen den roten Stämmen der Kiefern und den dichtbewachsenen Fichten leuchten die Birken mit ihrer weißen Rinde und dem hellen Laube hervor. Alles steht und liegt durcheinander, wie es eben wächst und fällt, dazwischen Wachholder, der hier oft bis über Mannshöhe aufschießt, und andres dichtes, oft undurchdringliches Unterholz, übersponnen von den üppigen, dichtverschlungenen Ranken der Brombeeren und Himbeerensträucher, oder graues Moos und Waldbeergestrüpp und dürre Äste bedecken den Boden. Nur höchst selten taucht einmal eine Art Forsthaus auf, einsam, weltverlassen, wohl nur zur Verhinderung etwaigen Jagdfrevels, denn „die Jagd ist verboten“ meldet zuweilen warnend eine Tafel, wo ein Wegweiser erwünschter wäre, und zur Überwachung des Holzschlages für die fürstliche Besitzerin dieses ganzen ungeheuern Reviers, soweit es nicht in den Händen der Dorfgemeinden ist. Im Winter kommt zuweilen der Kaiser zur Jagd auf Bären und Elenn hierher; leider bleiben diese Herren der Wildnis gewöhnlich unsichtbar.

Meist in bedeutenden Entfernungen von einander, oft wie verloren im Walde liegen die kleinen Dörfer, in ihrer Nähe zuweilen das Landgut einer Herrschaft mit geringem Grundbesitz (Mysa, zum Unterschied von Imjenie, dem großen Gut). Die Bewohner sind ursprünglich meist finnischer Abkunft, wie das auch die Namen mancher Orte neben russischen Benennungen verraten (Kara Waldaj, Lachta neben Krasnaja Gorka, Pulkowa u. a. m.) — denn dies Volkstum greift rings um die Osthälfte des finnischen Meerbusens herum und stößt im Westen mit dem stammverwandten esthnischen zusammen — aber jetzt soweit russifizirt, daß nur ältere Leute kein Russisch verstehen, die Mehrzahl beider Sprachen mächtig ist. Es sind durchweg Leute von mittlerer Größe, überwiegend blond, die Männer meist stattlicher als die Frauen, die wohl von früh an hart arbeiten müssen, genügsam und fleißig, alles in allem ein Völkchen, mit dem leicht auszukommen ist. Ganz klar wird aber doch der ungeheure Abstand von deutschen Verhältnissen erst, wenn man ein solches Dorf betritt. An einer breiten Gasse, die nichts ist als der natürliche, von Wagenrädern durchfurchte Sand- oder Rasenboden, stehen hinter einem fortlaufenden Zaune die Gehöfte, jedes für sich, das Wohnhaus gewöhnlich mit der Langseite nach der Straße gesetzt, ein großer Holzkasten auf einer Steinunterlage, oft aus so mächtigen Baumstämmen gefügt, daß fünf solcher übereinander gelegter Bohlen genügen. Zur Hausthür der bessern Häuser leitet eine kleine hölzerne Vorhalle, sehr selten dagegen tritt aus dem Dache noch ein Giebelzimmer mit einem Altan hervor. Buntbemaltes Schnitzwerk umrahmt die kleinen Fenster. Das

an den Giebeln etwas übergreifende Dach ist mit Stroh oder Schindeln gedeckt und im ersteren Falle mit Stangen festgehalten, die über dem First kreuzweise zusammengefügt sind. Den Eintretenden empfängt eine Hausflur mit gestampftem Estrich; vor sich sieht er im Hintergrunde die Hofthür, rechts und links zwei kleine Thüren, die zu zwei Zimmern führen — bei ärmeren Bauern muß eins genügen —, darüber liegt der Bodenraum. Das ist alles für eine zuweilen zahlreiche Familie. In der Ecke des Zimmers ragt der unvermeidliche riesige Ofen, ringsum läuft eine hölzerne Bank. Ist daneben noch ein Bett vorhanden oder ein Tisch und ein paar Schemel, so kann der Bauer für wohlhabend gelten. Doch alles erscheint sauber und reinlich. So bescheidenen Verhältnissen entspricht der Hof, ein mäßig großes Viereck, ringsum eingeschlossen von einer schuppenartigen Bedachung auf starken Holzpfeilern, dazwischen ein paar niedrige, geschlossene Ställe für Kleinvieh und Vorratshäuschen; der Boden ist mit Dünger und Moos hoch bedeckt und kaum gangbar. Selten bemerkt man vor dem Hause ein paar Sträucher oder Blumen, fast niemals einen Baum. Zur Vervollständigung der ganzen Wirtschaft gehört noch der Eiskeller, eine Erdhöhle mit Holzdach, und die Badestube, das Urbild des russischen Dampfbades, ein kleines Blockhaus, in zwei Räume geteilt, der vordere für das Auskleiden, der innere für das kunstlose Schwitzbad: man gießt Wasser auf einen Haufen glühend gemachter Steine, bis die Temperatur hoch genug ist und der Dampf reichlich hervorströmt. (Schluß folgt.)



Kleinere Mitteilungen.

Die Entstehung des Lebens. „Ist dies schon Tollheit, hat es doch Methode.“ So könnte man mit Polonius von dem Buche des pharmazeutischen und physiologischen Chemikers Julius Hensel sagen: Das Leben. Seine Grundlagen und die Mittel zu seiner Erhaltung. Physikalisch erklärt zum praktischen Nutzen für Ackerbau, Forstwirtschaft, Heilkunde und allgemeine Wohlfahrt. (Christiania, Huseberg u. Comp.) Es wäre nicht schwer, dieses Buch äußerst lächerlich zu machen, aber der Unsinn darin ist interessant durch die Folgerichtigkeit bei aller phantastischen Kühnheit des Verfassers. Er will „die Fackel des logischen Denkens benutzen, um das Dunkel des Lebensrätsels in Licht zu verwandeln.“ Vier Thatsachen führt er an, auf welchen er seine Theorie von der fortwährend noch andauernden Urzeugung begründet. Einmal waren ihm Motten in ein mit Glasstöpsel verschlossenes Gefäß mit Saleppulver gekommen, um welches er sich zwei Jahre lang nicht gekümmert hatte; ein andermal zeigten sich Käferlarven an alten, ölig gewordenen menschlichen Knochen, die er in einer Pappschachtel aufbewahrt hatte; ein drittesmal schrieb ihm eine Dame, daß sie lebendige Mehlwürmer in ihrem Brote gefunden habe, die garnicht auf dem sonst gebräuchlichen Wege in das Mehl des Bäckers hineingekommen sein konnten; ein viertesmal endlich, berichtet

ein Förster, daß auf seinem Revier, nachdem es gründlich abgeholzt und umrigohlt war, gewisse Pflanzen (Pfriemen) massenhaft aufkeimten, die früher dort nie gewachsen waren. Von diesen vier Thatsachen geht seine Theorie aus, daß die Urzeugung ununterbrochen weiter fortbestehe, und nichts weiter dazu nötig sei als die chemischen Bestandteile von Pflanzen und Tieren und die Einwirkung von Wärme und Wasser, meist nur von Sonnenschein und Regen. Experimente zur Befestigung der Beweise hält er für gänzlich überflüssig. Aber er setzt dann mit einer unleugbar großen Kenntnis die chemischen Bestandteile und die Gruppirung der Atome in Steinen, Pflanzen und Tieren auseinander. Er bezeugt dabei seine höchste Verehrung vor Berzelius und Liebig, während er alle neuern Theorien von Typen, Wertigkeiten, Kernen, Anienbasen und Substitutionen grundsätzlich zurückweist. Die Art, wie er die Elemente sich gruppiren und mit Hilfe der Erschütterung durch Sonnenwärme und Elektrizität zu organischen Materien zusammentreten läßt, macht den Eindruck einer bedeutenden Gewandtheit und Fertigkeit im Gebrauch chemischer Begriffe, anderseits freilich auch von ungeheurer Kühnheit und schrankenloser Phantasie. Die Sonne ist ihm das Weltenei, in welchem der dunklere Kern als Dotter in einer glühenden Hülle metallischer Dämpfe schäumt, wie im Eiweiß. Im übrigen sind ihm die Eier und die Samen ziemlich überflüssige Nebensache, denn zur Schöpfung organischer Wesen bedarf es nur chemischer Elemente, die unter geeigneten physikalischen Bedingungen zum Zusammenwirken gebracht werden. Kleinere Tiere, namentlich Insekten und Pflanzen, werden nach dem Verfasser heutzutage noch beständig aus verwitterten Feldsteinen, Kalk, Wasser und Kohlenstoff nebst einigen Gasarten neu gebildet; die Schmarotzerpflanzen werden von ihren Nährpflanzen abgesondert, die Insektenlarven erzeugt jeder Baum sich selber unter seiner Rinde. Nur für die Schöpfung größerer Tiere und Menschen sind die chemischen Verhältnisse auf der Erde jetzt nicht mehr so günstig, wie sie früher waren. Als eine kleine Probe seiner schwungvollen Phantasie möge seine Aeußerung über die Menschenschöpfung hier angeführt werden. „Auch die Urzeugung der kaukasischen Menschenrasse mit ihrem Ebenmaß in der ganzen Gestalt war nur möglich unter der Bedingung, daß eine gewaltige Felsenmasse lange Zeit hindurch heiß genug blieb, um einer größern Wassermenge, nämlich dem schwarzen Meere, eine so gleichförmige Brutwärme zu verleihen, wie sie für das Wachstum größerer Geschöpfe unentbehrlich ist. Dabei hat wahrscheinlich der Aufenthalt in dem lauwarmen, an Eiweißsubstanz reichen Fruchtwasser etwas länger als vierzig Wochen gedauert, und das relativ selbständige Wesen fand sicherlich, als es von den Wellen, die der Westwind schuf, an das Land getragen wurde, eine Lufttemperatur und Bodenerzeugnisse vor, die ihm alle Sorgen um Ernährung und Bekleidung fern hielten." An einer andern Stelle wird auseinandergesetzt, daß die ersten ans Land gespülten Menschenkinder wahrscheinlich von großen Säugetieren ernährt wurden, und daß der verschiedene Charakter der mannichfaltigen Menschenrassen vielleicht damit zusammenhänge, daß die einen von Wölfinnen, die andern von Löwinnen, Bärinnen, Hyänen oder andern Tieren großgezogen worden seien. Die Vertrautheit im Umgange rettete die kleinen Kinder vor dem Gefressenwerden, aber diese dankten ihren Ernährern nicht mit gleicher Münze, sondern erfanden sich bald steinerne Beile und andre Waffen, mit denen sie den Krieg gegen ihre Pflegeeltern eröffneten und somit Streit und Zank in die Welt brachten.

Das Erfreulichste sind die großen Versprechungen des Verfassers, daß er durch allgemeine Verbreitung seiner Prinzipien den Hunger ganz aus der Welt schaffen und die soziale Frage vollständig lösen werde. Eine Zeit wahrhafter Glückselig-

keit und Zufriedenheit soll durch ihn herbeigeführt werden. Es bedarf dazu nur, daß alle gelehrten Schulen und Universitäten, namentlich die medizinischen Fakultäten, abgeschafft werden, und daß Chemie nach seinen Prinzipien der Hauptgegenstand alles Unterrichts werde. Die Menschen müßten dann alle mehr oder weniger Gärtner werden und könnten schon als Kinder erwerbsfähig sein, indem sie selbst auf einem kleinen Stück Land eine Fülle von Nahrungsmitteln erzeugten. Die Feldsteine werden zerglüht, dann mit kaltem Wasser begossen, sodaß sie leicht zerspringen, dann werden sie zerrieben und gepulvert, mit Kreide und Kalkerde vermischt und nachher dem Sonnenschein und Regen preisgegeben. Dann entstehen durch Urzeugung, je nachdem die Mischung gelungen ist, die schönsten Gemüse und bei gesteigerter Anwendung von Wärme und Elektrizität auch Thiere nach Belieben.

Das ganze, in höchster Begeisterung geschriebene Werk, dem noch ein zweiter Band folgen soll, ist durch und durch mit Zitaten aus alten und neuen Dichtern durchsetzt, die der Verfasser häufig für eine bessere wissenschaftliche Autorität zu halten scheint, als die heutigen Naturforscher. Dabei begegnet es ihm freilich auch, daß er Hamlets Wort: Es giebt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumt, Lessing in den Mund legt.

Im ganzen ist das Buch ein nicht uninteressantes Beispiel, wie selbst begabte und außerordentlich belesene und gelehrte Jünger der Wissenschaft bei dem edelsten Bestreben doch durch ihre kühne Phantasie zu den fabelhaftesten Hirngespinnsten verlockt werden können, wenn sie keine philosophische Bildung haben, d. h. wenn sie nicht wissen, wie Erfahrung gemacht wird, und welches die Kriterien der Wahrheit sind.

Der Prozeß Günzel und die Geschwornengerichte. Das Drama in fünf Tagen, das die Aufmerksamkeit Berlins auf sich gezogen hat, ist beendet, der Vorhang ist gefallen, das Publikum hat den Schauplatz mit einer gewissen Enttäuschung verlassen. Die Lösung des Konfliktes hat den Erwartungen nicht entsprochen: Freisprechung oder Todesstrafe sollte sie lauten, und nun war der Schluß nur lebenslängliche Freiheitsstrafe. Da muß ein Fehler in der Komposition sein, der den Tadel der Kritik herausfordert.

Es mag Wunder nehmen, daß hier das alte Bild von dem Drama vor Gericht so bis ins einzelne ausgeführt wird; aber so lange unsre Gerichtsverhandlungen vor der dichtgedrängten Masse aufgeführt werden, so lange das Publikum, das sich lange vorher um Eintrittsbillets bemüht, mit Operngläsern bewaffnet die Verhandlungen verfolgt, so lange wie zu den ersten Aufführungen im Theater das sogenannte Tout-Berlin sich zum Schwurgericht drängt, so lange wird sich der Eindruck nicht verwischen, daß im Gerichtssaale nicht der ernste Kampf des Rechtes gegen das Unrecht ausgestritten, sondern nur ein Schauspiel für Neugierige aufgeführt wird. Es ist ein charakteristischer Beitrag zu der bevorstehenden Debatte über die Bestimmungen beim Ausschluß der Oeffentlichkeit, wenn man erfährt, daß diese Oeffentlichkeit sich zum größten Teile aus Elementen zusammensetzt, welche zweifelsohne nicht dazu berufen sind, „Wächter der öffentlichen Rechtspflege" zu sein.

Aber nicht die Frage nach der Berechtigung der Oeffentlichkeit soll hier erörtert werden, es handelt sich um die Frage: Was lehrt uns der Prozeß Günzel für die Berechtigung der Geschwornengerichte? Sowohl in ihren Ursachen, in ihrem Verlauf, wie in ihrem Ausgang eignet sich gerade diese Verhandlung mehr als die meisten andern zur Beantwortung dieser Frage.

Die Schwierigkeit für die Findung des Urteilsspruches lag diesmal nicht in der Feinheit der juristischen Begriffe, welche der Entscheidung zu Grunde zu legen waren, sondern in dem Beweise. Es war die Thatfrage im eigentlichen Sinne, die zur Beantwortung stand. Ein äußerst geschickt zusammengetragener Indizienbeweis lag zur Prüfung vor. Das muß recht eigentlich als das Gebiet der Laiengerichte betrachtet werden, wenn es sich darum handelt, mit „gesundem Menschenverstande" die Beweiskraft der einzelnen Umstände zu prüfen; hier bedarf es keiner juristischen Weisheit, keiner Kommentare zum Strafgesetzbuch. Hier steht nur das eine in Frage: Ist es dem Beschuldigten bewiesen, die bestimmte Handlung begangen zu haben? Die Frage: Ist Günzel der Mörder? war den Geschwornen für den Gang der ganzen Verhandlung gestellt. Hier lag so recht ein Fall vor, bei welchem die Lobredner des Instituts allen Gegnern klar machen konnten, wie zur Ausübung der Strafrechtspflege der Laie mit seinem „gesunden Menschenverstande" viel tauglicher sei, als der von Rechtsbegriffen beeinflußte Jurist.

Und wer waren nun diesmal die Laienrichter? Zweifellos höchst einsichtsvolle Männer, die der Verhandlung mit einer Aufmerksamkeit, einem Scharfblick folgten, selbst Fragen und Aufklärungen veranlaßten, sodaß sogar der gewandte Vertreter der Anklage ihre Ueberlegenheit anerkennen mußte. Die Geschwornen haben sich in den fünf Tagen der Verhandlung als so tüchtig und geeignet für die ihnen gestellte Aufgabe gezeigt, daß der begeistertste Verehrer des Schwurgerichts keine bessern Muster für Geschworne sich wünschen könnte.

Die beiden Voraussetzungen für eine mustergiltige Schwurgerichtsverhandlung sind also gegeben: eine rein thatsächliche Beweisfrage zur Beurteilung, und Richter, welche erwiesenermaßen allen, auch den höchsten Anforderungen genügen. Dazu kommt ein Vorsitzender, der mit voller Unbefangenheit die Beweisführung leitet, und zwei Vertreter der Anklage und der Verteidigung, welche lediglich die Beweisfrage, jeder von seinem Standpunkte aus, in vollendeter Weise behandeln. Ein Musterfall, wie ihn ein Lehrbuch in usum delphini nicht klassischer erdenken könnte! Und nun der Wahrspruch? Ein schreiender Widerspruch zu den vorgekommenen Thatsachen.

Die Frage konnte nur lauten: Ist Günzel der Mörder des Kreiß? Dann gab es nur zwei Antworten: Ja oder nein. Nie und nimmer konnte die Antwort lauten: Günzel hat nur einen Totschlag begangen. Das Urteil hat die Rechtskraft noch nicht erlangt, und es soll daher hier weder für noch gegen die Schuld Günzels gesprochen werden. Ob Günzel oder ein andrer der Thäter ist, bleibt für diese Betrachtung gleichgiltig. Hier ist zu prüfen, ob irgend ein Anhalt dafür in der Beweisaufnahme liegt, daß der Thäter die vorsätzliche Tötung nicht mit Ueberlegung ausgeführt habe. Nach dem ganzen Beweismaterial erschien diese Möglichkeit ausgeschlossen. Wer mit einem schweren Instrumente einen zu beraubenden mehrfach auf den Hinterkopf schlägt und ihm dann noch mit einer Schnur den Hals zuschnürt, nachdem er Zeit und Gelegenheit aufs passendste ausgekundschaftet hat, der hat nicht nur den Vorsatz der Tötung, der führt diesen Vorsatz auch mit voller Ueberlegung aus, d. h. der erwägt die Mittel und Wege genau, die ihn an das erwünschte Ziel, den Tod seines Opfers, führen können. Das so vielfach behandelte Unterscheidungsmoment zwischen Mord und Totschlag ist in dem vorliegenden Beispiele ganz klar zum Ausdruck gekommen. Kein Jurist konnte hier zweifeln, und man sollte meinen, auch kein Laie. Aber das punctum saliens ist ein ganz andres: nicht in dem Thatbestande liegt das Ausschlaggebende für die Geschwornen, sondern in der vom Gesetz festgesetzten Strafe. Auf Mord steht Todesstrafe, auf

Todschlag Freiheitsstrafe; die letztere ist im schlimmsten Falle rückgängig zu machen, die erstere niemals. Der Wahrspruch der Geschwornen bedeutet hier einfach ein Non liquet, er ist zweifellos der Ausdruck einer rückwärtsblickenden Beurteilung. Und hier liegt der Unterschied zwischen dem Laienrichter und dem rechtsgelehrten Richter, oder richtiger zwischen dem Gelegenheits- und dem Berufsrichter. Wer die Gründe für sein Urteil nicht anzugeben braucht und nicht anzugeben gewohnt ist, der macht sich leicht von ihnen los, und hier wird leicht Ursache, was Wirkung sein sollte.

Es liegt in dem Gesagten kein Vorwurf für die Personen, welche in dem Prozeß Günzel geurteilt haben; diese haben ihren Eifer und ihre Tüchtigkeit an sich glänzend dargethan. Der Fall Günzel aber als Musterfall für eine Verhandlung vor Geschwornen hat klar bewiesen, daß der Laien- und Gelegenheitsrichter trotz aller Tüchtigkeit und Einsicht niemals die Anforderungen erfüllen kann, die zur Findung der Wahrheit gestellt werden müssen. Es kann für das Große und Ganze gleichgiltig sein, ob Günzel die That mit dem Leben oder mit lebenslänglichem Freiheitsverlust sühnt; die Gerechtigkeit verlangt aber für den Mörder den Tod, für den Unschuldigen die Freiheit.

Die Jenaer Lutherfestspiele. Mit dem Beginn der diesjährigen Sommerferien für die Gymnasien wird auch in Jena mit der Wiederaufführung des Devrientschen Lutherfestspieles begonnen werden, für welche zunächst als Spieltage der 3., 5., 7., 9., 10. und 13. Juli in Aussicht genommen sind. Die hohe Bedeutung dieser Aufführungen rechtfertigt es, schon jetzt darauf aufmerksam zu machen. Es wäre sehr zu wünschen, daß sie in immer weitern Kreisen die verdiente Beachtung fänden. Ihre Bedeutung liegt in dem Inhalte der Dichtung. Ist es doch Devrient in bewunderungswürdiger Weise gelungen, die Gestalt Luthers in geschichtlicher Treue und zugleich dramatisch lebendig dem Zuschauer vor die Augen zu führen. Deshalb gerade wirkt diese Dichtung so unwiderstehlich. Luther redet da zu uns mit seinen eignen Worten. Die alten Zeiten, die alten Kämpfer werden vor uns lebendig, die alten Gestalten stehen aus dem Grabe auf mit ihren großen Sorgen und Bestrebungen, in denen wir den Herzschlag des deutschen Geistes fühlen, und durch die wir gestärkt werden zu den Kämpfen, die uns selber obliegen.

Daher beanspruchen die bevorstehenden Aufführungen die Beachtung unsrer Zeit. Sie sind von Wert für die protestantische Welt, und gewiß ist es noch ein besondrer Reiz, der ihnen innewohnt, daß alle Rollen, abgesehen von der Titelrolle und der Käthe, welche durch Devrient selbst und durch die oldenburgische Hofschauspielerin Fräulein Kuhlmann besetzt sind, durch Jenaer Bürger, Studenten, Beamte, Professoren mit schönem, hingebendem Ernste zur Darstellung gebracht werden. Um der Aufführungen willen ist noch das Theater im letzten Jahre erweitert und bequemer gemacht worden, da früher oft der Raum nicht ausreichte und manche Unbequemlichkeiten in den Kauf genommen werden mußten. Umsomehr ist die Hoffnung auf ein glückliches Gelingen auch der diesjährigen Spiele berechtigt.

Auch ein Universitätsjubiläum. In wenigen Wochen wird es zweihundert Jahre her sein, daß der Lehrer an der Leipziger Universität Christian Thomas — man nennt ihn wunderlicherweise immer Thomasius, obgleich er sich selbst sein Leben lang auf seinen deutschen Schriften nie anders als Thomas genannt hat! — zum erstenmale durch ein in deutscher Sprache verfaßtes Programm zu einem in deutscher Sprache zu lesenden Colleg einlud. Der Titel des Programms lautete: „Christian Thomas eröffnet der studirenden Jugend zu

Leipzig in einem Discours, welcher Gestalt man denen Franzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen solle? ein Collegium über des Gratians Grundreguln, vernünftig, klug und artig zu leben." An welchem Tage das Programm ans schwarze Bret geheftet worden ist, und an welchem Tage das Colleg begonnen hat, läßt sich natürlich nicht sagen. Genug: es war zu Anfang des Winterhalbjahres 1687, also Ende September oder Anfang Oktober.

Paulsen in seiner Geschichte des gelehrten Unterrichts (Leipzig, 1885) S. 349 giebt zwar — wahrscheinlich nach H. Ludens Lebensbeschreibung des Christian Thomas (Berlin, 1805), wo sich S. 15 dieselbe Angabe findet — das Jahr 1688 an. Das ist aber sicher falsch. Thomas hat seine kleinen deutschen Schriften später in Halle selbst zu einem Bande vereinigt (Halle, 1701. 3. Auflage 1721). In dieser Sammlung bildet das Programm über die Nachahmung der Franzosen das erste Stück. Als Anhang dazu hat er hier „etliche judicia von diesem Discurs" mit abdrucken lassen, die er mit den Worten einleitet: „Dieses ist mein erstes teutsches Programma, so ich in Leipzig Anno 87 verfertiget, auch vielleicht das erste Programma, das in Leipzig in teutscher Sprache an das schwarze Bret geschlagen worden." Unter den judicia selbst aber ist ein lateinischer Brief, der das Datum trägt 23. Oktober 1687. Es ist also kein Zweifel, daß das Programm bereits zu Michaeli 1687 am schwarzen Bret gestanden hat und das Colleg im Winterhalbjahr 1687—1688 gelesen worden ist.

Ob es wohl Thomas für möglich gehalten hat, daß noch zwei Jahrhunderte später von dem Zopfe, an den er zuerst mit kühner Hand die Scheere setzte, ein trauriges Schwänzchen halbverschämt gehegt und gepflegt werden würde? Ja, noch heute ist der letzte Rest dieses Zopfes nicht ganz verschwunden. Noch immer fristet das Latein im Reden und Schreiben an unsern Universitäten ein klägliches Dasein, und niemand hat den Mut, dieses letzte traurige Schwänzchen vollends wegzuschneiden. Und ebenso, ja fast noch schlimmer, steht es an unsern Gymnasien. Auch da wird in den obern Klassen ein klägliches Bischen Lateinparliren, das den Lehrern selber eine Last ist, weil sie es schon längst selber nicht mehr recht können, weitergeschleppt, und dazu nun diese Jammerleistung der Jungen: der sogenannte „freie lateinische Aufsatz!" Ein wahrer Hohn auf das Wort Freiheit! Denn nie und nirgends ist der Junge unfreier, als wenn er sich hinsetzen und in dem elenden Phrasengestoppel dieses „freien" lateinischen Aufsatzes seine Gedanken verkümmern lassen muß. Derselbe Junge, der bei der Anfertigung eines deutschen Aufsatzes sich so wohl fühlt wie der Fisch im Wasser und mit Wonne seine zwanzig Quartseiten im allerbesten Deutsch hinschreibt, zappelt wie der Fisch auf dem Sande, wenn er sich mit diesem „freien" lateinischen Aufsatz herumquälen muß.

Das zweihundertjährige Jubiläum der kühnen That des damaligen Leipziger Privatdozenten könnte nicht schöner gefeiert werden, als wenn die deutschen Unterrichtsministerien den Mut fänden, sich zusammenzuthun und das traurige Schwänzchen dieses Zopfes aus dem siebzehnten Jahrhundert vollends abzuschneiden. Welcher deutsche Unterrichtsminister macht den Anfang? Denn ein Unterrichtsminister muß es machen; wenn wir auf die „geheimen Schulräte" warten sollen, sind wir in abermals zweihundert Jahren noch genau auf demselben Flecke wie heute.

Ein hübsches Zeichen deutscher Einigkeit ist in der letzten Zeit dem deutschen Buchhandel zu Teil geworden. Der Börsenverein der deutschen Buchhändler hatte sich im Januar dieses Jahres abermals an die sächsische, die baierische, die württembergische

und die badische Regierung mit einer Eingabe gewandt und gebeten, daß zur Beseitigung der Nachteile, die dem Buchhandel aus den Abweichungen der amtlichen orthographischen Regelbücher der einzelnen deutschen Bundesstaaten erwachsen, die betreffenden Regierungen sich doch dem in Preußen eingeführten Regelbuche anschließen möchten. Eine ähnliche Eingabe war schon im Jahre 1880 gemacht worden. Auch diesmal wird es in dieser lächerlich unbedeutenden Angelegenheit noch zu keiner Einigkeit kommen. Rückhaltslos zugestimmt hat nur das sächsische Kultusministerium: es hat zugesagt, daß bei dem bevorstehenden Neudrucke des sächsischen Regelbuches dem Gesuche des Börsenvereins entsprochen werden wird. Die Entscheidung der badischen Regierung steht noch aus. Baiern und Württemberg aber haben sich auch diesmal wieder ablehnend verhalten. Das württembergische Ministerium ist der Ansicht, daß die Abweichungen der württembergischen Schulorthographie von der preußischen „zu unbedeutend erscheinen, um eine ernstliche Belästigung des Buchhandels begründen zu können.“ Das baierische Ministerium erklärt sich zwar mit der Ansicht des Börsenvereins einverstanden, meint aber, daß „eine einfache Adoption des preußischen Regelbuches von seiten Baierns nicht der richtige, dem Gang der Sache und dem Verhältnis der verbündeten Staaten entsprechende Weg sei.“

Leider hat das baierische Ministerium in einem Zusatze, den es zu dieser Entscheidung macht, nur allzurecht. Es bemerkt nämlich, daß „das von dem Einflusse der Regierungen unabhängige Schriftstellertum und insbesondre die Tagespresse bisher noch in so geringem Umfange die neue Orthographie angenommen habe, daß es vor allem Aufgabe der Buchhändler und Verleger sein dürfte, für die größere Verbreitung der neuen Rechtschreibung in ihren Kreisen Propaganda zu machen.“ In der That sind unsre heutigen orthographischen Zustände geradezu ein Kinderspott. Was soll man dazu sagen, wenn in einer großen deutschen Stadt in sämtlichen Schulen nun schon seit zehn Jahren die neue Orthographie gelehrt, aber fast die gesamte Tagespresse dieser Stadt noch heutigen Tages in der alten Orthographie gedruckt wird? Daß also auch die sämtlichen Bekanntmachungen derjenigen Behörde, die in diesen Schulen von Amtswegen über der Durchführung der neuen Orthographie wacht, in der alten Orthographie gedruckt werden? Aber die Lächerlichkeit geht noch weiter. Ein Lehrer dieser Stadt erzählte kürzlich, daß, wenn die Lehrerschaft nicht Anstoß erregen, sondern es allen Leuten recht machen wolle, sie zwar den Schulrat mit dem t, aber den Stadtrath mit dem th schreiben müsse!

Soviel ist sicher, daß noch mehrere Menschenalter vergehen werden, ehe die neue Orthographie durchgedrungen sein wird. Vorläufig ist ihre Uebung beinahe nichts als ein Privatvergnügen der Schulen. Sobald der Junge aus der Schule heraus ist, muß er seine Orthographie umlernen. In dem Maße, wie die Alten absterben und die Jungen alt werden, wird natürlich die Menge des Umzulernenden geringer werden, aber lange genug wirds noch dauern, bis die Alten wirklich so schreiben, wie die Kinder schreiben lernen.



Literatur.

Die Geistesthätigkeit des Menschen und die mechanischen Bedingungen der bewußten Empfindungsäußerung auf Grund einer einheitlichen Weltanschauung. Vorträge von J. G. Vogt. Leipzig, M. A. Schmidt, 1887.

Für die neuern Naturphilosophen ist es charakteristisch, daß sie durchgehends eine fröhliche Begeisterung für die Größe ihrer Entdeckungen und neugewonnenen Ansichten zur Schau tragen. Dem Verfasser dieser Vorträge geht es ähnlich wie manchen andern, welche sich völlig als Propheten und Vorkämpfer einer neuen Zeit empfinden, ungeheuern Wust und Aberglauben früherer Jahrhunderte, besonders der Philosophen und Theologen, zertrümmert vor ihren Füßen liegen sehen, und die moderne Naturwissenschaft als eine allheilende und fördernde Gottheit anbeten. Ihm erscheint nichts so thöricht, als die Wahnvorstellung der idealistischen Philosophie, daß über der sinnlichen Welt zur Erklärung der Geistesthätigkeiten eine zweite übernatürliche Welt anzunehmen sei, die über die erstere gewissermaßen nur übergestülpt sei; vielmehr „in der natürlichen, der vor uns liegenden Welt haben wir die Quelle zu suchen, aus welcher unser Geistesleben fließt." Die moderne Physiologie, meint er, geht von dem Grundgedanken aus, daß die Empfindung ebenso eine Grundeigenschaft der Materie oder Weltsubstanz sei, wie die Bewegung, und daß diese Empfindung bei allen organischen Erscheinungen und besonders bei ihrer höchsten Blüte, den geistigen Erscheinungen, die Rolle der letzten Ursache spiele wie die Bewegung bei den physikalischen Erscheinungen, wie Wärme, Licht, Elektrizität ꝛc. Durch diese Betonung der Empfindung als der primitiven Eigenschaft der Materie unterscheidet sich sein eignes System von dem groben Materialismus, der ohne vorhergegangene Empfindung die Materie gleich denken und urteilen läßt. Da der Verfasser nun rühmend erwähnt, daß Kants Kritizismus als einziger Rest aus dem Wuste aller idealistischen Philosophie übrig geblieben sei, d. h. nach seiner Meinung die Lehre, „daß unser Intellekt durchaus kein Erkenntnisorgan sei, sondern daß ihm unübersteigliche Schranken gesteckt seien," so definirt er das Gehirn als ein Organ, das keineswegs eine sichere Erkenntnis, sondern höchstens eine gewisse Wahrscheinlichkeit für unsre Wahrnehmungen erzeugen könne. Nur zur Orientirung in der Außenwelt für praktische Zwecke sei unser Intellekt von der Natur bestimmt. Mit welcher geistigen Kraft er nun dennoch die metaphysischen Kenntnisse von den Grundeigenschaften der Materie sich angeeignet hat, das hat der Verfasser leider vergessen uns mitzuteilen. Er hat es eben einfach von den großen Autoritäten, die er verehrt, auf Treu und Glauben hingenommen. Wir denken ihn auch keineswegs in seiner begeisterten Stimmung zu stören, aber eins müssen wir doch tadeln, daß er nämlich trotz seiner tiefen philosophischen Bildung dem alten Kant etwas andichtet, woran dieser völlig unschuldig ist. „Selbst der große Philosoph Kant — sagt er — suchte nach dem Sitz der Seele, wahrscheinlich unter Anlehnung an Sömmering, in dem spärlichen Wasser, welches in den Gehirnhöhlen enthalten ist." Vor solcher Entstellung der Wahrheit würde der Verfasser sich haben schützen können, wenn er Kants kleine Abhandlung „Zu Sömmering, über das Organ der Seele" (1796) gelesen hätte. Er hätte dann auch vielleicht zu seinem Nutzen das Zitat aus Terenz gefunden, welches Kant am Schlusse dem Methaphysiker zuruft, der die Frage nach dem Sitz der Seele im Raum beantworten will: Nihilo plus agas, quam si des operam, ut cum ratione

insanias. Das konnte natürlich noch nicht auf die Metaphysiker des allerneuesten Schlages gemünzt sein.

Die Bau- und Kunstdenkmäler der Rheinprovinz. Erster Band (Regierungsbezirk Koblenz). Von Dr. P. Lehfeldt. Düsseldorf, Hofbuchdruckerei von L. Voß u. Co., 1886.

Es ist das Verdienst von Lotz, systematische Inventarisirungen der Kunstdenkmäler eines größern Gebietes — der Kunstdenkmäler jeder Gattung: von den Stadtbefestigungen und den Kirchen bis zu den Meßgewändern, Kelchen und Grabsteinen — angeregt zu haben. Der Gewinn, welchen Inventarisirungen dieser Art bringen, ist ein vielfacher. Sie dienen zunächst der Wissenschaft: die Statistik, die Topographie, die Geschichte, insbesondre die Kunstgeschichte sehen in ihnen ein Quellenwerk ersten Ranges. Sie dienen weiter der schaffenden Kunst: der Architekt, der Maler, der Bildhauer entnehmen der Schilderung der Denkmäler neue Motive für ihre Arbeiten. Endlich sind die Inventarisirungen ein Mittel, Kunstwerke, welche vielleicht in nicht ferner Zeit infolge eines elementaren Ereignisses der Vernichtung anheimfallen, dem Gedächtnis aufzubewahren.

Die von Lotz gegebene Anregung ist nicht vergeblich gewesen. Eine große Anzahl deutscher Landschaften ist gegenwärtig damit beschäftigt, Beschreibungen ihrer Kunstdenkmäler zu veröffentlichen. Unter diesen Veröffentlichungen nimmt ohne Zweifel die der Rheinprovinz das größte Interesse in Anspruch. Die Rheinprovinz, reich an Denkmälern wie keine andre deutsche Landschaft, bietet für jede Periode der Kunstgeschichte von der Römerzeit an die wertvollsten Belege. Das vorliegende, trefflich ausgestatte Buch eröffnet die Beschreibung der rheinischen Denkmäler; es enthält vorerst den Regierungsbezirk Koblenz. Um auf die Bedeutung dieses ersten Bandes aufmerksam zu machen, genüge der Hinweis, daß uns hier die Kunstwerke der besuchtesten Partie des Rheinthals, des untern Moselthals und des Ahrthals, vorgeführt werden. Der Verfasser hat alle Kunstdenkmäler zur Darstellung gebracht, besondre Liebe aber denen der Architektur zugewandt. Die Art der Beschreibung ist folgende. Der Verfasser beginnt mit einer knapp gehaltenen Geschichte des Ortes, dessen Denkmäler er beschreiben will. Indem er dann zur Schilderung der einzelnen Denkmäler übergeht, macht er zunächst wiederum geschichtliche Angaben über das betreffende Kunstwerk und schließt daran die eigentliche Beschreibung mit einer ästhetischen Würdigung. Ueberall erhält der Leser zugleich reiche Literaturnachweise. Die geschichtlichen Angaben zeugen von eingehendem Studium. Die Beschreibung der Denkmäler ist klar und scharf; selbstverständlich liegt der Darstellung eigne Anschauung zu Grunde. Man hat in der Beschreibung der Denkmäler einer andern deutschen Landschaft statt der hier und auch sonst meistens beliebten Nebeneinanderstellung eine zusammenhängende Schilderung der an einem Orte befindlichen Kunstwerke gewählt. Allein die hier angewandte Methode ist offenbar die richtigere. Denn die Inventarisirungen sollen nicht sowohl Lesebücher als vielmehr Nachschlagebücher sein. Ohnehin kann bei der Schilderung der meistens in keinem inneren Zusammenhange mit einander stehenden Kunstwerke eines und desselben Ortes die Verbindung regelmäßig nur eine äußerliche sein. Abbildungen sind diesem Bande nicht beigefügt, sie sollen in einem besondern Atlas erscheinen. B.

Vollständiges orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Von Konrad Duden. 3. Auflage. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1887.

Von den Not- und Hilfsbüchlein, zu denen man flüchten mußte, als es galt, sich mit der neuen Schulorthographie zu befreunden, traten Dudens orthographische

Wörterbücher mit als die ersten auf den Plan, deren eines, das oben genannte, jetzt in dritter, wesentlich bereicherter Auflage vorliegt. Der Verfasser, in orthographischen Dingen ein Mann von wohlverdientem Ansehen und an der Regelung der Rechtschreibung beteiligt, hat in dieser neuen Auflage, deren Umfang aber darum nicht ungebührlich angeschwellt worden ist, durch Hinzufügung etymologischer Angaben und kurzer Sacherklärungen seltener deutscher Ausdrücke, sowie der Fremd- und Lehnwörter das etwas langweilige Gesicht der ersten Auflage belebt und sozusagen vergeistigt. Als einen besonders glücklichen Gedanken müssen wir die Neuerung rühmen, daß den Fremdwörtern überall nicht bloß eine Angabe der Herkunft und bündige Erläuterung, sondern auch, soweit wir prüfen konnten, ein durchaus angemessenes und geschmackvolles deutsches Ersatzwort beigefügt ist: alles zeugt von den zuverlässigen sprachgeschichtlichen Kenntnissen des Verfassers, sowie von seinem feinen Sprachgefühl. So wird das Büchlein zugleich — und dieses Ziel hat der Verfasser wohl auch im Auge gehabt — die Bestrebungen des deutschen Sprachvereins fördern helfen; mancher dürfte es als ein bequemes Fremd- und Verdeutschungswörterbuch schätzen lernen. Denn in dem an sich so löblichen Bestreben, zu verdeutschen, schießt man ja so leicht fehl, wie das selbst dem vorsichtigen Verfasser des trefflichen Aufsatzes in den Grenzboten (1887, Nr. 15) begegnen konnte, der mit der verkehrten Verdeutschung „Enkelwirtschaft" für Nepotismus seinen Gegnern eine erwünschte Handhabe zu nicht ganz unbegründetem Spotte gegeben haben dürfte.*) Ein Blick in ein Büchlein wie das vorliegende, das ein zuverlässiger Führer und Ratgeber ist, wäre in solchen Fällen durchaus nicht zu verachten. Wenigstens braucht sich niemand des Geständnisses zu schämen, daß er der Beihilfe des „kleinen Duden" keineswegs glaubt überall entbehren zu können. Sollten wir dem Verfasser für die vierte Auflage einen Rat geben dürfen, so wäre es der, zu erwägen, ob nicht und in welchem Umfange eine Bezeichnung der Betonung fremder zunächst, aber auch heimischer Wörter angebracht sei. Das Büchlein würde dann freilich ein etwas unruhiges Aussehen erhalten, aber der Kreis der Benutzer sich dadurch ohne Zweifel auch erweitern. Denn Ausländer greifen in solchen Dingen oft lieber zu einem handlichen Büchlein, als daß sie gleich in einem größern Wörterbuche herumsuchen, welches sie zudem bei Fremdwörtern doch meist im Stich läßt. Dem deutschen Zeitungsschreiber aber kann es auch nichts schaden, wenn er lernt, daß es heißt: einen Verbrecher überführen, aber eine Leiche überführen; er würde dann nicht immer von überführten Leichen berichten, anstatt von übergeführten. Um der Sache willen, aber auch dem hingebenden, entsagungsvollen Fleiße des Verfassers zum Danke wünschen wir dem Buche eine recht weite Verbreitung.

G. B.

Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur. Von Charlotte Lady Blennerhassett, geb. Gräfin Leyden. Mit einem Porträt der Frau von Staël. Erster Halbband. Berlin, Gebrüder Paetel, 1887.

Kann man auch über ein so weit ausholendes Unternehmen wie diese Staël-Biographie — sie ist auf fünf Bände berechnet, die langsam erscheinen werden: „als ein Beitrag der deutschen Literatur zum Centenarium von 1789," wie es im Vorwort heißt — kein endgiltiges Urteil fällen, so gewährt doch dieser erste Halbband genug Einsicht in die Methode und den Geist der Verfasserin, daß wir

*) Ein bischen Latein hilft eben nicht; denn das Wort ist uns offenbar durch die neulateinische oder italienische Sprache zugeführt; Duden giebt unter dem Worte: „(ungerechte) Begünstigung der Verwandten, Vetternwirtschaft."

uns darüber äußern dürfen. Lady Blennerhassett ist eine Schülerin Sainte-Beuves, desjenigen Literarhistorikers, von dem auch die jüngste deutsche Schule sehr viel gelernt hat. Die literarischen Erscheinungen werden da im Zusammenhange mit dem ganzen Leben der sogenannten Gesellschaft aufgefaßt. In Deutschland sind noch wenige Biographien dieser Art geschrieben worden; vielleicht weil wir in Deutschland eine „Gesellschaft" noch gar nicht so lange haben; vielleicht auch deswegen, weil unsre Literarhistoriker keine Weltmänner waren, sondern Stubengelehrte, ohne unmittelbare Anschauung vom Leben der „Schöngeister," die sie ja zumeist geringschätzten. Ein Werk wie das von Carl Justi über Winckelmann und seine Zeit, das uns die Dresdener und die römische Gesellschaft, in welcher der Schöpfer der Kunstgeschichte verkehrte, in glänzenden Bildern vorführt, steht ziemlich vereinzelt da. Die Herder-Biographie des grundgelehrten R. Haym ist ein monumentales Werk — monumental auch durch ihren Umfang —; aber ihre Stärke liegt mehr in der Darstellung der Theorien und Philosopheme Herders, als in der Erzählung und in der Schilderung seines Kreises. Scherer hat die Bahn Sainte-Beuves betreten; man findet dies sogar in seinen Goethestudien, die sich viel auch mit Goethes Freunden beschäftigen. Erich Schmidts Lessing-Biographie ist gleichfalls in dieser Art gehalten: farbig, lebensvoll, bewegt, und darin vor allem weist sie den Fortschritt in der Geschichtschreibung über den formlosen Danzel auf, der aus seiner Philosophie niemals herauskam.

Darum zunächst begrüßen wir das anmutig und lebensvoll geschriebene Werk der Lady Blennerhassett mit Sympathie. Es soll eine Lücke in der historischen Literatur ausfüllen. Ueber die Frau von Staël hat fast jeder französische Kritiker geschrieben; aber zusammenfassend, in ihrer literarischen und zugleich in ihrer politischen Bedeutung hat sie keiner dargestellt: dies soll nun in dem neuen Werke geschehen. Es ist auch gleich in diesem ersten Bande sehr viel von der Politik, von den vor der großen Revolution herrschenden Ideen die Rede. Es werden alle politischen Theoreme gestreift; Rousseau, Montesquieu, Voltaire, Turgot, Mirabeau, die Oekonomisten werden skizzirt. Die Pariser Gesellschaft hatte sich im letzten Jahrzehnt vor 1789 mehr mit der Reform der Steuern als mit ästhetischen Fragen beschäftigt, und die junge Anne Germaine Necker wuchs in dieser Luft heran. In den spätern Bänden dürfte eigentliche Literaturgeschichte zu Worte kommen. Und doch ist auch diese Erzählung vorwiegend Geschichte des ästhetischen Lebens jener Zeit: denn anders äußert sich nicht das Leben der „Gesellschaft," d. i. jenes Kreises von Menschen, die durch ihre materiellen Mittel in der Lage sind, sich rein genießend, beschaulich räsonnirend, schöngeistig oder philosophisch dilettirend zu verhalten. Es wird uns eine interessante Schilderung des Salons der Madame Necker gegeben, die Schriftsteller und Damen, die da aus- und eingingen, werden uns gezeichnet, die Diderot, Baron Grimm, Thomas, Abbé Galliani, Marmontel, Buffon u. s. w. War doch die französische Gesellschaft zu Beginn der Regierungszeit Ludwigs XVI. die glänzendste der französischen Geschichte. Noch lebten Rousseau und Voltaire, die Encyklopädisten hatten ihre großen Erfolge hinter sich. Man war voller Eifer, die Welt neuzuordnen, nur daß man sich soviel Zeit dazu ließ, bis es zu spät war.

Lady Blennerhassett ist eine vortreffliche Porträtmalerin, das sieht man schon aus diesem ersten Halbbande, und wir freuen uns darauf, von ihr in derselben Weise ein Bild der deutschen Gesellschaft zu erhalten, in welcher die Staël so epochemachend verkehrte. Ihre Kenntnisse hat sie aus der überreichen Memoirenliteratur, welche die letzte Zeit zu Tage gefördert hat, geholt. Sie läßt die Zeitgenossen

sich selbst gegenseitig charakterisiren; so werden z. B. alle Aeußerungen derjenigen, welche mit Madame Necker verkehrten, zusammengestellt, und von so vielen Seiten beleuchtet, gewinnt die Gestalt eine merkwürdige Plastik. Hübsche Anekdoten, geistreiche Worte werden zur Charakteristik geschickt hergezogen. Auch mangelt es der Lady keineswegs an Kritik. Sie weist z. B. sehr treffend den verhängnisvollen Irrtum in der Begeisterung der Franzosen für den Freiheitskampf der Amerikaner nach, die damals schon praktisch genug waren, neben der Erklärung der Menschenrechte die Sklaverei der Neger beizubehalten. Natürlich müssen in einer Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts auch bekannte Dinge wiederholt werden.

Was die Biographie im engern Sinne betrifft, so beschäftigt sich dieser erste Halbband vorzüglich mit den Eltern der Frau von Staël und reicht bis zur Vermählung der vielumworbenen Millionenerbin mit dem schwedischen Gesandtschaftsattaché am 14. Januar 1786. Ein Meisterstück von verständnisvoller Kunst ist die Zeichnung der Madame Necker. In bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen, puritanisch streng und gelehrt erzogen, eine Zeit lang mit der Not kämpfend, gelangte diese merkwürdige Frau, welche Jahre lang eine hoffnungslose Leidenschaft für den berühmten englischen Historiker Gibbon nährte, durch einen seltenen Umschwung des Glückes auf die Höhen des sozialen Lebens, nachdem sie von Genf nach Paris übergesiedelt war und daselbst die Bekanntschaft des Banquiers Jakob Necker gemacht hatte, der sie heiratete. Auch er war bekanntlich ein selfmademan. Madame Necker hing an ihrem Gatten mit schwärmerischer Liebe: sie ging ganz und zeitlebens in der Verehrung seines Genius auf; sogar auf ihr eignes und einziges Kind konnte sie deswegen eifersüchtig sein. Gleichwohl war sie keine glückliche Frau. Trotz ihres Reichtums, trotz aller Bemühungen fand sie sich in dem äußerlichen Leben der Gesellschaft nicht zurecht. Ihr fehlte die Unmittelbarkeit der Frohnatur, das Sichgehenlassen, die Unbefangenheit, die Frische im Verkehr; sie nahm es mit dem Pflichtgefühl zu peinlich genau, sie quälte sich selbst mit pedantischer Tugend, sie mußte alles planmäßig thun und litt häufig an Geschmacksverirrungen. Sie wurde ihrer wahrhaften Herzensgüte, ihrer makellosen Sittenreinheit wegen hochgeschätzt, aber vertraulich konnte man mit der strengen Dame nicht werden, auch sie fühlte sich nicht heimisch in der großen Welt. Wenn sie den Ehrgeiz hatte, einen „Salon“ gleich den andern Weltdamen zu besitzen, so geschah es nur, weil sie es für eine Pflicht dem Gatten gegenüber hielt. Dieses seltsame Frauenbildnis hat Lady Blennerhassett mit großer Liebe ausgeführt und mit echt weiblichem Feingefühl das unerquickliche Verhältnis zwischen Madame und Mademoiselle Necker dargestellt. Mutter und Tochter waren Antipoden. Das junge Mädchen war sehr früh reif, offenbarte bald seine genialen Anlagen und seine dichterische Natur. Allein Anne Germaine lebte erst im Verkehr mit den geistreichen Männern, die sie im Salon ihrer Eltern traf, ganz auf; die Mutter hätte sie lieber nonnenmäßig streng gehalten. Mit dem Vater verstand sich die junge Dichterin viel besser: er war mit ihr heiter und zu Scherzen immer bereit. Ihn nimmt Lady Blennerhassett auch gegen das herbe Urteil der meisten Historiker in Schutz, die nichts mehr als einen glücklichen Banquier in ihm anerkennen wollen; sie weist überzeugend nach, daß Neckers Handlungen von sittlichen Ideen geleitet waren, wenn auch seine philosophisch-religiösen Schriften sich nicht über den allgemeinen flachen Rationalismus erhoben.

M. Necker.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Das britische Weltreich und seine Aussichten.

3.



Die Hauptgefahr für das britische Weltreich liegt nördlich von dessen wichtigsten überseeischen Provinzen, in Mittelasien, wo Rußland schon seit Jahrzehnten gegen das Vorland Afghanistan und den obern Indus vordringt. Wir haben bereits ausführlich über die Geschichte dieses Vordringens und Englands Gegenwirkung bis zum vorigen Jahre berichtet, und so können wir uns hier auf eine kurze Übersicht über die Gestalt beschränken, welche die Dinge gegenwärtig angenommen haben. Rußland hat in der Transkaspi-Bahn, sobald diese vollkommen leistungsfähig geworden ist, eine Operationsbasis zum Angriff auf Afghanistan gewonnen, der England bis jetzt nichts ähnliches entgegenzustellen hat. Diese Riesenbahn beginnt auf der Halbinsel Usun Ada südlich von Krasnowodsk am Kaspischen Meere und führt in der Verlängerung der Schienenstraße Poti (am Schwarzen Meere), Tiflis, Baku fast in gerader Linie über Kysil Arwat und Askabad nach Merw, wo am 4. Juli 1886 ihr erster Zug einlief, und von wo eine Zweiglinie über Buchara nach Samarkand gebaut wird, die bereits große Fortschritte gemacht hat, und nach deren Vollendung die Lokomotive über eine Strecke von 1424 Kilometern laufen wird. Für die Speisung derselben mit Brennstoff ist durch Petroleumquellen gesorgt, für Wasser durch artesische Brunnen und große Zisternen. Wenn sie bis jetzt nur ein Geleis besitzt, so wird diesem Mangel noch vor Ablauf dieses Jahres ein Ende gemacht sein, und dann wird Rußland vermutlich nicht lange mehr zögern, die letzten Vorbereitungen zu einem Feldzuge gegen Herat zu treffen. Nach der Dislokation seiner Truppen und der Leistungsfähigkeit seiner Bahnen und Dampferlinien

im Süden und Südosten der europäischen Hälfte des Reiches, auf dem Pontus, dem kaukasischen Isthmus, der Wolga und dem Kaspischen Meere wird es dann möglich sein, im Verlaufe von etwa drei Wochen 40- bis 50000 russische Soldaten mit den nötigen Pferden, Geschützen und Vorräten an Munition und Proviant nach den wichtigsten Punkten an der Nordgrenze Afghanistans zu befördern, wo sich jetzt schon nicht unerhebliche Streitkräfte befinden. Auf dem Schwarzen Meere erreichen die entfernt stehenden Truppenkörper Poti und Batum auf Dampfschiffen nach achtundvierzig Stunden, in der Hälfte dieser Zeit können sie auf der Eisenbahn nach Baku geschafft werden, und abermals in vierundzwanzig Stunden lassen sie sich, wieder auf Dampfern, an denen es hier nicht mangelt, über das Kaspische Meere nach Usun Ada transportiren, wo die Transkaspi-Bahn sie aufnimmt, um sie durch die Turkmenenwüste nach der Oase Merw zu bringen. Diese ist 161 Quadratkilometer groß, vom Margab bewässert und reich an Vieh für den Bedarf eines Heeres, dessen Reiterei sich hier und in Russisch-Afghanistan durch Geschwader einer turkmenischen Miliz beträchtlich verstärken würde. Stören ließe sich dieser Anmarsch nur auf dem Schwarzen Meere, wenn die Pforte einer englischen Flotte die Durchfahrt durch die Dardanellen und den Bosporus gestattet hätte. Der Kaukasus ist ebenso sicher als das Kaspische Meer und die weitere Linie der Offensive gegen Herat, da Persien, in seinem ganzen Norden von Rußland umfaßt, nicht wagen könnte, sich mit England zu verbünden und den vordringenden Kolonnen der Armee des Zaren von Chorassan her in die Flanke zu fallen. Vom russischen Afghanistan, zwischen dem Margab und Harirud, würde jenes Heer, wenn sein Befehlshaber es nicht vorzöge, über Chodscha Saleh und Balkh unmittelbar in das Herz von Afghanistan vorrücken oder weiter östlich durch Senkungen im Gebirge dieses zu umgehen, höchstens eine Woche bis nach Herat marschiren, das in einer reichgesegneten Gegend mit fünfhundert wohlhabenden Dörfern liegt, und dessen Festungswerke zwar in der letzten Zeit durch englische Ingenieure verbessert worden sind und eine starke, mit Hinterladern und modernen Geschützen ausgerüstete afghanische Garnison einschließen, einer russischen Belagerung aber nicht lange widerstehen würden, da die Stadt von den benachbarten Höhen beherrscht wird und der unförmlichen viereckigen Masse jede Flankirung fehlt. Dann aber stünde den Russen die Pforte zum Einmarsche nach Afghanistan offen.

Sehr übel ist dem gegenüber die Lage der Engländer, wenn sie Herat mit einer Armee gegen die Russen verteidigen wollten. Die Vortruppen der letzteren, Reiterei und leichte Artillerie, können von der russischen Grenze in vier, das Gros kann in sieben Tagen vor den Mauern der Stadt erscheinen. Ein englisches Heer von 50- bis 60000 Mann dagegen würde von Pischin und Quetta aus selbst in Gewaltmärschen dort erst nach Verlauf von sechs Wochen eintreffen, und mehr als 70000 Mann könnte England nicht hierher werfen, da seine ostindische Armee nur 210000 — 70000 Europäer und 150000 Sea-

poys — zählt, und es die weiten Strecken Indiens nicht ohne genügenden Schutz gegen Empörungen lassen kann und die Verbindung mit demselben in Afghanistan sicher stellen muß. Bei Herat läßt sich also Indien gegen einen russischen Angriff nicht verteidigen. Ebenso wenig wäre aber geraten, den Feind erst an der Linie des Indus zu erwarten, da diese zu ausgedehnt (von Atak bis Schikarpur 1120 Kilometer lang) und somit schwer zu verteidigen ist. Zwar beherrscht das befestigte Atak mit dem acht Meilen nach der Grenze vorgeschobenen verschanzten Lager von Peschawer die Chaiberpässe in dem Gebirge zwischen letzterem und Afghanistan, aber dieses Gebirge hat noch eine erhebliche Anzahl von Durchgängen für eine Armee, z. B. den Kurumpaß auf der Straße von Kabul, der nach den Landschaften am obern Indus führt. Das Suleimangebirge, 445 Kilometer lang, hat keine Durchgänge jener Art, und Schikarpur, der südlichste Punkt der Induslinie, bietet mit der Eisenbahn, die es einerseits mit Karatschi, anderseits mit Beludschistan verbindet, zwar eine ausgezeichnete Stellung für den Verteidiger Indiens, schließt aber so wenig wie Peschawer die Heerstraße, die von Ghazni durch die Ghulheripässe und das Gumulthal nach der Indusniederung führt. Die Errichtung eines dritten verschanzten Lagers vor dem Gumul würde dem abhelfen, wenn man durch Besetzung desselben bei der jetzigen Schwäche der englischen Streitkräfte in Indien nicht die Truppen in den beiden andern an Zahl in gefährlichem Maße vermindern müßte — ein Nachteil, der sich durch Anlegung einer Eisenbahn zwischen den drei Positionen nur teilweise ausgleichen läßt. Major Wachs ist daher der Meinung Rawlinsons, England müsse gewisse Punkte Beludschistans und Afghanistans besetzen, die durch ihre geographische Lage in der von Rußland bedrohten Flanke alle Pässe durch die dortigen Gebirge decken würden. Diese strategischen Stellungen sind Ghazni und Kandahar, die, im Westen der Suleimankette gelegen, auch die Heerstraße nach dem Tafellande Afghanistans, der Kornkammer dieses Landes, beherrschen. Hier, an dem „Königswege“ zwischen Persien, Turkestan und Hindostan, müssen die Verteidiger des letztern aufmarschiren, wenn Rußland durch die Thäler im Norden oder Nordwesten heranzieht. Daneben müßte Quetta zu einer starken Position umgeschaffen werden, aus welcher die britischen Streitkräfte jeden Augenblick vorrücken könnten, um die wichtigen Punkte zwischen Ghazni und Kandahar zu besetzen und durch Schanzen zu verstärken. Ferner wäre der Bolanpaß, durch den bereits eine Eisenbahn führt, nach allen Regeln des Geniewesens zu befestigen. Schließlich aber sollte man daran gehen, Peschawer zu einem Waffenplatze ersten Ranges zu erheben. Nur wenn diese Bedingungen erfüllt und, wie wir hinzufügen, die europäischen Truppen in Indien wesentlich vermehrt worden sind, wird Afghanistan auch ferner noch eine Zeit lang das Glacis sein, welches den Russen den Marsch bis an die Enceinte Indiens verwehrt.

Betrachten wir nun die britische Kriegsflotte. Die Zahl ihrer Schiffe ist

zwar doppelt so groß als die der französischen, aber beide Staaten haben jetzt fast ebenso viele Panzerfahrzeuge. Der Vorzug, den England einst durch die große Zahl und die Tüchtigkeit seiner Seeleute besaß, ist dadurch erheblich vermindert worden, daß der Dampf in vielen Beziehungen an die Stelle des Matrosen getreten ist. Die Stärke der Panzerungeheuer ist problematisch geworden, seit man Geschosse hat, die deren Eisenhaut durchbohren, Riesengeschütze und Torpedos, in deren Herstellung Frankreich und Deutschland die Engländer überholt haben. Man hat nicht genug Kreuzer, um die Handelsflotte gegen einen Feind zu schützen, der viele dieser Fahrzeuge auslaufen lassen kann. Man besitzt in überseeischen Ländern nicht überall Kohlendepots und Docks, wo sie nötig sind, und die man hat, sind zum Teil schwach oder gar nicht durch Batterien gegen Kreuzer geschützt, welche sie in Brand stecken können. Schon seit Jahren äußern sich englische Autoritäten bedenklich über den Zustand der britischen Marine, und die Admiralty and Horse Guards Gazette erklärte sie offen für unzureichend, namentlich im Hinblicke auf Frankreich und die entlegenen zahlreichen Kolonien. Diese Stimmen übertreiben gewiß nicht. Denn Frankreich bereitet sich, wie im Juli v. J. französische Admirale in der Budgetkommission der Deputirtenkammer erklärten, allen Ernstes vor, seine maritimen Streitkräfte so zugestalten, daß sie der ersten Flotte der Welt mit Aussicht auf Sieg die Spitze bieten können. Namentlich ist es dabei auch auf die Schädigung der Industrie und des Handels Englands durch Kreuzer abgesehen, welche die Schiffsrouten beunruhigen und die auf ihnen segelnden oder dampfenden Kauffahrer kapern oder verbrennen würden. Die ungeheure englische Kauffahrteiflotte, die einen Wert von mehr als 1000 Millionen Pfund Sterling hat, ist an sich schon ein Gegenstand, der Angriffe reichlich lohnen würde. Die großen Eildampfer sind zwar durch ihre Schnelligkeit geschützt, aber die Mehrheit der Handelsdampfer Englands machen nur acht bis neun Knoten, und um diesen Sicherheit zu schaffen, bedarf es einer Kriegsflotte mit vielen Kreuzern und Kohlenstationen. So vertrat der Admiral Aube die Ansicht, daß einige zwanzig wohlausgerüstete und schneidig geführte Kreuzer genügen würden, Englands Macht zu Grunde zu richten, da sie auf dessen Handelsflotte und dessen überseeischen Verbindungen beruhe, daß also an die Stelle des Seekrieges mit Geschwadern ein solcher mit schnellfahrenden Kreuzern zu treten habe. Und als Marineminister äußerte sich Aube nach den großen Manövern, die im vorigen Sommer bei Toulon stattfanden, folgendermaßen: „In welchen Kampf wir auch einmal verwickelt werden mögen, unsre Flotte wird dabei eine wichtige Rolle spielen, wäre es auch nur, daß sie den Handel unsrer Gegner lahm legte.“ Gourgeard aber empfahl, den Hauptstreich gegen England im Mittelmeere zu führen, indem man dessen Etappenstraße nach Indien unterbreche, wobei er sagte: „Im Mittelmeer wird sich dann der Kampf um die Geschicke der Welt abspielen“ — was beiläufig den Mund etwas voller als billig nehmen heißt.

Die Flotte Englands ist in wichtigen Beziehungen nicht ganz mehr, was sie war. Dagegen ist das Heer Englands im wesentlichen geblieben, was es immer war, ein verhältnismäßig schwaches, der Zahl wie dem innern Werte nach wenig bedeutendes Söldnerheer mit einem Anhängsel von Milizen und Freiwilligen, die noch weniger taugen. Die geworbene Armee zählt 250 000 Mann, von denen 210 000 in Europa und in den überseeischen Ländern unter den Fahnen stehen und 40 000 der Reserve ersten und zweiten Aufgebotes angehören. Die Miliz besteht einschließlich ihrer Reserve aus 140 000 Mann, die berittene Landwehr, Yeomanry, ist 11 000 Pferde stark, an Freiwilligen verfügt Großbritannien über 220 000 Mann, die Seapoyarmee zählt 150 000, die Miliz Kanadas 45 000 Mann. Außerdem giebt es Milizregimenter auf den Kanalinseln und Freiwilligenkorps in Gibraltar, in Westindien, am Kap, in Ceylon, Singapur, Hongkong, Neuseeland, Neusüdwales, Süd- und Westaustralien, in Tasmanien und Victoria, endlich auf den Inseln Malta und St. Helena. Diese Streitkräfte sind der Zahl nach nicht entfernt mit den Riesenheeren der übrigen Großmächte zu vergleichen, und der Qualität nach läßt selbst der reguläre Teil derselben sehr viel zu wünschen und zu tadeln, während die Güte die mangelnde Menge ersetzen sollte. Der englische Soldat ist tapfer, aber großenteils zu jung, um starke Strapazen ohne Schaden zu ertragen, und nicht durchweg so ausgerüstet und bewaffnet, wie es die Gegenwart verlangt. In den Schlachten bei Suakin gingen viele von den Truppen barfuß, weil ihre Stiefeln untauglich geworden waren und man ihnen kein zweites Paar mitgegeben hatte. In den Kämpfen mit den Derwischen des Mahdi kam es häufig vor, daß sich die Bajonette der Infanterie und die Säbel der Reiter beim Gebrauche verbogen, und die noch jetzt fortdauernde Untersuchung der Vorräte an diesen Waffen fördert ganz erstaunliche Thatsachen zu Tage. Die Miliz und die Freiwilligen, the unpaid army, wie man sie bezeichnet, sind schon deshalb von sehr geringem Werte, weil sie zu wenig Offiziere haben, und weil unter den Offizieren, die sie besitzen, eine einigermaßen genügende militärische Bildung so gut wie gar nicht zu finden ist. Die Miliz würde in einem Feldzuge höchstens das leisten, was die Miliz der nordamerikanischen Freistaaten unter ihren Generalen leistete, die ihres Zeichens meist Advokaten waren, und die bei Bullrun und anderwärts so lange von den Milizen der Konföderirten mit ihren meist in Westpoint gebildeten Berufsoffizieren geschlagen wurden, als sie überhaupt kommandirten. Erst als die Union mit gewaltigen Massen durch den Krieg zu Kriegern gewordener Leute zu Felde zog, die ebenfalls Berufsoffiziere zu Oberbefehlshabern hatten, unterlag der Aufstand allmählich. Man wolle uns nicht die Schlacht bei Neuorleans entgegenhalten, wo Jackson einem Heere englischer Veteranen mit seinen Scharfschützen eine an Vernichtung grenzende Niederlage beibrachte. Man beweist damit nur, daß der General Packenham, der diese Veteranen gegen die

Schanzen aus Baumwollenballen führte, hinter denen die Amerikaner sich verbargen, ein tollkühner Dummkopf war. Unter den französischen Generalen, die einmal eine Invasion in England versuchen könnten, würde schwerlich ein Packenham sein, vielleicht aber unter den Engländern, die ihnen gegenüberstünden. Daß dieses Geschlecht in der britischen Armee noch nicht ausgestorben ist, zeigte der Krieg mit den Boers, die, ohne Kanonen zu haben, den mit Geschützen genügend versehenen Briten in vierzehn Tagen drei schwere Niederlagen beibrachten. Die Freiwilligen aber sind trotz ihrer guten Bewaffnung und trotz aller ihrer Paraden und Manöver nicht viel mehr als eine Spielerei, die im Falle des Ernstes wenigstens im freien Felde sicher versagen würde, wie in der noch heute giltigen Schrift über die „Schlacht bei Dorking" überzeugend gezeigt worden ist. Auch die Offiziere der regulären Armee Großbritanniens sind mit ihrem militärischen Wissen den Aufgaben, die ein großer Krieg mit einer Kontinentalmacht stellen würde, kaum gewachsen. Es giebt in jener Armee keinen Generalstab nach deutschen Begriffen. Man hat Kadettenhäuser, und man hat königliche Militärakademien in Woolwich und Sandhurst, diese genügen aber weder quantitativ noch qualitativ den Anforderungen des Tages, sie haben ziemlich tüchtige Kriegshandwerker, aber keine Kriegskünstler mit weitem Blicke erzogen. Die Obergenerale des Heeres der Königin Viktoria werden von der öffentlichen Meinung in England als Feldherrn ersten Ranges angestaunt, sind aber, näher angesehen, kaum mehr als mittelmäßige Köpfe, denen nach ihrer Vergangenheit höchstens Unerschrockenheit und Ausdauer nachzurühmen ist. Auch Wolseley macht davon keine Ausnahme. Er hat die Empörung am Redriver nicht ohne Geschick besiegt und bei Tel El Kebir, mehr mit goldenen als mit eisernen Waffen, wie es scheint, über ein Heer von Fellahin triumphirt, aber er hat am obern Nil einen Feldzug unternommen, den kein wirklicher Strateg gewagt hätte, weil er mit einer Niederlage endigen mußte.

Vor einigen Wochen ließ Wolseley im Londoner Preßklub sich folgendermaßen vernehmen: „In den letzten acht Monaten ist viel für die Organisation unsers Heeres geschehen. Wir bestrebten uns, für den Fall, daß England Mißgeschicke zustoßen, zwei starke Armeekorps und eine Kavalleriedivision stellen zu können. Ich kann jetzt zuversichtlich erklären, daß wir, wenn dieses Jahr eine schwere Verlegenheit für unsre Nation auftauchen sollte — der Gesichtskreis ist gerade jetzt in einigen Gegenden sehr umzogen —, imstande sein werden, diese Streitmacht vollständig marschiren zu lassen. Das ist eine größere Streitmacht, als England jemals seit Marlboroughs Tagen im Felde hatte, eine größere britische Streitmacht, als Wellington je befehligte; sie ist doppelt so stark als das kleine Heer, welches wir 1854 nach der Krim schickten. England schwebt jetzt nicht in Gefahr einer Invasion, wohl aber ist eine solche ausführbar. Der größte Soldat, der je in der Welt lebte (Napoleon I.), ging mit dem Plane um, und war es damals möglich, so ist es heutigen Tages noch

möglicher, und somit geziemt es uns, unser Haus in Ordnung zu bringen." Das kann ernst, aber auch komisch aussehen, je nach der Seite, wo man bei der Betrachtung sich aufgestellt hat. Zwei nach englischen Begriffen starke, nach deutschen schwache Armeekorps und ein Dutzend Reiterregimenter sind nach britischen Verhältnissen und Vorstellungen allerdings eine Achtung gebietende, ja eine riesenhafte Armee. Bei uns aber wollen sie wenig bedeuten. Auch sind die beiden Korps Wolseleys näher besehen mehr Redensart als Thatsache. Solche Verbände sind nur möglich bei Truppen mit bestimmten Garnisonen; die englische Armee ist aber eine stets den Ort wechselnde, sie garnisonirt bald hie und da im Lande, versorgt Irland mit Truppen, versieht Indien mit europäischen Rekruten und ist ein Depot für die britische Mietsoldateska in aller Welt, und so ist eine örtliche Organisation eines erheblichen Teiles derselben innerhalb des vereinigten Königreiches nicht wohl auszuführen.

Englands Kriegsflotte ist der französischen jetzt wahrscheinlich noch gewachsen, wenn man an Schlachten denkt, die sich Geschwader liefern. Das englische Heer dagegen genügt durchaus nicht, um das Weltreich mit Erfolg zu verteidigen, wenn die russische Großmacht einmal die Stunde gekommen erachtet, den besten Teil dieses Reiches anzugreifen und zu gleicher Zeit Frankreich sich anschickt, die Hand auf Ägypten zu legen, durch Kreuzer den englischen Handel und mit diesem die englische Industrie zu lähmen und mit einem Versuche zur Invasion über das aufgewühlte Irland und zu gleicher Zeit über die Meerenge von Dover nach der britischen Insel, dem Mittelpunkte des Reiches, zu drohen. In Amerika stoßen die Interessen der Union schon jetzt mit denen Großbritanniens zusammen, und nach Vollendung der Kanäle, welche die Meere jenes Erdteils in wenigen Jahren verbinden werden, wird dies in noch höherm Grade der Fall sein. Wie man in Kanada vor einer Empörung des französischen Elements nicht sicher ist, so in der Kapkolonie nicht vor einem Aufstande des holländischen, das in den benachbarten Boerenrepubliken staatlich organisirt und in Natal sehr zahlreich vertreten ist. Und wie steht es mit der Bevölkerung Indiens, besonders mit den dortigen Muhamedanern? Wie mit den Fürsten, die jetzt treu scheinen, aber bei einer ersten Niederlage der Engländer im Kampfe mit Rußland als echte Orientalen sich dem Sieger zuwenden können, dem sie mit ihren nicht unbeträchtlichen Armeen willkommenen Beistand leisten würden? Den besten Teil des indischen Seapoyheeres endlich bilden die Ghurkaregimenter, Söldner wie früher die Schweizer und wie diese um Geld für jede Macht zu haben, für Rußland so gut wie für England, welches auch auf die Afghanen nur so lange rechnen kann, als es ihnen den Eindruck der nächsten und stärksten von den beiden Parteien macht — und der reichsten und freigebigsten!

Noch eins ist ins Auge gefaßt worden. In der ersten Aprilwoche dieses Jahres wurde im Londoner Auswärtigen Amte eine Konferenz eröffnet, an der sich Vertreter der Regierung, der Opposition und der Kolonien beteiligten und

die den Zweck verfolgte, die gemeinsamen Interessen der letzteren und des Mutterlandes und die Mittel zu deren Wahrnehmung zu beraten. Als letztes Ziel schwebte den Veranstaltern ein engerer Zusammenschluß der gesamten Teile des Reiches vor Augen. Zunächst aber galt es, guten Willen zu größerer Annäherung zu zeigen, und dann waren die Wege und die Grenzen zu finden. Die Kolonien sind in den letzten fünfzig Jahren fast ausnahmslos zu Nationen erwachsen. Ausfuhr und Einfuhr zwischen Kanada und England haben sich im Verlaufe der Regierung der Königin Viktoria von 10 auf 50 Millionen Pfund Sterling vermehrt, die von Australien von 2¾ beinahe auf 112 Millionen, die der afrikanischen Kolonien von 2 auf 10 Millionen. Die Bevölkerung Kanadas hat sich in derselben Zeit verdreifacht, die des Kaplandes ist achtmal, die Australiens zwölfmal stärker als vor fünf Jahrzehnten, wo alle Kolonien zusammen nur vier Millionen Einwohner hatten, während sie jetzt 19½ Millionen aufweisen. Auf welchen Betrag von Reichtum und materieller Kraft diese Zahlen schließen lassen, brauchen wir nicht hervorzuheben. So sieht denn der britische Reichspatriotismus hier das zentrale Mutterland umgeben von einer Gruppe verwandter Länder, deren Volk, wie es desselben Ursprunges ist, auch vielfach dieselben Interessen hat wie das Volk im Mutterlande, und so darf es hoffen, durch die Konferenz werde eine Union vorbereitet und angebahnt werden, welche dieser Gemeinsamkeit entspricht und allen Gliedern gleichmäßig den Frieden sichert. Der gute Wille hierzu wurde in der Konferenz von allen Seiten kundgegeben. Doch darf man für den Anfang nicht zu viel praktische Ergebnisse von den Beratungen erwarten. Die Aufgaben, welche dabei zu lösen sind, sind so groß und so verschieden wie die Länder, an welche sie sich knüpfen. Man darf z. B., wie Lord Salisbury in der Rede sagte, mit welcher er als Vorsitzender die Verhandlungen eröffnete, nicht gleich an eine Verfassung denken. Das englische Weltreich braucht keinen fein ersonnenen Plan zur Herstellung eines Staatenbundes oder Bundesstaates oder wie man die Sache sonst nennen will. Die Wünsche und Bestrebungen, welche unter der jetzigen Toryregierung zu einem Verständigungsversuche geführt haben, bleiben in manchen Beziehungen besser unbestimmt, als daß man sie in Artikel und Paragraphen faßt. Das Gefühl der Notwendigkeit einer größern Annäherung der Kolonien an einander und an das Mutterland ist vorhanden, und wenn es noch nebelhaft ist, so verglich es Salisbury nicht übel mit dem Stoffnebel, welcher sich im Universum allmählich zum Sonnensystem verdichtete, nur wird das hier rascher gehen müssen, sonst käme die Verdichtung zu spät. Und sehr bald wird man wohl nicht darüber ins Reine kommen, wo das Bedürfnis gemeinsamer Verpflichtung und Berechtigung beginnt, und wo die Unabhängigkeit und die Selbsthilfe aufhört. Was sich wohl zunächst erreichen ließe, wäre eine Union zu gegenseitiger Verteidigung. Die Kolonien müßten lokale Streitkräfte, Landtruppen und Geschwader aufstellen, um sich bei einem Angriffe bis zum

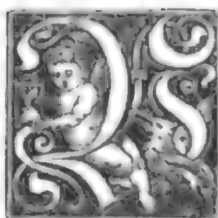
Eintreffen von Hilfe aus England wehren und halten zu können, und letzteres müßte ihnen anfangs dazu die Offiziere liefern. In dieser Richtung hat die Kolonie Victoria bereits ein gutes Beispiel gegeben, indem sie für militärische Sicherheitsmaßregeln bereits anderthalb Millionen Pfund aufgewendet und für den gleichen Zweck eine zweite halbe Million bereitgestellt hat. Entschließt man sich anderwärts, dieses Beispiel nachzuahmen, so ist schon viel gewonnen. Aber ohne Zweifel wird die Frage einer gemeinsamen Politik für dieses System von Ländern mit gemeinsamer Flotte und Flagge, welches den Veranstaltern der Konferenz vorschwebt, großen und mannichfachen Schwierigkeiten begegnen; denn eine ferne Kolonie wird immer so ungern gewillt sein, sich in einen europäischen Streit hineinziehen zu lassen, durch ihn Gefahr zu laufen und für ihn Opfer zu bringen, als das Reichsparlament Neigung empfinden wird, auf seine Hegemonie bei der allgemeinen Leitung und Bestimmung der Staatsangelegenheiten zu verzichten. Der gesunde Menschenverstand und der praktische Sinn, welcher die englische Rasse auszeichnet, läßt hier allerdings manches hoffen. Aber zunächst wird die Konferenz kaum zu Ergebnissen gelangen, welche für alle möglichen Fälle ein völlig befriedigendes Zusammenwirken der verschiednen Glieder des ausgedehnten Reichskörpers liefern.

Das Ergebnis unsrer Betrachtung ist: wenn das britische Weltreich imstande bleiben soll, ohne schwere Gefahren für die Zukunft weiter zu bestehen, so hat es folgende Aufgaben. Es muß zunächst weniger auf Ausdehnung seines Besitzes als auf Sicherung desselben Bedacht nehmen. Es muß feste Bündnisse suchen und durch Zugeständnisse gewinnen. Es muß endlich, ohne seine Flotte zu vernachlässigen, seine Landstreitkräfte auf einen demjenigen der Festlandsmächte mehr als jetzt entsprechenden Stand bringen. Es hat für ein stärkeres Heer zu sorgen, durch Erhöhung der Zahl und der Tüchtigkeit desselben. Dem stehen aber verschiedne Hindernisse entgegen. Bündnisse mit einer militärisch so schwachen Macht wie das jetzige England haben nur sehr mäßigen Wert, und feste Bündnisse gestattet der Parlamentarismus nicht, der bald die eine, bald die andre Partei an die Spitze der Regierung bringt und durch die Volksvertretung auf die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten hemmend einwirkt. Das Heer aber läßt sich mit dem herrschenden Werbesystem nicht wesentlich stärker machen. Man müßte zur allgemeinen Wehrpflicht greifen und deren Folgen auf sich nehmen; dagegen aber sträubt sich die öffentliche Meinung mit Macht, und dieses Sträuben wird in dem Maße zunehmen, in welchem England sich weiter demokratisirt und amerikanisirt; denn die Demokratie fürchtet nichts mehr als ein starkes stehendes Heer und das, was sie Militarismus nennt. So aber sind die Aussichten des britischen Imperiums trübe und werden es wahrscheinlich bleiben, bis man durch Schaden klüger geworden und zu der Überzeugung gelangt ist, daß mit alten und neuen Vorurteilen gebrochen werden muß, wenn nicht größerer Schaden folgen soll. Die

erste Belehrung wird aber vermutlich nicht lange mehr auf sich warten lassen. Wir sehen bereits in Zentralasien und nicht minder in Ägypten die Wolken sich ballen, welche dort schon seit geraumer Zeit eine nach der andern aufstiegen und sich nicht wieder zerstreuten und verzogen.



Zur Geschichte der beständigen Befestigung.



Vielleicht auf keinem Gebiete der Kriegswissenschaften hat der Entscheidungskampf zwischen Deutschland und Frankreich gründlichere Umwälzungen zu Wege gebracht, als auf dem der Befestigungslehre und des Festungskrieges. In der ersten Bestürzung über die Erkenntnis, wie sehr diese beiden Zweige militärischer Bethätigung hinter der raschen Entwicklung der Feuerwaffen zurückgeblieben waren, glaubte man, ein ganz Neues schaffen zu müssen, als wenn nie ein Vauban und Montalembert, ein Carnot und Aster gelebt hätte. Und in der That giebt es heute keine Waffe, die so wenig über maßgebende, an der Praxis erprobte Grundsätze verfügte, wie die Belagerungsartillerie, und in nicht minderer Verlegenheit befinden sich die Festungsingenieure, denn das einzige, was sie genau wissen, ist, daß sie nichts wissen, wenigstens in Bezug darauf, ob ihre mit einem erstaunlichen Aufwande von Fleiß und Scharfsinn errichteten Festungswerke einigermaßen imstande sind, einem wohl versehenen Belagerungspark zu widerstehen.

Weder das neue deutsche — und das ist das europäische — Festungsbausystem, noch die neue Lehre der Belagerung hat bisher eine nennenswerte praktische Probe ablegen können. Unsicherheit herrscht in der Theorie, Streit unter den Theoretikern. Und das auf einem Gebiete, welches noch vor einem Menschenalter als das am sichersten begründete der gesamten Lehre vom Kriege angesehen wurde.

Zweihundert Jahre galt Vaubans Wort: „Jede Festung muß eingenommen werden," und mit seinem Worte zugleich die von ihm ausgebildete Mustermethode, wenngleich sein Festungsbaustil schon längst zu Gunsten des sogenannten „neupreußischen" Systems verlassen worden war. Eine Belagerung spielte sich darnach nicht anders ab, als der mehr oder minder „elegant" geführte Beweis eines mathematischen Lehrsatzes. Die Franzosen zumal hatten ihre Belagerungen vollkommen schablonisirt und waren von der alleinselig-

machenden Kraft ihrer Schablone aufs innigste überzeugt, obschon ihre fürchterlichen Verluste vor Sebastopol sie hätten belehren sollen, daß es in der Kriegskunst kein ewig dauerndes Allheilmittel giebt. Jetzt ist an Stelle der höchsten Sicherheit höchster Zweifel getreten. Die Technik hat wieder einmal bewiesen, daß sie in der Entwicklung der Taktik das umstürzende, vorwärts drängende Element ist.

Die Geschichte der Befestigungskunst in ihren aufeinanderfolgenden Stufen und die Streitfragen, zu denen sie zu allen Zeiten unter Technikern und Heerführern Veranlassung gegeben hat, ist für die Ausbildung von richtigen Gesichtspunkten vom höchsten Wert. Und sie fördert nicht nur die Erkenntnis der modernen Erfordernisse, sie hat nicht nur für den Ingenieur und den Soldaten ein hohes Interesse, sondern auch für alle, welche sich mit der geschichtlichen Entwicklung der technischen Erfindungen beschäftigen. Die Art und Weise, in welcher zu einer gegebenen Zeit die befestigten Stellungen angelegt wurden, spiegeln ziemlich genau den Zustand auf den meisten andern Gebieten der Technik wieder. So ist denn die „beständige Befestigungslehre," obwohl sie in ihrer neuesten Entwicklung nur von militärischen Fachleuten beurteilt werden kann, in ihren früheren Stufen bis zu einem gewissen Grade Gegenstand des archäologischen Studiums geworden, in derselben Weise etwa, wie die Waffen und Rüstungen der Vorzeit, welche aufgehört haben, in persönlicher Beziehung zu dem lebenden Soldaten zu stehen.

Unter den deutschen Arbeiten galt Zastrows „Geschichte der beständigen Befestigung" als mustergiltig. Aber dieses Buch findet leider keinen Bearbeiter, der es von der Zeit von 1854, wo die dritte Auflage erschien, bis auf die Gegenwart fortführte. Und in der That wäre dazu eine vollständige Umarbeitung notwendig. Ähnliches gilt für Frankreich von den Arbeiten Viollet le Ducs und Angoyats. Die neuern Werke Popp, Mollik, Brunner, Sauer, H. Müller, selbst die ausgezeichneten Arbeiten von Bonin können ein großes, zusammenfassendes Werk ebensowenig ersetzen, wie die äußerst fleißigen und gewissenhaften Engineer Studies des Major Lloyd. Und so läge hier eine entschiedne Lücke in der militärischen Literatur vor, welche auszufüllen wohl am nächsten Aufgabe eines deutschen Offiziers wäre, denn es war der deutsche Offizier, welcher durch die Anbahnung der neuern Belagerungstaktik die Herrschaft der französischen Ideen, d. h. diejenigen Vaubans, ebenso gründlich stürzte, wie er bereits früher durch das „neupreußische" System von Aster und Brese, Winiary und Prittwitz das französische Bastionärsystem des Festungsbaues gestürzt hatte.

Der unkundige Beschauer, welcher ein altes Schloß mit einer modernen Festung vergleicht, wird nicht nur von den tiefgreifenden Unterschieden zwischen beiden, sondern vielleicht auch von dem eigentümlichen Verlauf der Entwicklung, den der Festungsbau genommen hat, betroffen werden. Es wird ihm scheinen, als

ob die Verteidigungskunst zurückgegangen sei. Die neuen Werke sind weder so imposant, noch so künstlich angelegt wie die alten. Aber was helfen alle stolzen Turmbauten und Bastionen, alle gewundnen Thore und unzähligen Schanzen, wenn die gezogenen Geschütze sie vom Erdboden hinwegrasiren? Die leitenden Grundsätze der mittelalterlichen Befestigungskunst waren passive Hindernisse und hohes Kommando, Schritt vor Schritt-Kampf und vertikale Verteidigung. Das mußte ein Ende nehmen, als die Ausbildung der eisernen Geschosse die königliche Kanone aus einem bloßen Feuerwerkskörper, welcher dem Schützen gefährlicher war als dem Feinde, in eine Maschine verwandelte, vor der kein luftiges Bauwerk lange Stand halten konnte. Die nachhaltigsten Wirkungen des neuen und umstürzenden Elements der Kriegführung wurden in Italien während der Kämpfe des fünfzehnten Jahrhunderts wahrgenommen. Vor ihm verschwanden die Condottieri wie weggeblasen. Und in Italien traten auch die ersten Bestrebungen auf, den verheerenden Wirkungen der neuen Kanone zu begegnen, sowie denjenigen der Pulverminen, welche Galsalvas von Cordova Ingenieur, Peter von Navarra, eingeführt hatte.

Die Grundzüge der neuen Befestigungskunst wurden von jenen großen Geistern der italienischen Renaissance gezogen — Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Bramante —, welche das Schwert mit derselben Lust und Geschicklichkeit führten, wie den Pinsel, den Meißel und die Feder. Manche Einzelheiten der Werke von Verona und Civita Vecchia, die San Michele und San Gallo 1527 erbauten, werden noch heute als wunderbar geschickt und untadelhaft in ihrer Konstruktion anerkannt. Unter den Händen des großen Mathematikers Tartaglia und seiner Nachfolger Cataneo und Marchi entwickelte sich der moderne Festungsbau, ein echt italienisches Erzeugnis, mit reißender Schnelligkeit bis zur ziemlich abgeschlossenen Vollendung des Bastionärsystems und verbreitete sich von seinem Heimatlande aus bald nach Spanien, Frankreich und Deutschland. Die ersten französischen Ingenieure zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, Errard de Bar-le-Duc, Perret, Pagan, wandelten noch ganz in den Spuren ihrer italienischen Lehrer, deren musterhafte Konstruktionen erst Vauban erweiterte, indem er sie mit den Fortschritten der deutschen Ingenieure und zahlreichen eignen Gedanken bereicherte.

Eine selbständige Entwicklung nahm im Anfang neben Italien nur Deutschland. Albrecht Dürer war es, der seinem üppigen Lorberkranze durch die Schöpfung des modernen deutschen Festungsbaues ein neues unverwelkliches Blatt hinzufügte. Betrachtet man Dürers Bauten von Nürnberg, Wien, Padua u. a., und berücksichtigt den damaligen Stand der Ingenieurwissenschaft, so wird man von Staunen und Bewunderung vor dem hohen Geiste dieses Mannes erfüllt und ist leicht geneigt, in ihm den genialsten Kriegsbaumeister aller Zeiten zu erblicken. Man wäre unzweifelhaft dazu genötigt, wenn sich erweisen ließe, daß seine Gedanken durchweg original gewesen seien. Doch scheint

es, daß dieser Erweis nicht zu erbringen sei. Obwohl sein „Unterricht zur Befestigung von Stadt, Schloß und Flecken“ schon 1527 erschien, muß doch angenommen werden, daß er auf seinen Reisen nach Italien aus diesem Lande die Elemente seines Festungsbaustiles geholt habe. Aber er hat sie nicht sklavisch nachgeahmt, sondern sie in selbständigem Geiste entwickelt und auf eine Stufe geführt, die alles Gleichzeitige überragte. Seine Abänderungen des italienischen Stiles enthielten schon die Grundlinien, aus denen sich in direkter Folge die deutsche Befestigungskunst des neunzehnten Jahrhunderts entwickelte, welche sich zur allgemeinen Geltung in Europa mit Ausnahme Frankreichs durchrang. Er erteilte bereits dem Hauptwall den vieleckigen Grundriß, führte schon die bombensichern Geschütz- und Wohnkasematten ein und hatte sogar den Grundsatz der Gräben- und Flankenbestreichung durch Galerien und Kaponnieren in großem Umfange verwirklicht, während die andern Völker noch lange an den dem feindlichen Feuer so ausgesetzten Bastionen mit den überhöhenden Kavalieren festhielten. Auch die Entwicklung der spätern niederländischen Befestigungskunst zeichnete Dürer bereits vor durch die Einschaltung einer gemauerten Enveloppe zwischen den Gräben seines kasemattirten Turmforts. In Daniel Speckle und Georg Rimpler hatte Dürer würdige Nachfolger.

Die langen Kämpfe in den Niederlanden nötigten die Spanier zur Errichtung starker Festungen, zu deren Erbauung sie sich natürlich des Genies der italienischen Ingenieure bedienten. Aber dieses Beispiel ging an den Niederländern nicht verloren. In ihrem späteren Unabhängigkeitskriege zogen sie Nutzen aus den Werken von Paciotto und Alghisi und entwickelten sie zu dem eigentümlichen niederländischen System der niederen Erdarbeiten, zu denen sie die glatte Beschaffenheit und der Wasserreichtum ihres Terrains nötigte, und die für die moderne Befestigungskunst maßgebend wurden. Den Arbeiten von Martini von Pisa, der zunächst die Idee eines Glacis gehabt zu haben scheint, von Castriotto und seinem Mitarbeiter Maggi, welche Calais befestigten, von Zanchi da Pesaro, dessen Buch die italienische Manier nach England verpflanzte, von Galasso Alghisi, von Paciotto d'Urbino, Albas Ingenieur, dessen Hauptwerk, die Zitadelle von Antwerpen, im Jahre 1567 errichtet, erst bei der großartigen Neubefestigung durch Brialmont 1859 niedergerissen wurde, diesen Arbeiten setzten die Niederländer ihre Werke entgegen, die, der Natur des Landes entsprechend, hinter niedrigeren Erdwällen und breiten Wassergräben Schutz verliehen. Möglich, daß der Graf Heinrich von Nassau zuerst den kühnen Gedanken hatte, aus der Not eine Tugend zu machen und statt der hohen Mauerwerke, für welche der feste Grund fehlte, die Wasserläufe und Dämme zur Verteidigung zu benutzen. Seine Befestigung von Breda 1533 bietet das älteste bekannte Beispiel dieser Art von Befestigung. Aber erst Coehoorn vollendete im nächsten Jahrhundert die niederländische Bauart, die deutschen Ideen von Dürer, Speckle und Rimpler verwertend.

Der Unabhängigkeitskrieg und Ludwigs XIV. Raubzüge waren wesentlich Belagerungskriege und verliehen der Kunst des Angriffs und der Verteidigung fester Stellungen mächtige Antriebe. Während die holländischen Ingenieure, der unermüdliche Moritz von Nassau, sein Lehrer Simon Stevin, seine Nachfolger Freytag, Marollois, Dögen und endlich Coehoorn die Verteidigung eines flachen Landes, Wasserwerke, Pallisaden, Stakkete, Schanzpfähle, spanische Reiter, sowie die Artilleriekraft durch die Erfindung von Bomben, Granaten, indirektem Feuer aufs höchste entwickelten, begründeten die französischen Ingenieure die Ueberlegenheit des Angriffs über die Verteidigung. Den Abschluß dieses Prozesses brachte Vauban, der im Festungskriege den dauernden Sieg dem Angreifer sicherte.

Dieser Fürst der Ingenieure war nicht nur eines der größten militärischen Talente seiner Zeit, sondern auch, wie St. Simon, sein Biograph sagt, „vielleicht der redlichste und tugendhafteste Mann seines Landes."

Für einen Soldaten ist es immer ein hohes Vergnügen, sich mit der Biographie Vaubans zu beschäftigen. Obgleich er aus einer guten alten Familie stammte, befand er sich doch schon in frühem Alter in großer Bedürftigkeit. Ein Landpfarrer nahm ihn als Kind an und lehrte ihn unter andern Dingen auch etwas Mathematik und die Grundzüge der Befestigungskunst, welche damals als ein Zweig der Mathematik angesehen wurde. Mit achtzehn Jahren trat er in das Regiment Condé und hatte bald Gelegenheit, Proben seiner Kaltblütigkeit und seines Mutes unter dem großen Condé selbst abzulegen. Dann wurde er in den königlichen Dienst hinaufgezogen, in dem er als zweiunddreißigjähriger zu einem der Ingenieure des Königs aufrückte. Fünfunddreißig Jahre alt, wurde er mit der Oberleitung der Belagerungen unter Turenne betraut. Generalmajor mit fünfundvierzig Jahren und Generaldirektor aller der zahlreichen französischen Befestigungswerke, starb er als Marschall von Frankreich, nach einer langen, ereignis- und thatenreichen Dienstzeit von zweiundfünfzig Jahren, während der er ebensoviel wichtige Belagerungen leitete, acht Wunden empfing und in unaufhörlichen Reisen Frankreich von einem Ende zum andern durchzog, um Festungen zu erbauen, zu verbessern oder zu besichtigen. Die Materialien, die einem Biographen vorliegen, sind sehr zahlreich: seine eignen Werke, seine „Abhandlung über den Angriff und die Verteidigung," seine zahlreichen Denkschriften und politischen Werke, die Eloges von Fontenelle und Carnot, die Biographien von Chambray und Michel. Vauban unterschied sich in seinem militärischen Charakter ebenso von der gewöhnlichen Art seiner Landsleute, wie in seinem persönlichen. Als Mensch war er sanft, milde und bescheiden, als Krieger ging ihm die Gewissenhaftigkeit seiner Unternehmungen weit über ihre glänzende Ausführung. Er bewies diese Eigenschaft vornehmlich darin, daß er eine unüberwindliche Abneigung gegen mehr Zerstörung und mehr Blutvergießen zeigte, als unbedingt notwendig war. Er setzte nie das Leben

seiner Soldaten aufs Spiel, um einen Erfolg schneller zu gewinnen, der ihm durch bedächtige, planmäßige Anordnungen sicher war. Seine persönliche Tapferkeit war dabei von der ruhigen, entschlossenen und geräuschlosen Art, welche sich in zahllosen Anekdoten wiederspiegelt, die von ihm erzählt werden. Immer bestrebt, sich genau über alle Umstände eines Platzes zu unterrichten, liebte er es, allein, ohne Aufsehen zu erregen, seine Erkundigungen einzuziehen und seine Beobachtungen anzustellen. Vor Luxemburg streifte er so Nacht für Nacht bis zu den Pallisaden des gedeckten Weges. Einmal wurde er bemerkt, er gab den Wachtposten der Belagerten ein Zeichen, nicht zu schießen, und schritt ruhig seines Weges weiter, anstatt sich zurückzuziehen. Die Posten glaubten, es wäre einer ihrer Offiziere und ließen ihn ruhig seine Beobachtungen beendigen und unversehrt zurückkehren. Dieselbe Umsicht und Gewissenhaftigkeit bekundete er in den bürgerlichen Verwaltungsgeschäften, die ihm übertragen wurden. Er tadelte die religiösen Verfolgungen und erhob einen zornigen Protest gegen die Aufhebung des Edikts von Nantes. In den Finanzangelegenheiten des Reiches verriet er seinen Scharfblick in den wichtigen Vorschlägen zur Verbesserung der Steuern und der Verwaltung, die er in seinem berühmten Werk über die Dîme royale niederlegte, einem Werke, das seinem Zeitalter so weit voraus war, daß es ihm Spott und Verfolgung einbrachte.

Nicht zum Vorteil für die Kunst der „beständigen Befestigung,“ nötigte der Verlauf der Ereignisse Vauban, sein Genie mehr den Methoden des Angriffs als dem Fortschritt der Verteidigung zuzuwenden. So entwickelte er seine Lehre bis zu einer Vollendung, daß unter Voraussetzung der gewöhnlichen Verteilung von Garnison und Belagerungsheer die Einnahme eines Platzes eine bloße Frage der Zeit und der Methode wurde. Zu seiner und der spätern Zeit blieb ihr Erfolg immer der gleiche, und erst der deutsch-französische Krieg hat darin eine Änderung hervorgerufen.

Vaubans Angriffssystem war zu vollkommen, um noch Raum zu nennenswerten Verbesserungen zu lassen. Die Aufmerksamkeit der Spätern wendete sich daher wieder mehr der Befestigung zu. In Frankreich ragen die Namen des Marquis von Montalembert und Carnots, in Deutschland diejenigen Wallrawes und Friedrichs des Großen hervor. Montalembert war der eigentliche Schöpfer des Tenaillensystems, das ein halbes Jahrhundert vorher (1707) bereits der Niederländer Landsberg angestrebt hatte.

Das Tenaillensystem, dessen wesentliches Kennzeichen in der Kantenbrechung des Hauptwalles besteht, derart, daß immer ein ausspringender Winkel mit einem einspringenden abwechselt, mithin sich alle Linien gegenseitig flankiren, bietet natürlich dem Feinde ein geringeres Ziel für seine Geschütze, als die hoch emporstrebenden und breit entladenen Bastionen. Montalembert verwarf jede Spur einer bastionären Krönung und ersetzte sie durch Verteidigungskasematten oder äußerst massive kasemattirte Türme. Das erlaubte ihm eine Ansammlung

von Geschützmassen auf einen Punkt, wie sie bisher unerhört gewesen war. Naturgemäß führt das Aufgeben des Bastionärsystems zur Idee der detachirten Forts, und in der That sehen wir, daß bereits Montalembert, nachdem er zunächst an gründlich verschanzte Verteidigungskasernen zur Verstärkung der äußern Positionen denkt, sorgfältig durchdachte Pläne zu detachirten Forts entwirft.

Aber die Geltung Vaubans, des „großen Marschalls," war in Frankreich so unbedingt und schloß so jeden Wettbewerb aus, daß kein entgegengesetztes System gegen das seine aufkommen konnte. Außerdem hatte Vauban während seiner langen und arbeitsvollen Laufbahn das französische Festungsnetz so gut wie ganz ausgebaut, sodaß die Arbeiten seiner Nachfolger schon wegen Mangel an Raum zu praktischer Bethätigung auf dem Papiere bleiben mußten. Es war den deutschen, insbesondre den preußischen Ingenieuren vorbehalten, die Gedanken Landsbergs und Montalemberts fortzuentwickeln und auszuführen, deren Wert bei jedem Fortschritt des Geschützwesens stieg und schließlich bei der allgemeinen Einführung der gezogenen Kanonen zur bedingungslosen Anerkennung gelangte.

Montalembert hatte den Dienst aufs gründlichste im österreichischen Erbfolgekriege und im siebenjährigen Kriege kennen gelernt. Er wurde überall von der Beobachtung betroffen gemacht, wie geringe Widerstandskraft die Festungen besaßen, und da er nicht nur Soldat, sondern auch ein Mann von bedeutender wissenschaftlicher Fähigkeit war, untersuchte er den Gegenstand methodisch und gelangte so zu seinem System der „perpendikulären" Befestigung, so genannt, weil er die tenaillirte Linie in lauter rechte Winkel brach, sodaß die Schenkel alle zu einander Perpendikel waren. Obgleich seine Theorien gar keinen oder nur geringen Einfluß auf den Festungsbau seiner Zeit ausübten, wurden sie doch lebhaft, fast leidenschaftlich erörtert. Er wurde von oben herab angehalten, die Veröffentlichung seiner Arbeiten zu vermeiden, und in der That erschienen sie erst zu Beginn der Regierungszeit Ludwigs XVI. im Druck.

L'Art défensif supérieur à l'offensif ist der stolze Titel des Montalembertschen Buches, und es muß gesagt werden, daß nach einer Richtung wenigstens der Titel sich rechtfertigte. Denn die leitenden Gedanken der „polygonalen," d. i. der heutigen Befestigung, welche wieder zur langen Linie für die beherrschende Geschützaufstellung zurückgekehrt ist und die Seitenbestreichung anstatt durch die dem Feuer ausgesetzten aufragenden Türme und Bastionen durch tief liegende Kaponnieren (Schießgruben) bewirkt, die leitenden Gesichtspunkte dieses Systems, welches zwar nicht dem Montalembertschen Tenaillensystem gleich ist, aber doch aus ihm hervorging, die grundlegenden Ideen ferner für eine kräftigere Entwicklung der Verteidigungsartillerie, für die Flankenbestreichung durch die mächtigen kasemattirten Bauten der modernen Fronten, ebenso für den wohlverstandenen Gebrauch in sich vollständiger detachirter Werke, sie alle müssen auf die geistvollen Studien Montalemberts zurückgeführt werden, welche das

eine Ziel verfolgten, die durch die Zeit geheiligte Bastionslinie durch ein gänzlich neues Mittel zu ersetzen. Es war die oft ausgesprochene Hoffnung Montalemberts, daß „die französische Nation, nachdem sie den Angriff zum Siege über die Verteidigung geführt habe, durch ihn den größern Triumph erwerben sollte, die Verteidigung zum Siege über den Angriff zu führen."

So wie Montalembert und in einem noch höhern Grade als dieser, war Carnot nicht nur ein militärischer, sondern auch ein wissenschaftlicher Denker. Seine Géométrie de Position reiht ihn den größten Mathematikern aller Zeiten an.

Der Soldat wird Carnot unter zwei Gesichtspunkten betrachten. Zunächst als militärischen Organisator, als welcher er ein bewunderungswürdiges Genie bewies und das — freilich bei weitem nicht erreichte — Vorbild Gambettas wurde. Er allein organisirte die schier unglaubliche Widerstandskraft der französischen Republik nach außen, und der Ehrenname, der ihm im Konvent gegeben wurde, „Organisator des Sieges," war vollauf verdient. Nach dieser Richtung hin ist Carnots Wirken oft von militärischen Fachleuten behandelt worden. Umsomehr wurde dagegen die nicht minder eifrige Thätigkeit Carnots als Ingenieur vernachlässigt, eine Thätigkeit, die seinem seltenen mathematischen Genie so sehr viel näher lag als die Zentralleitung der Heere. Seine wichtigsten kriegsbautechnischen Werke entstanden auf Veranlassung Napoleons, um zu beweisen, daß die Widerstandsfähigkeit fester Plätze weit über die Grenzen hinaus gehoben werden könne, welche man ihr gewöhnlich stecke, und daß eine besser organisirte und aktive Verteidigung zu diesem Ziele führe. Im Verlaufe dieser Studien gelangte Carnot zu seinem umfassenden, klaren System, welches nicht, wie dasjenige Montalemberts, von gänzlich neuen Gesichtspunkten ausging, sondern als das Werk eines Praktikers an das Bestehende anknüpfte und die Mittel und Wege entwickelte, durch welche die Fronten der alten Befestigungen, deren Neubau zu kostspielig gewesen wäre, aufs äußerste verbessert werden könnten. Daß er den Montalembertschen Gedanken zuneigte, lag im Laufe der natürlich vorgezeichneten Entwicklung. Er verehrte Montalembert, ohne alle seine Gedanken zu teilen. Auch er bemühte sich, die Verteidigung dem Angriff überlegen zu machen. Doch legte er das höchste Gewicht auf das aktive Verhalten der Besatzungstruppe. Es war ihm daher das wichtigste, zahlreiche und kräftige Ausfälle der Belagerten zu ermöglichen und eine wirksame Verteidigung auch dann noch fortzuführen, wenn der Feind das Glacis bereits erreicht hat. Er bildete somit das indirekte Feuer aus, das alle Operationen der Besatzung aufs mutigste unterstützen kann, und verlegte seinen Hauptherd in kasemattirte Mörserbatterien. Die gemauerten steilen Contreescarpen, die weder dem Angriff der Bomben lange widerstehen noch der Verteidigung wesentlich nutzen, wandelte er in vollständige, beiderseitig abgeschrägte Glacis (glacis en contrepente) um und vergrößerte die Zahl der detachirten Escarp-

wälle und Bollwerkswehren (contre-gardes). In Antwerpen machte **Carnot** während des Feldzuges von 1814 die praktische Probe auf sein theoretisches Exempel mit einem Erfolge, der nicht übertroffen werden konnte.

Carnots Werken über den Festungsbau, zumal dem großen dreibändigen Meisterwerk De la défense des places fortes, erging es wie denjenigen **Montalemberts**: sie wurden in Frankreich vergessen und in Preußen aufs eifrigste studirt.

Der preußischen Befestigungskunst hatte schon zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts der General Wallrawe die Wege gewiesen. Er hatte die Gedanken des jüngern Landsberg in sich aufgenommen und zur praktischen Ausführung gebracht, lange bevor Montalembert das System vollendete. Wallrawe war für die preußische Befestigungskunst das, was zu derselben Zeit der alte Dessauer für die preußische Infanterie war. Beiden nahm Friedrich der Große, das ganze Gebiet des Kriegswesens mit geistvollem Blick umspannend, die Zügel aus der Hand, als diese ihren Händen entsanken. Der große König war im Innersten von der Unzulänglichkeit des französischen Systems überzeugt. Alle Bauten, die er selbst anordnete, besonders die schlesischen, entfernen sich daher auch durchaus von den gleichzeitigen Musterbauten der Franzosen. Er verwirft die emporstrebenden Arbeiten, er rückt lieber unter den Horizont. Das Lager zu Bunzelwitz ist eine Vorwegnahme der modernen Befestigungskunst. Friedrich erkennt den Wert der kasemattirten Grabenflankirung und wendet sie stets an. Das Kasemattensystem hat er ebenso zur Vollendung gebracht, wie das Tenaillensystem. Er kannte Montalembert und folgte dessen Gedanken mit ebenso viel Entschiedenheit wie Freiheit; so fing er schon an, das strenge Tenaillensystem zu verlassen und Kaponnieren, detachirte Forts, zur aktiven Verteidigung eingerichtete gedeckte Wege zu verwenden.

Mit der Wirksamkeit des gelehrten Generals von Aster beginnt das neupreußische System und damit der moderne Festungsbau. In den Werken von Aster und Brese offenbart sich die größte Unbefangenheit und Anpassung an das Terrain. In ihnen kommt ebenso sehr Montalembert und Carnot, wie Dürer und Speckle zur Geltung. Ganz Europa beglaubigte durch die Annahme des neuen Systems die Überlegenheit der militärischen Praxis Preußens, Belgien machte eine großartige Anwendung desselben im Neubau von Antwerpen, nur Frankreich schloß sich aus. Durch die Erfahrungen des Krieges von 1870 ging der neupreußische Stil in den modernsten über, den man billig den „deutschen" nennen kann und den im wesentlichen auch Frankreich in seinen Neubauten befolgt. Dieser Stil ist noch lange nicht abgeschlossen und bedarf erst der Probe eines größern Krieges, um auf seine Vorzüge und Fehler erkannt zu werden. Wir verzichten hier auf seine Auseinandersetzung, die eine besondre Behandlung verlangen würde. Obwohl Frankreich und Deutschland mit einander wetteifern, sich durch Festungen, die nach den neuen Ideen gebaut sind, zu schützen, offen-

bart sich doch ein großer Unterschied zwischen den strategischen Rücksichten, die hüben und drüben beim Festungsbau zur Geltung gekommen sind, ein Unterschied, der so tiefgreifend ist, daß das Festungsnetz in beiden Ländern nach ganz verschiednen Systemen erbaut zu sein scheint. Auch jetzt wieder scheint das deutsche System den Sieg davon tragen zu sollen, denn die andern Länder Europas schließen sich mehr oder weniger eng ihm an, wenn auch hie und da Annäherungen an den französischen Gedanken der Sperrforts auftauchen.

Der Unterschied zwischen den beiden Systemen, welcher kein fortifikatorischer, sondern ein strategischer ist, läßt sich mit einem Wort bezeichnen: die deutschen Festungen sind für einen Angriff, die französischen für eine Verteidigung errichtet. Dieser Umstand wird gleicher Weise die Mobilmachung, den Heeresaufmarsch und die ersten strategischen Operationen bei einem etwaigen nächsten Kriege zwischen Frankreich und Deutschland bestimmen. So haben sich die Franzosen selber eine Verhaltungslinie vorgezeichnet, welche ihrer ganzen militärischen Überlieferung widerspricht. Das ist der Einfluß eines einzigen gewaltigen Krieges, der durch eine Fülle neuer Erfahrungen von der Zeit geheiligte Grundsätze über den Haufen wirft. In Beziehung auf die Festungsbauten kommt die Wandlung in dem französischen System zum Ausdruck durch die übertriebene ängstliche Absperrung der deutschen Grenze, eine Absperrung, welche wenig Vertrauen zur eignen Stärke im Felde beweist. Es liegt in der Natur der neuern Befestigungskunst, die detachirten Forts zu vermehren und ihnen eine Wichtigkeit zu erteilen, hinter der die des Hauptwalles einigermaßen zurücktritt. Die Franzosen übertreiben auch dies. Sie lassen den Hauptwall vollkommen verschwinden und begnügen sich mit einem mehrfachen Gürtel von Forts. Das setzt wiederum ein Mißtrauen auf die eigne moralische Stärke voraus, das entspringt der Annahme, eine Besatzung, die ihre Außenwerke verloren hat, sei bereits moralisch und physisch so sehr geschwächt, daß von einer ferneren Verteidigung nicht mehr die Rede sein könne. Die deutsche Anschauung verabscheut diesen Satz; sie führt im Gegenteil zu kasemattirten Batterien zur Bestreichung des innern Wallganges, also zur Verteidigung bis auf die letzte Sekunde.

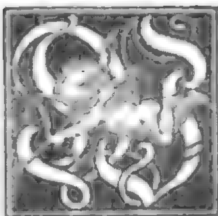
Der dichte Gürtel von Sperrforts längs der französisch-deutschen Grenze trägt den Verteidigungscharakter des Festungsbaues zum Gipfelpunkt. Es mag etwas Verlockendes darin liegen, alle Schienenwege durch Forts zu beherrschen und somit den ersten Schritt auf dem Wege des Feindes mit einer Bombensaat zu begrüßen. Es ist nur die Frage, ob die Forts bei der rasch fortschreitenden Geschütztechnik wirklich in der Lage sind, einem großen Heere die Schienenwege zu verlegen. Man darf wohl billig daran zweifeln. Ist aber an einer einzigen Stelle der Durchbruch geschehen, dann ist der ganze Gürtel verloren, noch ehe er überhaupt Gelegenheit erhalten hat, eine Kanone abzuschießen. Wir haben keinen Grund, mit Besorgnis auf die Sperrforts der Vogesen zu blicken.

Die Besatzung der unzähligen kleinen Befestigungen Frankreichs erfordert eine große Menschenmenge; sie entzieht der Feldarmee ein ganzes Armeekorps. Das Fehlen dieses Armeekorps dürfte sich bei gegebener Gelegenheit sehr fühlbar machen. Eine Angriffsstrategik dagegen wird es scheuen, die Operationstruppen zu schwächen; sie wird nach Möglichkeit die Zahl der Festungen vermindern, diese wenigen aber derart ausbauen, daß sie feste Stütz- und Ausgangspunkte für Angriffsunternehmungen bilden können. Das ist das deutsche System. Es erscheint fast fraglich, ob unter dem Einfluß des Wettkampfes die deutsche Heeresleitung an der Westgrenze nicht schon über die äußerste Grenze dieses gesunden, von Kraft und Zutrauen zeugenden Systems hinausgegangen ist. Eine Heeresleitung von echt militärischem Geiste und ein kriegstüchtiges Volk, dessen männliche Eigenschaften es auf den Angriff hinweisen, werden überhaupt dem Befestigungssystem des Landes nur eine geringe Rolle zugestehen;*) sie werden der Überzeugung nachleben, daß die beste Mauer die Brust der Männer ist, welche die Gefechtsreihen schließen.



Die Schlacht im Teutoburger Walde.

Von F. Knoke.



Wer im Anfange der siebziger Jahre in Rom geweilt hat, zu einer Zeit, als die wichtigen Ausgrabungen auf dem Forum Romanum stattfanden, konnte beobachten, wie auch der gemeine Römer, über die Schranken des Platzes gelehnt, voll Teilnahme zu den Arbeiten in der Tiefe niederschaute und seine Freude daran hatte, wenn ein Stück der alten Welt nach dem andern wieder zum Vorschein kam. Es darf wohl angenommen werden, daß hinter jenen armseligen Römern der gebildete Deutsche nicht zurückbleiben wird, wenn auch bei uns die Denkmäler einer ruhmreichen Vorzeit wieder aus dem Dunkel steigen. Wir dürfen vielmehr erwarten, daß man nicht minder in unserm Volke mit Interesse zuschauen wird, wenn die Bilder der Vergangenheit sich von neuem gestalten und beleben.

Freilich handelt es sich im vorliegenden Falle nicht um einen Raum, auf dem, wie auf dem römischen Forum, eine tausendjährige Geschichte sich vollzogen hat. Gleichwohl verdienen auch die Schauplätze, auf denen einst die Deutschen mit den römischen Legionen kämpften, unsre volle Beachtung. Tritt

*) Major Scheibert, der Verfasser des neuesten Werkes über diesen Gegenstand („Die Befestigungskunst und die Lehre vom Kampf." Drei Teile, Berlin, 1886), scheint uns freilich diesen gerechtfertigten Standpunkt ein wenig zu übertreiben. Er will kaum einmal die Festungen als Stützpunkt von Angriffsunternehmungen gelten lassen.

doch mit diesen Thaten eigentlich das deutsche Volk zum erstenmale in die Geschichte ein. Denn die Zeugen, welche wir aus einer ältern Vergangenheit in den altheidnischen Gräbern und sonstigen Funden besitzen, sind zweifelhafter Art, und nicht einmal die Frage ist in den meisten Fällen zu entscheiden, ob wir es dabei mit germanischen, keltischen oder sonstigen Denkmälern zu thun haben. Auch die Züge der Kimbern und Teutonen, die ältern Unternehmungen der Sueven, der Usipeter, Tenchterer und andrer Stämme sind nur als Vorspiele kommender Begebenheiten anzusehen; es waren Thaten einzelner Schwärme, welche, getrennt von dem großen Ganzen, dem Schicksale späterer Zeiten vorzugreifen wagten. Die Geschichte des deutschen Volkes beginnt mit dem Augenblicke, wo es die Waffen gegen die fremden Eroberer erhebt.

Die Berichte über jene Zeiten geben auch zum erstenmale genauere Aufschlüsse über die Eigenschaften und die Sitten unsrer Vorfahren, wie denn auch die ersten bestimmteren Nachrichten über unsre heimischen Lande aus denselben Quellen stammen.

Unter allen Thaten aber, welche die Römerkriege in Deutschland aufzuweisen haben, ist keine so berühmt geworden wie die Schlacht im Teutoburger Walde. Wurde hier doch ein ganzes römisches Heer zu Grunde gerichtet, eine Begebenheit, welche den höchsten Schrecken in Rom erregte, unter den Deutschen aber der Ausgangspunkt ruhmreicher Verteidigungskriege wurde. Welche Anstrengungen sind nicht hinterher von seiten der Römer gemacht worden, um die Niederlage des Varus wieder gut zu machen! Welchen Ruhm hat nicht der Held jener Schlacht, Armin, geerntet! Schon die alten Deutschen verherrlichten ihn in Gesängen; fort und fort erglänzt sein Name in der Geschichte, und noch in den jüngsten Zeiten haben wir es erlebt, daß ihm ein stattliches Denkmal errichtet wurde. Auf der Höhe der Grotenburg in der Nähe von Detmold steht er da, der Siegesheld; hoch ragt seine Riesengestalt über die Gipfel der Bäume hinweg, weit hinausschauend in die Lande.

Und nicht bloß die Poesie der That oder das Heldentum des Siegers hat es vermocht, daß die Teilnahme unsers Volkes sich jenen ältesten Ereignissen zugewandt hat: auch die Romantik der Wissenschaft hat das ihrige dazu gethan, um den Gegenstand interessant zu machen. Die alten Schriftsteller haben es unterlassen, uns die Lage des Ortes genauer zu bezeichnen, wo der römische Feldherr samt den Legionen sein Ende fand. So zog man denn auf Entdeckungen aus, und seit Jahrhunderten war die Forschung in Thätigkeit, um jene Stelle wieder aufzusuchen, als gälte es, ein Zauberland zu finden. Wie viele Bücher sind nicht geschrieben, wie viele Ansichten sind nicht aufgestellt worden, um die Frage nach der Lage des Teutoburger Waldes zu entscheiden! Und wenn auf der einen Seite eine solche Untersuchung für abenteuerlich galt und auf der andern Seite die Hoffnung nicht schwinden wollte, daß es dennoch möglich sein werde, das gewünschte Ziel zu erreichen, so führte dieser Widerstreit

der Überzeugungen nur noch mehr dazu, die Geister in Bewegung zu setzen. Ja, war mit Gründen nicht immer durchzukommen, so trat die Leidenschaft an ihre Stelle, und wir haben es erlebt, wie der Kampf um die Örtlichkeit der Varusschlacht nicht nur ein Beweis für den unermüdlichen Forschertrieb unsers Volkes, sondern auch ein Beispiel für die Streitsucht unsrer Gelehrten geworden ist.

Hauptsächlich standen sich bisher zwei Gruppen von Gegnern einander gegenüber. Die einen verlegten die Wahlstatt in die Nähe von Detmold, und wenn der lange Gebirgszug, welcher das westfälische Flachland im Nordosten begrenzt und sich südöstlich bis zu den Quellen der Lippe hinzieht, auf den Karten und in den Geographiebüchern den Namen des Teutoburger Waldes trägt, so ist dies dem Einflusse angesehener Männer zuzuschreiben, welche bereits im vorigen Jahrhundert das berühmte Schlachtfeld in jener Gegend vermuteten. Der alte Name des Gebirges ist für seinen östlichen Abschnitt von jeher „Osning" gewesen; im Munde des Volkes war die Bezeichnung „Lippischer Wald" herkömmlich.

Eine andre Gruppe von Schriftstellern wollte den Teutoburger Wald zwischen der Ems und Lippe in der Gegend von Beckum wieder entdeckt haben. Doch hatten sich bereits im vorigen Jahrhundert einige Stimmen auch für das Osnabrücker Bergland ausgesprochen, ohne daß man indessen den Punkt des Schlachtfeldes genauer zu bezeichnen oder wahrscheinlich zu machen imstande war. Neuerdings hat die Forschung eine frische Anregung dadurch erhalten, daß auch Mommsen in den Streit der Meinungen eingriff, indem er die Kämpfe vom Teutoburger Walde in der Gegend südwestlich des Dümmers annahm, wobei ihm als hauptsächlichstes Beweismittel für seine Ansicht die Menge der römischen Münzen diente, welche in der Nähe von Barenau gefunden worden waren.

Ich habe es vor kurzem in einer größern Arbeit: „Die Kriegszüge des Germanicus in Deutschland" (Berlin, R. Gärtner) unternommen, den Nachweis zu liefern, daß keine einzige der bisher aufgestellten Hypothesen den Bedingungen entspricht, welche unsre Quellen an die Örtlichkeit des Teutoburger Schlachtfeldes stellen. Auf diese Bedingungen hier näher einzugehen, ist bei der Fülle von Erwägungen, welche dabei in Betracht kommen, selbstverständlich nicht möglich. Erwähnt sei jedoch, daß die Frage nach der Lage des Schlachtfeldes nur im Zusammenhange der Untersuchungen über die Kriegszüge des Germanicus gelöst werden kann, weil es ein Umstand von Wichtigkeit ist, daß dieser römische Imperator auf seinem Zuge vom Jahre 15 n. Chr. jenen Ort aufgesucht hat. Damals lagen die Leichen der drei Legionen noch unbestattet auf dem Felde umher; Germanicus, welcher bei seinem Vormarsch in die Nähe der Unglücksstelle gelangte, konnte es sich daher nicht versagen, den gefallenen Kriegern die letzte Ehre zu erweisen. Nun erfahren wir, daß das römische Heer, ehe es im Jahre 15 sich anschickte, das Schlachtfeld des Teuto-

burger Waldes zu betreten, zwischen der Ems und Lippe im Lande der Brukterer stand, und zwar, wie wir aus verschiednen Gründen schließen müssen, unweit Münster, etwa in der Nähe von Greven. Von Rheine her war das Heer in jene Gegend vorgerückt. Bisher fehlte es aber an jeglichen Merkmalen, um die Richtung zu bezeichnen, welche Germanicus auf seinem weitern Zuge im Jahre 15 verfolgt hat. Da ist es nun ein Ereignis von Wichtigkeit, daß es vor kurzem gelungen ist, die berühmten pontes longi des Domitius Ahenobarbus wiederaufzufinden, Moorbrücken, auf denen nach der Mitteilung des Tacitus ein Teil des römischen Heeres unter Anführung des Cäcina im Jahre 15 seinen Rückzug angetreten hat. Diese Moorbrücken liegen nordwestlich von Diepholz zwischen Mehrholz und Brägel, und die genaue Beschreibung, welche unsre Quelle von dem Schauplatze der Begebenheiten liefert, stimmt so auffallend mit den dortigen Verhältnissen überein, daß gar kein Zweifel darüber aufkommen kann, daß wir es hier wirklich mit den pontes longi des Domitius zu thun haben. Damit ist auch der zweite Endpunkt der Linie gegeben, welche das Heer des Germanicus im Jahre 15 gezogen sein muß, und wir brauchen nur die beiden nunmehr bekannten Endpunkte zu verbinden, um so auf das Schlachtfeld des Teutoburger Waldes zu geraten. Dies führt nun aber unter Berücksichtigung aller geographischen und sonstigen Bedingungen in die Gegend von Iburg. Hier haben wir daher die Stätte zu suchen, an welcher das Heer des Varus seinen Untergang gefunden hat.

Von Wichtigkeit ist, daß bei der von dem Verfasser vertretenen Ansicht selbst der Name des Teutoburger Waldes seine einfachste Erklärung findet. Hat doch die Deutung dieses Namens nicht minder ihre mannichfaltigen Schicksale erlebt, und hat doch die Wissenschaft auch hier wieder gar bereitwillig das Feld der Romantik betreten. Namentlich hat der Gott Teut, der in dem bezeichneten Walde sein Heiligtum oder seine Burg gehabt haben soll, obgleich ein solcher Gott in der deutschen Mythologie gar nicht nachzuweisen war, nicht verfehlt, den Namen mit einem gewissen Zauber zu umhüllen. Unter diesen Umständen heißt es in der That, Resignation üben, wenn sich herausstellt, daß der Name des Teutoburger Waldes einen höchst einfachen, um nicht zu sagen prosaischen Ursprung hat. Teuto ist nämlich, was auf Grund der Lautgesetze leicht wahrscheinlich gemacht werden kann, nichts weiter als Düte, eine Benennung, welche demjenigen Flusse zukommt, der unweit Iburg entspringt und eine Meile unterhalb Osnabrück in die Hase mündet. Teutoburg ist also dasselbe, wie Düteberg oder Dütegebirge, und der Teutoburger Wald ist der Wald des Dütegebirges, d. h. des Gebirges an den Quellen der Düte.

Nachdem ich diese Bemerkungen vorausgeschickt habe, gehe ich nun auf die geschichtlichen Thatsachen selbst ein.

Die Unterwerfung deutscher Stämme hatte bereits zur Zeit Cäsars ihren Anfang genommen. Schon damals war die Grenze des römischen Reiches bis

an den Rhein ausgedehnt worden, und diejenigen Zweige des germanischen Volkes, welche es nicht vorgezogen hatten, wieder auf die rechte Seite des Flusses zurückzugehen, hatten die fremde Herrschaft anerkennen müssen. Dann war eine Zeit des Stillstandes eingetreten, und erst unter Augustus wurde das Werk der Eroberung von neuem aufgenommen. Der ältere Stiefsohn des Kaisers, Drusus, unternahm in den Jahren von 12 bis 9 v. Chr. mehrere Züge in das Innere des Landes. Auf seinem letzten Kriegszuge drang er sogar bis zur Elbe vor. Doch während seiner Rückkehr traf ihn ein jäher Tod. Ihm folgte sein Bruder Tiberius, ein Mann, der es verstand, durch sein geschicktes und beharrliches Verfahren die größten Erfolge zu erzielen. Er begnügte sich nicht damit, das Land mit seinen Heeren zu durchziehen, sondern er wußte es dahin zu bringen, daß die Deutschen bereits anfingen, sich in die neuen Verhältnisse einzuleben und sich an die Herrschaft der Römer zu gewöhnen. Die einheimischen Fürsten traten mit ihm in freundlichen Verkehr. Manche nahmen Kriegsdienste bei den Römern. Heerstraßen nach den verschiedensten Richtungen hin wurden angelegt, und in einer Reihe von festen Plätzen lagen römische Besatzungen.

Ein Glück war es für die Deutschen, daß das von den Römern bisher befolgte Verfahren nicht festgehalten wurde. Quinctilius Varus, welcher dem Tiberius in der Statthalterschaft folgte, glaubte bereits wie in einem eroberten Lande schalten und walten zu können, und während er auf der einen Seite durch seine Anmaßung und seine Habsucht die Unterworfenen verletzte, gab er sich auf der andern Seite einer Vertrauensseligkeit hin, welche ihm teuer zu stehen kam. Denn bereits hatte sich eine Verschwörung gebildet. Cherusker, Marser und Brukterer nebst andern Stämmen hatten sich zusammengethan, um die Fremdherrschaft abzuschütteln, und an ihrer Spitze stand der Cheruskerfürst Armin, ein Mann, der sich durch Klugheit und Freiheitssinn, Tapferkeit und Energie in hohem Maße auszeichnete und dem es dabei vortrefflich zu statten kam, daß er einst im römischen Heere Kriegsdienste gethan hatte und mit den Verhältnissen im feindlichen Lager wohl vertraut war.

Um den Varus sicher ins Verderben zu locken, veranlaßte man ihn — es war im Jahre 9 n. Chr. —, sein Sommerlager im Innern Deutschlands an den Ufern der Weser aufzuschlagen, und man gab sich alle Mühe, seinen dortigen Aufenthalt möglichst zu verlängern. Die angesehensten Fürsten, unter ihnen auch Armin, begaben sich in sein Lager, um den römischen Feldherrn bei guter Laune zu erhalten; es wurden Gelage gefeiert, und es wurde wacker gegessen und getrunken. Anderseits mußten allerlei Rechtsstreitigkeiten dazu dienen, Varus die Überzeugung beizubringen, daß seine Person unentbehrlich und ein längeres Verweilen inmitten der deutschen Lande unumgänglich nötig sei. Es schmeichelte seiner Eitelkeit, wenn die Germanen erklärten, es sei jetzt doch eine viel glücklichere Zeit, seitdem das römische Rechtsprechen eingeführt worden sei,

und seitdem die Händel, welche man früher mit dem Schwert entschieden habe, vor einem gerechten Richter ihre Erledigung fänden. Und indem sie so seinem juristischen Ehrgeiz mit immer neuen Fällen Nahrung gaben, ging denn glücklich der Sommer hin, und der Herbst trat ein, mit ihm die rauhe und regnerische Jahreszeit.

Die römischen Statthalter pflegten den Winter nicht inmitten Deutschlands zu verleben. Nur ausnahmsweise kam dies vor. In der Regel begnügte man sich damit, für den Winter in den verschiedenen Festungen Besatzungstruppen zurückzulassen, die Hauptmasse des Heeres aber wurde an den Rhein zurückgezogen, und zwar war für das sogenannte untere Heer Castra Vetera gegenüber der Mündung der Lippe, für das obere Herr Mainz das ständige Winterlager. Auch Varus, der an der Spitze des unteren Heeres stand, wird von Haus aus die Absicht gehabt haben, den Winter in Vetera zuzubringen. Nur war es zu seinem Unglück, daß er sich durch die Deutschen bestimmen ließ, bis in den Herbst hinein an der Weser zu verweilen.

Zum ferneren Unglück der Römer diente es, daß Varus nicht auf der gewöhnlichen Heerstraße, welche zunächst von der Weser aus an die Lippe und sodann neben diesem Flusse hin an den Rhein führte, zurückkehrte, sondern einen Weg einschlug, der ihn in mehrfache Schwierigkeiten bringen mußte. Auch zur Wahl dieses Weges hat sich der römische Feldherr durch die List der germanischen Fürsten verleiten lassen. Man berichtete ihm, es sei unter den Brukterern, welche im Münsterlande zwischen der Ems und Lippe zu Hause waren, eine Empörung ausgebrochen, und wenn es Varus verhüten wollte, daß die Erhebung, welche nach den eingelaufenen Nachrichten bisher durchaus einen örtlichen Charakter hatte, weiter um sich griff, so war keine Zeit zu verlieren. Er mußte auf dem geradesten Wege an den Herd des Aufstandes eilen. Nun war die Zeit, in der das Sommerlager aufgelöst zu werden pflegte, bereits angebrochen. Daß der Feldherr nach Bewältigung des Aufstandes noch Muße finden werde, um rechtzeitig an die Weser zurückzukehren und noch vor Beginn des Winters mit dem gesamten Troß die Heimkehr nach dem Rhein anzutreten, konnte nicht erwartet werden. Es blieb daher nichts weiter übrig, als das Sommerlager sofort gänzlich abzubrechen und alle Habseligkeiten gleich mitzunehmen.

Wo Varus sein Sommerlager gehabt hat, wissen wir nicht genau. Wir können nur vermuten, daß es sich in der Gegend von Rehme befunden habe, sei es an diesem Orte selbst, sei es etwas unterhalb oder oberhalb, weil diese Gegend nicht nur durch die klimatischen und landschaftlichen Verhältnisse besonders begünstigt war, sondern auch eine wichtige strategische Bedeutung hatte. War es doch derjenige Punkt an der Weser, der, abgesehen von der Mündung des Flusses, am weitesten nach Westen vorspringt, ein Umstand, der die Ursache geworden ist, daß an dieser Stelle sich wichtige Verkehrsstraßen zusammen-

gefunden haben. Wäre aber auch Rehme nicht der Ort des Sommerlagers gewesen, so hätte Varus doch vermutlich diese Stelle berühren müssen, um von der Weser aus in das Land der Brukterer zu gelangen. Der gerade Weg führte ihn zunächst das Thal der Werre, sodann das der Else hinauf. Setzte er diese Richtung weiter fort, so gelangte er durch die Straße von Iburg in das Zentrum des aufständischen Volkes. Da die germanischen Stämme, welche das Osnabrücker Bergland bewohnten, sich bisher an der Erhebung nicht beteiligt hatten, so durfte er glauben, mit seinem Troß ohne Gefahr diese Gegend durchziehen zu können. War er aber erst durch das Gebirgsthor bei Iburg in das Flachland eingedrungen, so durfte er hoffen, seinen Troß auf dem Wege über Lengerich nach Rheine an der Ems entsenden zu können, wo dieser in Sicherheit sein mußte, während Varus selbst an der Spitze seiner Legionen sofort in das aufständische Gebiet vorrücken konnte.

Überhaupt aber war der Weg über Iburg kaum ein Umweg, um von Rehme nach Vetera zu gelangen, und es würde, auch ohne daß es sich um die Bewältigung eines Aufstandes gehandelt hätte, die Wahl desselben denkbar gewesen sein, wenn die Verkehrsverhältnisse auf dieser Linie ebenso günstig gewesen wären, wie sie auf der südlicheren Linie vorausgesetzt werden müssen. Da es aber galt, den Aufstand so bald als möglich im Keime zu ersticken, so blieb dem römischen Feldherrn gar keine Wahl. Er mußte in der bezeichneten Richtung seinen Marsch antreten. Mochte ihm auch keine förmliche Militärstraße zur Verfügung stehen, so fehlte es doch nicht an einem gewöhnlichen Fahrwege, und wo derselbe einem durchziehenden Heere Schwierigkeiten bot, da waren die römischen Pioniere bereit zu helfen. Übrigens hatten die deutschen Führer, die mit Varus verkehrten, sich bereit erklärt, zu rechter Zeit mit ihren Truppen zu ihm zu stoßen, um ihn in seinen Unternehmungen gegen die Brukterer wirksam zu unterstützen. Bei Iburg konnten diese Truppen am leichtesten von allen Seiten auf die Marschlinie der Römer stoßen, weil sich hier verschiedene Wege vereinigten. Dieser Ort wurde demnach als das nächste Ziel ins Auge gefaßt.

Varus hatte bei seinem Aufbruch von der Weser ein Heer von drei Legionen, sechs Kohorten Hilfstruppen und drei Alen Reiterei, zusammen etwa 20 000 Mann bei sich. Dazu begleitete das Heer ein zahlreicher Troß. Auch Weiber und Kinder folgten. Daß ein so bedeutender Train für die Sicherheit und Bequemlichkeit des Marsches ein Hindernis war, liegt auf der Hand. Aber mit diesem Umstande hatten eben die germanischen Führer gerechnet. Umso günstiger erschien die Gelegenheit, das römische Heer auf seinem Zuge zu überwältigen.

Während sich also die deutschen Fürsten, die bisher in der Nähe des Varus verweilt hatten, unter dem Vorwande, ihre Leute zu Hilfe holen zu wollen, entfernten, brach der römische Feldherr das Lager an der Weser ab und setzte sich sodann mit seinem Heere in Bewegung. Bis Melle konnte er

am Rande der Flußthäler der Werre und Else hinaufziehen. Von dem letztern Orte aus mußte ihn hierauf der Weg in südwestlicher Richtung zu dem Passe von Iburg führen. Da sich die Straße auf dieser Strecke zunächst über die Höhen hinzog, so hatte das Heer im Anfange keine örtlichen Schwierigkeiten zu überwinden, und das Erdreich war trotz des ununterbrochenen Lehmbodens im ganzen trocken und fest. Unbequemlichkeiten traten erst bei Uhlenberg ein, wo man ein feuchtes Thal zu durchschreiten hatte. Auch waren an dieser Stelle verschiedne Bäche zu überbrücken, zunächst der Uhlenbach, sodann die Hase, nicht weit von der Stelle, an welcher die Gabelung dieses Flusses mit der Else stattfindet, weiter der Königsbach, alles Thatsachen, die in unsrer Quelle ausdrücklich eine Erwähnung finden. Besser ging es wieder auf den gegenüber liegenden Höhen, zu denen der weitere Weg hinaufführte. Jedenfalls waren die örtlichen Verhältnisse auch hier nicht der Art, um die Römer schon jetzt in irgend welchen Argwohn zu versetzen.

Sobald man jedoch über Borgloh hinausgekommen war, wurde die Lage allmählich anders. Man muß Gelegenheit gehabt haben, von den Abhängen westlich dieses Ortes auf das ungeheure Meer von Wald hinabzusehen, welches sich vor einem ausbreitet, um die Schilderungen zu verstehen, welche unsre Quelle davon giebt. Im Süden ist die wilde Gegend durch ein Gebirge begrenzt, welches sich in mehreren parallelen Ketten zu bedeutender Größe erhebt und wie eine gewaltige Mauer die ganze Landschaft abschließt. Vor sich hatten die Römer eine zweite Gebirgsmasse, das sogenannte Burgergebirge, welches in gleicher Richtung mit dem erstgenannten von Osten nach Westen streicht. Das Auge fiel zunächst auf den Musenberg, das östliche Ende dieser Kette; es streifte aber auch die dahinter liegenden Höhen, und in einiger Entfernung ragte der mächtige Dörenberg empor, die höchste Erhebung des ganzen Umkreises. Auf der Nordseite senkt sich diese ganze Gebirgskette auf weitem Raume bis zur Düte hinab, während der Abfall auf der Südseite steiler ist. Zwischen dem zuerst beschriebenen Gebirgszuge und dem Burgergebirge liegt ein tiefes Längenthal, welches jedoch gleichfalls vielfach zerklüftet und insbesondre durch einen größeren Höhenrücken, den sogenannten Limberg, bis zu der Gegend von Iburg hin durchzogen wird. Gegenüber dem letztgenannten Orte stößt sodann von dem Burgergebirge aus ein Berg in südlicher Richtung vor, der sich dem Thale zuneigt, sodaß dadurch der Weg, welcher von Osnabrück herkommt und neben dem Dörenberge durchführt, allmählich zu dem Passe von Iburg hinuntergeleitet wird.

Diese ganze Gebirgswelt, welche man vor sich hat von der südlichen Bergkette an bis nördlich zur Düte und selbst darüber hinaus, ist noch jetzt mit dem dichtesten Walde bedeckt, und wir werden voraussetzen müssen, daß in alten Zeiten die Waldmassen nicht geringer gewesen sind. Es war der Teutoburger Wald, den die Römer vor sich hatten. Wohl mochte manchem römischen

Soldaten das Herz klopfen, wenn er in diese düstere Landschaft hinabsah. Wohl mochte auch dem Varus eine dunkle Ahnung aufsteigen von dem, was ihm bevorstand, wenn er sich der Worte des Segest erinnerte, der ihn vor Armin und seinen Mitverschwornen gewarnt hatte.

Und doch mußte man in dieses Waldesdunkel eintreten, wenn man seinem Ziele entgegengehen wollte. Nicht die Überredungskunst germanischer Führer, nicht eine eigensinnige Laune des römischen Feldherrn müssen heraufbeschworen werden, um es zu erklären, daß die Römer in den Teutoburger Wald gegangen sind. Man konnte eben nicht anders. Schon strömte der Regen vom Himmel herab und weichte den fetten Boden auf. Unmöglich konnte man die ganze Reise nach der Weser von neuem antreten. Und wenn man es auch gewollt hätte, was hätte man damit erreichen können? Man würde den Marsch nach dem Winterlager nur verlängert haben. Welchen Eindruck hätte es auch auf die Deutschen machen müssen, wenn ein römisches Heer von drei Legionen einen solchen Rückzug angetreten hätte! Auch nach irgend einer Richtung rechts oder links auszuweichen war nicht möglich. Auf der Nordseite das Burgergebirge umgehen konnte man nicht. Man würde in noch ausgedehntere Wälder geraten sein; Wege waren in dieser Richtung sicher nicht vorhanden, und schließlich hätte man doch wieder neben dem Dörenberge das Gebirge überschreiten müssen, um den Paß von Iburg zu erreichen. Der Versuch aber, nach Süden vorzugehen, konnte gar nicht gemacht werden angesichts der hohen Berge, über die man zu steigen, und der tiefen Schluchten, die man auf diesem Wege zu überwinden hatte. Es würden sich gerade die Schwierigkeiten gehäuft haben, wenn man es hätte unternehmen wollen, mit allen Gepäckwagen und dem großen Troß durch dieses System paralleler Gebirgszüge und dazwischenliegender Thäler durchzubrechen. Das Natürlichste war, wie überall, so auch hier, die Längenrichtung der Berge einzuschlagen. Und so blieb denn gar keine Wahl: man mußte südlich vom Burgergebirge zwischen den Bergwänden hinziehen. Es war ja auch nicht mehr weit bis Iburg. Kaum anderthalb Meilen hatte man noch zurückzulegen, und man war in der westfälischen Ebene angelangt. Dann aber war man aller Schwierigkeiten des Marsches überhoben. Bereits konnte man, wenn der Sturm die Wolken lichtete und auf kurze Zeit einen Durchblick durch den Regen gestattete, wahrnehmen, wie in einiger Entfernung nach Südwesten hin die südliche Gebirgswand sich wieder senkte und einen Durchlaß zu gewähren schien. Das war der Paß von Iburg. Und warum sollte man auch in Sorge sein? Deutete doch bisher keine Spur darauf hin, daß etwas Schlimmes bevorstand. Kein Feind hatte sich bisher gezeigt. Noch immer herrschte der Friede.

So wurde denn der Weg durch den Teutoburger Wald angetreten. Doch bald steigerten sich die Unbequemlichkeiten des Marsches. Ehe man zwischen die parallelen Bergwände gelangte, noch östlich vom Musenberge, waren einige

Schluchten zu überwinden. So ging es z. B. durch das Dütethal und durch das Thal des sogenannten Schluchterbaches, von andern kleineren Schluchten abgesehen, und man hatte Mühe und Not, auch hier durch Fällen von Bäumen und Überbrücken der Tiefen den Weg zu ebnen. Dazu wurde infolge des Regens der Boden immer weicher. Besteht doch überall in dieser Gegend das Erdreich aus fettem Lehm. Dort im Walde aber wurde der klebrige Boden besonders beschwerlich, und wenn man in der Lage gewesen ist, die Gegend im Herbst zu durchwandern, nachdem es vorher auch nur ein wenig geregnet hat, so ist man völlig in der Lage zu begreifen, was für Schwierigkeiten ein Marsch in strömendem Regen den Römern bereiten mußte.

Unter solchen Verhältnissen gelangte das Heer an der Südseite des Musenberges an und befand sich somit zwischen den beiden Gebirgsketten. Jetzt hatte man noch eine Meile bis Iburg zurückzulegen. Der Weg wird in derselben Richtung wie die heutige Chaussee geführt haben, welche am südlichen Abhange des Berges auf halber Höhe weitergeht. Hinter dem Musenberge dehnt sich ein niedrigerer Bergrücken, die sogenannte Herrenkaste, in westlicher Richtung aus, an deren Kamme sich die Straße entlang zieht. Dann erhebt sich rechts wieder zu bedeutender Höhe das sogenannte Herrenholz, worauf dann der Dörenberg sich auftürmt, das ganze Gebirgsland stolz überragend. Daß der Weg über die Höhe des Musenberges geführt habe, ist bei der Beschaffenheit desselben ausgeschlossen. Nur wenn die Römer, wie der heutige Weg andeutet, sich auf halber Höhe hielten, konnten sie die Schwierigkeiten zu überwinden hoffen. Ließen sie sich in das Thal links hinunterdrängen, dann umso schlimmer für sie; dann konnten sie auch noch von dem Limberge aus durch die Deutschen angefallen werden und waren somit den Angriffen auf beiden Flanken preisgegeben. Außerdem ist das Erdreich in der Tiefe noch viel feuchter und stellenweise geradezu sumpfig. Auch an der Gebirgswand auf der Südseite des Thales weiterzugehen, würde keinen Vorteil gebracht haben, obwohl die Möglichkeit, daß dies wirklich geschehen sei, nicht ganz ausgeschlossen ist. Jedenfalls aber wären die örtlichen Verhältnisse hier nicht weniger schwierig gewesen. Es ist übrigens anzunehmen, daß damals, als die Römer zwischen jene Bergwände eintraten, noch nicht sofort der Überfall erfolgte, sondern daß man sie erst mit einem größern Teile der Truppen zwischen die Berge einziehen ließ. Der ganze Zug erstreckte sich natürlich mehr als eine Meile in die Länge.

So mochte das vordere Ende des Heeres bereits in die Nähe von Iburg gekommen sein, ehe der Kampf eröffnet wurde. Man mochte an der Spitze des Zuges hoffen, schon das Ende der Mühen erreicht zu haben. Man erwartete gewiß auch, daß die deutschen Hilfstruppen, welche Armin und die andern Fürsten dem Varus zuführen wollten, zum Empfange bereit stünden. Da wurden die Römer plötzlich inne, daß ihre vermeintlichen Freunde sie in eine Falle gelockt hatten. Denn die Deutschen hatten den Paß von Iburg

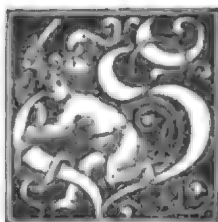
gesperrt und waren bereit, alle Versuche, durch diesen zu gelangen, mit Gewalt zurückzuweisen. Zu gleicher Zeit waren aber auch neue feindliche Heerhaufen von den Höhen über den Zug der Römer hergefallen, und auf der ganzen Linie, wenigstens eine Meile in die Länge, entspann sich das Gefecht.

Da ein Teil des Heeres sich bereits zwischen den Bergen befand, so war an ein Umkehren nicht mehr zu denken. Daß ein Ausweichen zur Seite nicht möglich war, ist ebenso bereits gezeigt, und das römische Heer mußte somit alle Schrecken des Kampfes über sich ergehen lassen. Rechts von den Bergen stürzten die Feinde fortwährend in Masse auf die Marschkolonnen herab, die in getrennten Gliedern und in unordentlichem Zuge weiterrückten. Nur bei einem Terrain, wie wir es hier vorfinden, erklärt sich hinlänglich die Lage, in welche das römische Heer geraten war. Es kann sich nur um einen Marsch an der Langseite des Gebirges hin gehandelt haben. Dieselbe Lage trat später wieder einmal ein, als Cäcina nach dem Marsch über die pontes longi auf schmalem Wege neben Bergen hinmarschiren mußte, von welchen die Deutschen fortwährend über die Römer herstürzen konnten, ein Verhältnis, so ähnlich der Schlacht im Teutoburger Walde, daß damals Armin frohlockend ausrief: „Hie Varus und die von demselben Verhängnis zum zweitenmale gefangenen Legionen!“

Dabei war das Wetter fürchterlich. Regen und heftiger Wind drang auf die Römer ein. Der Boden war schlüpfrig, sodaß man nur mit der größten Anstrengung ausschreiten konnte, und bei dem Sturme, der sich erhoben hatte, wurden die Zweige der Bäume so erschüttert, daß alle Augenblicke dürre Äste von den mächtigen Stämmen niederstürzten und unter den Soldaten Schrecken und Verwirrung verbreiteten. (Schluß folgt.)



Schriften zur Bühnenfrage.



So alt wie die Klage über den Verfall des deutschen Theaters ist, so alt sind auch die Reformgedanken und Reformvorschläge. Welch eine Kette von Hoffnungen, Mühen, und Enttäuschungen, die von Lessing bis zu den jüngsten Vorkämpfern für ein neues „Volkstheater“ reicht, welch ein endloses Auf und Ab, in welchem jede oder doch beinahe jede klare Stimme immer wieder von dem Höllenlärm der Hunderte übertönt wird, die unter dem Namen der „Praxis“ jede Schmach und Rohheit mit Eifer verteidigen! Und dennoch sage niemand, daß aller Liebe

Mühe verloren sei und daß die unablässigen Anläufe zur Besserung erfolglos geblieben wären. Dreierlei haben sie ohne Zweifel bewirkt. Zuerst daß wir in Deutschland doch nie zu jener unerfreulich hochmütigen Gleichgiltigkeit gegen das Theater gediehen sind, welche eine der widerwärtigsten Seiten der englischen Bildung ist. Sodann, daß die Huldigung, welche das Laster der Tugend darbringt, sich auch auf theatralischem Gebiet in einer gewissen Scheu geltend macht, sich ganz zu zeigen, wie man ist, ganz auf jeden höhern Zweck der Bühne zu verzichten, ganz mit den Traditionen zu brechen, welche aus bessern Tagen der Bühne stammen. Endlich, daß mitten in dem Hexensabbath der gegenwärtigen Theaterwirtschaft Bestrebungen möglich geworden sind, wie die der Meininger, wie die Aufführungen des Herrigschen Lutherspiels in Worms, Erfurt und Wittenberg, die alle, so ungleich sie sich darstellen, einen innern Zusammenhang haben.

So wollen wir uns denn gern gefallen lassen, daß die Literatur dieser Art gelegentlich bedenklich anschwillt. Verhehlt sich doch einer der neuesten Schriftsteller nicht, daß die Wirkung auch der besten Meinungsäußerungen dieser Art eine nur beschränkte bleibt. „Es kann nicht merkwürdig erscheinen — heißt es in Hans Herrigs noch zu erwähnendem Büchlein —, daß man mit dem deutschen Theater überall unzufrieden ist. Diejenigen, deren Urteilskraft ihm noch am meisten als Richtschnur dienen könnten, gehen gar nicht mehr hinein. So ist die »Reform des deutschen Theaters« immer wieder das Feldgeschrei geworden. Diese Sehnsucht nach Reform besitzt eine eigne Literatur, die ihre Ebbe und Flut hat. Auf einmal tauchen dutzendweise die Schriften auf, die sich mit jener Frage befassen, wie wir das erst vor einigen Jahren wieder erlebt haben. Ist mit ihnen ein neues Fach in den Bücherreihen gefüllt, so erlischt der Eifer plötzlich wieder, und die Dinge gehen ihren alten Gang.“ Die Verworrenheit der Theaterzustände bringt es mit sich, daß auch in dieser Literatur viel Verworrenes, Widerspruchvolles zu Tage tritt, daß die Vorschläge zur Besserung einander kreuzen und aufheben, daß die Ausgangs- und Zielpunkte der Verbesserer schnurstracks entgegengesetzte sind. Die einen wollen das Theater mit freiester Entfaltung der genialen Kräfte (welche ja irgendwo vorhanden sein müssen), die andern mit dem kategorischen Imperativ eines einheitlichen künstlerischen Willens, mit strenger Zucht und verständiger Schulung retten, die einen rufen den Retter in allen Nöten, den Staat, die andern zählen auf die wachsende Not der Theater und getrösten sich mit Hölderlin:

Mit ihrem heil'gen Wetterschlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Not an einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt.

Da ists denn schwierig, einen Pfad durch die Wirrnis zu zeigen, wenn man nicht damit anheben kann, daß man sich eben diese Wirrnis ihrem ganzen

Umfange nach herbeizaubert und darstellt. Weil dies Geschäft unerquicklich ist, weil eine große Zahl von Gebildeten von demselben übermüdet und verekelt sind, wenden sich nur allzuviele von der Theaterfrage überhaupt ab. Für diese sich abwendenden gilt auch heute noch, was Immermann 1835 schrieb: „Es ist Mode geworden, die Bühne aufs äußerste herabzusetzen; ich mache diese Mode nicht mit. Ich finde nicht, daß alle Keime so erstorben sind, daß keine Wiederbelebung möglich wäre; ich würde es für ein großes Unglück halten, wenn dem so wäre. Seitdem sich eine üble Laune über die Sache verbreitet hat, ist eine große Lücke in unserm geistig-sittlichen sozialen Leben bemerkbar geworden, welche kein Surrogat ausfüllen will.“ Fortschrittspolitiker, modernste Streber, Gründer und andre Gesellschaftsklassen mögen vielleicht von dieser Lücke nichts verspüren; in den Lebenskreisen, um die es uns hauptsächlich zu thun ist, klafft sie doch in empfindlicher Weise. Es ist am Ende natürlich, daß Menschen, die zur Zeit entweder gar nicht mehr oder doch höchst selten ins Theater gehen, die lebendige und tiefere Teilnahme daran verlieren. Und doch wenden sich die Schriften, deren wir heute zu gedenken haben, hauptsächlich an diese Lebenskreise, sie wären zweck- und sinnlos, wenn sie nur von den ständigen Theaterbesuchern, den Theaterpraktikern und den „aktuellen“ Referenten gelesen werden sollten.

Die erste dieser Schriften, Das Herzoglich Meiningische Hoftheater, seine Entwicklung, seine Bestrebungen und die Bedeutung seiner Gastspiele von Robert Prölß (Leipzig, Friedrich Conrad) behandelt einen scheinbar schon allzuviel erörterten Gegenstand. Aber erstens traf die Schrift mit dem jüngsten erfolgreichen und entscheidenden Gastspiel der Meininger in Berlin zusammen, und sodann hat sie das Verdienst, daß sie den Hauptpunkt, auf den es bei der Beurteilung der Meininger, bei der Schätzung ihres Einflusses auf die deutschen Bühnenverhältnisse vor allem ankommt, mit gründlicher Einsicht und der entsprechenden Energie hervorhebt. Denn bei der Eigenart der Meininger ist nichts leichter, als selbst bei Klarblickenden und Einsichtigen die Anschauung immer wieder zu verwirren. Braucht es doch nur der Behauptung, daß das Prinzip der Meininger auf lauter Dekorations- und Kostümäußerlichkeit hinauslaufe, und der falsch betonten Wahrheit, daß die Meininger nur wenige schauspielerische Kräfte ersten Ranges besäßen (als ob anderswo die ersten Kräfte wie Brombeeren wüchsen), um die Bedeutung dieser Musterbühne immer wieder herabzusetzen. Dem allen gegenüber sagt Prölß mit ruhiger Bestimmtheit: „Das Verdienst des Herzogs von Meiningen liegt in der That nicht darin, sein Prinzip zum erstenmale aufgestellt, sondern es in der ihm eigentümlichen Weise ergriffen und zu Gunsten des darniederliegenden Dramas höhern Stils zu erfolgreicher Ausführung gebracht zu haben. Der Herzog von Meiningen hat weder der Zeit die Richtung auf das Naturwahre, noch auf das Malerische gegeben, er hat weder das historische Kostüm, noch den Zwischenvorhang, weder

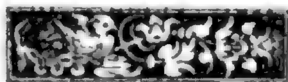
die geschlossene Zimmerdekoration, noch die gebrochenen landschaftlichen Hintergründe erfunden. Dies alles lag bereits ihm, zugleich aber auch allen andern Bühnenleitern vor. Es kam nur darauf an, es in seinem Geiste zu ergreifen und gleiche Wirkungen hervorzubringen." Und „es mag zunächst scheinen, daß der Herzog die auf das Auge berechnete Seite begünstige. Dies ist aber nur scheinbar, da erstere bei ihm ja durchaus auf den in den Worten niedergelegten Geist und Inhalt der Dichtung bezogen wird." Und endlich in Bezug auf die inzwischen erwachte Nachahmung der Meininger: „Mit der bloßen malerischen und dabei natur- und geschichtswahren Dekoration und szenischen Ausstattung, mit der bloßen treuen und malerischen Schönheit der Kostüme war es freilich ebensowenig gethan, wie mit der bloßen größern Lebhaftigkeit des Spiels oder mit glänzender und wohl auch tumultuarischer Massenentfaltung. Hiermit war wohl vorübergehend eine Anziehungskraft auszuüben, aber weder eine dauernde, noch auch die rechte. Man würde dadurch nichts erreicht haben, als einzelne unsrer klassischen Dramen in Ausstattungsstücke zu verwandeln. Es kommt vielmehr darauf an, den Geist jedes darzustellenden dichterischen Werkes, den Geist jeder Szene, jeder Rolle und Situation in seiner Eigentümlichkeit, sowie die schauspielerischen und szenischen Mittel in diesem Geiste zu erfassen und bis ins Einzelnste mit demselben zu durchdringen." Niemand, der sich über diese Bedeutung der Meininger noch nicht klar geworden ist, sollte die vortreffliche kleine Schrift ungelesen lassen.

Während die Prölßsche Schrift ein Gegebenes, in sich Vollendetes bespricht und zur richtigen und fruchtbaren Würdigung dieses Vorhandnen beizutragen sucht, wenden sich zwei andre in einem gewissen leicht erkennbaren Zusammenhang stehende Schriften Luxustheater und Volksbühne von Hans Herrig (Berlin, Friedrich Luckhardt) und Ein städtisches Volkstheater und Festhaus in Worms von Friedrich Schön (Worms, Julius Stern) einem Theater zu, das erst erschaffen werden soll, oder besser, zu dem sich erst einige Anfänge und Ansätze gezeigt haben. Wir haben im vorigen Jahrgang über die Lutherspiele in Jena und Erfurt berichtet. An diese, das heißt an das Herrigsche, zuerst in Worms, sodann in Erfurt, Wittenberg, Eisleben dargestellte Lutherspiel schließt sich der Gedanke an eine vom stehenden Theater unabhängige, nur für bestimmte, aber auch nur für höhere Zwecke zusammentretende Spielgenossenschaft, welche, namentlich in kleinern Städten, den kläglichen Liebhaberbühnen den Garaus macht und Ziele erreicht, die sich Wandertruppen und kleine Bühnenunternehmungen gar nicht setzen können. Wir lassen ganz unerörtert, wie weit Herrigs Vorschläge in der That eine neue Aussicht eröffnen, wie weit sie sich allzusehr an sein glücklich gelungenes, an dieser Stelle bereits nach Verdienst gewürdigtes Lutherspiel binden. Jedenfalls sollte jeder ernster Kunstfreund die Schrift „Luxustheater und Volksbühne" und ihre Einzelvorschläge sorgfältig prüfen. Der Verfasser ist einsichtig genug, um von

vornherein zuzugestehen: „Die Luft moderner Riesenstädte ist nicht geeignet, Pflanzen groß zu ziehen, sie können in diesen Boden erst versetzt werden, wenn sie bereits einen kräftigen Stamm angesetzt haben. Alle gelungenen Versuche zur Wiederbelebung des Volksspiels sind in kleinen Städten gemacht worden. Hier nur ist die Möglichkeit gegeben, daß von vornherein das ganze Volk Anteil nimmt. Wenn das Volksspiel gleichwertig mit den Befriedigungen des plattesten Unterhaltungsbedürfnisses erscheint, kann sich niemals die rechte Stimmung dafür finden. So kann denn auch eine feste Organisation nur in kleinen Städten ihren Anfang nehmen." .. „Eine solche Volksbühne ist nur unter Mitwirkung der Bürgerschaft denkbar. Ein ständiges Theater will sie nicht sein; sie tritt dem Zuschauer nur im Gewande des Festes entgegen. Sie braucht den Künstler, aber nur den wirklichen Künstler, der sich auf die Mitwirkung des Volkes stützt." .. „Die theatralische Berufskunst braucht die Konkurrenz des Volksschauspieles nicht zu fürchten." Herrig hat offenbar überall die Erfahrungen im Sinne, die auf musikalischem Gebiete gemacht worden sind, wo sich zu großen und kunstwürdigen Aufführungen Berufskünstler und die Masse der Dilettanten verbinden. Er täuscht sich auch wohl darüber nicht, daß es um nichts leichter sein wird, die Nichtkünstler in den Bann ernster dramatischer Arbeit zu ziehen, als es seinerzeit gewesen ist, sie für ernste und große musikalische Leistungen zu gewinnen. Aber möglich ists doch gewesen, und möglich wird auch das sein, was Herrig und Friedrich Schön im Auge haben, wenn die Unternehmer, die Bahnbrecher der Sache die wahren Dichter und die Dichter die Unternehmer finden. Wie sich die beiden Männer, die zunächst in dieser Angelegenheit das Wort nehmen, den Fortgang der Sache denken, legt Friedrich Schön in seiner aus wahrhafter Hingebung an einen idealen Gedanken hervorgegangenen Schrift dar. „Ich habe schon meine Meinung dahin ausgesprochen, daß wir hier [in Worms] auf das rezitirte Schauspiel jeder guten Art uns beschränken müssen; hierzu rechne ich nun vor allem auch das von den Bürgern selbst dargestellte Volksschauspiel. Das ist ein neues, das hier wie anderwärts in Deutschland nach Leben ringt, als eine gesunde Reaktion des Bürgertums gegen die Versumpftheit des Theaters. Das Wormser Lutherfestspiel [eben das von Herrig] erwies sich als eine glänzende Probe auf die Richtigkeit des Gedankens; soll es nun dabei sein Bewenden haben, oder wäre es nicht schöner, dieser Fähigkeit und diesem Bedürfnisse, das seitdem immer stärker und von vielen Seiten mir ausgedrückt worden ist, durch eine besonnene Organisation zu Hilfe zu kommen, den schönen Trieb zu hegen und zu entwickeln? Wäre es nicht herrlich, wie dort rein konfessionelle, so auch häufiger gemeinsam vaterländische oder städtische Stoffe aus unsrer großen Vergangenheit uns zur Freude, der Kunst zum Frommen, unsrer Vaterstadt zur Ehre uns vorzuführen?" Und: „Gewiß würde, was hier im kleinen Kreise solche Wirkung hätte, nicht ohne Wirkung nach außen bleiben. Oder ist nicht anzunehmen, daß

andre Städte hoch aufmerken würden, wie man hier zum erstenmale ein billiges Theater erbaute, das im Betriebe kein Defizit ergäbe, keine Zuschüsse erheischte? Sicherlich würde unser Beispiel Nachahmung finden, da es die einzige Weise ist, in welcher kleinere Städte die Bühnenkunst mit wirklichem Erfolge zu pflegen imstande sind."

Wir beschränken uns heute auf diese Andeutungen. Jeder, dessen geistiges Ohr gewöhnt ist, aus einer Andeutung heraus eine ganze Gedankenfolge zu vernehmen, wird mit uns darin übereinstimmen, daß sich hier ein neues Etwas vorbereitet, regt, rührt, bei dem alles darauf ankommt, daß es von vornherein von den rechten Händen gepflegt, in die rechten Bahnen geleitet werde. Wir gedenken auf beide Schriften oder vielmehr auf die sich aus ihnen ergebenden Betrachtungen und Fragen nochmals zurückzukommen. Vor der Hand seien diejenigen unsrer Leser, die den Zweck der Bühne nicht damit erfüllt sehen, daß alle Morgen Zettel angeschlagen und alle Abende Lichter angezündet werden, auf die genannten Schriften hingewiesen. Die Frage der Volksbühne, des Volksschauspiels wird offenbar in den nächsten Jahren von großer Bedeutung werden, und es ist gut, sich ein Urteil über Ausgangspunkte und Ziele zu bilden, ehe die unausbleibliche Feindseligkeit der Handwerksgewohnheit dies Urteil erschweren hilft.



Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen.

3. Etwas zur Geschichte des Kunstblickes.



Die alten hübschen Geschichtchen aus dem griechischen Kunstleben, wie Maler so täuschend malten, daß Menschen und Tiere sich wirklich täuschen ließen und das Gemalte für das Wirkliche nahmen, lernt man gewöhnlich schon als Kind kennen, wenigstens auf dem Gymnasium; sie bleiben uns aber gewöhnlich auch Kindergeschichten, wie so vieles Hochwichtige und Gehaltvollste aus dem alten Leben, das da in knapper Fassung an uns tritt, dessen tiefen Gehalt man aber da noch nicht fassen kann. Aber eine feine Ahnung oder Witterung für den tiefen Gehalt und das Fragliche solcher Geschichten hat gerade die Kinderseele ganz entschieden, eine Ahnung, welche die Lehrer nicht unbenutzt und ungenährt lassen dürften; sie sind ja aber gejagt von dem lieben sogenannten Schulziel, das wesentlich dem Formalen nachjagt. So war mir, wie gewiß vielen, von jenen Geschichten in der Seele die einfache Frage sitzen geblieben: Ist das auch

wahr? und wenn es wahr ist, wie war es möglich? Und die Frage tauchte mir mit allem Ernste wieder auf, als ich neulich in Lindaus trefflichem Buche über Cranach fand, daß solche Geschichtchen doch auch bei uns auftreten in der Zeit des Aufblühens der Kunst.*)

Da kommt freilich ein kritisches Bedenken störend dazwischen: man kannte ja jene Geschichten aus dem Altertum, und die Zeit war so naiv beflissen, alles Schöne und Merkwürdige aus der neu erschlossenen glänzenden Vorzeit der Culturwelt auch für sich zu gewinnen, auch kurzweg in der Nähe im eignen Leben wiederzufinden, wobei denn auch naiv — gelogen werden durfte. So wird man auch hier den Verdacht nicht ganz los, daß man es mit naiver Gelehrsamkeit zu thun habe statt mit Wahrheit. Aber man kann in dem Verdachte auch zu weit gehen, und folgender Fall sieht denn doch aus, wie aus der Wirklichkeit und eignem Erleben stammend.

Christ. Scheurl erzählt von Lucas Cranach im Jahre 1509: „In Torgau hast du an der Wand hangende Fasanen, Rebhühner u. s. w. gemalt (offenbar als Schmuck eines Jagdzimmers), die einstmals der Graf von Schwarzburg, als er sie erblickte, hinauszubringen befahl, damit sie nicht übel röchen, und da er sich deshalb von dem Herzog ausgelacht sah, näher tretend mit einem Eide (d. h. fluchend) versicherte, daß wenigstens der eine Flügel einer lebendigen Ente angehöre."

Scheurl, ein Nürnberger, lebte damals in Wittenberg, in täglichem Umgang mit Cranach, der seit 1504 Hofmaler war, die Geschichte tritt uns also da ganz nahe an ihrer Quelle entgegen, während jene griechischen Anekdoten wer weiß wie viel später zuerst zur Niederschrift gekommen sind, und da sie Scheurl öffentlich dem Cranach gleichsam ins Gesicht sagt, kann sie nicht schlechthin gelehrt erlogen sein. Und dennoch wird uns das zu glauben oder uns vorzustellen immer wieder so schwer, eben wie die entsprechenden Geschichtchen von Zeuxis und Parrhasius bei Plinius.

Man muß, um hinter die Sache zu kommen, sich erinnern, daß es ein sehr verschiedenes Sehen giebt, den Gegenständen der Natur wie der Kunst gegenüber. Wie anders sieht nicht z. B. der Künstler eine Menschengestalt, einen Kunstbau, eine Hütte, eine Baumgruppe u. s. w., als der Laie. Und ich zweifle nicht, daß es in diesem Sehen der Gegenstände eine geschichtliche Entwicklung giebt, innerhalb der Kunst ebensogut wie außer ihr bei denen, für welche die Künstler schufen. Dieser Entwickelung nachzugehen hat aber einen großen Reiz, ja einen entschiedenen Wert, oder wird sogar zu einer Forderung auch an den Gebildeten, nicht bloß an den Kunstgelehrten in einer Zeit wie unsre, die von einem ganz gesunden Triebe geleitet, der Vorzeit eine wachsende

---

*) M. B. Lindau, Lucas Cranach (Leipzig, 1883) S. 70. Es steht eine ganze Reihe solcher Geschichtchen dort.

Gunst und Neigung zuwendet, immer weiter über die gelehrten Kreise hinaus. Da gilt es denn auch, so schwer das ist, wieder so denken, empfinden, sehen zu lernen, wie die Zeit damals dachte, empfand, sah u. s. w. Ganz rein wird das selten Einer erreichen, vielleicht Keiner, aber schon die Bemühung darum ist mit einem ganz eigentümlichen Genuß verbunden, den genauer zu untersuchen schon der Mühe wert wäre. Der Grund des Genusses scheint mir wesentlich in dem Gefühl einer Erweiterung und Vertiefung des eignen innern Lebens zu bestehen; man muß sich dabei seines modernen Selbst, seiner heutigen Anschauungen und Empfindungen entäußern und gewinnt sich eben daraus doch bereichert wieder. Diesen Genuß kennt jeder Sammler, ob er nun alte Kupferstiche und Holzschnitte oder Münzen und Medaillen oder Waffen oder alte Scherze oder Worte und Wendungen sammelt; er sammelt sich damit zugleich ein Stück des Lebens der Vorfahren in seiner Breite und Weite und seinem Werden und Wachsen in die Seele hinein und gewinnt damit für sein eignes inneres Leben eine Breite und Weite in Zeit und Raum, einen sichern Untergrund, wie sie das bloße Leben in der Gegenwart nicht geben kann, das mehr auf die Spitze als in die Breite geht. Daher auch die behagliche, ich möchte sagen breite Ruhe, die man bei solchen Sammlern gewöhnlich antrifft und mit der sie auch Andere behaglich beruhigend anhauchen, wenn sie auf ihr Sammeln zu reden kommen.

Um aber bei dem verschiednen Sehen verschiedner Zeiten und bei den fraglichen Kunstgeschichtchen zu bleiben, so gälte es hier, sich auf den Stand des Kunstsehens zurückzuversetzen, auf dem jener Graf von Schwarzburg stand, als er Cranachs gemalte wilde Ente sah. Er war wohl in der Entwickelung seines Kunstauges hinter den Andern zurückgeblieben, sah vielleicht Cranachsche Malerei mit ihrem Farbenleben zum erstenmale.

Um den ersten Anlauf zu gewinnen, der uns sehr verwöhnte Leute von heute in das Gleis des ältesten Kunstsehens zurückbringt, kann man sich an unsre Kinder wenden, sobald man darüber hinweg ist, in ihrem Treiben bloß Kindisches zu sehen, nicht auch die ersten Äußerungen der reinen Natur, die sich dann die Cultur nach ihren geänderten oder gesteigerten Bedürfnissen zurecht macht, in jedem Jahrhundert anders.

Wie spaßhaft sehen uns Erwachsene die Striche an, mit denen ein Kind sich einen Baum, ein Pferd oder wovon seine kleine, aber lebendige Phantasie eben voll ist, auf die Schiefertafel entwirft. Das Kind sieht sie doch gar nicht als Spaß, sondern ganz ernst und befriedigt an. Meint man, daß es eben nur die Striche so befriedigt sieht, die wir allein sehen? Nein, es hat offenbar außerdem den Baum, das Pferd, wie es sie gesehen hat, noch in sich vor dem innern Auge und sieht sie sich in die Striche hinein. Genauer: es hat den Baum in dem behaltenen Eindruck nun wie zwischen sich und der Schiefertafel schwebend, und er wird ihm durch die Striche so weit zugleich nach außen ge-

zogen, daß es ihn in den Strichen wieder wie vor sich sehen kann. Daß das innerliche Bild ganz nach außen gerückt oder gesetzt werde, wie wir verwöhnte Erwachsene verlangen, dafür hat das Kind noch gar keinen Bedarf, und es wird auf den ersten Stufen der Kunstentwicklung auch den Erwachsenen so gegangen sein.

In diesen Kunstblick des Kindes, wenn man es schon so nennen kann, mich zurückzuversetzen, hat mir aber einen ganz eigenartigen Reiz. Man hat, glaube ich, von dieser Stelle aus einen reineren Blick auf das ganze Kunstwesen überhaupt, als ihn der Standpunkt unsrer entwickelten oder auch verwickelten Kunst geben kann, denn man steht da wieder ganz und sicher in dem Raume, in dem und für den eigentlich alle Kunst zu arbeiten hat, und wird seiner großen Bedeutung wieder inne, d. h. in einer Art innerem Raume zwischen uns und den Gegenständen, der zugleich ganz uns angehört und doch an die Gegenstände hinan reicht oder auch sie einschließt, so weit sie uns auch angehörig werden können. Dieser innere Raum zwischen uns und den Dingen ist überhaupt von der höchsten Wichtigkeit, es ist der freie Spielbereich unsers Ichs, so möchte ichs nennen, gerade für die Kunst gut bezeichnend, zwischen ihm und der harten Wirklichkeit draußen, der auch ethisch, erkenntnistheoretisch, metaphysisch von der höchsten Wichtigkeit ist und in dem sich alle uns wirklich angehende Grundfragen bewegen und ihre Antwort zu finden haben.

Um aber noch bei der Kunst zu bleiben: man kann sich da an dem Kinde dessen erinnern, was unsre Zeit zu ihrem Schaden so leicht vergißt, daß alle Kunst ihrem Wesen nach eigentlich nur andeutend ist und sein kann; wie weit man auch den Spielraum ausstecke, in dem sich dies Andeuten zu einem völligen Deutlichwerden ausdehnen kann, der Kreis des Andeutens kann doch nicht überschritten werden oder es geschieht der Kunst Schade. Läßt sich doch leicht erkennen, daß auch unser Kunstauge bei aller hochentwickelten Kunstgewöhnung oder auch Verwöhnung von jenem Kinderstandpunkte doch noch nicht ganz losgerissen ist. Wie wirksam kann z. B. ein von einem rechten Künstler gezeichnetes bloßes Profil eines Gesichtes sein, das uns so viel hinein zu sehen oder zu ahnen überläßt. Auch wenn wir einen Holzschnitt mit allem Ernste ansehen, bei dem doch die Farben fehlen, wie wir die schraffirten Striche für wirkliche Schatten nehmen müssen: hat dieser Ernst nicht immer noch etwas von dem spaßhaften Ernste, mit dem das Kind seinen Baum auf der Schiefertafel ansieht? Wir müssen uns eben auch die Farben und Schatten, die das innere Auge braucht, mehr oder weniger aus uns hineinsehen, also wie das Kind den innerlichen Baum in seine andeutenden Baumstriche. Ja merkwürdig, an ausgemalten Holzschnitten und Kupferstichen, wie sie im sechzehnten Jahrhundert beliebt waren, sind uns die Farben störend, die man doch verlangen sollte. Ein Holzschnitt von Dürer, Cranach, den wir schwarz gelten lassen oder bewundern, tritt uns ausgemalt mehr in das Licht von Kinderkunst zurück,

vielleicht weil die Farben für unsre Gewöhnung zu sehr nur andeutend gehalten sind, wie wir es selbst als Kinder mit solchem Ausmalen gehalten haben. Das sechzehnte Jahrhundert muß auch darin ein anders Kunstauge gehabt haben.

Denkt man sich aber in die Zeit zurück, wo sich alle zeichnende Kunst noch mehr in der Andeutung bewegte, die wir noch beim Profil gelten lassen, so muß man annehmen, daß alle, auch die Gebildeten, nicht nur daran gewöhnt, sondern förmlich darauf eingeübt waren, sich in die Umrisse das volle Leben selber hinein zu sehen. Das zeigen auch Äußerungen, wie in der berühmten Stelle der Nibelungen, wo Siegfried zum erstenmale mit der Kriemhild zusammen geführt wird und beide als glänzendste Gestalten erscheinen sollen und für die Dichtung müssen. Wenn die Kriemhild zu dem Zweck im Unterschied von ihrem Frauengefolge dem Monde verglichen wird, wie er die Sterne überleuchtet, was ja auch uns noch ganz wirksam ist (obwohl es auch dem Hörer zum Ausmalen genug übrig läßt), so heißt es von Siegfried, der dabei noch dazu von tiefster Bewegung ergriffen gezeichnet ist, bloß so:

Dô stuont sô minneclîche daz Siglinde kint,
sam er entworfen wære an ein permint
von guotes meisters listen (Kunst) u. s. w. Nib. 285 Lachm.

Wir haben ja solcher Bilder, wie sie da gemeint sein müssen, genug übrig in pergamentnen Handschriften, z. B. in der Pariser oder sogenannten Manessischen Liederhandschrift (nun auch leicht zugänglich in den guten Proben in Königes Bilderatlas), können aber, was wir daran sehen, nicht überein bringen mit der Wirkung, die der Dichter da brauchte und bei seinen Hörern gewiß erzielte; denn sie wußten doch sicher ganz genau oder hatten es deutlich genug im Auge, wie ein Held in glänzendster Manneserscheinung aussah, und sahen die eben in jener Federzeichnung mit einfachster Färbung. Es erklärt sich aus dem Unterschiede des Kunstsehens von damals und heute.

Als aber die Kunst von jenem Andeuten fortschritt zur lebenswahren Ausführung, wie in unsrer Malerei im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert geschah, da muß sich ein wahrer Umschwung vollzogen haben in der Gewohnheit des Sehens; das Auge, das auf die alte Kunst eingeübt war, mußte stutzig werden vor den Bildern, und wer, wie vielleicht jener Graf zum erstenmale vor ein Bild trat mit der lebensvollen Formen- und Farbengebung, wie sie Cranachs Bilder boten, bei dem mußte wohl der Umschwung zu einem ordentlichen Umsturz werden.

Eine so gemalte wilde Ente an der Wand: er brachte ja, gewiß ein erfahrener Jäger, wie alle Fürsten damals, den Strichen und Farben das Lebensbild der Ente in sich entgegen, nach langer, ungestörter Gewöhnung — und stieß auf einmal auf ein Entenbild außen, so lebensvoll, wie mans bisher nur von der Ente selber kannte: traf nicht da gleichsam eine doppelte Ente im

Auge zusammen, aus dem die Täuschung der wirklichen Ente sich ergeben konnte oder mußte?

Und noch stärker mußte die Wirkung sein bei einem Menschenbilde mit dem Ausdruck der Seele in Blick und Miene (wie das Cranach gerade so bewunderswürdig vermag), den man vorher ganz aus sich hineintragen mußte.

Aber bei Tieren, wie dort im Altertum von gemalten Weintrauben und Vögeln erzählt wird? Ich habe doch eine sichere Nachricht von einem Hunde, der eine gemalte, ziemlich lebensgroße Katze lebhaft anbellte. Gewiß hat jeder Hund gerade das Bild der Katze, zu der er in einer so wunderbaren angebornen Beziehung steht, deutlich genug schon in sich selbst, aus vielfachster Berührung, daß es ihm vor einem guten Katzenbilde ebenso gehen kann, wie dem Grafen von Schwarzburg vor Cranachs Fasanen u. s. w. Und von reifen Weinbeeren müssen auch die Staare ein recht deutliches Bild in sich haben (ein gesehenes und ein geschmecktes), sonst könnten sie sich nicht jährlich auch weiter her in den Weinbergen sammeln, wenn die Zeit da ist. —

Nutzanwendung, wenn eine sein soll und etwas weiter greifen darf, vielleicht nicht nötig — Erstens: wenn uns im Leben unsrer Vorfahren, dem sich die Neigung nun zuwendet, etwas aufstößt, das die Neigung durchkreuzen will, weil wir es unverständlich finden oder wohl gar scharf ablehnen müssen, so thun wir gut, unser Urteil zurückzuhalten und uns zu erinnern, daß das alte Leben vielfach unter andern innern Gesichtspunkten stand und von andern Verhältnissen bedingt war, als unsre sind, und daß es jene zu ermitteln gilt. Wie viel könnte ich davon erzählen, daß etwas, das mich an unsrer Vorzeit ärgerte, mir durch geduldiges Beobachten nachher zur Freude oder Lehre wurde.

Zweitens: es ist uns recht gesund, dabei inne zu werden, daß auch unser Standpunkt und unsre Gesichtspunkte von heute keineswegs, wie wir leicht wähnen, etwas Sicheres, Notwendiges, Abschließendes sind, sondern gar viel Fragliches, Zufälliges, Werdendes immer noch enthalten, d. h. daß auch sie, also wir noch auf der Entwicklungslinie stehen, die weiter strebt und die es zu erkennen gilt, um sie mit Bewußtsein richtig zu lenken; dazu muß man aber mit verstehendem Übersehen weiter ausholen, ja so weit als möglich. Der kleinere oder größere Umschwung der allbestimmenden sogenannten Weltanschauung, der ungefähr mit dem Auftreten eines neuen Geschlechts zusammentrifft, vollzieht sich keineswegs in bloßem Fortschritt, sondern oft auch so, daß um eines teilweise guten und richtigen Neuen willen das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, also vom Alten manches abgestoßen wird, was man daneben hätte bewahren sollen. Der stille Zug der Zeit zum Leben und Denken der Vorfahren zurück, der sich besonders seit 1870 so vielfach offenbart, ist selbst ein Zeichen davon, daß das jetzt im gebildeten Bewußtsein sich geltend macht als richtige Fühlung, vorbereitet durch die Bestrebungen der Romantik, obwohl die Anregung dazu viel weiter zurückgeht.

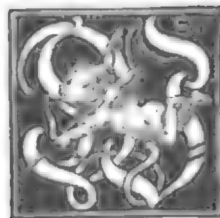
Und drittens, um noch einmal auf die Hauptsache hier, das Andeutende der Kunst zu kommen: es handelt sich dabei um etwas Hochwichtiges, das jetzt in Gefahr ist vergessen zu werden, ich meine das unüberspringliche Grundgesetz alles Kunstwesens, daß dazu nicht bloß das Schaffen des Künstlers, sondern auch eine Mitarbeit des Genießenden gehört, die der Künstler mit in Rechnung ziehen muß. Mir ist es, als ob das aus dem obigen Gedankengange von selbst herausspringe, auch ohne tiefere Begründung, die weiter ausholen müßte. Daß aber unsre Kunst jetzt vielfach auf einer Linie den Fortschritt sucht, wo jenes Grundgesetz übersprungen werden soll (was genau besehen gar nicht möglich ist) und dem genießenden Anteilnehmer möglichst nichts aus sich hinzu zu thun bleibt, das ist vielen Einsichtigen schon fühlbar geworden am Theaterwesen, wo die sogenannte Ausstattung immer mehr eine Gestalt annimmt, daß der Theaterbesucher seine Phantasie und sein eigentliches Kunst-Ich zu Hause lassen könnte. Die äußern Sinne werden übersättigt und damit abgestumpft, und die Abstumpfung ergreift von selber zu leicht auch den innern Sinn, den eigentlichen Kunstsinn, der nun auch träge wird und sich schlafen legen kann. Daß es aber an dieser Klippe für das wahre Kunstwesen auch in andern Kunstgebieten nicht fehlt, wäre nicht schwer nachzuweisen. Das ist aber Übercultur, sieht aus wie Verfall, und wie das Ganze dann weiter verläuft, kann man aus der allgemeinen Kunst- und Culturgeschichte wissen. Vielleicht hilft uns auch darin die zunehmende Neigung für die ältere Zeit und ihr Verständnis wieder auf den Weg der Gesundheit zu kommen, die sich der Einzelne schon dort holen kann, wie der Städter in der Sommerfrische, warum nicht die Zeit überhaupt?



Russische Skizzen.

Von Otto Kaemmel.

(Fortsetzung.)



Wenn der berühmte Volkswirtschaftslehrer Georg Hanssen in Göttingen seinen Zuhörern die Wirtschaft eines Bauern ad oculos demonstriren wollte, dann pflegte er in ihrer Gegenwart den Besitzer des Hofes etwa nach der Zahl seiner Pflüge zu fragen, und sagte dann dem überraschten auf den Kopf zu, wie groß seine Feldflur sei, wie vieler Knechte und Zugtiere er bedürfe u. s. f. Ähnliche Schlüsse kann man auch hier ziehen. Den ganzen Viehstand bilden,

abgesehen von Ziegen und Schweinen, ein Pferd, eine „Schwedka," und ein paar Rinder kleinen Schlages. Dem kleinen Zugtier entspricht der zweirädrige Karren dort in der Ecke, eine Art flacher Mulde auf der Achse, den das Pferd in der Gabel zieht — denn eine Teljega besitzt keineswegs jeder Hof —, vor allem aber der Pflug. Das ist wahrhaftig noch der nur etwas vervollkommnete altslawische Hakenpflug. Am hintern Ende der nach vorn sich etwas verbreiternden Gabel für das Pferd ist ein breites, nach unten etwas gekrümmtes Stück Holz und an diesem ein Paar starker, nach vorn gekrümmter eiserner Spitzen befestigt; zur Nachhilfe dient ein schaufelartiges, darüberliegendes Eisen, dessen beweglichen Stil der Pflüger führt. Der Kartoffelflug besteht überhaupt nur aus einem ähnlichen Schaufeleisen an der Gabel. Da mit so unvollkommenen Werkzeugen sich schwerer Boden nicht bearbeiten läßt, so stehen diese ingermannländischen Bauern noch ungefähr auf derselben Stufe, die in unserm östlichen Deutschland die Slawen einnahmen, als die Deutschen mit ihrem schweren Räderpfluge einrückten, der diesen Boden nachhaltiger germanisirt hat als Schwert und Kreuz. Sich höher zu heben, würde dem Einzelnen, selbst wenn ihm die Mittel und der Antrieb nicht fehlten, unmöglich sein, denn der Grund und Boden ist durchaus Gemeinbesitz wie in Großrußland. Das Ackerland wird dem einzelnen Wirt nach der Stärke seines Haushaltes zugemessen und liegt in kleinen, schmalen, parallelen Streifen, die zu beiden Seiten des Dorfes und des von ihm auslaufenden Weges rechtwinklig auf diesen stoßen, und wird nach den Regeln der Dreifelderwirtschaft bestellt mit Gerste, Hafer, seltner mit Roggen und nur in besonders günstigen Lagen mit Weizen, wozu noch Kartoffeln, Kraut u. dergl., zuweilen auch Flachs kommen; ein Drittel der Feldflur liegt als Brache. In der Nähe der Küste ragen oft mächtige Granitblöcke mitten aus den Feldern auf, die niemand beseitigt. Vollkommen gemeinschaftlich werden die oft mitten im Walde gelegnen Wiesen bewirtschaftet; gemeinschaftlich werden sie am festgesetzten Tage gemäht, der Ertrag verteilt; es soll dabei niemals ein Streit vorkommen. Auf der Gemeindeweide grasen den ganzen Sommer durch Pferde und Rinder, aus dem Gemeindewalde holt sich jeder Wirt seinen Bedarf; er lacht, wenn man ihn fragt, warum er das massenhaft herumliegende dürre Holz nicht auflese; wenn er Holz braucht, fällt er eben einen Baum, für dessen Ersatz die Natur sorgen mag.

Selbst in die einfache Gemeindeverwaltung gestattet schon ein Gang durch das Dorf einen Blick. Denn an jedem Hause ist auf einem kleinen Holzbretchen der Name des Besitzers zu lesen, daneben abgebildet das Gerät, mit dem bei einer Feuersbrunst der Hof die Hilfe zu leisten hat: Eimer, Leiter, Haken, Spritze u. dergl., alles in der einfachen Weise ursprünglicher Naturalwirtschaft; eines der stattlicheren Häuser läßt die Aufschrift „Seljeskij Starosta" als Besitz des Dorfschulzen erkennen. Eine merkwürdige Stabilität der Verhältnisse, wie sie auf dieser Stufe natürlich ist, verrät die Sitte, dem Namen des Dorfes,

der am Eingange auf einer Tafel zu lesen ist, die Zahl nicht nur der Bauernhöfe, sondern auch der Bewohner hinzuzufügen, übrigens wohl mit Ausschluß der Kinder, so z. B. Lebjaschje 11 Höfe, 22 männliche, 35 weibliche Seelen, Ober-Krasnaja Gorka 37 Höfe, 68 Seelen, Kara Waldaj 16 Höfe, 52 männliche, 56 weibliche Seelen, Schepelewa 18 Höfe, 45 männliche, 45 weibliche Seelen.

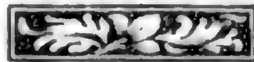
Welchen Einfluß auf dieses ländliche Dasein Kirche und Schule üben, ist schwer zu sagen. Seltsam berührte es, daß ein Bauer zwar Finnisch lesen konnte und infolge dessen wohl imstande war, in einer deutschen Zeitung zu buchstabiren — denn das Finnische wird mit unsern Lettern gedruckt —, aber nicht Russisch, obwohl er Russisch sprach. Keine günstige Vorstellung von dem religiös sittlichen Einfluß der russischen Kirche erweckten ingermannländische Dorffriedhöfe, das Ödeste, was man sehen kann: in der Mitte eine sogenannte Kapelle, ein kleiner, viereckiger Holzbau mit spitzzulaufendem Schindeldache, dessen kirchliche Bestimmung nur das Doppelkreuz auf dem First verrät, das finstere Innere nur durch eine Thür erleuchtet, im Hintergrunde ein schmuckloser Altar, auf dem Heiligenbilder der verschiedensten Art und Größe stehen, da ein solches bei jeder Beerdigung dargebracht werden muß. Die Gräber sind kaum kenntlich, nur wenige von einem grell bemalten Holzgitter umgeben, die meisten nur mit rohen Feldsteinen bezeichnet und mit einem Holzkreuze in russischer Form, doch ohne jede Inschrift. Häufig ist auch dies zerfallen oder umgesunken; kein Kranz, keine Blume deutet an, daß jemals eine liebende Hand die letzte Ruhestätte geschmückt hat. Den Eindruck der Verlassenheit erhöht zuweilen noch die entfernte Lage des Friedhofes, und doch mildert sie auch wieder das unerfreuliche Bild, denn auf hohem, weitumschauendem Vorsprung der Küste liegt der eine, ein anderer auf flachem Hügel unter hochstämmigen Kiefern mit dem Blick auf die bewaldete Küste und das Meer, ein dritter dicht an einem waldumkränzten Landsee. Was freilich den Sonntag betrifft, so scheint er in den von der Kirche entlegneren Orten zum Besuche derselben nicht weiter benutzt zu werden. Vielmehr setzen sich da schon am Morgen die Männer und Burschen in schönen roten Hemden und hohen Stiefeln zusammen, um zu spielen; davon abgesondert bilden Frauen und Mädchen in bunter, farbenreicher Tracht fröhlich schwatzende Gruppen, oder eine Vorsängerin beginnt ein finnisches Lied, das dann die andern im Chor nachsingen, oder sie bilden einen Kreis, in dem sie paarweise tanzen, während die männliche Bevölkerung zusieht. Kommt ein Fremder oder gar eine ganze Gesellschaft, dann blicken sie neugierig auf die seltenen Erscheinungen; nirgends ist es noch leichter, Eindruck zu machen, als bei dieser abgeschiedenen Bevölkerung. Und ein solcher Sonntagsausflug aus der Sommerfrische in ein halbwildes Land hinein hat seine Reize. Einige Teljegen werden gemietet — 2 bis $2^1/_2$ Rubel für das Pferd —; die sorgliche Hausfrau packt den Mundvorrat, den sie schon am

vorhergehenden Tage vorbereitet hat, kalte Küche, Wein, Bier, Thee, Kaffee, in einen großen Korb, der in Verbindung mit dem unschätzbaren Samowar, der unentbehrlichen Heißwassermaschine, fast allein einen Wagen für sich beansprucht; auf die Sitze werden Kissen und Decken gebreitet. Ist alles unter Lachen und Scherzen und mannichfachen kleinen Schwierigkeiten — jedes Kind will natürlich selbst „kutschiren" — glücklich untergebracht, dann fährt der kleine Zug ab, womöglich im Trabe, denn die kleinen, drolligen Gäule sind eifrig, und keiner will dem andern nachstehen. So geht es hinein ins Land oder an der hohen Küste hin, durch Sand und Wald, 20, 25, 30 Werst weit. Ist das Ziel erreicht, dann schickt sich die Gesellschaft an, ein vertrauenerweckendes Bauernhaus auszusuchen, denn ein Gasthof (Postojalny Dwor) ist fast nie vorhanden und würde auch nicht viel liefern, wenn er dawäre. Willig geben die Leute einen Tisch, ein Paar Schemel und dergleichen her, bald summt der Samowar, und große Töpfe des trefflichsten sauern Rahmes kommen herbei, fast das einzige, was die bäuerliche Wirtschaft zu spenden vermag; eigentliche Bezahlung wird für das alles nicht gefordert, aber die Annahme eines entsprechenden Geldgeschenkes nicht verweigert. Derweilen sammelt sich draußen die holde Dorfjugend, ebenso bunt gekleidet wie die Erwachsenen, hellblond, blauäugig, rotbäckig, barfuß, von unendlicher Neugier erfüllt, aber nicht zudringlich; schweigend und achtungsvoll stehen sie am Zaune und kommen nur schüchtern herbei, wenn ein freundliches Wort ihnen einen ungewohnten Genuß in Aussicht stellt. Für die müden Gäule sorgen die Bauern. Spät denkt man an die Rückfahrt, und gewöhnlich treffen die Gesellschaft noch tief im Walde die letzten Strahlen der sinkenden Sonne, wenn sie rotgold durch die hohen, dunkeln Stämme flammen.

Ist der Himmel hell, das Wetter warm, dann erscheint alles in freundlichem Lichte, auch das elendeste Strohdach, auch der dürftigste Kiefernwald, um wieviel mehr die anmutigste Landschaft dieses ganzen Küstenstriches, die Gegend von Kara Waldaj und Schepelewa, denn hier öffnet sich im Süden der Blick auf einen großen, stillen, waldumschlungenen Landsee, im Norden, am Fuße des hohen Gestades, blitzt leise wogend das Meer in der Sonne, lautlos ziehen die Schiffe ihre Bahn, gegenüber blaut die hohe finnische Küste, in allen Einzelheiten zu unterscheiden: Wald, Sandstreifen, Häusergruppen. Anders freilich ist der Eindruck da, wo die ingermannländische Küste flach verläuft, Wald und Sumpf dicht an die See treten; da legen die zerzausten Äste, das zerrissene, ausgewaschene Wurzelwerk der Bäume längst des Strandes Zeugnis ab von der Gewalt des Wintersturmes, der dann wohl auch die Fluten weit ins Land hinein treibt. Den Eindruck ungastlicher Öde solcher Striche erhöhen noch die zahllosen Granitblöcke, die weithin den Sand des Strandes bedecken oder in langen Reihen zwischen Schilf und Riedgras in das flache Wasser sich hinausziehen, oft mit schlüpfrigem Schlamm überzogen und jede Annäherung

von der Seeseite her aufs äußerste erschwerend. Hafenlos und unzugänglich erscheint die ganze Küste bis dahin, wo der finnische Meerbusen sich erweitert; da öffnet sie sich in einzelnen schön geschwungnen Buchten, die eine Landung gestatten. So ungastlich sie aber im ganzen auch ist, den Schmuggel lockt sie doch, das zeigen die an weit umschauenden Punkten errichteten Häuser der Strandreiter. Die Einwohner jener Dörfer freilich verraten dem Charakter ihres Strandes entsprechend keine Neigung zur Seefahrt, selbst den Fischreichtum dieser Gewässer beachten sie kaum; umso tüchtigere Seeleute sind die Finnen von der andern Seite.

So lebt dies Volk einsam dahin zwischen See und Wald, Sand und Sumpf, in Zuständen, wie sie wahrscheinlich in Jahrhunderten sich nicht geändert haben und schwerlich sobald ändern werden. Man begreift hier, wie außerordentlich schwierig hier jeder politische Fortschritt ist, wie sauer anderseits den Nihilisten ihre Agitation gemacht wird in diesen unermeßlichen, fast wegelosen, dünnbevölkerten Gebieten, für deren Bauern das gedruckte oder geschriebene Wort kaum vorhanden ist, und — wie langsam eine Mobilisirung hier vor sich gehen muß. Welch unermeßliche Kulturarbeit wäre hier für die „nationalen" Parteien Rußlands noch zu vollbringen, die doch eben für das einheimische Volkstum gegen die Kultur des „verfaulten" Westens einzutreten behaupten! Aber es ist stets die Neigung unreifer Völker gewesen, Ruhmesbildern auswärtiger Erfolge nachzujagen, statt in glanzloser, stiller Kulturarbeit sich zu betätigen. Das thun nur gereifte Völker. (Schluß folgt.)



Kleinere Mitteilungen.

Die französische Revolution von 1789. Die französische Revolution hat in der neueren Zeit in Frankreich Geschichtschreiber gefunden, die auf Grund eingehender Quellenstudien aus den Archiven, Staats- und Privatschriften den Nimbus zerstört haben, welcher bis in unsre Tage die angebliche Erhebung eines Volkes aus seiner Knechtschaft umgab. Mag man auch die Schrift eines Granier von Cassagnac wegen der Parteistellung ihres Verfassers nicht voll gelten lassen, den Untersuchungen Taines gegenüber, welche ebenfalls in diesen Blättern eingehend gewürdigt worden sind, muß jeder Widerspruch verstummen, und das Ergebnis seiner so genauen Forschungen ist kein andres, als daß wir es nicht mit einer ruhmreichen Befreiung eines unterdrückten Volkes, sondern mit einer Brutalität zu thun haben, die nur in dem einseitigen, an Wahnsinn grenzenden Fanatismus der Hauptleute und Rädelsführer erklärt, nicht aber entschuldigt oder gerechtfertigt werden kann. Schon Taine hat sich bemüht, die Entstehung der Revolution in der geschichtlichen Entwicklung des französischen Staatswesens seit dem Beginn eines selbständigen Reiches zu begründen, andre sind ihm darin gefolgt. So wünschenswert eine solche Untersuchung ist, so gefährlich ist es doch, die Keime in zu ent-

fernte Zeiten zu verlegen und zuletzt dahin zu gelangen, daß man in der Anknüpfung an einige im Augenblick eingegebene Schlagwörter von Journalisten den letzten Ursprung in der fränkischen Eroberung sieht und die Revolution als einen Kampf der Jahrhunderte lang unterdrückten Kelten gegen die fränkischen Adlichen darstellt. Dieser Gegensatz würde sich, wenn er richtig wäre, auch im Laufe der Jahrhunderte in einer gewissen Schärfe geltend gemacht haben; ihn in dem bloßen Gegenüberstehen und Bekämpfen des Adels und der Geistlichkeit durch den dritten Stand zu sehen, kann nicht genügen. Wohl aber haben diese neuen Forschungen mit Recht gegenüber der politischen Bewegung die soziale hervorgehoben, denn in ihren letzten Zielen und in ihrem letzten Ergebnis war die französische Revolution nicht andres, als ein mit roher Gewalt durchgeführter Besitzwechsel im weitesten Umfang. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die Bourgeoisie, welche auf dem Festlande sich zum erstenmale der Gewalt bemächtigte, die sozialen Uebelstände durch politische Freiheit zu beseitigen strebte und dabei völlig Fiasko machte; der Lösung der Magenfrage gegenüber zeigte sie sich gänzlich unfähig und bewirkte, daß der Pöbel sich auf seine Art Recht verschaffte und seiner Leidenschaft und seiner Gier die Zügel schießen ließ. Ein weiteres Eingehen auf diese Erscheinung muß hier zur Zeit ausgeschlossen sein, aber es giebt doch zu denken, daß es erst das deutsche soziale Königtum ist, welches mit Erfolg die Ausgleichung der gesellschaftlichen Gegensätze angebahnt hat und ein warmes Herz für die minder begüterten zeigt, wie es die zur Herrschaft gelangte Bourgeoisie niemals besitzt. Auch bei uns hat die in der Fortschrittspartei verkörperte Bourgeoisie für die sozialen Aufgaben weder Verständnis noch — was schlimmer ist — Neigung.

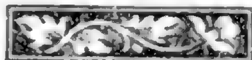
In Deutschland hat man die neueren Forschungen der französischen Revolution noch nicht in gebührender Weise verwertet. Nur eine kleine Anzahl gebildeter weiß von Taine und vielleicht auch nicht aus eigner Anschauung, sondern aus der Besprechung seiner Werke in Zeitschriften oder Parteiblättern. Insbesondre hat unsre Jugend noch kein Buch, aus dem sie ihre Anschauungen läutern könnte; die Geschicht der Girondisten von Lamartine, die durch ihre schöngefärbten falschen Darstellungen nicht geringes Unheil anrichtet, gilt auch heute noch als ein lesenswertes Werk.

Es ist daher sehr dankenswert, daß der Verfasser eines kürzlich erschienenen Buches*) es unternommen hat, im Anschluß an die neueren Untersuchungen der französischen Gelehrten für den deutschen gebildeten Leser eine Geschichte dieser Revolution zu schreiben. Wir glauben zwar nicht, daß mit diesem Buche das höchste Ziel des Geschichtschreibers erreicht sei, dazu ist es nicht kritisch genug und folgt zu sehr den französischen Vorbildern. Aber es entspricht einem dringenden Bedürfnis und wird deshalb den Familien wie den Schulen willkommen sein, welche ein lebhaftes Interesse haben, die Legende und die Lüge in der Geschichtskenntnis zu zerstören. Der Verfasser greift zwar auch auf die keltisch-fränkischen Gegensätze zurück; abgesehen hiervon aber giebt er im Anschluß, besonders an Rankesche Studien, eine sehr klare Uebersicht der mittelalterlichen Entwicklung der ständischen und Parlamentsverhältnisse und schafft sich dadurch eine sichere Grundlage für das Verständnis der ersten revolutionären Bewegungen. Nordenflycht versäumt es nicht — und das ist sein gutes Recht —, auch hie und da einen Seitenblick auf die

*) Die französische Revolution von 1789. Darlegung ihrer Anläße, ihrer Ziele und ihrer Mittel. Von Frhr. von Nordenflycht. Berlin, Wiegandt und Grieben, 1887. 226 S.

Ereignisse in unserm Vaterlande zu werfen, im allgemeinen aber bemüht er sich, objektiv auch die Fehler des Königtums und des unglücklichen Ludwig XVI. ins rechte Licht zu stellen. Das Buch sei allen Lesern der Grenzboten bestens empfohlen.

Nochmals das Thomasjubiläum. Wir werden von befreundeter Seite darauf aufmerksam gemacht, daß unsre Vermutung, Christian Thomas habe sein erstes deutsches Kolleg nicht erst 1688, sondern von Michaeli 1687 bis zu Ostern 1688 gelesen, nicht nur vollkommen zutrifft, sondern daß sich sogar der Tag des Beginnes genau feststellen läßt. In seinem Einladungsprogramm sagt Thomas selbst gegen das Ende hin, daß er das Buch des Gracian „zwischen hier und Ostern“ zu erklären gedenke, und daß er „Montag nach der Zahlwoche vormittag 9 Uhr den Anfang zu machen vorhabens“ sei. Nach dem uns vorliegenden „Alt und Neuen Leipziger Haupt und Geschichts-Kalender Auff das Jahr nach der Geburt unsers HErrn Jesu Christi 1687“ begann die Michaelismesse 1687 — wie überhaupt in der damaligen Zeit — am dritten Sonntag nach Michaelis, das ist am 16. Oktober. Nun dauerte die Messe gesetzlich zwar nur eine Woche, thatsächlich aber drei Wochen, d. h. sie begann bereits am 9. Oktober mit der sogenannten Vorwoche, dann folgte — feierlich eingeläutet — am 16. Oktober die eigentliche Meßwoche, und darauf die sogenannte Zahlwoche. Montag nach der Zahlwoche war also der 24. Oktober. Am 24. Oktober 1687 begann Thomas sein Kolleg.



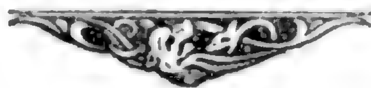
Literatur.

Italien. Ansichten und Streiflichter von Viktor Hehn. Dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage. Berlin, Gebrüder Bornträger, 1887.

Wir nehmen an, daß die Mehrzahl unsrer Leser dieses prächtige Buch des Verfassers von „Kulturpflanzen und Haustiere“ in seiner ersten Gestalt kennt. Bei wem das aber nicht zutreffen sollte, dem raten wir dringend, sich mit ihm bekannt zu machen, wenn ihn der Gegenstand irgend interessirt. Seit Goethe haben sich Hunderte mit ihm versucht, aber wenig Gutes ist dabei zu stande gekommen. Hier vereinigen sich gründliche gelehrte Bildung, treffliche Beobachtungsgabe, ein seltener Sinn für Farbe und Form, eine edle Auffassung des Lebens der Menschen und Völker und eine festgegründete maßvolle politische Denkweise mit einem feinen und klaren Stile zu einer Darstellung, deren Ergebnis unter allem Guten das Beste ist, was wir innerhalb der vom Verfasser ins Auge gefaßten Gebiete kennen. Wundervoll ist die Schilderung der italienischen Landschaft in verschiednen Strichen der Halbinsel und Siziliens, ebenso gelehrt als geistreich das Kapitel „Sprache,“ warm und gerecht in dem Abschnitte Pro populo Italico die Beurteilung des italienischen Volkes, dem Oberflächliche so viel Arges nachsagen, und das doch viel mehr lichte und schöne als dunkle und unerfreuliche Seiten hat, und daß auch das Auge und die Rede des Humors dem Verfasser nicht mangeln, zeigt mehr als eine Wendung, namentlich aber das reizende Bildchen „Taormina oder ein sittlicher Konflikt,“ welches der dritten Auflage am Schlusse beigegeben ist. Es weht Goethischer Geist in diesem Buche, es ist ein echter Edelstein unter so vielem Unechten, was uns über Italien geboten worden ist.

Kamerun. Skizzen und Betrachtungen von Max Buchner, D. med., vormals interimistischem Vertreter des deutschen Reiches in Kamerun. Leipzig, Duncker und Humblot, 1887.

Die erste Hälfte dieses Buches schildert zunächst die Natur und die eingeborne Bevölkerung (die Dualla), dann die Europäer und den Handel der Kolonie, die zweite stellt nach den vom Verfasser gemachten Erfahrungen ein Programm auf, wie sie mit Benutzung ihrer Vorzüge und Vermeidung der Gefahren, welche sich hier in nicht geringer Zahl finden, zu entwickeln wäre. Beide Teile sind wertvoll und lehrreich, da der Verfasser die Gelegenheit, zu beobachten, die ihm durch ziemlich langen Aufenthalt in Kamerun geboten war, gut benutzt und seine Ergebnisse klar und wohlgeordnet dargestellt hat. Er hat zu seiner Aufgabe eine hinreichende wissenschaftliche Bildung, reiche, in andern Gegenden Afrikas gesammelte Erfahrungen und einen unbefangenen realistischen Sinn mitgebracht, der die Phrase haßt und ehrlich die Wirklichkeit zu finden und zu erkennen bemüht ist. Man mag ihn nach seiner Art zu betrachten und zu urteilen einen Pessimisten schelten, aber jedenfalls ist ein gemäßigter Pessimismus, wie der seine, mit der Klugheit näher verwandt und vertrauenswerter als der Optimismus, welcher sich in vielen andern Berichten über afrikanische Erwerbungen äußert und das leichtgläubige Publikum mit seiner Selbsttäuschung ansteckt. Vorsicht, Nüchternheit, Besonnenheit, die auch die Schattenseite der Dinge sieht und nicht verschweigt, ist die Eigenschaft, die wir neben einer energischen Benutzung der wirklichen Vorteile in solchen Angelegenheiten am wenigsten vermissen möchten. Die Ergebnisse der Beobachtungen und Erwägungen des Verfassers und darauf gegründeten Ratschläge desselben laufen etwa auf folgendes hinaus: Das Land ist gut und leistungsfähig, es ist zwar ungesund, aber nicht ungesunder als Brasilien und Ostindien zur Zeit ihrer Entdeckung. Die Dualla sind vielleicht die trägsten und widerspenstigsten aller Neger, nur mit sehr entschiednen Maßregeln werden sie sich zur Arbeit und zur Ordnung erziehen lassen. Man muß sie von dem Zwischenhandel mit den Stämmen des Hinterlandes, welches allein arbeitet und produzirt, wegdrücken und mit letztern in direkten Verkehr treten. Dazu bedarf es einer Kolonialtruppe, die am besten aus den muhamedanischen Haussa zu rekrutiren wäre. Jene Stämme des Innern verlangen unmittelbaren Handel mit den Europäern, und das ist ein Wunsch, der unserm und ihrem Interesse so sehr entspricht, daß er nicht unerfüllt bleiben darf. Produziren sollte man in Kamerun durch Plantagenbau Palmöl, Erdnüsse, Sesam, Kakao, Chinarinde, die Kautschukliane, Reis, Zuckerrohr, Baumwolle, Thee und Gewürze. Auch zur Viehzucht, namentlich zur Zucht von Rindern, eignet sich das Land. Für die Bewegung der Arbeit und der Erzeugnisse müssen Wege zu Lande geschaffen werden, da die Wasserstraßen nur etwa dreißig Seemeilen weit schiffbar und überdies vielfach mit Sandbänken, Klippen und gefallenen Bäumen gesperrt sind. „Unser Kameruner Besitz — sagt der Verfasser — muß sich mindestens bezahlen, unter den bisherigen verrotteten Verhältnissen wird er dazu niemals imstande sein. Wohl aber sind noch unausgenützt die Fähigkeiten dazu vorhanden, und die müssen organisirt werden.“



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Leo der Dreizehnte und Italien.



In der letzten Ansprache an das Kollegium der Kardinäle gab der Papst dem Wunsche Ausdruck, zu einer Verständigung mit dem Königreiche Italien zu gelangen, und seitdem bildet die Aussöhnung zwischen Vatikan und Quirinal mehr denn seit langer Zeit das Thema publizistischer Erörterungen. Namentlich beschäftigte sich die liberale Presse Italiens vielfach mit der Sache, und zwar in einer Weise, nach welcher man glauben sollte, der Kurie sei an einem Ausgleiche mehr gelegen als der königlichen Regierung. Die betreffenden Blätter suchten diese Vorstellung dadurch hervorzurufen, daß sie gewisse Vorgänge, die sie aus kirchlichen Kreisen brachten, als Anzeichen einer besonders lebhaften Sehnsucht der obersten Sphären der katholischen Welt nach Frieden mit den politischen Machthabern darstellten. Eins der Beispiele, die sie anführten, war die Haltung, welche der Erzbischof und die übrige Geistlichkeit von Florenz bei den Feierlichkeiten beobachteten, mit denen die neue Fassade der dortigen Kirche Santa Maria del Fiore enthüllt wurde. Mit Recht wurde darauf von andrer Seite hervorgehoben, daß jene Haltung des florentinischen Kirchenfürsten gegenüber dem italienischen Königspaare nicht mehr als die Erfüllung eines Gebotes war, welches guter Takt eingab. Der Erzbischof und sein Klerus standen bei der Gelegenheit gekrönten Häuptern gegenüber, denen sie Ehrerbietigkeit schuldig waren, und wenn sie darnach verfuhren, so war daraus kein andrer Schluß zu ziehen, als der, daß sie eben Takt besaßen. Faßte man die Sache anders auf und geschah ähnliches in andern Fällen, so bewies man gerade das Gegenteil dessen, was man glauben machen wollte, daß nämlich das Bedürfnis nach Frieden mit dem Papste bei denen, welche durch die liberale Presse mit dem italienischen Publikum sprechen, besonders lebhaft und dringend sein mußte.

Die Wahrheit aber liegt in der Mitte: beide Teile empfinden gleich stark die Nachteile, welche ihr jetziges Verhältnis zu einander mit sich bringt, und gleich stark ist bei beiden der Wunsch, wenigstens zu einem modus vivendi zu gelangen. Aber die Schwierigkeiten, die sich der Erfüllung desselben entgegenstellen, sind groß und erscheinen fast unüberwindlich. Es kam allerdings auf die Deutung an, wenn der heilige Vater in jener Ansprache an das Konsistorium der Kardinäle erklärte, der Zwist zwischen der Kurie und Italien sei nur „unter Wahrung der Gerechtigkeit und der Würde des apostolischen Stuhles" zu beseitigen, und „die Vorbedingung der Eintracht sei ein Verhältnis, bei welchem der römische Papst niemandes Gewalt unterworfen sei und, wie es das Recht verlange, volle und wirkliche Freiheit genieße." Vatikanische Preßstimmen erklärten diese Allgemeinheiten teils mit andern Allgemeinheiten, indem sie sagten, der Papst müsse thatsächlicher Souverän eines ihm ganz gehörigen Gebietes und in keiner Weise von den Gesetzen einer Macht abhängig sein, die von heute auf morgen eine Änderung erfahren könne, teils mit der bestimmten Behauptung, er werde seinen Ansprüchen auf Rom nimmermehr entsagen. Es waren aber eben Preßstimmen, die wir für Fühler halten dürfen und, wo sie ganz bestimmt sprachen, für Äußerungen nach dem diplomatischen Grundsatze: Wer etwas erlangen will, muß viel verlangen. Der Papst dürfte zuletzt mit weniger zufrieden zu stellen sein, wenn es auch vielleicht ebenfalls nur ein Fühler war, als vor kurzem aus Rom gemeldet wurde, daß dort ein Herr Daehne, der Vorsitzende des katholischen Vereins im Haag, eingetroffen sei, um im Namen und Auftrage hervorragender Kreise Hollands und Belgiens für eine Verständigung zwischen Italien und dem Vatikan zu wirken, daß Grundlagen zu einer solchen bereits von mehreren Kardinälen, katholischen Diplomaten und italienischen Staatsmännern gebilligt worden seien, und daß man Hoffnung habe, auch der Papst werde sie annehmen. Als solche Grundlagen wurden genannt: 1. Herstellung einer faktischen päpstlichen Souveränität über alle Bewohner des vatikanischen Gebietes durch Einsetzung einer päpstlichen Gemeindeverwaltung und einer besondern Gerichtsbarkeit, gehandhabt durch juristische Beauftragte der Kurie; 2. Ausübung aller Hoheitsrechte innerhalb jenes Gebietes einschließlich der Prägung von Münzen und der Ausgabe von Noten durch eine vatikanische Bank, garantirt durch die Kirchengüter; 3. stillschweigender Verzicht des Papstes auf den Besitz Roms. Die Bestätigung dieser Nachricht wird abzuwarten sein, und so einfach liegt die Sache wohl schwerlich. Anderseits ist die von beiden Seiten unzweifelhaft herbeigesehnte Versöhnung eine Aufgabe, zu deren Lösung niemand befähigter erscheint als der jetzige Papst. Sein Vorgänger war mehr Prälat als Staatsmann, mehr Gefühlsmensch als Rechner mit Thatsachen. Der Theolog überwog in ihm den Politiker, und je geringer an Ausdehnung sein weltliches Gebiet wurde, desto eifriger war er auf Schöpfungen von Dogmen bedacht, welche seine geistliche Macht stärken und seinen Einfluß auf die Gewissen

erweitern sollten. Es wäre indes unbillig, sein Mißgeschick als weltlicher Herrscher lediglich auf seine mangelhafte politische Befähigung zurückzuführen. Die Vereinigung Italiens war unaufhaltsam geworden. Mazzini hatte sie vorbereitet, England, vorwiegend aus selbstsüchtigen Beweggründen, teilweise auch aus politischer Schwärmerei einzelner, dabei geholfen, Cavours staatsmännische Klugheit, Viktor Emanuels entschlossener Geist und Garibaldis Abenteurergenie hatten das Werk unter glücklichen Sternen weiter gefördert. Es war ein Unglück für das Papsttum, daß seine alten Ansprüche auf weltliche Herrschaft sich nicht mit der neuen Idee des Rechtes der Nationen auf Zusammenschluß in staatlicher Einheit vertrugen. Wäre es in Avignon geblieben, so würde es nach seiner weltlichen Seite schon unter Ludwig dem Vierzehnten von Frankreich verschlungen worden sein. Das italienische Volk, soweit es politisch dachte, wollte nicht mehr in Kleinstaaten zerspalten bleiben, damit das angebliche Bedürfnis der katholischen Welt, für ihren geistlichen Oberherrn einen weltlichen Thron zu haben, erfüllt bliebe. Konnte sich der Papst wirklich nur auf einem solchen Throne voller Freiheit und Unabhängigkeit erfreuen, so mußten die, welche das behaupteten, ihm einen derartigen Thron in einem Teile der Erdoberfläche schaffen, wo er mit der Einheit keiner Nation in Widerspruch geraten konnte. Käme es allein auf Besitzurkunden an, so wäre das Recht des Papstes auf Rom unstreitig sehr stark. Der Anspruch eines Volkes auf seinen Grund und Boden und eine Hauptstadt, die dessen natürlichen Mittelpunkt bildet, gründet sich aber nicht auf Besitztitel, sondern auf Thatsachen, auf dessen Bestrebungen und auf dessen Macht und Bereitschaft, für sie zu kämpfen. Es ist, wenn solche Ansprüche an dem Punkte anlangen, wo „die Zeit erfüllet ist," das Recht der Natur, das Recht des geschichtlichen Lebens, das die Formen sprengt und beseitigt, welche das Recht der Advokaten und Diplomaten in früheren Tagen geschaffen hat, indem sie damals ebenfalls das Erzeugnis jenes erst unbewußten, dann sich erkennenden und wollenden Lebens befestigten und bestätigten. Das Völkerleben ist Fluß, kein Recht faßt es für ewig. Die Geschichte ist in dieser Beziehung eine Aufeinanderfolge von ganzen und halben Rechtsbrüchen. Übrigens fehlt es durchaus nicht an Katholiken, welche der Meinung sind, daß der Verlust der weltlichen Macht das Papsttum nicht geschwächt, sondern gestärkt habe. Der Papst war als König des Kirchenstaates nichts weniger als frei und selbständig, er hing vielmehr abwechselnd von Frankreich und Österreich ab und hatte für deren Beistand zu zahlen. Er mußte nach Paris gehen und Napoleon den Ersten, den „Sohn der Revolution," krönen, seine Beauftragten hatten sich später den Beamten Österreichs zu fügen, er war genötigt, jeder Reaktion zu dienen, was namentlich von den beiden Trägern der Tiara gilt, die in der Zeit der heiligen Allianz herrschten. Nur die kurze Periode von 1848, wo Pius der Neunte die italienischen Fahnen segnete, macht davon eine Ausnahme, die aber später reichlich ausgeglichen

wurde. Leo der Dreizehnte dagegen hängt von keinem weltlichen Arme ab und hat weit mehr Freiheit in seinen Entschließungen als seine Vorgänger.

Unstreitig würde eine Versöhnung des Königs von Italien mit dem Papste viele ehrenwerte Italiener in hohem Grade befriedigen, über weite Kreise Frieden verbreiten und beiden Mächten zum Nutzen gereichen. Italien ist ein junger Staat, der zwar gute Fortschritte macht, aber in seinen Lebensinteressen, wo nicht in seinem Bestande von Frankreich bedroht ist, während er anderseits die Vergangenheit noch nicht vergessen haben kann, in der Österreich die Nation geknebelt hielt und deren Wiederkehr nicht völlig ausgeschlossen ist. So lange Italien und der Vatikan sich als Gegner gegenüberstehen, wird es keinem der Feinde des ersteren zu geeigneter Zeit an einem Vorwande zu einem Angriffe fehlen. Noch mehr als diese Rücksicht aber könnte die innere Politik den Versuch zu einer Verständigung empfehlen. Auch in Italien haben die Fortschritte des Liberalismus zu einem Punkte geführt, wo es abwärts gehen muß, wenn dem Wagen nicht ein Hemmschuh angelegt werden kann. Es giebt auch hier Demokraten, Sozialisten, Anarchisten und andre politische Phantasten, die mit gleicher Rührigkeit und Rücksichtslosigkeit gegen Staat und Gesellschaft wie gegen Kirche und Religion arbeiten. Die gemäßigten Liberalen fühlen, daß sie bei der Bekämpfung dieser Parteien des Umsturzes erheblich mehr Aussicht auf dauernden Widerstand haben würden, wenn sie sich der Mitwirkung der päpstlichen Partei im Lande erfreuten, zu welcher nicht bloß der größte Teil des italienischen Klerus, sondern auch eine nicht geringe Menge der Laienbevölkerung, z. B. der römische Adel, gehört. Bisher aber hat der Vatikan seinen Anhängern eine Haltung vorgeschrieben, welche mit der Parole: „Weder wählen, noch sich wählen lassen“ bezeichnet ist, und infolge dessen ist das italienische Parlament ein Torso: es drückt die Meinung und den Willen des Volkes nicht vollständig aus, es entbehrt bedeutender Kräfte, welche den Radikalen in seiner Mitte die Stange halten zu halten vermöchten, Massen konservativer Städter und Landleute bleiben der Stimmurne fern. Hörte diese Enthaltung von der Teilnahme am parlamentarischen Leben auf, so würden die Abgeordneten dieser Farbe sich naturgemäß den gemäßigten Gruppen anschließen und deren Programm eine mehr konservative Schattierung geben. Die monarchischen Parteien Frankreichs haben Vertreter in die Kammer gesandt und können jetzt verzögern, wo nicht verhindern, daß die Radikalen ans Ruder gelangen und das Land in Revolution und Krieg stürzen. Weshalb sollte die päpstliche Partei in Italien nicht eine ähnliche Rolle spielen? Der Papst brauchte nur auf Zugeständnisse von der andern Seite hin ein Wort zu sprechen, und Hunderttausende von Italienern würden bei der nächsten Wahl erscheinen, um für Ordnung, Gesetz, Königtum, Eigentum und Religion zu stimmen. Der Traum Dantes würde sich verwirklichen, wir würden den Papst den König und Italien segnen sehen — ein ungeheures Ereignis in den Augen von Millionen. Belächelt man dies als

Sentimentalität, die nicht in politische Rechnungen gehöre, so weisen wir auf Beranger hin, der zwar Poet und Republikaner, aber ein Menschenkenner war, und der sein Bauernweib den Sturz des niedergeschlagen an ihrem Herdfeuer sitzenden Napoleon vorzüglich deshalb so tief empfinden läßt, weil er der Mann ist, „den einst ein Papst gekrönt hat." Die modernen Ideen haben weit um sich gegriffen, auch in den niedern Sphären der Völker, aber das Papsttum ist eine Institution, so alt und so mit dem Leben weiter Kreise, besonders unter den Romanen, verschmolzen, daß man sie auch in der grellen weltlichen Beleuchtung der Gegenwart als großartig und machtvoll anerkennen muß. Nennen wir es Zauber, wenn die Krone auf König Umbertos Haupt, vom heiligen Vater segnend berührt, fester zu sitzen scheinen würde — es ist ohne Zweifel ein kräftiger und darum begehrenswerter Zauber, für den man etwas zahlen kann.

Die Schwierigkeiten bei der Frage, wie viel dafür zu zahlen sei, sind nun allerdings bedeutend. Leo der Dreizehnte konnte sich mit dem preußischen Staate verständigen, obwohl dieser ein protestantischer und aus den Trümmern des „heiligen" römischen Reiches erwachsener war; er konnte es, weil Preußen auch keinen Quadratfuß des einstigen weltlichen Gebietes der päpstlichen Krone einschloß. Der Vatikan liebt es nicht, ausdrücklich zu verzichten. Als Neapel noch selbständig war, gehörte dazu ein Winkel solchen Gebietes, und der König schickte dafür als Huldigung alljährlich ein Geschenk nach Rom. Der Papst nahm es an, knüpfte daran aber stets eine Rechtsverwahrung. Pater Tosti hat jetzt Vorschläge zu einem modus vivendi veröffentlicht, durch welchen die Rechte des heiligen Vaters mit der thatsächlichen Herrschaft des Königs von Italien versöhnt werden sollen. Der letztere soll den Kirchenstaat als Vasall des Papstes bis auf einen Landstreifen vom Vatikan bis ans Meer behalten, der letzteren nicht mehr als Enklave fortbestehen lassen, sondern mit der außeritalienischen Welt in direkte Verbindung bringen würde. Dies erscheint fast so unmöglich, wie eine Zurückgabe der Reichslande an Frankreich. Italien kann so wenig wie Deutschland auch nur ein Dorf wieder abtreten. Wohl aber ließe sich das Garantiegesetz, so viel es dem Papste auch gewährt, erweitern und verstärken, und in dieser Gestalt könnte es dann von der Kurie anerkannt werden. Nur dürfte von irgend welchem Vasallentum des Königs dabei so wenig die Rede sein, wie von einer Bestimmung, welche ausländische Mächte zu Wächtern und Bürgen dieses Gesetzes machte. Wie es zu erweitern und zu verstärken ist, soll hier nicht erörtert werden. Wir wiederholen nur, daß beide Teile ein Interesse haben, sich zu verständigen, und daß hier die Stelle wäre, wo dies geschehen könnte. Es ist eine grelle Anomalie, daß der Papst mit protestantischen Mächten auf gutem Fuße steht, mit Preußen Höflichkeiten, ja herzliche Kundgebungen austauscht, der Königin Viktoria durch einen Kardinal zu ihrem Regierungsjubiläum feierlich Glück wünschen wollte und anderseits den König Umberto, den Beherrscher von fünfundzwanzig Millionen Katholiken,

die zudem Landsleute Leos sind, von sich fern hält. Während ein päpstlicher Nuntius in Berlin eine Möglichkeit, wenigstens ein Wunsch der Kurie ist und wohl auch dem Fürsten Bismarck willkommen oder doch unbedenklich wäre, während ein päpstlicher Gesandter am Hofe von St. James nur deshalb nicht erscheinen kann, weil einige bigotte Mitglieder des Oberhauses einen Beschluß durchsetzten, nach welchem dieser Gesandte kein Geistlicher sein darf, ist der gut katholische König in Rom für den Papst nicht vorhanden. Mit Leo dem Dreizehnten ist eine Ära der Versöhnung angebrochen, die auch diesem durchaus unnatürlichen Verhältnisse ein Ende machen sollte, und es steht bei der Weisheit des jetzigen Pontifex zu hoffen, daß über kurz oder lang der Weg hierzu über alle Hindernisse hinweg gefunden werden wird. Jene Weisheit rechnet mit Interessen und weiß die größeren von den geringeren zu unterscheiden, und die höchsten Interessen beider Teile, die gegenüber den Staat und Kirche gleich sehr bedrohenden revolutionären Mächten der Zeit, sind ein und dieselben.

Nachschrift. Das hier gesagte wird durch die vor wenigen Tagen erfolgten ministeriellen Äußerungen im italienischen Parlamente bestätigt, mit denen die Interpellation des Abgeordneten Bovio beantwortet wurden. Nicht bloß Depretis, sondern auch Zanardelli und Crispi sind hiernach einer Aussöhnung mit dem Papste grundsätzlich geneigt, und es handelt sich nur noch um die Bedingungen und Zugeständnisse.



Maharadschah Dulip Singh.



ir werden Auge und Zunge an diesen Namen gewöhnen müssen und uns das erleichtern, indem wir uns erinnern, daß Radschah, in welchem Worte die Wurzel von rex stecken soll, einen Fürsten und Maha (griechisch μέγας) groß bedeutet. Lange Jahre begegnete man dem Träger des Namens in dem amtlichen Hofbericht und der ausführlicheren Chronik der Morning Post über die vornehme Welt in England. Eine Cour wäre nicht vollständig gewesen ohne die an Tausend und eine Nacht erinnernde Erscheinung dieses indischen Fürsten; er wurde auch zu kleinen Hofgesellschaften nach Windsor geladen und fast wie zur Familie gehörend behandelt; man fand ihn unter den Prinzen und Prinzessinnen, welche bei feierlichen Audienzen hinter der Königin in den Thronsaal eintreten. Der Prinz von Wales besuchte ihn auf seinem Landsitz Elveden Hall in Suffolk. Im Publikum wußte man, daß er der Sohn von

Rundschit Singh, dem einst mächtigen Beherrscher der Sikhs im Pendschab, dem Lande der fünf Flüsse am mittleren Indus ist, daß er das Christentum angenommen, eine Engländerin geheiratet hatte und wie die großen englischen Gutsbesitzer lebte. Auch wußte man natürlich, daß das Reich seines Vaters englischer Besitz geworden war, kümmerte sich aber wenig darum, wie das zugegangen; war das doch seit Clive und Hastings das Schicksal aller indischen Reiche. Es waren zwar Blaubücher darüber vorhanden, aber wer hat Lust und Zeit, die zu lesen! Auf einmal wurde es still von ihm, bis eine Berufung an das englische Volk, welche er im Jahre 1882 in der Times veröffentlichte, wieder von ihm reden machte, wenigstens auf einige Tage. Hören wir, was er damals zu sagen hatte.

Da nach einer neuerlichen edeln That der gegenwärtigen liberalen Regierung unter Gladstone, dem Großen, dem Gerechten, zu schließen, jetzt das Zeitalter der Gerechtigkeit und Erstattung angebrochen ist, so fühle ich mich ermutigt, dem englischen Volke die Unbill vorzutragen, die ich erlitten habe, und hoffe, daß, wenn man mich auch nicht so freigebig wie den König Cettewayo behandeln wird, mir doch etwas Hochherzigkeit von diesem großen christlichen Reiche werde erwiesen werden.

Als ich zu dem Thron des Pendschab gelangte, war ich ein Kind. Die Truppen der Khalsa, (der alten, von Runschit Singh unterworfenen Verbrüderung der Häuptlinge), die schon während der Vormundschaft meines Oheims und meiner Mutter aufsässig gewesen waren, empörten sich, gingen über den Grenzfluß, griffen mutwilligerweise die Engländer an und wurden geschlagen. Wenn damals mein Gebiet annektirt worden wäre, so würde ich heute nicht ein Wort zu sagen haben; denn ich war damals ein unabhängiger Fürst an der Spitze eines unabhängigen Volkes, und jede Strafe für das, was meine Soldaten gethan hatten, wäre gerecht gewesen. Aber in Anbetracht der Freundschaft, welche zwischen dem britischen Reiche und meinem Vater, dem „Löwen des Pendschab," bestanden hatte, setzte Lord Hardinge, dieser echte englische Gentleman, mich wieder auf den Thron und legte mir im Durbar (der Versammlung der Häuptlinge und hohen Beamten) das Geschmeide mit dem Koh-i-nur wieder an. Der gleichzeitig eingesetzte Regentschaftsrat fühlte sich indes nicht stark genug, den Pendschab ohne Hilfe zu regieren, und wandte sich an den englischen Vertreter in meiner Hauptstadt Lahor, der sich zunächst das Recht der absoluten Kontrole jedes Verwaltungszweiges ausbedang und dann der Vertrag von Bhyrowal mit mir abschloß, laut dessen mir die Beschützung meines Thrones bis zu meinem sechzehnten Jahre verbürgt wird, zu welchem Zweck die Engländer Besatzungen im Lande halten sollen gegen Empfang einer von meinem Durbar jährlich zu zahlenden Summe.

Das britische Volk übernahm dergestalt offenen Auges die Vormundschaft über mich, deren Natur durch die Proklamation Lord Hardinges vom 20. August 1847 deutlich bezeichnet ist, wenn es darin heißt, bei dem zarten Alter des Maharadschah Dulip Singh empfinde er das Interesse eines Vaters an der Erziehung und Bevormundung desselben.

Dem Vertrage gemäß wurden von dem englischen Residenten und meinem Durbar zwei englische Offiziere mit Schreiben, die meine Unterschrift trugen, abgeschickt, um in meinem Namen von der Festung Multan und dem umliegenden Gebiete Besitz zu nehmen. Aber mein Beamter daselbst, Mulradsch, weigerte sich

meine Autorität anzuerkennen und ließ die beiden Abgesandten hinrichten. Die Offiziere der zu meinem Schutz in Lahor stehenden Truppen richteten darauf die dringendsten Vorstellungen an Lord Gough nach Simla, mehr europäische Truppen zu schicken, da die vorhandenen zu schwach seien, um diese Empörung zu ersticken, die, wenn sie um sich griffe, zu unberechenbaren Folgen führen könnte. Lord Gough, der Oberbefehlshaber, und der Vicekönig Lord Dalhousie lehnten aber das Verlangen ab, angeblich weil die Jahreszeit zu ungünstig sei.

Man sieht, ich befand mich in einer ähnlichen Lage wie der Khedive heute; Arabi verhält sich zu ihm wie Mulradsch sich zu mir verhielt, das heißt als Rebell. Endlich, sehr spät, wie jetzt in Aegypten, schickte die engliche Regierung Truppen, um den Aufstand zu dämpfen, der inzwischen weit um sich gegriffen hatte. Ihrem Einmarsch ging eine Proklamation Lord Dalhousies vorher, gerichtet „An die Unterthanen, Beamten und Angehörigen des Staates Lahor und die Einwohner aller Klassen und Kasten, Sikhs, Muhamedaner oder andre in den Gebieten des Maharadschah Dulip Singh.“ Im Text heißt es: „Sintemal gewisse übelgesinnte Personen und Verräter eine Empörung erregt und Teile der Bevölkerung des Pendschab ihrer Unterthanentreue abwendig gemacht und der britischen Autorität bewaffneten Widerstand geleistet haben und sintemal die gebührende Bestrafung der Aufständischen notwendig ist..., so ist die britische Armee unter dem Oberbefehlshaber in die Distrikte des Pendschab eingerückt. Die Armee wird nicht eher in ihre Standquartiere zurückkehren, als bis alle Aufständischen bestraft, aller Widerstand gegen die Behörden niedergeschlagen, Gehorsam und Ordnung wiederhergestellt sind. Es ist nicht die Absicht der britischen Regierung, daß diejenigen, die der obigen Vergehen unschuldig sind, sich weder heimlich noch offen an den Ruhestörungen beteiligt haben und treu im Gehorsam gegen die Regierung des Maharadschah Dulip Singh verblieben sind, mit den Schuldigen leiden sollen.“

Es ist hiernach klar, daß der Oberbefehlshaber nicht als Eroberer in mein Gebiet einrückte, daß die Armee nicht dauernd dort bleiben sollte, und daß es nicht richtig ist, wie zuweilen behauptet wird, daß der Pendschab im Kriege erobert sei.

Nach Wiederherstellung der Ordnung war jedoch für Lord Dalhousie, der nur ein hilfloses Kind sich gegenüber sah, die Versuchung zu stark; anstatt den feierlichen Vertrag, den die britische Regierung in Bhyrowal eingegangen war, zu erfüllen, annektirte er den Pendschab, verkaufte fast mein ganzes Privateigentum, Edelsteine, Gold- und Silbergeschirr, sogar einen Teil meines Hausgeräts und meiner Kleidungsstücke und verteilte den Erlös, wie ich erfahren habe, 250 000 Pfund, als „Beutegeld“ an eben die Truppen, die in das Land gekommen waren, um meine Autorität aufrecht zu halten. (Aus dieser Beute wurde auch der auf zwei Millionen geschätzte Diamant Koh-i-nur, von der Größe eines Taubeneis, der Königin Viktoria überreicht, welche ihn mit Verlust eines Drittels der Substanz hat facettiren lassen und in ihrem Diadem trägt.)

Ich unschuldiges Kind, das nie auch nur den kleinen Finger gegen die britische Regierung erhoben hatte, hatte also dasselbe Schicksal wie diejenigen meiner Unterthanen, welche meine Autorität nicht anerkennen wollten, trotz der obigen Proklamation, daß die Unschuldigen nicht mit den Schuldigen leiden sollten. In einem Schreiben an den Hof der Direktoren der Ostindischen Kompagnie verteidigt Lord Dalhousie diese Ungerechtigkeit u. a. mit folgender Argumentation (die darauf hinausläuft, wenn man einmal eine That begangen habe, so sei man berechtigt, sie wieder zu begehen): „Es ist eingewandt worden, die gegenwärtige Dynastie

des Pendschab könne gerechterweise nicht abgesetzt werden, weil der Maharadschah Dulip Singh als ein Minderjähriger nicht für die Handlungen der Nation verantwortlich gemacht werden könne. Mit aller Achtung für diejenigen, welche diese Ansicht hegen, muß ich die Richtigkeit derselben entschieden bestreiten. Sie ist als Prinzip unhaltbar und ist bisher in der Praxis nicht befolgt worden, namentlich mit Bezug auf Dulip Singh. Als im Jahre 1845 die Truppen der Khalsa in unser Gebiet einfielen, wurde er nicht frei von Verantwortlichkeit erachtet, sondern von den Folgen der Handlungen des Volkes mit betroffen. Die indische Regierung konfiszirte die reichsten Provinzen seines Königreiches und wurde darüber belobt, daß sie so mäßig gewesen sei, nicht mehr zu nehmen. Wenn der Maharadschah damals wegen seines zarten Alters von acht Jahren nicht frei von Verantwortlichkeit erachtet wurde, so kann ihm dieser Umstand jetzt, wo er drei Jahr älter ist, nicht zu statten kommen."

Lord Dalhousie schließt die Augen gegen die Thatsachen, daß ich 1845 ein unabhängiger Fürst, aber nach Ratifizirung des Vertrages von Bhyrowal ein Mündel des englischen Volkes war. Wie konnte ich dafür verantwortlich gemacht werden, daß meine Vormünder es trotz der Vorstellungen des englischen Residenten in Lahor vernachlässigt hatten, die Empörung des Mulradsch sofort zu unterdrücken.

Ich bin also ungerechterweise meines Königreiches beraubt worden, welches 1850 eine halbe Million Pfund Reinertrag brachte und heute noch viel mehr bringt; denn das Schriftstück über die Annektirung, welches ich, der Minderjährige, von meinen Vormündern gezwungen wurde zu unterzeichnen, betrachte ich als illegal. Ich bin heute noch der rechtmäßige Herrscher des Pendschab, bin aber ganz zufrieden, der Unterthan meiner allergnädigsten Souveränin zu sein, deren Gnade gegen mich grenzenlos gewesen ist. Ich bin ferner meines Privatgrundbesitzes, den mein Vater zum Teil erworben hatte, ehe er Souverän des Pendschab wurde, mit einem Jahresertrage von 130 000 Pfund beraubt worden, desgleichen, mit Ausnahme von etwa 20 000 Pfund, meiner beweglichen Habe, deren Erlös 250 000 Pfund gebracht hat. Was mir die britische Liberalität gewährt, ist eine Pension von 25 000 Pfund, welche Summe durch Abzüge, die den Behörden bekannt sind, auf 13 000 vermindert ist.

Neuerdings hat eine Parlamentsakte mir den großartigen Zuschuß von 2000 Pfund bewilligt, jedoch unter der Bedingung, daß mein Grundbesitz in England, das mir lieb gewordne Heim, nach meinem Tode verkauft, meine Nachkommen also gezwungen werden sollen, sich anderswo eine Freistatt zu suchen. Wenn ein rechtschaffner Mann in den beiden sündhaftesten Städten der Welt gefunden wurde, so bete ich zu Gott, daß sich wenigstens ein ehrenhafter, gerechter Engländer in diesem Lande der Freiheit und Gerechtigkeit finden möge, der meine Sache im Parlament vertritt. Welche Aussicht habe ich sonst, Gerechtigkeit zu erlangen, da die britische Nation mein Berauber, mein Vormund, mein Richter, mein Anwalt, mein Geschwornengericht, alles in einer Person ist!

Die Times hatte die Handschrift des vorstehenden Aufrufes einige Tage zurückgehalten, um sich Stoff zu einer Beantwortung, wahrscheinlich aus dem Indischen Amte, zu verschaffen. In derselben Nummer, welche den Abdruck enthält, beleuchtet sie die Beschwerden in einem Leitartikel, der anerkennt, daß die Geschichtserzählung Dulip Singhs im wesentlichen richtig sei, ihm aber vorhält, daß er die Urkunde über die Annektirung flink (with alacrity) unterschrieben

und dann in England über seine Mittel gelebt habe. Freilich thue das mancher Grundbesitzer, trage aber die Folgen, ohne vom Staate zu verlangen, aus der Verlegenheit gerissen zu werden. Sein Anspruch auf den Koh-i-nur sei von mehreren Ministerien geprüft und verworfen worden.

Der Maharadschah antwortete, daß er als Kind, elf Jahre alt, die Urkunde unterzeichnet und nicht gewußt habe, was er damit thue, und gab über seine Einnahmen, Ausgaben und Vermögensobjekte eine Darlegung, deren Einzelheiten wir übergehen können. Um den Prinzen von Wales empfangen und die Gastfreiheit seiner Standesgenossen erwiedern zu können, was, wie man ihm zu verstehen gegeben habe, der ihm von der Königin eingeräumte Rang erfordere, habe er 20 000, nicht, wie die Times behauptet, 60 000 Pfund auf den Ausbau des alten Herrenhauses und 8000 Pfund auf eine entsprechende Einrichtung verwandt. Für seine Familie habe er durch Lebensversicherungen im Werte von 70 000 Pfund gesorgt. Er sei solvent und verlange nicht eine Unterstützung, sondern Gerechtigkeit.

Damit verschwand er einstweilen wieder aus den Zeitungen; der eine Gerechte, den er gesucht hatte, fand sich nicht. Im Jahre 1886 wurde gemeldet, er sei zu dem Glauben seiner Väter zurückgekehrt, habe England verlassen und beabsichtige seinen Wohnsitz in Delhi zu nehmen. Bald darauf kam aus Indien das Gerücht, im Pendschab würden aufrührerische Proklamationen in seinem Interesse verbreitet, und er sei in Aden verhaftet worden, was am 25. Mai 1886 von der Ministerbank bestätigt wurde. Nach längerer Haft freigelassen, aber bedeutet, daß er aus dem britisch-indischen Reiche ausgewiesen sei, ging er zunächst nach Paris, dann nach Rußland und wurde unterwegs auf dem Zentralbahnhof in Berlin um eine Tasche mit Papieren und 20 000 Mark erleichtert, wie Daily Chronicle erfahren haben will, durch einen englischen Geheimpolizisten. Nach einem Besuch in Petersburg, wo er freundlich aufgenommen wurde, begab er sich nach Moskau, geberdet sich jetzt, wie der Times geschrieben wird, als Gegner Englands (was ihm kaum zu verdenken ist), verkehrt mit Katkow und telegraphirt an Personen in afghanischen Grenzorten und zwar, wie der Korrespondent mit komischem Vorwurf hinzusetzt, auf den russischen Linien. Welcher andern Linien soll er sich denn in Moskau bedienen? Seine ehemaligen Unterthanen, will ein andres Blatt erfahren haben, sind in der Stimmung, daß sie nicht gegen die Russen fechten würden, wenn er mitihnen käme.

Damit hat es nun freilich gute Wege. Wir glauben wenigstens, daß das Vorgehen der Russen gegen den Hindukusch, ihre Einmischung in die Khanate Badakschan und Tschitral vorläufig nur eine Diversion ist, die es den Engländern erleichtern soll, es vor der Welt und vor sich selbst zu rechtfertigen, daß sie ruhig zusehen, wenn die Russen Herat nehmen. Einer solchen Erleichterung werden sie bedürfen, wenn sie sich erinnern, daß ihre liberalen wie ihre konservativen Ministerien im Parlament erklärt haben, wenn die Russen Merw nähmen,

wo sie jetzt längst häuslich eingerichtet sind, so müßte England Herat besetzen. Und es giebt noch weiter zurückliegende Thatsachen der Art, deren eine wir bei dieser Gelegenheit der Vergessenheit, der sie verfallen zu sein scheint, entreißen wollen.

Im Spätherbst 1838 griff eine englische Armee Afghanistan an, vertrieb den Emir Dhost Mohamed, der keinen Anlaß zu Feindseligkeiten gegeben hatte, und setzte einen aus Afghanistan verjagten, elenden Prätendenten, Schah Schudscha, auf den Thron. Im Januar 1842 traten die Engländer 12000 Mann stark den Rückzug an. Der Oberbefehlshaber Lord Elphinstone fiel in Gefangenschaft; die übrigen erlagen den Waffen der Afghanen, dem Hunger, der Kälte bis auf einen, den Bataillonsarzt Dr. Brydon. Schah Schudschah, der hinter seinen Beschützern flüchten wollte, wurde in einem Straßengraben erschossen; Dhost Mohamed kehrte nach Kabul zurück. Natürlich gab es, wie Carlyle zu sagen liebte, viel parlamentarische Beredsamkeit darüber, wer für diesen so unerklärlichen und so unglücklich abgelaufenen Krieg verantwortlich sei: das Ministerium in London, der Generalgouverneur Lord Auckland in Kalkutta, die Ostindische Kompagnie, der Aufsichtshof, das geheime Komitee des Hofes der Direktoren oder wer sonst. Jeder versicherte, er sei unschuldig; doch um ein Ende zu machen, erklärte der Präsident des Aufsichtshofes, Lord Broughton, er übernehme die Verantwortlichkeit. Man belobte seine antike Aufopferung, bedauerte sein irriges Urteil, beschloß, um die Niederlage zu rächen, einen zweiten Krieg und rechnete im Parlament den ersten zur alten Historie. Auch die zahlreichen Privatquellen, welche dem Geschichtschreiber der afghanischen Feldzüge Sir John Kaye zuflossen, brachten keinen Aufschluß. Aber im Jahre 1878 erschien eine Lebensbeschreibung Lord Melbournes, in der folgende Briefe abgedruckt sind.

(Lord Melbourne an Spring-Rice, 29. Oktober 1838.) Auckland hat den Weg eingeschlagen, den wir, als wir unsrer sieben in Windsor versammelt waren, ihm zu empfehlen beschlossen, d. h. nicht Mac Neils (des Gesandten in Teheran) Rat zu folgen, nicht von Buschir aus in Persien einzurücken, sondern entscheidende Maßregeln in Afghanistan zu ergreifen. Es ist ein entscheidender Zug, der zu wichtigen Ereignissen führen kann, aber, wie ich glaube, notwendig. Es handelt sich um keine geringere Frage als die, wer Herr in Zentralasien sein soll!

(Lord Palmerston an Lord Melbourne, 31. Oktober 1838.) Hier sind die indischen Depeschen. Auckland scheint die richtige Ansicht darüber zu haben, wie wichtig es ist, Afghanistan zu einer britischen Dependenz zu machen, da der Autokrat entschlossen ist, das Land nicht sich selbst zu überlassen. Wenn es uns gelingt, die Afghanen unter unsre Protektion zu nehmen, und wenn nötig, in Herat eine Besatzung zu halten, so werden wir unser Uebergewicht in Persien wieder gewinnen und auch unsern Handelsvertrag mit dieser Macht durchsetzen.

Es werden nicht wieder fünfzig Jahre, aber es wird immerhin einige Zeit darüber vergehen, bis das Schicksal Herats sich entscheidet, und inzwischen wird Dulip Singh eine Figur auf dem Schachbrett der zentralasiatischen Politik sein.

Zur Schätzung seiner Bedeutung ist einiges über den Pendschab und die Sikhs zu sagen.

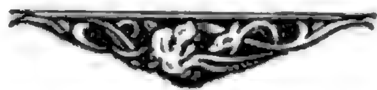
Der Pendschab, im Norden von Kaschmir, im Westen von Afghanistan, im Süden von Sindh, im Osten vom Sutledsch begrenzt, 9400 Quadratmeilen groß, hat eine Bevölkerung von über 17 Millionen, von denen nur 6½ Prozent Sikhs, die übrigen ungefähr zu gleichen Teilen Muhamedaner und Hindus sind. Die Abstammung der Sikhs, eines großen, kräftig gebauten Menschenschlages, ist nicht bekannt; sie mögen Reste eines Urvolkes oder aus einer Mischung der vielen Völkerwellen, die über das Land hinweg gegangen sind, entstanden sein. Für das erstere spricht, daß Alexander östlich vom Hydraotes, heute Rawi genannt, freie republikanische Staaten fand, und daß in dem Heldengedicht Mahabharata zu lesen ist: „Wo jene fünf Ströme außerhalb der Waldungen ihre Wogen wälzen, aus den Bergen hervorgebrochen, da wohnen die Bahiker (Gesetzverächter), nämlich die Aratti (Königlosen). Niemand gehe zu diesen Gesetzlosen.“ Die politische Verfassung der Sikhs scheint darnach älter zu sein als die eigentümliche Religion, welche seit dreihundert Jahren sie von den Nachbarn unterscheidet und unter sich zusammenhält. Über den Stifter derselben, Baba Nanuk, aus der Kriegerkaste der Hindus, geb. 1469, wird berichtet, daß er von einem berühmten Derwisch im Koran unterrichtet worden sei und für seine neue Lehre schnell Anhänger gewonnen habe; Sikh bedeute Schüler, Jünger. Aus seinen und seiner Nachfolger Aussprüchen ist das heilige Buch Adi Granth zusammengestellt, das erst im vorigen Jahre ins Englische übersetzt und uns noch nicht zugänglich geworden ist. Bekannt ist jedoch, daß die Sikhs an einen Gott in einer Person glauben, einen Moralkodex und viel Zeremonial, aber nicht die Speisegesetze der Muhamedaner und Hindus haben und deshalb von diesen gehaßt werden. Sie hatten überhaupt einen schlechten Namen und werden auch in den älteren englischen Werken als religiöse Raubritter bezeichnet. Ihre politische Verfassung war eine Art von Clansystem. Die Mitglieder des Clan standen und stehen noch heute zum Häuptling in einem Treueverhältnis; die Häuptlinge bildeten eine Verbrüderung, die oben erwähnte Khalsa, ohne Oberhaupt. Man hat die Sikhs in zwei Beziehungen mit den Schweizern verglichen, einmal wegen dieser Eidgenossenschaft, dann weil sie immer zu haben waren, wo es guten Sold einzustreichen, reiche Beute zu holen und gute Hiebe auszuteilen gab. Trotz ihrer geringen Zahl haben sie von ihren Hauptsitzen Lahor und Umritser aus nach allen Seiten ihre Nachbarn unterworfen; und nachdem Runschit Singh (geb. 1782, gest. 1839), der Vater von Dulip, sich durch List und Gewalt zum Souverän gemacht hatte, dehnte er seine Herrschaft nicht nur über den ganzen Pendschab, sondern auch über Peschwar am rechten Indusufer und über Kaschmir aus.

Seit 1849 bilden die einst so verachteten Sikhs einen wichtigen Teil der bewaffneten Macht der Engländer, deren Herrschaft wesentlich darauf beruht,

daß sie Rassen und Religionen gegen einander ausspielen. Woran sie eigentlich mit den Muhamedanern und Hindus sind, scheinen sie selbst nicht zu wissen, wenn die Versicherung Sir Charles Dilkes in seinem Werke Greater Britain richtig ist, daß sie trotz aller Mittel, die angewandt wurden, um Geständnisse zu erpressen, noch heute die Vorgeschichte des Sipoyaufstandes nicht kennen. Von dem militärischen System der indischen Regierung ist die sogenannte Armee von Bengalen ein gutes Beispiel. Sie enthält fast gar keine Leute aus der Präsidentschaft, von der sie den Namen führt; das Fußvolk besteht meistens aus Gurkas, den buddhistischen Bewohnern von Nepal, die mit Genehmigung des Maharadschah angeworben werden, die Reiterei aus Arabern, afghanischen Stämmen und Sikhs. Die Gurkas, ein mongolischer Menschenschlag, haben sich so gut bewährt, daß voriges Jahr beschlossen wurde, die in der bengalischen und den andern Armeen vorhandenen Gurkaregimenter zu verdoppeln. Als darauf verlautete, daß der Maharadscha der vermehrten Rekrutirung Schwierigkeiten mache, konnte die bald nachher folgende Nachricht nicht überraschen, daß die indische Regierung die schlechte Behandlung der Nepalesen durch ihren Beherrscher nicht länger mit ansehen könne und das Land, 3000 Quadratmeilen groß, in eigne Verwaltung nehmen werde.

Auch die Sikhs haben sich so gut gemacht, daß sie überall verwandt werden, wo es sich darum handelt, durch eine Schaustellung Eindruck zu machen oder harte Arbeit zu verrichten. Den aufständischen Sipoys wurden in der ersten Not hauptsächlich Sikhs entgegengestellt; die „bengalischen Lanzenreiter" in Malta, durch welche Beaconsfield 1878 die Russen einschüchtern wollte, waren Sikhs, die indischen Truppen, welche bei Suakin helfen mußten, Sikhs; die 12 000 Mann, die während des Streites über Penschdeh bei Raul Pindi vor dem Vizekönig und dem Emir von Kabul paradirten und angeblich in vier Wochen nach Herat geworfen werden sollten — die kleine Eskorte der englischen Grenzkommission brauchte von Quetta nach Herat 52 Tage! — waren größtenteils Sikhs; die militärische Polizei, die jetzt in dem buddhistischen Oberbirma Ordnung halten soll, besteht aus Sikhs. Es wäre eine ernste Sache, wenn ihre Loyalität erschüttert würde.

Als Dulip Singh 1864 von England nach Lahor gekommen war, um seine Mutter zu beerdigen, drangen die Häuptlinge in ihn, dort zu bleiben und seine alte Stellung wieder einzunehmen; er wies sie damals ab. Unter dem 12. d. M. wird aus Bombay berichtet, sobald die Priester von seinen Intriguen mit den Russen erfahren hätten, hätten sie die Gebete für ihn eingestellt, die bisher üblich gewesen. Von dieser aus englischer Quelle stammenden Nachricht ist der letzte Teil jedenfalls richtig; ob auch der erste, wird die Zeit lehren.



Die Schlacht im Teutoburger Walde.

Von F. Knoke.

(Schluß.)



an hatte vielleicht im ersten Augenblicke den Gedanken gehabt, wenn erst eine genügende Zahl Truppen vor Iburg angelangt wäre, einen Sturm auf den Paß zu wagen. Aber auch dieser Gedanke, wenn er je gefaßt worden war, sollte sich bald als unausführbar erweisen. Die örtlichen Verhältnisse sind nämlich folgende. Die mächtige Gebirgswand, welche das Münstersche Tiefland im Nordosten begrenzt, weist an der Stelle des Ortes Iburg eine bedeutende Lücke auf. Denn in einer Breite von etwa einem Kilometer setzt das Gebirge ab, sodaß der Raum dazwischen als ein breites Thor erscheint, welches von weitem den Eindruck macht, als könnte an dieser Stelle einem durchmarschirenden Heere kein ernstliches Hindernis in den Weg gelegt werden. Kommt man aber näher, so überzeugt man sich, daß der Paß sehr wohl zu sperren war.

Allerdings ist das Gebirge an zwei Punkten bis zur Tiefe der Thalsohle vollständig durchbrochen, sodaß an beiden Stellen ein kleiner Bach seinen Ausweg nach der westfälischen Tiefebene gefunden hat. Indessen konnten diese beiden Schluchten in alten Zeiten nicht als Pässe benutzt werden, weil der Boden aus feuchten Wiesengründen besteht, die, ehe die Entwässerung derselben vorgenommen war, wohl sumpfartig gewesen sein werden. Auch die Fahrwege, welche heute durch beide Tiefen führen, sind künstlich hergestellte Anlagen.

Zwischen beiden Schluchten zieht sich ferner in der Richtung des Gebirgszuges ein Bergrücken hin, der freilich die Höhe des Hauptkammes nicht erreicht, aber gleichwohl eine feste Schutzwehr bildete. Das westliche Ende dieses Höhenzuges war nur auf der Ostseite, wo dasselbe mit den übrigen Teilen des Hügels zusammenhängt, zugänglich. Auf allen andern Seiten fällt der Felsen schroff herab. Dies ist der Berg, auf welchem noch jetzt die Iburg stolz emporragt. Aber auch die übrigen Teile des Höhenrückens fallen auf der Nordseite durchweg steil zum Thale nieder, und wenn derselbe auch, von den nordwärts gegenüberliegenden Bergen aus betrachtet, nicht sonderlich hoch erscheint, so war das Verhältnis für die Verteidigung doch insofern recht günstig, als sich unmittelbar zu den Füßen des Berges das Thal besonders tief senkt, sodaß sich hier ein von der Natur geschaffener Festungsgraben vorgelegt hat. An der Stelle, wo der Flecken Iburg sich aufgebaut hat und wo deswegen bereits die alte Straße

durchgeführt haben wird, befindet sich eine Einsattelung. Aber gerade an dieser Stelle ist auch das Thal besonders tief, sodaß die Chaussee hier auf einem Damme fortgeführt werden mußte, und wenn auch sodann die Steigung zu dem Flecken hinauf nur unerheblich ist, so ist doch der dortige Durchgang so eng und wird überdies noch durch den unmittelbar daneben sich erhebenden Schloßberg derartig beherrscht, daß eine Verteidigung auch dieses Punktes sehr leicht war. Übrigens war der Bergrücken westlich von Iburg, welcher den Namen Hagenberg führt, ehe die Steinbrüche auf demselben angelegt wurden, im allgemeinen noch höher als jetzt. Ebenso füllte derselbe mit seinem östlichen Ende einen Teil der auch heute noch engen Schlucht aus. Daß dieser Paß also ohne große Mühe von den deutschen Truppen gegen ein von Norden heranrückendes Heer abzusperren war, davon kann sich jeder leicht überzeugen, der den Ort mit eignen Augen sieht.

Wir werden uns demnach zu denken haben, daß die Deutschen den ganzen Berg von der einen Schlucht bis zur andern mit dichten Truppenmassen besetzt hatten, als die Römer sich ihm näherten. Auch die beiden Schluchten konnten durch die Mannschaften der Deutschen ohne weiteres verteidigt werden, zumal da der sumpfige Boden dort ein Vorrücken der Feinde erschwerte, ein Passiren dieser Stellen aber für den Troß ohnehin unmöglich war, endlich die Durchgänge von den steilen Höhen zu beiden Seiten beherrscht wurden. Aber wir werden vermuten dürfen, daß die Schluchten noch durch künstliche Mittel abgesperrt waren. Vermutlich hatte man Dämme aufgeführt, durch welche das Wasser der Bäche aufgestaut und veranlaßt wurde, sich nicht nur vor diesen, sondern auch in den Niederungen vor dem Hagenberge und Burgberge anzusammeln. Denn daß die Deutschen dergleichen Mittel nicht unbenutzt ließen, wo sie ihnen zur Verfügung standen, erfahren wir aus dem Kampfe des Cäcina an den pontes longi, wo man sogar die Bäche von den Höhen leitete, um das Werk der Römer zu zerstören. Außerdem aber wird es möglich gewesen sein, die beiden Schluchten durch Verhaue völlig unzugänglich zu machen. Beträgt doch die Breite der westlichen Schlucht nur achtzig Schritte, die der östlichen sogar nur dreiundzwanzig Meter an der engsten Stelle bei einer Länge von etwa fünf Minuten.

Lagen die Verhältnisse so, so mußte es für die Römer fast unmöglich sein, die Verteidigungslinie der Deutschen zu erstürmen. War es doch selbst im Kriege des Jahres 16 den Römern nur unter großen Anstrengungen gelungen, den Wall der Angrivarier einzunehmen. Erst nachdem die Wurfmaschinen und Schleuderer aufgeboten waren, hatte man den Feind vertreiben können. Und dabei stand damals ein fünfmal größeres, sieggekröntes Heer den Deutschen gegenüber, persönlich geführt von einem ehrgeizigen und unternehmenden Feldherrn. Auch handelte es sich im Jahre 16 nur um die Erstürmung einfacher Schanzen, welche mitten im flachen Sande durch Menschenhand hergestellt waren.

Im Jahre 9 nach Christus aber stand ein durch den Marsch und sonstige Anstrengungen ermüdetes Heer von nur drei Legionen, ein Heer, welches durch den plötzlichen Überfall im Teutoburger Walde aufs höchste in Bestürzung geraten war, vor einer feindlichen Verteidigungslinie, in welcher die Arbeit der Natur doch ein ganz andres Bollwerk geschaffen hatte, wie jener Wall der Angrivarier war. Hier mußte schon deswegen jeder Angriff ungleich schwieriger werden. Auch ist es möglich, daß dem Varus Maschinen, wie sie Germanicus bei seinem Angriffe auf die Angrivarierschanzen benutzt hat, auf seinem Zuge durch den Teutoburger Wald nicht zu Gebote standen.

Nun kam aber noch ein Umstand hinzu, der es geradezu als eine Tollkühnheit erscheinen lassen mußte, wenn die Römer etwa einen Sturm auf den Paß versucht hätten. Gerade vor Iburg münden nämlich eine Anzahl von Straßen zusammen. Insbesondre läuft hierher von Norden die Straße von Osnabrück, mit der sich die von Borgloh auf den Höhen unterhalb des Dörenberges vereinigt. Ebenso wird von Nordwesten her ein Weg nach dem Passe zu geführt haben. Deswegen war eben diese Gegend zu einem Versammlungsorte des deutschen Heeres ganz wie geschaffen. Hier war es also, wo die Römer, wenn sie in dem Thal vor Iburg angelangt waren, von allen Seiten angegriffen werden konnten. Von allen Ecken und Enden, selbst auf Fußpfaden durch das dichteste Gehölz, strömten die Deutschen hier zusammen, wie uns der Bericht der Schriftsteller meldet. Hätten nun die Römer angesichts dieser Lage auf den Paß von Iburg einen Sturm versucht, so würde sicher damals bereits die Katastrophe eingetreten sein, welche später zum Untergange der römischen Legionen geführt hat. Denn während die Truppen gegen die Schanzen vorgedrungen wären, würden ihnen die Feinde von den nördlichen Höhen her in den Rücken gefallen sein, eine Lage, die allerdings mit der vom Jahre 16, als es sich um einen einfachen Angriff auf den Angrivarierwall handelte, der den Römern gleichwohl nur mit Mühe und Not gelang, nicht im entferntesten mehr verglichen werden kann.

Freilich ist es wohl erklärlich, daß es in Rom auch Kritiker gegeben hat, die es tadelten, daß Varus nicht einmal den Versuch gemacht hat, bei Iburg durchzubrechen. So sagt Vellejus Paterculus: „Das allertapferste Heer, welches durch Mannszucht, Tüchtigkeit und Kriegserfahrung unter den römischen Truppen das erste war, wurde durch die Schlaffheit des Führers, durch die Treulosigkeit des Feindes, durch die Ungunst des Schicksals umgarnt.“ Ebenso: „Der Feldherr war mehr auf Sterben als auf den Kampf bedacht.“ Ferner: „Hieraus geht hervor, daß dem Varus, einem Manne, der gewiß Autorität und guten Willen besaß, mehr die Überlegung des Feldherrn gefehlt hat, als daß er von der Tapferkeit der Soldaten im Stich gelassen worden wäre, und daß er so sich und das herrlichste Heer zu Grunde gerichtet hat.“

Daß Varus seiner Aufgabe in Deutschland nicht gewachsen war, unterliegt

keinem Zweifel. Auch insofern er durch seine Sorglosigkeit sich und die Legionen in jene unheilvolle Lage gebracht hat, ist der Tadel der Schriftsteller vollständig gerechtfertigt. Daß es dem Varus indessen an persönlichem Mut gefehlt habe, läßt sich nach den Überlieferungen der römischen Kriegsgeschichte und nach der Pietät, die ihm die Seinen bis zum Schluß bewahrten, kaum annehmen. Auch wird dieser Vorwurf dadurch widerlegt, daß der Feldherr sich an dem Kampfe persönlich beteiligte und dabei verwundet wurde, sowie dadurch, daß er sich schließlich selbst den Tod gab. Wenn er also den Kampf auf die feindlichen Stellungen bei Iburg unterließ, so findet diese Thatsache in den örtlichen Verhältnissen ihre genügende Erklärung. Er durfte einen solchen Angriff gar nicht unternehmen. Für ihn kam es nur darauf an, so rasch als möglich sich einem Terrain zu entwinden, auf dem er von allen Seiten angegriffen wurde. War also nach Süden nicht durchzubrechen, so blieb kein andrer Ausweg, als nach Westen weiterzuziehen. Jedenfalls handelte es sich darum, zunächst eine solche Örtlichkeit zu gewinnen, welche ihm einen größeren Schutz gewährte und die Herstellung eines festen Lagers ermöglichte. Das Weitere mochte sich dann finden.

Dies wurde erreicht, wenn sich Varus mit seinem Heere auf den naheliegenden Uhrberg nordwestlich von Iburg zurückzog, zu welchem der Weg langsam ansteigt. Er zieht sich dann an dem südlichen Abhange des Berges, später auf der Höhe der sogenannten Hüls-Egge hin. Da der Rücken dieser Berge sich ungefähr in der Mitte zwischen dem Dörenberge nebst seinen westlichen Fortsetzungen einerseits und dem sogenannten langen Berge anderseits hält und der Kamm der Höhen auch an denjenigen Stellen, wo der Weg auf denselben nicht weiterführt, leicht von römischen Heeresabteilungen besetzt werden konnte, so war man wenigstens in dieser Gegend vor dem unmittelbaren Angriffe der Feinde geschützt. Dahinter, am westlichen Ende der Hüls-Egge, südöstlich von Hagen, senkt sich das Erdreich wieder gefällig zum Thale hinab. Hier war auch wieder offnes Feld, und die Bäche in der Nähe spendeten Trinkwasser für Menschen und Vieh. Hier würde ein geeigneter Platz für ein Lager vorhanden gewesen sein. Doch ist es nicht ausgeschlossen, daß das römische Heer bereits vorher, etwa an den südlichen oder südöstlichen Abhängen des Uhrberges, sein Lager aufgeschlagen hat. Die Wahl eines frühern oder spätern Platzes wird davon abgehangen haben, ob es den Römern möglich gewesen ist, sich noch an demselben Tage bis in die Nähe von Hagen durchzuschlagen oder nicht.

Das Heer des Varus zog sich also aus seiner unheilvollen Lage zunächst, so gut es ging, heraus, indem es nordwestlich von Iburg entweder in näherer oder weiterer Entfernung ein Lager aufschlug. So war man für die nächste Nacht notdürftig gesichert. Dachte man aber über das künftige Schicksal des Heeres nach und fragte sich, was nun werden würde, so konnte man zu keinem andern Ergebnis kommen, als den Marsch in westlicher Richtung noch weiter

fortzusetzen. Der Paß von Iburg blieb den Römern nach wie vor verschlossen. Ein Rückzug nach Osten oder nach Norden war eine Unmöglichkeit. Auch ein Angriff auf die Bergkette im Süden mußte angesichts der Verhältnisse aufgegeben werden. Dieses Gebirge, welches sich in jener Gegend unter dem Namen des „langen Berges“ wie ein ununterbrochener Wall weiterzieht, ist zu steil und hoch, als daß es hätte erstürmt werden können. Was hätte man auch bei einem solchen Angriff mit den Gepäckwagen anfangen sollen? Zudem führte vermutlich damals schon, wie jetzt, auf dem Kamme des Gebirges ein Weg hin, auf dem sich die Deutschen rasch und bequem hin- und herbewegen konnten, sodaß sie in der Lage waren, auf allen bedrohten Punkten mit der nötigen Mannschaft zu erscheinen. Auch ist anzunehmen, daß die Mutlosigkeit im römischen Heere allmählich immer größer wurde, und wenn man bereits am Tage vorher es nicht gewagt hatte, sich gegen die Angriffe der Deutschen zu wehren, so mußte nunmehr ein Sturm auf die Berge oder Anhöhen, die vom Feinde besetzt waren, bereits völlig außerhalb der Kombination liegen. Darum ist auch nicht anzunehmen, daß man, was übrigens für den ersten Abschnitt des Weges westlich von Iburg durch die Bodenverhältnisse ohnehin ausgeschlossen gewesen wäre, sich in der Nähe des langen Berges gehalten habe, um zu versuchen, ob man vielleicht den nächsten Paß, ob man vielleicht das Gebirgsthor bei Tecklenburg gewinnen könnte. Die Verhältnisse mußten stets dieselben wie bei Iburg bleiben.

Bei dieser Sachlage kam es für die Römer nur noch darauf an, sich möglichst weit von den Bergen entfernt zu halten, die im Norden und Süden die Landschaft begrenzen, damit man von diesen aus so wenig als möglich beunruhigt würde. Der Weg führte also über den Uhrberg und die Hüls-Egge, mochte nun das Lager aufgeschlagen sein, ehe man auf diese letztern Höhen gelangte oder nachdem man sie hinter sich hatte. Setzte man sodann diesen Marsch in gleicher Richtung fort, so mußte man allmählich aus dem Gebirgslande herauskommen, und wurde man von den Feinden nicht allzusehr aufgehalten, so konnte man allenfalls in einem Marschtage Ibbenbüren erreichen. Von da bis Rheine hatte man kaum noch drei Meilen. Dann war man in Sicherheit, weil der weitere Weg nur noch durch befreundetes Gebiet führte. Richtete man nach dieser Gegend seinen Marsch, so ließ man freilich das ursprüngliche Ziel des Zuges, die Unterdrückung des Brukteraufstandes, vollständig fallen; aber die Lage, in die man durch den unerwarteten Kampf im Teutoburger Walde geraten war, erforderte notwendigerweise eine solche Änderung der ursprünglichen Absichten. Denn wenn man von allen Seiten durch die Deutschen angegriffen war, so konnte von einem Angriffszuge gegen die Brukterer selbstverständlich keine Rede mehr sein. Man war vielmehr lediglich nur noch darauf angewiesen, für seine eigne Sicherheit zu sorgen und einen solchen Ort aufzusuchen, wo man geborgen war.

Indem also von jetzt an Rheine als das Marschziel galt, brach das römische Heer am Morgen des zweiten Schlachttages in der angegebenen Richtung auf, ohne damit indessen von der bisher eingehaltenen Marschlinie irgendwie abzuweichen. Um durch den Troß nicht zu sehr belästigt zu werden, hatte man den größten Teil der Lastwagen und des sonstigen Gepäcks verbrannt oder, vielleicht in der Hoffnung, daß die Feinde sich mit der Plünderung desselben aufhalten würden, liegen lassen. Auch waren die Bodenverhältnisse auf der Strecke westlich von dem Iburger Passe für den Marsch entschieden günstiger als auf dem bisherigen Raume, weil die Gebirgswände im Süden und Norden der Landschaft sich hier weiter von einander entfernten. Man konnte deswegen am folgenden Tage in größerer Ordnung weiterziehen und gelangte somit wieder auf offenes Feld. Wenigstens ist es höchst wahrscheinlich, daß die Gegend von Hagen und westlich von diesem Orte, die sich durch ihre günstigen Bodenverhältnisse auszeichnet, bereits damals angebaut war. Diese offene Gegend konnte in etwa einer halben Stunde erreicht werden, wenn das erste Lager der Römer sich hinter der Hüls-Egge befand. War dasselbe dagegen noch in der Nähe von Iburg aufgeschlagen, so betrug die Entfernung bis dahin wenigstens anderthalb Stunden. Gleichwohl war die Lage auch auf dieser Strecke des Weges keinenfalls beneidenswert. Die Höhen, auf denen das römische Heer von Iburg aus hatte weiterziehen können, mußten etwa eine Viertelmeile südöstlich von Hagen wieder verlassen werden, weil die in derselben Richtung wie die Hüls-Egge sich von neuem erhebenden Gebirgszüge für ein Heer unzugänglich sind. Man mußte also von jetzt an im Thale weiterziehen. Auf diese Weise aber hatten die Feinde wieder Gelegenheit, sich den Römern zu nähern, und es erneuten sich denn auch sofort wieder die Angriffe. Unter blutigen Kämpfen gelangte man so bis in die Gegend zwischen Natrup und Leeden, wo man sich genötigt sah, nach einem Marsche von $1^1/_4$ bis 2 Meilen, je nachdem man das letzte Nachtlager weiter westlich oder östlich ansetzte, Halt zu machen und den Truppen einige Zeit zur Erholung zu gewähren, was umso nötiger war, als demnächst die örtlichen Verhältnisse allem Anscheine nach wieder größere Schwierigkeiten boten und die Ansammlung weiterer feindlicher Truppenmassen darauf hindeutete, daß ein neuer heftiger Kampf bevorstehe.

Angesichts der fortwährenden Angriffe, denen man durch die Feinde ausgesetzt war, erschien es nötig, den Lagerplatz mit Wall und Graben zu versehen. Gleichwohl ließ sich das Schicksal nicht mehr lange aufhalten; nur eine kurze Ruhe war gestattet, und bereits mußten die Pläne für den weiteren Rückzug entworfen werden.

Von dem Lager aus war man imstande, das nächste Terrain zu übersehen. Man hatte vor sich zur linken Seite ein langgestrecktes, steiles Gebirge, das sich unter dem Namen des Leedener Berges bis hinter Tecklenburg in bedeutender Höhe hinzieht. Es ist nur an zwei Stellen, einmal da, wo die Eisen-

bahn von Osnabrück nach Münster durchführt, sodann bei dem Dorfe Leeden durchbrochen. Doch werden diese Pässe ebenso, wie der von Iburg, durch die Deutschen stark besetzt gewesen sein. Hätte man also durch dieses Gebirge entkommen wollen, so würde ein Sturm auf die feindlichen Stellungen nötig gewesen sein. Aber einen solchen konnte Varus seinen Soldaten nicht mehr zumuten. Und was würde es auch geholfen haben, wenn er gelungen wäre? Man würde ja doch wieder in ein enges Gebirgsthal, wie das bei Iburg war, gelangt sein, und der Übergang über die dahinter liegende südlichere Gebirgswand hätte gleichwohl noch erst erzwungen werden müssen. Nur einzelnen Abteilungen mag es gelungen sein, an dieser Stelle durchzubrechen. Im Norden war die Landschaft von dem Dörenberge an durch einen Gebirgszug begrenzt gewesen, welcher erst bei Niehaus unweit des Hasberger Bahnhofes in dem sogenannten Dikner Berge sein Ende findet. Hinter diesem westlich erhebt sich aber nach kurzer Unterbrechung sofort wieder das Gebirge in dem sogenannten Loser Berge zu ansehnlicher Höhe. Auch die Lücke zwischen den beiden letztgenannten Bergen wird durch Sümpfe gesperrt, die dadurch gebildet werden, daß die hier zusammenfließenden Bäche, der Goldbach mit einer Anzahl von Nebenbächen, an dieser Stelle einen nur trägen Abfluß finden. Die sumpfigen Niederungen, in denen sich auch jetzt noch das Wasser staut, trotzdem daß für die Entwässerung der Gegend manches gethan ist, ziehen sich von jener Enge zwischen dem Dikner und Loser Berge an noch weiter südlich hin und füllen mehr oder weniger die Ebene zwischen Lose und Natrup aus. Auch jetzt noch kommt es daher vor, daß bei Regenwetter die dortigen Wiesen weit und breit unter Wasser gesetzt werden. Von dem Loser Berge aus stoßen wieder in südwestlicher Richtung andre Berge vor, die sich im Halbkreise um die soeben beschriebenen Niederungen herumziehen und sodann allmählich im Westen derselben mit dem nach Tecklenburg streichenden Gebirgszuge sich zusammenschließen. Auf diesen Bergen westlich von Lose liegt der sogenannte Habichtswald.

Die Römer sahen also vor sich eine Landschaft, die links und rechts durch Gebirge abgeschlossen war. Nur geradeaus in westlicher Richtung senkten sich diese, obwohl sich auch hier noch die von beiden Seiten sich begegnenden Gebirgsausläufer merklich über die Ebene erhoben. Auf diese Stelle hin zwischen dem Leedener Berge und dem Habichtswalde mußte daher der Zug der Römer gerichtet werden. Zwar ging es auch bei diesem Marsche wieder in den Wald hinein. Noch heute zieht sich der Habichtswald in einer Ausdehnung von einer Stunde in westlicher und nördlicher Richtung fort. Ebenso sind die Ausläufer der südlich gegenüber befindlichen Gebirgskette bis zu ihrer Begegnung mit dem Habichtswalde noch jetzt zum größten Teile mit Holz bedeckt, sodaß das ganze halbkreisartig angeordnete Bild, von den haidebedeckten Höhen bei Natrup aus gesehen, wie von einer ununterbrochenen Waldlandschaft eingefaßt erscheint. Indessen durfte dieses Verhältnis für die Römer kein Hindernis sein, ihren

Weg nach der bezeichneten Stelle zu richten, da ihnen überhaupt gar keine andre Wahl mehr blieb.

So brachen sie denn von ihrem Rastorte auf und eilten wieder in den Wald hinein. Hier aber begannen die Leiden von neuem. Sofort, als sie sich in Bewegung gesetzt hatten, wurden sie auch von den Deutschen wieder angegriffen und gerieten in eine äußerst schwierige Lage. Denn indem sie sich auf dem engen Raume dicht zusammenscharten, um sich ihrer Feinde besser erwehren zu können, vermochten sie sich nicht zu bergen, weil sie sich selbst oder weil die Bäume ihnen im Wege standen. Dazu war, wie am Tage vorher, auch jetzt wieder heftiger Regen und Wind auf sie eingedrungen, sodaß sie weder vorwärtsschreiten, noch festen Fuß fassen konnten. Gerade in jener Gegend nämlich, sowohl in der Niederung zwischen den Bergen als auch im Walde bis zu den Höhen hinauf, zeigt sich überall ein Lehm, der in seiner Zähigkeit wirklich selten seines gleichen finden wird und der sich bei Regenwetter in der lästigsten Weise geltend macht. Zugleich aber strömten abermals von allen Seiten die Feinde herbei, da auch hier wieder, wie bei Iburg, die Annäherung von allen Richtungen her möglich war. Immer neue Streitkräfte erschienen auf dem Kampfplatze. Auch solche, die zuvor noch eine abwartende Stellung eingenommen hatten, beteiligten sich nunmehr am Kampfe, um von der Beute nicht ausgeschlossen zu werden, während sich die Zahl der Römer bei den fortwährenden Kämpfen selbstverständlich immer mehr verringert hatte.

Unter diesen Umständen mußte der Plan, sich durch den Wald durchzuschlagen, bald wieder aufgegeben werden, und man sah sich genötigt, wieder umzukehren. Schon war die Mannszucht im römischen Heere auf das bedenklichste gelockert. Schon weigerten sich die Truppen auf die feindlichen Reihen einzudringen; schon flohen ganze Haufen wieder auf das offne Feld zurück; schon hatte der Reiterführer Vala Numonius das Fußvolk im Stiche gelassen und das Weite gesucht, um nach dem Rheine zu entkommen. Vermutlich war ihm dies in südlicher Richtung gelungen, und er wird den Versuch gemacht haben, durch den Paß von Tecklenburg in die westfälische Ebene zu gelangen. Ob ihm dies gelungen ist, wissen wir nicht. Er selbst büßte sein Beginnen mit dem Tode.

Vielleicht klammerten sich die Römer nun an die letzte Hoffnung, zwischen dem Loser und Dikner Berge einen Durchgang zu gewinnen. Aber auch hier ließ man sie nicht weiterziehen. Die Höhen waren alsbald von den Feinden besetzt, und der Kampf entbrannte von neuem in den Sümpfen vor denselben. Es war der letzte Verzweiflungskampf. Bald war das Heer des Varus auf allen Seiten buchstäblich umzingelt. Das war die Lage, die Vellejus Paterculus mit den Worten beschreibt: „Eingeschlossen von Wäldern, Sümpfen und Hinterhalt, wurde das Heer durch jenen Feind bis zur Vernichtung hingeschlachtet,“ oder Julius Florus mit den Worten: „Nichts Blutigeres gab es, als jenes Morden in den Sümpfen und Wäldern.“

Gewiß sind neben der allgemeinen Mutlosigkeit, die sich des Heeres bemächtigt hatte, auch Beispiele der Tapferkeit vorgekommen. Manche mochten die Schmach nicht überleben. Einer der Adlerträger riß den Adler seiner Legion von der Stange, versteckte ihn unter seinem Gürtel und verbarg sich mit ihm in dem blutgetränkten Sumpfe. Varus selbst war bereits verwundet, und als er sah, daß alles verloren war, stürzte er sich in sein Schwert, ein Beispiel, das alsbald von den angesehensten Führern nachgeahmt wurde. Mit Ausnahme weniger, denen es gelungen war, sich aus dem Kampfe zu flüchten, war das ganze römische Heer vernichtet; weit und breit lagen die Leichen auf dem Felde umher.

Die Schlacht hatte übrigens noch ein blutiges Nebenspiel. Varus hatte es nämlich bei der Schwierigkeit des Terrains für unratsam gehalten, den Troß auf dem letzten Zuge durch den Habichtswald mitzunehmen. Dieser war vielmehr mit der nötigen Besatzungsmannschaft in dem kurz vorher aufgeschlagenen Lager zurückgelassen worden. Offenbar hatte der Feldherr die Absicht gehabt, dieses Lager wieder zu entsetzen, sobald er imstande war, mit neuen Truppen auf dem Kampfplatze zu erscheinen. Noch während der letzten Kämpfe des Tages hatten aber auch die Deutschen einen Angriff auf die römischen Scharen gemacht, und bei dieser Gelegenheit war es, daß der Lagerpräfekt Cejonius, als er sah, wie bereits der größte Teil der Truppen in der Schlacht gefallen war, dazu riet, sich den Feinden zu ergeben. Eine Weile freilich behielt noch das römische Ehrgefühl die Oberhand. Cejonius wurde, vermutlich auf Befehl seines Kollegen L. Eggius, von den Soldaten ergriffen und zum Tode geführt. Der Kampf wurde dann noch eine Weile fortgesetzt. Aber vergeblich. Schließlich wurde das römische Lager von den Siegern im Sturm genommen und geplündert.

Daß die Deutschen gegen ihre Unterdrücker und Peiniger mit Grausamkeit vorgingen, war nur zu natürlich. Man sah denn auch noch später die Altäre, an denen die Germanen die Führer des römischen Heeres ihren Göttern zum Opfer dargebracht hatten; man zeigte noch die Stätten, an denen die Gefangenen ihren Tod durch den Strang gefunden hatten. Auch an sonstigen Äußerungen der Erbitterung fehlte es nicht. Besonders aber mußte es auf römischer Seite ein schmerzliches Gefühl erregen, daß man die Leichen der Erschlagenen unbestattet ließ, sodaß sie noch nach sechs Jahren auf den Feldern umherlagen.

Es würde ungerecht sein, wollte man den Maßstab moderner Gesittung an das Thun und Lassen der germanischen Sieger legen. Die Äußerung des Rachegefühls ist noch nie bei barbarischen Völkern als ein Unrecht angesehen worden; selbst die gebildeten Römer kannten keine Rücksicht, wenn es sich darum handelte, ein überwundenes Volk zu bestrafen oder unschädlich zu machen. Man wird es daher erklärlich finden, wenn auch nach dem Siege im Teutoburger Walde, seitdem einmal die Leidenschaft des Hasses entfesselt worden war,

die Grausamkeit ihre Opfer forderte. Darum würde es auch ein Unrecht sein, wenn unsre Phantasie bei solchen Szenen barbarischer Grausamkeit stehen bleiben wollte. Will man den Wert des Ereignisses im Teutoburger Walde richtig verstehen, will man die Bedeutung jener Kämpfe richtig würdigen, so darf die Ermordung römischer Kriegsgefangenen nicht das letzte sein, an dem unsre Erinnerung haften bleibt; vielmehr hat über solche Dinge hinweg sich unsre Vorstellung zu der heldenhaften Gestalt eines Armin, zu den tapferen Streitern des alten Germaniens zu erheben. Wir haben uns die Lage der Dinge zu vergegenwärtigen, aus der die That hervorgegangen ist, wir haben uns die Schwierigkeiten vorzustellen, die dem Unternehmen der Deutschen im Wege gestanden haben, wir haben uns endlich klar zu machen, was der Erfolg jener Kämpfe gewesen ist.

Gewiß war der Sieg im Teutoburger Walde eine That, die unsre volle Bewunderung verdient. Wie viele Völker hatten nicht bereits vergeblich versucht die römische Herrschaft abzuschütteln. Es hatte auch sonst nicht an kühnen Unternehmungen gefehlt; aber immer war es der römischen Macht und Kunst gelungen, das aufständische Volk von neuem zu unterwerfen und unter sein Joch zu beugen. Die That im Teutoburger Walde steht einzig da. Die Römer hatten bereits das nordwestliche Deutschland mit einem Netz von Befestigungen durchzogen. Ein zahlreiches, sieggewohntes Heer stand im Herzen des unterworfenen Landes. Andre Truppen lagen am Rhein zur Hilfe bereit. Es war zu jener Zeit, als das römische Imperium seinen Höhepunkt erreicht hatte, als Ruhe im Innern herrschte, kein auswärtiger Feind das Land bedrohte, ein kluger Kaiser mit sicherer Hand das Staatsschiff leitete. Da wagt es ein unternehmender Fürst im Verein mit Gleichgesinnten seines Volkes, die Eroberer aus dem Lande zu vertreiben; er wagt es, obgleich ein Teil seiner Landsleute es mit den Feinden hält und sich nicht scheut, sein Unternehmen zu verraten. Und es gelingt ihm, den klug ersonnenen Plan zur Ausführung zu bringen. Die römischen Legionen samt dem Troß werden in ein gebirgiges Land gelockt, werden eingeschlossen und zu einem verzweiflungsvollen Kampfe gezwungen. Das ganze römische Heer findet seinen Untergang. Nun werden auch die römischen Besatzungen, die noch in den Festungen liegen, überfallen und zur Übergabe gezwungen. Nur ein einziges Lager, Aliso, kann sich halten. Aber vorbei ist es von nun an mit der Herrschaft der Römer zwischen der Elbe und dem Rhein. Denn auch die Kriegszüge, welche einige Jahre später Germanicus unternahm, um das Verlorene wiederzugewinnen, haben keinen Erfolg. Es gelingt auch in diesen Kämpfen, den deutschen Boden zu verteidigen.

Mit Recht wird also die Schlacht im Teutoburger Walde als die That angesehen, durch welche die deutsche Nation vor dem Untergange gerettet worden ist, mit Recht galt einst in alten Zeiten und gilt noch jetzt Armin der Cheruskerfürst als der Befreier Deutschlands.

Wilhelm Scherer über die Entstehungsgeschichte von Goethes Faust.

Ein Beitrag zur Geschichte des literarischen Humbugs.

Von Wilhelm Creizenach.



n den letzten Jahren ist bekanntlich für Scherers Untersuchungen über die ältesten Bestandteile des Faust das Tamtam der Reklame eifrig in Bewegung gesetzt worden. Da jedoch viele der begeisterten Lobredner vor lauter Entzücken ganz vergaßen, den Leuten auseinanderzusetzen, worin denn eigentlich Scherers Verdienste um das tiefere Verständnis der Faustdichtung bestehen, so wird vielleicht manchem Leser eine kritische Darlegung der Ansichten Scherers nicht unwillkommen sein.

Vergegenwärtigen wir uns zu diesem Zwecke zunächst mit ein paar Worten den Stand der Frage vor dem Erscheinen der Untersuchungen Scherers, 1879.*)

Bereits vor dieser Zeit hatte sich immer mehr die Überzeugung Bahn gebrochen, daß Goethes Faust nicht zu den Kunstwerken gehört, die rein aus sich selbst erklärbar sind, daß viele schwierige Partien im Faust uns erst dann verständlich werden, wenn wir uns vergegenwärtigt haben, in welchen Zeitpunkt ihre Niederschrift fällt, welche Ereignisse in dem äußern Lebensgange und in der innern Entwicklung des Dichters auf ihre Entstehung von Einfluß waren. Namentlich war die Aufmerksamkeit schon darauf hingelenkt, daß unter den Faustszenen, die im Jahre 1790 als Fragment veröffentlicht wurden, der Prolog im Himmel und die Vertragsszene zwischen Faust und Mephistopheles noch nicht vorhanden sind, daß diese Szenen, welche das Gefüge der vollendeten Dichtung zusammenhalten, mit einigen Stellen des Fragments in Widerspruch stehen. Wer das Fragment für sich allein liest, dem kann es nicht entgehen, daß nach Goethes ursprünglichem Entwurf offenbar der Erdgeist in ganz andrer Weise, als dies jetzt der Fall ist, in die Handlung eingreifen sollte; Mephistopheles sollte als ein Abgesandter des Erdgeistes an Faust herantreten. Wenn man nun auf Grund dieser Thatsache sich von den ursprünglich vorhandenen, später jedoch wieder fallen gelassenen Absichten Goethes eine nähere Kenntnis verschaffen wollte, so mußte vor allen Dingen die Chronologie der einzelnen Szenen

*) Wilhelm Scherer, Aus Goethes Frühzeit. Straßburg, 1879.

möglichst sicher festgestellt werden. In dieser Hinsicht war manches schwer zu ermitteln, doch waren auch mehrere wichtige Anhaltepunkte für die Chronologie vorhanden. Vor allen Dingen jenes Fragment von 1790. Es beginnt mit Fausts erstem Monolog, bricht sodann ab nach dem ersten Gespräch zwischen Faust und Wagner; darauf folgt eine große Lücke, die in dem vollendeten ersten Teile (1808) durch Fausts zweiten Monolog und den unterbrochenen Selbstmordversuch, durch den Osterspaziergang, durch Fausts erstes Gespräch mit Mephistopheles und durch die Vertragsszene ausgefüllt wird; erst gegen Ende dieser Szene geht das Fragment weiter fort, um alsdann, ebenso wie der vollendete erste Teil, die Schülerszene, die Szenen in Auerbachs Keller und in der Hexenküche und die ganze Gretchentragödie bis zum Schluß der Domszene zu bringen. Alles weitere: Valentin, die Walpurgisnacht, die Kerkerszene fehlt. Die Szene „Wald und Höhle" („Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles") steht im Fragment zwischen der Szene „Gretchen und Lieschen am Brunnen" und der Szene vor dem Muttergottesbilde.

Man wußte, daß der größte Teil dieser Szenen schon längst vor dem Druck des Fragments, schon in den Sturm- und Drangjahren des Dichters (1770—75) entstanden sein müsse. Goethes Jugendfreund Friedrich Heinrich Jacobi sagte 1791, bald nach dem Erscheinen des Fragments, er habe beinahe alles schon von früher her gekannt. Offenbar wurde nur ein sehr kleiner Teil hinzugefügt, als Goethe das Manuskript aus den Sturm- und Drangjahren 1788 in Italien wieder vornahm, um es druckfertig zu machen. Neu hinzugekommen sind damals, wie es scheint, bloß die Hexenküchenszene, die Szene „Wald und Höhle" — bei beiden können wir die spätere Entstehung aus Gründen annehmen, von denen weiterhin noch die Rede sein wird —, ferner einige Worte in dem kurzen Gespräch zwischen Faust und Mephistopheles, als beide, nach dem Schluß der Schülerszene, sich anschicken, in die Welt hinauszufahren; die beiden Zeilen:

Ein bischen Feuerluft, die ich bereiten werde,
Hebt uns behend von dieser Erde

enthalten, wie Düntzer mit Recht hervorgehoben hat, eine Anspielung auf die Montgolfierschen Luftballons, welche 1782 erfunden wurden und welche ihre Tragkraft durch erhitzte atmosphärische Luft erhielten. Goethe, Karl August und der ganze Weimarische Kreis zeigte für die neue Entdeckung das lebhafteste Interesse; 1783 und 1784 versuchte man in Weimar zu wiederholten malen, die Versuche Montgolfiers nachzuahmen.

Alle übrigen Bestandteile des Fragments, namentlich die ersten Studirzimmerszenen und die Gretchenszenen, wurden von allen Erklärern übe. einstimmend in die Sturm- und Drangjahre des Dichters verlegt.

Indes war man doch auch zu der Annahme berechtigt, daß manches von dem, was nicht in dem Fragment von 1790, sondern erst in dem vollständigen

ersten Teil (1808) erschien, noch in die Jugendzeit des Dichters zurückreichen müsse. Goethe bemerkt in einem Briefe an Schiller vom 5. Mai 1798: „Meinen Faust habe ich um ein Gutes weiter gebracht. Das alte, noch vorrätige höchst konfuse Manuskript ist abgeschrieben, und die Teile sind in abgesonderten Lagen nach den Nummern eines ausführlichen Schemas hinter einander gelegt; nun kann ich jeden Augenblick der Stimmung nutzen, um einzelne Teile weiter auszuführen und das Ganze früher oder später zusammenzustellen. Ein sehr sonderbarer Fall erscheint dabei: einige tragische Szenen waren in Prosa geschrieben, sie sind durch ihre Natürlichkeit und Stärke im Verhältnis gegen das andre ganz unerträglich. Ich suche sie deswegen in Reime zu bringen, da denn die Idee wie durch einen Flor durchscheint und die unmittelbare Wirkung des ungeheuern Stoffes gedämpft wird.“ Nun finden wir in der That in dem vollendeten ersten Teile eine früher ungedruckte tragische Szene in Prosa, die Szene „Trüber Tag. Feld“ (Faust hat soeben von Gretchens Unglück gehört und beschließt, sie zu retten). In dieser Szene wird Mephistopheles ebenso wie in dem Fragment von 1790 als Abgesandter des Erdgeistes aufgefaßt; Faust ruft aus: „Großer, herrlicher Geist, der du mir zu erscheinen würdigtest, der du mein Herz kennest und meine Seele, warum an den Schandgesellen mich schmieden, der sich am Schaden weidet und am Verderben sich letzt“ Diese Stelle im Verein mit der Aussage Goethes in seinem Briefe an Schiller berechtigt uns zu der Annahme, daß die Prosaszene mit zu der ältesten Schicht der Faustdichtung gehört. Freilich scheint dem ein äußeres Zeugnis im Wege zu stehen. Riemer, der seit 1803 als literarischer Gehilfe Goethes und als Erzieher seines Sohnes August in Goethes Haus weilte, erzählt in seinen „Mitteilungen über Goethe“ (1841), Goethe habe später gewöhnlich das, was poetischer Erguß der Empfindung, der Leidenschaft und dergleichen gewesen sei, schon im Stillen für sich allein konzipirt und mit halben Worten zu Papier gebracht, dann in nochmaligem Überdenken einem Vertrauten in die Feder gesagt, um es so mit einem male reinlich und in einem Gusse vor sich zu sehen. „So z. B. im Faust die erste Szene nach dem Walpurgisnachttraum »Trüber Tag, Feld,« die ich eines Morgens, fast unmittelbar nach der Konzeption, auf sein Diktat niederschrieb.“ Aber es ist sehr wohl denkbar, daß bei einem so lange vergangenen Ereignis eine Täuschung des Gedächtnisses von seiten Riemers vorliegt, daß er entweder die Szene mit einer andern verwechselte oder daß er sich insofern irrte, als Goethes Diktat nicht auf einem kurz vorher konzipirten, sondern auf einem schon seit längerer Zeit vorhandenen Entwurf beruhte. Denn als Riemer in Goethes Dienste trat, war dieser schon längst mit sich darüber einig, daß die Erscheinung des Mephistopheles in ganz andrer Weise motivirt werden sollte, als es ursprünglich geplant war und als es in unsrer Szene noch geschieht. Und so haben denn auch seit Weiße (1837) eine ganze Reihe von Erklärern die Szene mit unter die ältesten gerechnet, ohne sich durch die

entgegenstehende Aussage Riemers irre machen zu lassen. Von namhafteren Erklärern ist, so viel ich weiß, nur Düntzer von jeher der Meinung gewesen, daß wir die Aussage Riemers als ein unumstößliches Zeugnis betrachten müßten.

Ferner waren die Erklärer darüber einig, daß Goethe schon in der ersten Epoche Gretchen als Kindesmörderin eingekerkert und wahnsinnig vorzuführen gedachte. Dies wird u. a. bewiesen durch das Trauerspiel „Die Kindermörderin“ von Heinrich Leopold Wagner (1776). Wagner hat hier bekanntlich, das Vertrauen Goethes mißbrauchend, einige Hauptmotive der Gretchentragödie verwertet, unter andern auch solche, die wir in der Kerkerszene des Faust wiederfinden. Ferner erzählte Wieland 1796 von einer Kerkerszene, die ihm schon vor dem Erscheinen des Fragments bekannt gewesen sei, und wunderte sich, daß Goethe diese Szene nicht mit ins Fragment aufgenommen habe. Wenn wir mit diesen Zeugnissen die oben erwähnte Briefstelle über die Prosaszenen zusammenhalten, so ist es klar, daß der Kerkerszene, so wie sie uns jetzt vorliegt, ein Entwurf aus dem ersten Zustande der Dichtung, höchst wahrscheinlich in Prosa, vorangegangen sein muß.

Dies alles sind Thatsachen, die schon vor dem Erscheinen der Untersuchungen Scherers bekannt und wiederholt ausgesprochen worden waren.

Das neue an Scherers Untersuchungen ist nun, daß er innerhalb der Gruppe von Szenen, die in die Sturm- und Drangzeit zurückreichen, zwei getrennte Entwicklungsschichten unterscheiden will. Er meint, daß Goethe in der ersten Hälfte der Sturm- und Drangperiode — vor 1773 — den Faust in Prosa entworfen und alsdann erst in der zweiten Hälfte der Sturm- und Drangperiode sich entschlossen habe, in seiner Dichtung Reimverse nach Art der Hans Sachsschen anzuwenden. Goethe habe also damals einige Szenen, von welchen bereits ein Prosaentwurf vorhanden war, in Reime gebracht, während er andre zunächst in ihrer ursprünglichen Prosaform gelassen habe. Außerdem seien jedoch damals noch einige Reimszenen ohne Prosagrundlage hinzugedichtet worden.

Bei der Begründung dieser Annahme einer doppelten Bearbeitung während der Genieperiode geht Scherer von der Prosaszene aus, die sich, wie wir sahen, aus dem ersten Zustande der Dichtung erhalten hat. Er vergleicht diese Szene mit der ersten Niederschrift des Götz, die aus dem Jahre 1771 stammt, die Goethe jedoch damals noch ungedruckt gelassen hatte und erst 1773 veröffentlichte, nicht ohne sie vorher einer gründlichen Umarbeitung unterzogen zu haben. Bei dieser Umarbeitung war Goethe bestrebt, einiges allzu krasse, allzu leidenschaftlich wilde sowohl in Bezug auf den Inhalt als auch in Bezug auf die Form zu mildern oder gänzlich zu tilgen. So opferte er z. B. die Szene, in welcher Adelheid auf der Bühne erdrosselt wird, ferner eine Szene, in welcher eine Rittersfrau die wütenden aufständischen Bauern vergebens um Gnade für ihren Gemahl bittet u. a. m. Scherer glaubt nun nachweisen zu können, daß jene Prosa-

szene im Faust in die Zeit vor der Götz-Umarbeitung fallen müsse, da sie in dem Stil des ersten Götz-Entwurfs gehalten sei und in ihr manche Wendungen vorkommen, die Goethe in der Zeit während oder nach der Götz-Umarbeitung nicht gebraucht haben würde. Außerdem will Scherer noch in den gereimten Szenen einzelne prosaische Stücke finden, die aus dem ersten Entwurf stehen geblieben seien

Diese Aufstellungen begründet Scherer durch den Hinweis auf folgende zwei Sätze in der Prosaszene: „Mir wühlt es Mark und Leben durch, das Elend dieser einzigen, du grinsest gelassen über das Schicksal von Tausenden hin.“ „Rette sie oder weh dir! den gräßlichsten Fluch über dich auf Jahrtausende!“ Scherer meint, diese Stellen bewiesen die Abfassung vor der Umarbeitung des Götz, denn Goethe habe bei dieser Umarbeitung mehrere leidenschaftliche Tiraden unterdrückt, in denen er mit Jahrhunderten und Jahrtausenden um sich geworfen hatte, so z. B., wenn Franz von Adelheid auf den schönsten Lohn vertröstet wird und ausruft: „Wenn sie Wort hält — das wird ein Jahrtausend vergangener Höllenqualen aus meiner Seele verdrängen.“*) Scherer sagt: „Das entscheidet. Es ist unmöglich, daß ein Dichter, der in einem Werke mit sich einig ist, solche Übertreibungen wegzuschaffen, sie in einem andern sollte neu gemacht haben.“

Zur Widerlegung dieser Annahme brauchen wir nicht einmal zu untersuchen, ob es im allgemeinen zulässig sei, auf so unsicherem Grunde ein so großes Gebäude von Vermutungen zu errichten; es genügt, darauf hinzuweisen, daß Goethe solche leidenschaftliche Hyperbeln auch noch sehr häufig nach der Umarbeitung des Götz in den spätern Sturm- und Drangjahren angewendet hat. So sagt er, um nur einige wenige Beispiele herauszugreifen, im Werther: „Lotte, kein Jahrtausend vermag den Eindruck auszulöschen“ — „Lotte, rief ich aus, indem ich mich vor sie hinwarf, ihre Hände nahm und mit tausend Thränen netzte.“ Im Clavigo: „Lebt wohl, tausend Küsse dem Engel“; in der Stella: „Ein Jahr-

*) Außer diesen Stellen führt Scherer noch zwei andre aus der ersten Götz-Bearbeitung an, in welchen in ähnlicher Weise von Jahrhunderten und Jahrtausenden die Rede ist; er verschweigt jedoch, daß diese beiden Stellen aus einer Szene stammen, die 1773 vollständig unterdrückt wurde. Was Scherer sonst noch von angeblichen Übereinstimmungen zwischen der Prosa-Faustszene und der ersten Bearbeitung des Götz anführt, will ich der Vollständigkeit wegen hier in der Anmerkung mitteilen, obwohl es, wie man auf den ersten Blick erkennen wird, gar nichts beweist. Faust: „Im Elend! Verzweifelnd! Erbärmlich auf der Erde lange verirrt und nun gefangen!“ „Bis dahin! dahin!“ „Gefangen! Im unwiederbringlichen Elend! Bösen Geistern übergeben und der richtenden gefühllosen Menschheit!“ Damit vergleicht Scherer folgende Sätze in der Rolle Weislingens: „Elend! Elend! ganz allein zu sterben — von niemanden gepflegt, von niemanden beweint.“ „Verlassen von aller Welt, im Elend der jämmerlichsten Krankheit, beraubt von denen, auf die ich traute — siehst du, ich bin gesunken, tief, tief.“ Ferner Faust: „Großer, herrlicher Geist .... Warum an den Schandgesellen mich schmieden.“ Ähnlich Adelheid: „Schicksal, Schicksal, warum hast du mich an einen Elenden geschmiedet.“

tausend von Thränen und Schmerzen vermöchten die Seligkeit nicht aufzuwiegen." Auch der Gesamtton jener Faustszene unterscheidet sich in nichts von den wilden Ausbrüchen der Leidenschaft im Clavigo und in der Stella.

Nun müssen wir aber noch prüfen, wie es sich mit den Prosastellen verhält, die angeblich mitten im gereimten Faust ihre ursprüngliche Gestalt bewahrt haben. Scherer rechnet hierher vier Stellen.

1. Die Worte, die Faust spricht, nachdem er das Zeichen des Erdgeistes aufgeschlagen hat:

„Es wölbt sich über mir — der Mond verbirgt sein Licht — die Lampe schwindet! Es dampft! Es zucken rote Strahlen mir um das Haupt — Es weht ein Schauer vom Gewölb herab und faßt mich an! Ich fühl's, du schwebst um mich, erflehter Geist! Enthülle dich!"

2. Die Worte nach Gretchens Blumenorakel:

Faust: Ja mein Kind! Laß dieses Blumenwort dir Götterausspruch sein. Er liebt dich! Verstehst du, was das heißt? Er liebt dich! (Er faßt ihre beiden Hände.)

Margarethe: Mich überläuft's!

Faust: O schaudre nicht! Laß diesen Blick, laß diesen Händedruck dir sagen, was unaussprechlich ist: sich hinzugeben ganz und eine Wonne zu fühlen, die ewig sein muß! Ewig! — Ihr Ende würde Verzweiflung sein. Nein, kein Ende! kein Ende!

3. Fausts Glaubensbekenntnis: „Der Allumfasser, der Allerhalter, faßt und erhält er nicht dich, mich, sich selbst?" u. s. w.

4. Die Domszene, wo gleichfalls die reimlosen Verse als Prosa aufzufassen sein sollen.

Was die beiden ersten Stellen betrifft, so treten diese allerdings durch ihre Reimlosigkeit aus der Umgebung hervor, in welcher sie stehen, wenn sich auch ein gewisser rhythmischer Tonfall in ihnen zeigt. Aber die Stellen als Überreste einer vorhergehenden prosaischen Fassung zu betrachten, dazu liegt doch gar kein Grund vor. Die Rede, die anfangs im regelmäßigen Gange der gereimten Verse dahinfloß, durchbricht hier gewaltig und leidenschaftlich die beengenden Schranken des Versmaßes, ähnlich wie z. B. Othello, als er durch Jagos Einflüsterungen zur höchsten Raserei aufgestachelt wird (Akt 4, Szene 1), aus den Blankversen plötzlich in die Prosarede überspringt. Scherer muß natürlich auch annehmen, daß Goethe von bestimmten künstlerischen Absichten geleitet gewesen sei, wenn er an den betreffenden Stellen die ursprüngliche Prosa stehen ließ. Er sagt: „Goethe fürchtete durch eine Umarbeitung in Reimverse das glänzend Naturwahre, das hier nicht entbehrt werden kann, zu verwischen." Aber warum sollen wir nicht lieber annehmen, daß der Dichter, um dies „glänzend Naturwahre" zu erreichen, sich gleich beim ersten Entwurf an diesen Stellen durch Reim und Rhythmus nicht einschränken ließ?

Völlig unbegreiflich ist es, wie Scherer sich auf die dritte und vierte Stelle

(das Glaubensbekenntnis und die Domszene) berufen kann. Diese Stellen sind durch klar hervortretenden rhythmischen Tonfall von der prosaischen Rede streng geschieden, es ist kein Zweifel, daß wir hier die nämlichen reimlosen Kurzzeilen vor uns haben, wie in Wanderers Sturmlied, in Schwager Kronos und in einer Menge von andern Sturm- und Dranggedichten. Dieselbe Form hat Goethe auch in dem Dialog „Der Wanderer" und in dem Wechselgesang zwischen Ali und Fatime in dem dramatischen Fragment Mahomet angewendet.

Wenn Goethe im Faust zwischen verschiednen Stilarten und Versformen abwechselt, so hat dies doch nichts so auffallendes, daß man deshalb zu einer so gekünstelten Hypothese seine Zuflucht nehmen müßte. Ähnliches findet sich bei den dramatischen Dichtern aller Völker und Zeiten. Und daß wir zwischen den ältesten Bestandteilen des Faust solche Stilunterschiede bemerken, dafür können wir noch den besondern Erklärungsgrund vorbringen, daß Goethe hier trotz der theatralischen Wirksamkeit der einzelnen Szenen, doch nicht immer vor Augen gehabt hat, wie die Teile sich in ein großes dramatisches Ganze einreihen sollten. Fast jede Szene ist in sich abgerundet. Der Anfang schließt sich nicht unmittelbar an das Vorhergehende, das Ende weist nicht unmittelbar auf das, was nachfolgt. Goethe bekennt selber, er habe keinen Stil gehabt, er habe bei jeder Arbeit, je nachdem der Gegenstand war, auch nach dem Stil tasten und suchen müssen. Und so finden wir, daß unter den Stilarten, in denen er sich damals bewegte — dem Hans Sachsschen Reim, den pindarischen reimlosen Verszeilen, der shakespearisirenden Prosa — sich stets die angemessenste und wirksamste in den ältesten Szenen des Faust einstellte.

Die vorgebrachten innern Gründe sind zur Widerlegung von Scherers Einfall vollkommen ausreichend. Nun giebt es aber noch äußere Gründe, welche die Annahme eines Prosaentwurfs in den ersten Sturm- und Drangjahren vollkommen undenkbar erscheinen lassen. Allerdings „klang und summte" schon in Goethes Straßburger Studienzeit (April 1770 bis Ende August 1771) „die Faustfabel gar vieltönig in ihm wieder," und er hat wohl auch seinen Freunden in den nächsten Jahren einiges über seinen Plan eines Faustdramas mitgeteilt. Aber gerade bei Goethe sind wir am wenigsten berechtigt, aus dem Plan auf eine sofortige Niederschrift zu schließen. Bekennt er doch selber: „Mir drückten sich gewisse große Motive, Legenden, uraltgeschichtlich Überliefertes so tief in den Sinn, daß ich sie vierzig bis fünfzig Jahre lebendig und wirksam im Innern erhielt; mir schien der schönste Besitz, solche werte Bilder oft in der Einbildungskraft erneut zu sehen, da sie sich denn zwar immer umgestalteten, doch ohne sich zu verändern, einer reineren Form, einer entschiedeneren Darstellung entgegenreiften." Ohne Zweifel ist es dem Dichter auch mit dem Faust ähnlich ergangen. Das erste Zeugnis der Niederschrift stammt aus dem Jahre 1774. Außerdem sagte Goethe selber in späterer Zeit zu Eckermann: „Der Faust entstand mit meinem Werther [also 1774], ich brachte

ihn im Jahre 1775 mit nach Weimar. Ich hatte ihn auf Postpapier geschrieben und nichts davon gestrichen, denn ich hütete mich, eine Zeile niederzuschreiben, die nicht gut war und die nicht bestehen konnte."

Das entschiedenste Zeugnis für die gänzliche Wertlosigkeit der Vermutung Scherers ist jedoch in einem Briefe enthalten, den Goethe am 1. März 1788 von Rom aus an Herder richtete, als er nach jahrelanger Unterbrechung die Arbeit am Faust wieder vornahm. Goethe schreibt: „Es war eine reichhaltige Woche, die mir in der Erinnerung wie ein Monat vorkommt. Zuerst ward der Plan zu Faust gemacht, und ich hoffe, diese Operation soll mir geglückt sein. Natürlich ist es ein ander Ding, das Stück jetzt oder vor fünfzehn Jahren ausschreiben; ich denke, es soll nichts dabei verlieren, besonders da ich jetzt glaube, den Faden wieder gefunden zu haben. Auch was den Ton des Ganzen betrifft, bin ich getröstet; ich habe schon eine neue Szene ausgeführt, und wenn ich das Papier räuchere, so dächte ich, sollte sie mir niemand aus den alten herausfinden. Da ich durch die lange Ruhe und Abgeschiedenheit ganz auf das Niveau meiner eignen Existenz zurückgebracht bin, so ist es merkwürdig, wie sehr ich mir gleiche und wie wenig mein Inneres durch Jahre und Begebenheiten gelitten hat. Das alte Manuskript macht mir manchmal zu denken, wenn ich es vor mir sehe. Es ist noch das erste, ja in den Hauptszenen gleich so ohne Konzept hingeschrieben; nun ist es so gelb von der Zeit, so vergriffen — die Lagen waren nie geheftet — so mürbe und an den Rändern zerstoßen, daß er wirklich wie das Fragment eines alten Kodex aussieht, sodaß ich, wie ich damals in eine frühere Welt mich mit Sinnen und Ahnen versetzte, mich jetzt in eine selbstgelebte Vorzeit wieder versetzen muß."

Durch Goethes Worte, das Manuskript sei „noch das erste, ja in den Hauptszenen gleich so ohne Konzept hingeschrieben," ist jeder Gedanke an die Möglichkeit einer doppelten Bearbeitung, wie Scherer sie annimmt, ausgeschlossen. Von einem Irrtum oder einem Gedächtnisfehler Goethes kann unter den gegebenen Umständen nicht die Rede sein. Daß jenes Manuskript die Szenen aus der Jugendzeit in der Gestalt enthielt, wie sie Goethe in den letzten Frankfurter Jahren niedergeschrieben und nach Weimar mitgebracht hatte, ist unzweifelhaft; ein Anhänger der Vermutung Scherers könnte höchstens noch annehmen, daß außerdem auch noch die ersten Prosaentwürfe sich mit unter den Blättern des Manuskripts befunden hätten. Aber auch dann wäre es undenkbar, daß Goethe sich über das Manuskript so hätte ausdrücken können, wie er es in seinem Briefe gethan hat.

Wenn der Brief Goethes an irgend einem entlegenen Orte abgedruckt wäre, könnte man es vielleicht für entschuldbar halten, daß Scherer mit seinem abenteuerlichen Einfall von einem Prosa-Faust hervorzutreten wagte. Aber der Brief steht in Goethes Italienischer Reise; zudem wird er fast von allen Fausterklärern als ein wichtiges Zeugnis abgedruckt, und Scherer selber hat, wie wir sehen

werden, eine andre Stelle des Briefes in seinen Fauststudien angeführt. Wenn er also mit etwas mehr Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit gearbeitet hätte, so hätte er das Verfehlte seiner Vermutung einsehen müssen.

Nicht besser steht es um die Ansichten Scherers über die Szene „Nacht, offen Feld“ (Faust und Mephistopheles auf schwarzen Pferden daherbrausend). Hier zeigt sich recht deutlich, wie Scherer durch die krankhafte Sucht nach originellen Behauptungen sich selber mitunter die reine und offene Empfindung für die Schönheiten der Dichtung zerstört hat. Er sagt: „Die Szene »Nacht, offen Feld,« in welcher Faust und Mephisto auf schwarzen Pferden daherbrausen und eine Hexenzunft um den Rabenstein beschäftigt erblicken, hat, wo sie jetzt steht, etwas sonderbares. Sie giebt freilich ein grandioses Bild; aber man sieht ihren Zweck nicht ein. Faust und der Zuschauer erfahren daraus nichts, was sie nicht schon wüßten; die Beziehung auf Gretchen ist leicht zu erraten. Das Motiv des Dialogs scheint zu sein: Faust wünscht zu erfahren, was die Hexen treiben; Mephisto aber drängt ihn vorüber. Es ist ebenso auffallend, daß Mephisto hier mehr Eile haben sollte als Faust, wie es auffallend wäre, daß Faust nicht von selbst sofort an Gretchen denken sollte. Müssen wir aber die kleine Szene hier ausscheiden, so könnte sie sehr wohl den eigentlichen Anfang der vorhergehenden gebildet haben, und die Szenerie »Nacht, offen Feld« wäre auf diese mitzubeziehen. Mephisto will den Faust vorbeidrängen; aber — so hätte die Fortsetzung lauten müssen — Faust läßt sich nicht vorbeidrängen; er tritt näher und erfährt aus den Reden oder Gesängen der Hexen, in welcher Lage sich Gretchen befindet und was ihr droht. Die Hexen entfliehen, Faust stellt den Mephisto zur Rede: hier setzt die prosaische Szene ein.“

Es genügt hier, Scherers eigne Worte zu zitiren; mit einer Widerlegung brauchen wir uns wohl nicht aufzuhalten.

Noch muß erwähnt werden, daß nach Scherer Goethe in der Zeit des Prosa-Faust die Dichtung anders fortsetzen wollte als später in der Zeit des in Verse gebrachten Faust. Der Held des ersten Entwurfs sollte als ein Märtyrer der Wissenschaft und Gedankenfreiheit enden, wogegen der Held der gereimten Umarbeitung in künstlerischem Schaffen Sühne und Erlösung finden sollte. Diese Vermutungen sucht Scherer dadurch zu stützen, daß er aus den Szenenbruchstücken, die unter dem Titel „Paralipomena zu Faust“ gedruckt wurden, die ursprünglich vorhandenen und später wieder fallen gelassenen Absichten des Dichters wiedererkennen will. Zur Begründung seiner Ansicht über die mutmaßliche Fortsetzung des Prosa-Faust weist er darauf hin, daß in den Bruchstücken der Szenen am kaiserlichen Hofe der Bischof einmal eine von Mephistopheles persiflirte unduldsame Äußerung thut. Daß dies aber gar nichts beweist, geht schon daraus hervor, daß ein solcher von Mephistopheles verspotteter unduldsamer Kirchenfürst auch in der gegenwärtigen Gestalt des zweiten Teiles der Dichtung vorkommt. Der schwierigen und ungemein anziehenden

Aufgabe, aus den „Paralipomena“ die ursprünglichen Absichten der Dichtung zu enträtseln, hat sich Scherer überhaupt mit besondrer Vorliebe gewidmet, ist aber über inhaltlose Vermutungen nirgends hinausgekommen. Nur eine solche Vermutung als bezeichnend für viele. Scherer will feststellen, inwieweit sich der Dichter schon vor dem Drucke des Fragments von 1790 mit Plänen über den weitern Verlauf der Dichtung getragen habe. Er bezieht sich hierbei auf ein Stück der Paralipomena, welches, wie bereits Düntzer nachgewiesen hatte, jedenfalls vor dem Januar 1790 geschrieben sein muß.

Faust: Was giebt's, Mephisto? hast du Eil?
Was schlägst vor'm Kreuz die Augen nieder?
Mephisto: Ich weiß es wohl, es ist ein Vorurteil;
Allein genug, mir ist's einmal zuwider.

Hierzu geben die Paralipomena folgende Szenerie an: „Landstraße. Ein Kreuz am Wege; rechts auf dem Hügel ein altes Schloß, in der Ferne ein Bauerhüttchen.“ Scherer sagt nun: „Ich finde die dekorativen Elemente des fünften Aktes vom zweiten Teile wieder: die Kapelle, in welcher Philemon und Baucis zu Fausts Ärger »läuten, knieen, beten«, Fausts Palast; die Hütte der beiden Alten. Natürlich wagt man nichts weiter darauf zu bauen; die Ähnlichkeit nicht zu bemerken aber wäre stumpfsinnig.“ In der That, wie beschämend für die deutsche Wissenschaft, daß keinem der frühern Fausterklärer die schlagende Ähnlichkeit aufgefallen ist zwischen dem alten Schloß auf dem Hügel und dem neuerbauten Palast Fausts am flachen Meeresstrande, zwischen dem Bauernhüttchen in der Ferne und der Hütte Philemons in der unmittelbaren Nachbarschaft, zwischen dem Kreuz am Wege und der Kapelle, die wegen des Glockengeläutes den alten Faust belästigt!

Der Leser wird an diesen Proben genug haben. Indes können wir ihm die Bekanntschaft mit einer weitern Behauptung doch nicht ersparen, mit der Behauptung nämlich, daß die Szene, die uns Gretchen vor dem Muttergottesbilde vorführt, ursprünglich bestimmt gewesen sei, die zum ersten Entwurf gehörige Domszene zu ersetzen, daß nach den ursprünglichen Absichten des Dichters nicht beide Szenen zugleich in der Dichtung stehen sollten. Ähnliches behauptet Scherer in Bezug auf die Szene „Wald und Höhle,“ die mit den Worten beginnt: „Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles.“ Diese Szene, welche nachgewiesenermaßen in den Jahren 1788 oder 1789 entstanden ist, soll zum Ersatz der mehrerwähnten Prosaszene bestimmt gewesen sein. Die letztere Behauptung wird sogar von Loeper mit zu den Hauptentdeckungen gerechnet, welche als greifbare Ergebnisse der methodischen Kritik Scherers gelten könnten.

In Bezug auf die erwähnten beiden Gretchenszenen sagt Scherer: „Beidemal dasselbe Motiv, Gretchen betend, von ihren Gedanken gefoltert. In der ältern Fassung mehr dramatisch-furchtbar, in der jüngern mehr lyrisch-tröstlich.“ (!) Ebenso über die beiden andern Szenen: „Die Hauptmotive kehren wieder; Faust

und Mephisto entzweit über Gretchen, Faust wütend über Mephisto, Kontrast ihrer Empfindung, Mephistos kalte Ironie über das Schicksal des Mädchens, diese selbst friedlos und in Qual gedacht.“ Was soll nun eine derartige Wiederkehr ähnlicher Lagen auffallendes haben? Dasselbe könnte man doch auch von den Monologen Hamlets sagen, ebenso von den verschiednen Szenen zwischen Clavigo und Carlos oder zwischen Othello und Jago, Szenen, die eine gewisse Ähnlichkeit zeigen, von denen jede aber an ihrem Platze steht. Daß die beiden Gretchenszenen uns die Steigerung von Gretchens Verzweiflung vorführen, daß Goethe niemals daran denken konnte, die Szene, in der Faust dem Mephistopheles vorwirft, daß er ihm Gretchens Unglück verheimlicht habe, durch eine Szene zu ersetzen, in welcher Mephistopheles Fausts Liebe zu Gretchen von neuem entfacht — darüber braucht man doch kein Wort zu verlieren. Man scheut sich förmlich, solche selbstverständliche Dinge vorzutragen; aber freilich, wenn geradezu sinnlose Behauptungen als höchster Triumph der Goethephilologie ausposaunt werden, dann ist es doch erforderlich, einmal mit ein paar Worten den wirklichen Sachverhalt darzulegen.

Im Zusammenhang seiner Ausführungen über die Szene „Wald und Höhle“ trägt Scherer noch eine weitere Entdeckung vor, die mit zu dem stärksten gehört, was er uns in seinem Büchlein auftischt. Goethe sagt in dem oben angeführten römischen Briefe, er habe nach langer Unterbrechung wieder den Faust vorgenommen, und glaube, den Faden wiedergefunden zu haben; er habe Ende Februar in Rom eine neue Szene gedichtet, die ganz im Tone der ältern Szenen gehalten sei, nur dadurch, daß sie auf ein neues Blatt Papier geschrieben sei, unterscheide sie sich von den ältern Szenen; „wenn ich das Papier räuchere, so soll sie mir niemand aus den alten herausfinden.“ Man war früher allgemein der Ansicht, diese Stelle beziehe sich auf die Szene in der Hexenküche, von der Goethe selber sagt, er habe sie in Rom im Garten der Villa Borghese gedichtet. Hier hat Goethe in der That nach langer Unterbrechung im fernen Süden den Ton der nordisch-romantischen Dichtung meisterlich wieder getroffen. Scherer glaubt jedoch, Goethe habe in seinem Briefe nicht die Szene in der Hexenküche, sondern die Szene „Wald und Höhle“ gemeint. Der Gegensatz zwischen den ältesten Bestandteilen des Faust und dem weihevollen Monolog, der die Szene „Wald und Höhle“ eröffnet, ist schon wiederholt hervorgehoben worden. Dort spricht der Stürmer und Dränger, hier der gereifte Mann, der sich auf der Grundlage Spinozas und der vergleichend naturwissenschaftlichen Studien seine Weltanschauung gebildet hat. Dem entsprechend hier nicht mehr die alten Hans Sachsschen Reime, sondern der Blankvers, den Goethe zuerst zur Zeit der italienischen Reise in der Umarbeitung der Iphigenie, sodann auch in andern Werken als die geeignetste Versform des klassischen Idealstils anwandte. Also in Form und Inhalt der schärfste Gegensatz gegen die Sturm- und Drangszenen. Und was kann nun Scherer vorbringen, um den

Widerspruch zu heben zwischen seiner Meinung und der klaren Aussage Goethes, wonach dieser glaubte, in der damals gedichteten Szene den Ton der alten Dichtung vollständig wieder getroffen zu haben? Nichts. Er sagt nur: „Goethe täuschte sich, wenn er den Faden wiedergefunden zu haben glaubte; unsre Szene gerade beweist das Gegenteil!" Mit diesem Beispiel von Scherers Logik wollen wir schließen.

Nur noch eine Bemerkung sei gestattet. Man wird vielleicht fragen, warum wir mit unsrer Widerlegung nicht zu Scherers Lebzeiten hervorgetreten seien. Darauf ist zu erwiedern, daß wir allerdings schon früher unsre Meinung geäußert haben, ebenso wie dies auch sonst eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Literarhistorikern und Kritikern gethan hat, vor allem Zarncke, Düntzer, Julian Schmidt, Kuno Fischer. Jeder von diesen hat aus der Fülle von Beweisen, deren jeder einzelne schon zur Widerlegung genügt, eins oder das andre herausgehoben. Aber dies geschah fast durchweg in Monographien oder in Zeitschriften, die außerhalb der Fachkreise wenig gelesen werden. Die Widerlegungen blieben daher wirkungslos gegenüber der — wie ohne weiteres zugegeben werden muß — vortrefflich organisirten Reklame, welche die Feuilletons und die belletristischen Zeitschriften beherrschte und sich sorgfältig hütete, über die vorgebrachten Einwände ein Sterbenswörtchen verlauten zu lassen. Scherer selber versprach eine Widerlegung für spätere Zeit, nahm jedoch inzwischen die Prosahypothese als eine feststehende Thatsache in seine Literaturgeschichte auf. Man glaubte somit in Erwartung der in Aussicht gestellten Widerlegung zunächst von weiterer Polemik absehen zu können, zumal da sich die neue Theorie in wissenschaftlicher Beziehung als gänzlich unfruchtbar erwies; es erschienen fortwährend Lobeshymnen, aber keine Studien, durch welche die Schererschen Anregungen zu sichern Ergebnissen ausgebildet worden wären. Und da inzwischen Scherers Tod eintrat, mußte es als ein Gebot des Anstandes nicht nur, sondern auch der schuldigen Achtung vor den großen Verdiensten des hochbegabten Mannes erscheinen, wenn man seine schwächste Leistung mit dem Mantel der christlichen Liebe bedeckt ließ. Aber da ertönten in den Nekrologen wieder von neuem die wohlbekannten Trompetenstöße, und es fehlte bei dieser Gelegenheit natürlich auch nicht an allerlei Liebenswürdigkeiten für diejenigen, die sich von der Vortrefflichkeit der neuen Fausttheorie nicht überzeugen konnten. Bei dieser Gelegenheit konnte man sehen, daß es doch nicht wohlgethan war, den Unfug so ruhig gewähren zu lassen; es zeigte sich, daß auch in weiteren Kreisen Leute, denen Zeit und Lust zur selbständigen Nachprüfung der einschlägigen Fragen mangelt, dem Einfluß der Reklame unbewußt unterlegen waren. Wie wir aus Loepers Artikel über Scherers Goethestudien (Deutsche Rundschau, Mai 1887) ersehen, feierte der klassische Philolog Vahlen in seiner Berliner Rektoratsrede vom 15. Oktober 1886 Scherer als einen Mann, der die Methode der klassischen Philologie auf das Gebiet der neuern deutschen Literatur verpflanzt habe, und

erwartet von Scherers Fauststudien eine erfrischende Rückwirkung auf die klassisch-philologische Wissenschaft!

Wir sind also lediglich durch die Schuld der Herren Lobredner genötigt worden, in einer klaren und unumwundenen Darstellung auf die Ansichten Scherers zurückzukommen.

* * *

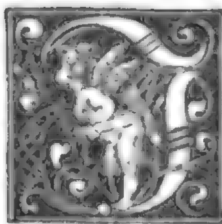
Nachschrift. Der vorstehende Aufsatz war eben vollendet, als uns die frohe Nachricht zuging, daß sich eine Abschrift des Faust in der Gestalt, wie ihn Goethe nach Weimar mitbrachte, im Nachlaß der Weimarischen Hofdame Fräulein von Göchhausen gefunden habe. Durch diesen Fund wird über mehrere wichtige Punkte in der Entstehungsgeschichte des Faust ein ungeahntes neues Licht verbreitet. Der Inhalt unsers Aufsatzes wird jedoch, soweit man aus den Zeitungsberichten urteilen kann, in seinen Hauptzügen in keiner Weise erschüttert. Keine einzige der Schererschen Behauptungen wird bestätigt, bei mehreren andern wird der schon vorher durch innere Gründe bewiesene Irrtum nun auch durch ein unwiderlegliches äußeres Zeugnis dargethan.



Die Tonleiter im Musikunterricht.

Zwei Erwiederungen an den Sonntagsphilosophen.

1.

n Nr. 22 der „Grenzboten" wird von seiten eines Laien bittere Klage geführt über die musikalische Tonleiter, oder vielmehr über das stark gesteigerte Tonleiterspielen, und es werden Vorschläge zur Sprache gebracht, um die dem Verfasser unliebsame Rhythmisirung und Zusammensetzung der Skala zu einer musikalischen zu gestalten. Obwohl ich nun der festen Überzeugung bin, daß in der Praxis auf diese Vorschläge nicht die geringste Rücksicht genommen werden wird, und zwar aus Gründen, die nicht mit der Theorie der Musik, sondern mit der instrumentalen Technik zusammenhängen, so scheint es mir doch wünschenswert, auf den betreffenden Aufsatz als Fachmusiker zu antworten, nicht bloß weil der Verfasser ausdrücklich eine solche Antwort beantragt, sondern weil thatsächlich von ihm ein Übelstand erkannt, wenn auch seinem Wesen nach nicht richtig verstanden worden ist, der auch mich längere Zeit beschäftigt hat.

Von jeher hat allen Theoretikern der in der diatonischen Durtonleiter, der einzigen vom Verfasser berücksichtigten, vorhandene sogenannte Tritonus, die Folge dreier ganzen Töne, welche als solche unsanglich ist, viel zu schaffen gemacht und auch mich seiner Zeit bewogen, Untersuchungen anzustellen. Die Frucht derselben war eine (Leipzig, 1880, bei F. E. C. Leuckart) erschienene Schrift: „Die Beseitigung des Tritonus," in der ich meine Ansichten eingehend aussprach und auf die ich hier zurückkommen möchte.

Der Verfasser unsers Artikels hat nämlich eine ganz entschiedene Ahnung von der Unnatürlichkeit der Tonzusammenstellung in der Tonleiter und kommt bei Gelegenheit der abwärtsführenden Skala zu einer Notirung, die sich teilweise mit der meinigen deckt. Moritz Hauptmann hat in seinem epochemachenden Buche die Frage ganz nahe gestreift, aber doch nicht das Schlußwort ausgesprochen, wahrscheinlich in dem Glauben, daß die einmal seit Jahrhunderten eingeführte, vom Grundton nach der Oktave führende Tonleiter nicht mehr zu erschüttern, in der Praxis durch nichts neues zu ersetzen sei. Gleichwohl sagt er an einer Stelle, daß der Leiteton in der harmonischen Verbindung unter dem Grundtone, also nicht sieben Stufen höher unter der Oktave liegend, angenommen werden müsse. Der Verfasser unsers Aufsatzes führt die abwärts gehende Tonleiter von der Oktave zum Grundton, über diesen hinaus zum Leiteton als unterster Note und von da zurück in den Grundton. Hier hat ihn das ganz richtige Gefühl geleitet, daß der Leiteton unter dem Grundton zu denken ist und in C-dur also die Tonleiter durch c-h-c erst befriedigenden Schluß findet.

Es gilt nun aber, in unerschrockener Weise die sich notwendig ergebende Konsequenz zu ziehen und damit den Glauben, in der Natur sei etwas unnatürliches begründet, ein- für allemal zu vernichten.

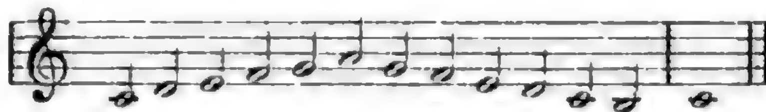
Die natürliche Tonleiter führt eben nicht vom Grundtone zur Oktave, heißt also nicht in C-dur c, d, e, f, g, a, h, c; sondern diese Zusammenstellung ist ein willkürliches, künstliches Produkt, hervorgegangen aus dem Bestreben, die höhere Oktave mit der tiefern zu verbinden.

Vielmehr ist die von der Natur gegebene Tonleiter ganz einfach aus den ersten natürlichsten Dreiklangsverbindungen zu erklären (Tonica und Oberdominante, Tonica und Unterdominante), welche sich in C-dur folgendermaßen darstellen:



Wir finden hier die Sekundenschritte c-h, e-d, e-f, g-a, und können hieraus die wirklich von der Natur gewollte Tonleiter bilden, die nicht vom Grundton nach der Oktave hinaufstrebt, sondern vom Grundton beginnend bis zur sechsten Stufe aufwärts geführt wird, dann sich zum Grundton zurückwendet, den darunter liegenden Leiteton berührt und von da aus den Schlußgrundton er-

klingen läßt, also eine vom Anfangspunkte ausgehende und in ihm sich wieder beschließende Linie:



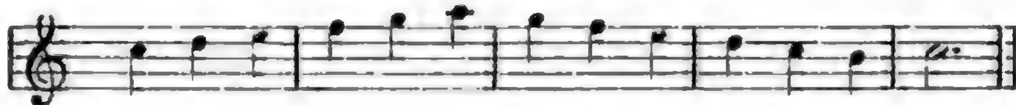
Mit der Annahme dieser natürlichen Tonleiter fallen alle Schwierigkeiten hinweg, welche die künstliche, von Grundton zur Oktave fortschreitende erzeugt hat. Die erste derselben ist der Sprung bei a-h, der dem Laien wohl dann zum Bewußtsein kommt, wenn er die sechste und siebente Stufe der harmonischen Molltonleiter (as-h) vernimmt, die aber dem Musiker auch schon in Dur auffällt. Wenn wir nämlich die andern Sekundenschritte auf ihren harmonischen Charakter hin betrachten, so finden wir stets, daß verbindende Töne als Vermittler vorhanden zu denken sind, bei c-h = g, bei e-d = g, bei e-f = c, bei g a = c, oder bei c-h Tonica, Dominante, ebenso bei e-d, bei e-f Tonica, Unterdominante, ebenso bei g-a. a und h sind aber in C-dur nicht anders aufzufassen als Terz der Unterdominante, der die Terz der Oberdominante folgt, also eine Terzenfolge zweier unter sich ganz fremden, unverbundnen Dreiklänge. Denken wir uns dagegen die natürliche Tonleiter mit h als unterster Note, a als oberster, so fällt die Folge a-h weg, während h sich in natürlichster Weise an c anschließt.

Ebenso giebt es keinen Tritonus f-g-a-h mehr, also keine von der Natur beabsichtigte, unnatürliche Tonreihe.

Ferner können wir nun die ganze Tonleiter zur Tonica-Harmonie erklingen lassen, was bei der von c-c führenden Unzuträglichkeiten im Gefolge hat, da das h auf der siebenten Stufe stets ein unangenehmes Gefühl erwecken muß:



Endlich aber läßt sich auch die Tonleiter nun in ungezwungener Weise rhythmisiren, wie schon das letzte Beispiel beweist, dem wir noch eines im Dreivierteltakte zufügen wollen:



Beide werden einen durchaus musikalischen Eindruck machen und dem Verfasser des in Rede stehenden Aufsatzes zu keinerlei Klage veranlassen.

Für die primitive Musik konnte diese siebentönige, sich in sich zusammenschließende Tonleiter vollkommen genügen, da sehr wohl denkbar ist, wie sich

hieraus mannichfache einfache Volksmelodien bilden ließen, die der Oktave nicht bedurften. Sowie wir aber über den Umfang der natürlichen Skala hinausgehen, die Töne andrer Oktaven in Anspruch nehmen wollen, müssen wir eben auch den unliebsamen Sprung von a-h (im Moll von as-h), den Tritonus und andre kleine Unvollkommenheiten uns gefallen lassen, die sich hier wie in andern Gebieten regelmäßig einstellen, sobald für gesteigerte Bedürfnisse Befriedigung erstrebt wird. Der Unterschied in der Anschauung besteht schließlich nur darin, daß wir eine Unvollkommenheit als solche erkennen und in Kauf nehmen, aber aufgehört haben, sie als ein von der Natur gewolltes, also in sich seine Berechtigung tragendes anzusehen.

An den Sprung a-h haben wir uns nun schon seit längster Zeit, an die Verwendung von as-h als melodisches Intervall seit Mendelssohn, der es noch häufig als Reizmittel verwendet, gewöhnt. Die vom Grundton zur Oktave führende Tonleiter ist von allen Klassikern so massenhaft und in so verschiedner Weise rhythmisirt und harmonisirt verwendet worden, daß wir uns nicht wundern müssen, sie auch vielfach gespielt zu hören, allerdings nicht zu musikalisch bildenden Zwecken, sondern meistens im Dienste der instrumentalen Technik. Da letztere aber ohne die Übung in Tonleitern und zwar durch mehrere Oktaven fortgesetzt, sich nie in vollkommener Weise wird erzielen lassen, so werden wir dem Anhören derselben wohl kaum entgehen können, wenn wir auch bereitwillig die Genußlosigkeit, die uns dies Anhören bereitet, zugestehen.

Dresden. F. D.

2.

Mein wertester Herr Sonntagsphilosoph! Ihre von Ihrem Standpunkte aus ganz zutreffenden Betrachtungen über die Tonleiter habe ich mit großem Interesse gelesen. Aber ist Ihr Standpunkt der richtige? Verkennen Sie nicht den Zweck der Tonleiter im Musikunterricht? Ich möchte es fast behaupten.

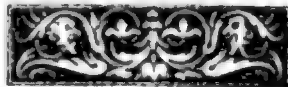
Sie sagen, daß es die Aufgabe des Unterrichts sei, das angeborne Gefühl für die Grundsätze des Tonlebens aus seinem schlummernden Zustande zu wecken. Ganz richtig! Aber das ist durchaus nicht die Aufgabe der Tonleiter, wie Sie zu meinen scheinen. Diese hat im Musikunterricht nur den einen Zweck: die gleichmäßige Ausbildung der Finger, keineswegs aber die des musikalischen Gefühls, zu befördern, wie es schon die vielfach gebrauchte stumme Klaviatur hinlänglich beweist. Der Gebrauch dieses Apparats wäre überhaupt die einzige Abhilfe gegen das musikalische Unding, wie Sie die Skala zu nennen belieben, das Ihrem Ohr so wehe thut, denn die von Ihnen vorgeschlagene ist wohl kaum verwendbar, wovon ich Sie zu überzeugen versuchen werde.

Die Tonleiter muß schon ihrem Namen, aber vor allen Dingen ihrem Zwecke nach eine Reihe ununterbrochen aufeinander folgender Töne enthalten,

mit einem Worte: sie muß so sein, wie sie thatsächlich ist, und kann nicht der kleinsten Veränderung unterzogen werden, ohne ihre ganze musikalische Individualiät, wenn ich mich so ausdrücken darf, sofort einzubüßen. Infolge dessen ist der rhythmisch-melodische Tongang, durch den Sie die Tonleiter zu ersetzen wünschen, durchaus unbrauchbar, weil er eben keine Tonleiter, diese aber im Musikunterricht unumgänglich notwendig ist.

Sie ist in der That das A B C der Musik, und ebensowenig wie das sinnlose, nichtssagende Alphabet durch wohlklingende Worte, ebensowenig können Sie die unrhythmische musikalische Skala durch eine melodische Notenzusammenstellung ersetzen. Wäre dies überhaupt auch wünschenswert? Eine Tonleiter spielt man nie vor, darnach tanzen soll auch niemand, und von einem Falle, wo sie die Entwicklung des musikalischen Gefühls in einem Schüler gehemmt oder gar erstickt hätte, ist mir nichts bekannt; ich habe im Gegenteil die vielseitige Erfahrung gemacht, daß nur unmusikalisch angelegte Naturen von der Tonleiter unangenehm berührt werden und vor ihr zurückscheuen.

Berlin. A. L. Donaldson.



Wir Protestler.



Der Abgeordnete Gerber, oder, wie er sich seinen ehemaligen Landsleuten zuliebe schreibt: Guerber, nannte in seiner Rede über das die Ernennung der Bürgermeister in Elsaß-Lothringen betreffende Gesetz dieses Gesetz „eine Schmach für das Reich,“ wußte von keinen ernsten Unordnungen etwas, sondern nur von „Neckereien,“ verübt durch unbesonnene junge Leute, beklagte das Aufhören der milden Praxis des General Manteuffel und bediente sich gelegentlich des Ausdruckes „Wir Protestler.“ Wir wollen nicht so weit gehen, es als eine Schmach zu bezeichnen, daß sechzehn Jahre nach dem Frankfurter Frieden dergleichen Maßregeln nötig geworden sind, denn auch die Regierung trifft ein Teil der Schuld. Niemand bezweifelt die gute Absicht und den guten Glauben Manteuffels, aber daß seine Politik ein verhängnisvoller Fehler war, auch darüber bestand unter allen Kennern des Landes und Volkes niemals ein Zweifel. Er ließ die Erfahrungen unberücksichtigt, welche andre Staaten unter mehr oder minder ähnlichen Verhältnissen gemacht hatten, ja selbst das so naheliegende Beispiel in Posen, wo das Entgegenkommen Friedrich Wilhelms IV. die fünfundzwanzigjährige Arbeit der staatsweisen preußischen Verwaltung zerstört hatte

und mit Verschwörungen und Aufständen belohnt worden war. Vielleicht schwebte ihm die Erinnerung vor, daß Frankreich die geraubten Länder gerade durch Gehenlassen und Schonen der Eigenart langsam wirklich erobert hatte. Aber dann vergaß er, daß in jenen Zeiten nichts und niemand der allmählichen Eingewöhnung des Volkes in ein andres Staatswesen entgegenwirkte, daß Elsaß von der habsburgischen Hauspolitik preisgegeben worden war, bevor es französisch wurde, daß das machtlose deutsche Reich nicht die Anziehungskraft ausüben konnte wie Frankreich, daß deutscherseits die Friedensschlüsse von Münster und Osnabrück und von Rijswijk geachtet wurden, daß endlich seit der großen Revolution die ehemals deutschen Länder von französischer Denkart durchtränkt worden waren, namentlich auch von dem französischen Größenwahn, welcher annimmt, daß dieses Land sich gegen andre alles erlauben dürfe, daß jede Vergeltung das bitterste Unrecht sei. Von diesem Geiste konnte nichts andres erwartet werden, als daß er jeden versöhnlichen Schritt als einen Beweis der Schwäche, als eine Aufmunterung zu vermehrtem Widerstande auffassen würde. Und nun vollends das Liebäugeln mit den Ultramontanen in demselben Augenblicke, wo diese in geschlossenen Reihen den Kampf auf Tod und Leben gegen die protestantische Reichsgewalt begonnen hatten! Man begreift wohl, daß die Herren Gerber und Genossen mit Wehmut an die schönen Tage zurückdenken, wo der Statthalter ihnen behilflich war, die autonomistische Partei niederzudrücken!

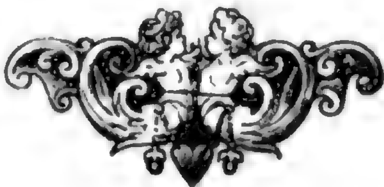
Allein sie müssen sich daran gewöhnen, daß der Irrtum von damals eingesehen wird. Haben doch sie das meiste dazu beigetragen, die Augen darüber zu öffnen. Die Rufe Vive la France! mögen allerdings meistens auf bübische Neckerei hinauslaufen, doch erlauben sich die Buben dergleichen nur da, wo die Erwachsenen billigend zu dem Treiben lächeln. Übrigens mache doch Herr Gerber einmal den Versuch, in Nancy ein Hoch auf Deutschland auszubringen! Und Neckerei kann das ganze Thun von „uns Protestlern" genannt werden. Weder werden sie im Ernst glauben, daß Deutschland, müde, sich mit einer Handvoll Französlern herumzuärgern, dem Erbfeinde die alten Ausfallpforten wiedereröffnen, altes Reichsgebiet ihm abermals und freiwillig ausliefern werde, noch den Wahn der Pariser Schreier teilen, welche heute ebenso aberwitzig Revanche! brüllen, wie 1870 A Berlin! Dafür kennen gerade sie wohl die beiderseitigen Verhältnisse zu gut. Preußen hat durch Geduld und ausdauernde Thätigkeit schon manchen deutschen Stamm für sich gewonnen. In Vorpommern und Rügen schmeckte anfangs das preußische Regiment auf das fahrlässige schwedische sehr wenig, am Rhein hielt die Abneigung gegen das Preußentum, genährt durch die Verschiedenheit des Bekenntnisses, lange Stand — an neueres braucht nicht erinnert zu werden. Jetzt mag Herr Gerber in den 1815 und 1866 an Preußen gekommenen Ländern Umfrage halten. Er wird hie und da noch ein Häuflein Mißvergnügter finden und entdecken, daß es aus denselben

Personen besteht, welche in Versammlungen und Zeitungen sich unnütz machen, während die Bevölkerung im großen und ganzen weit davon entfernt ist, eine Änderung der Zustände zu wünschen.

So und nicht anders wird es bald in den Reichsländern, zumal im Elsaß, bestellt sein, wenn man nur erst wieder inne geworden ist, daß die Regierung sich vor „uns Protestlern“ und den Straßburger Juden, welche beweisen wollen, daß sie ebenso schlecht französisch wie deutsch sprechen, nicht fürchtet. Wollte sie napoleonisch regieren und die Herren Protestler irgendwo in Sicherheit bringen, so würde schnell offenbar werden, daß diese Offiziere keine Armee hinter sich haben. Und wenn diese sich noch öfter so lächerlich machen, eine Einrichtung als Schmach zu bezeichnen, die sie sich unter dem letzten Napoleon ruhig haben gefallen lassen, so werden ihnen ihre Leute ohnehin desertiren.

Die letzten Wahlen sind bedauerlich, gewiß, aber sie enthalten zugleich eine Ehrenerklärung für Deutschland. Den Wählern war weißgemacht worden, die Franzosen würden eines schönen Tages wieder ins Reich einfallen, wie von der andern Seite die Russen, und nun fürchteten sie, von ihren lieben Freunden gebrandschatzt zu werden, falls sie sich unfranzösischer Gesinnung verdächtig gemacht hätten. Daß sie von den Deutschen nichts ungebührliches zu befahren hätten, wußten sie, ebenso wie sie wissen, daß es ganz von ihnen abhängt, die augenblicklich etwas straffer angezogenen Zügel wieder lockerer werden zu lassen. Einem störrischen Pferde zeigt der Reiter den Meister, ist der Trotz gebrochen, den Freund.

Eins namentlich sollten „wir Protestler“ bedenken. 1871 gab es allerdings in Deutschland Unzurechnungsfähige, welche Deutschland zumuteten, unter dem Gelächter ganz Europas großmütig nicht bloß den französischen, sondern auch den alten deutschen Boden zu räumen, und möglicherweise giebt es auch jetzt noch einzelne weise Thebaner aus der Gilde der Ganzfreisinnigen. Aber solche Querköpfe abgerechnet, ist die ganze Nation darin eines Sinnes, daß festgehalten werden muß, was wir haben, und daß an der gefährdeten Stelle am allerwenigsten Posten geduldet werden können, welche merken lassen, daß sie gern zum Feinde übergehen würden.





Russische Skizzen.

Von Otto Kaemmel.

(Schluß.)



ie wenig im Grunde diese russische Kultur imstande ist, auf eine fremde, ihr gleichstehende oder gar überlegene zu wirken, falls sie nicht rohe Gewalt anwendet, lehrt ein Blick auf Finnland.

Sobald man auf dem finnischen Bahnhofe in Petersburg anlangt, ist man nicht mehr in Rußland. Alles trägt westeuropäische, vorwiegend schwedische Färbung: Uniformen, Kalender, Post, Münzen, schließlich die Sprache. Denn neben und über dem Russischen treten sofort Finnisch und Schwedisch auf. Bis zur finnischen Grenze tragen die netten, hölzernen Stationsgebäude die Aufschriften auch in russischer Sprache, weiterhin nur noch in abendländischer Schrift; selbst die „Mamsell," welche das nach schwedischer Art reichlich ausgestattete Büffet bedient, spricht dort gelegentlich nur finnisch und schwedisch, aber nicht russisch. Umfassender scheinen die Sprachkenntnisse der Schaffner, die wohl auch des Deutschen mächtig sind, und die Anschläge vollends, welche die Vorschriften über das Rauchen in den Wagen enthalten, verkünden diese nicht nur in den drei hier zunächst liegenden Sprachen, sondern auch deutsch, französisch und englisch, wobei das Deutsche vorangestellt wird, seiner herrschenden Bedeutung im Norden und Osten entsprechend.

Die Gegend freilich, durch die zunächst der Zug führt, trägt den allgemeinen Charakter der Umgebung Petersburgs. Nachdem die netten Villenvororte Pargalowo und Schuwalowo passirt sind, folgen ununterbrochen Wald und Heide und Moor. So geht es vier Stunden lang bis Wiborg, erst dort ändert sich das Bild. Nur der Iswoschtschik erinnert an Rußland, dazu die dreisprachigen Straßenaufschriften und Firmen wie die Kuppeln einer russischen Kirche, sonst wenig oder nichts, obwohl dieser Landstrich schon seit 1721 unter

russischem Szepter steht. Auf felsigem und hügligem Untergrunde, auf Inseln und Halbinseln zwischen Landsee und Meer, steigen die Straßen bergauf, bergab, besetzt mit Häusern westeuropäischen Charakters, und was im Norden so seltsam ist, dort ragt ein wirklich historisches Gebäude auf, die massige Backsteinruine des Wiborgschlosses auf seiner Insel mit dem unten viereckigen, oben achteckigen mächtigen Turme, der alte Kern der Stadt, die die schwedischen Eroberer 1296 dort anlegten, wo eine schmale Landenge zwischen dem Meere und dem weit nach Norden hin sich verzweigenden Saimasee die Verbindung des finnischen Südostens (Karelien) mit dem Kernlande vermittelt. Reizend ist der Blick von der Höhe über die blaue Bucht nach Süden hin, steile Felsenufer umkränzen sie, hohe Inseln schwimmen im Wasser, dichtgedrängt liegen am Hafendamme die Schiffe. Doch wir wenden uns landeinwärts. Hier liegt unweit des Schlosses der kleine Dampfer „Justila," der uns nordwärts führen soll, überfüllt mit Menschen ganz unrussischen Gepräges, und die ersten Laute, die uns ans Ohr schlagen, sind deutsche, auch der Billeteur spricht deutsch. Geräuschlos setzt sich das Fahrzeug in Bewegung über die glatte, dunkle Wasserfläche des ersten in der Kette der Seen. Ringsum steigen waldige Höhen auf, reizende Villen leuchten hervor aus dunkelm Grün. Nach etwa einer Stunde erreicht der Dampfer Justila und damit den Eingang des Saimakanals, der seit 1856 den hochgelegenen Saimasee, den größten und befahrensten Finnlands, mit der Wiborger Bucht in Verbindung setzt. Mächtige Schleusen überwinden hier den ersten Höhenrücken; doch um Zeit zu sparen, gehen die Reisenden die kurze Strecke an ihnen zu Fuß hinauf, um am obern Ende der Schleusen einen zweiten Dampfer zu besteigen. Hat dieser die zweite Schleuse erreicht, so tritt er durch das geöffnete Thor in die erste Kammer ein. Das Thor schließt sich hinter ihm, durch die aufgezogenen Schützen des vordern strömt das Wasser mit solcher Macht ein, daß das Fahrzeug binnen vier bis fünf Minuten über zwei Meter höher steigt und der Wasserspiegel beinahe den obern Mauerrand erreicht. So gehoben gleitet es in die zweite Kammer, um hier dasselbe Experiment nochmals durchzumachen und es in der dritten Schleuse zu wiederholen. Jetzt wird die Landschaft wilder; dicht treten die steilen, dunkeln, waldbekrönten Granitwände ans Wasser heran, oft nur eine enge Durchfahrt gestattend, endlich öffnet sich vor uns der breite Spiegel des Rättijärvi (Järvi = See), nach etwa dreistündiger Fahrt legt der Dampfer unterhalb des Hotels der Imatragesellschaft an, die das ganze Gelände am Imatra auf fünfzig Jahre von der finnischen Regierung gepachtet und alles für Unterkunft und Verkehr so trefflich geordnet hat, daß dies die günstige Anschauung über die Tüchtigkeit des finnischen Volkes nur bestärken kann.

Von der Veranda des Gasthauses wendet sich der Blick noch einmal rückwärts nach dem malerischen Rättijärvi mit seinen Villenkolonien zwischen See und Wald und Fels, denn noch befinden wir uns im Kulturbereiche

Wiborgs. Von jetzt ab ändert sich das einigermaßen, wenn wir, den Saimakanal verlassend, die Reise zu Lande fortsetzen. Ein halboffener Omnibus, international Diligence benannt, nahm die kleine, buntgemischte Reisegesellschaft auf, die übrigens, einen Franzosen und eine russische Dame mit eingeschlossen, durchaus in deutscher Sprache verkehrte. Zunächst geht es auf schnurgerader Straße, auch einer Schöpfung der Imatragesellschaft, durch dichten Wald, erst an der Poststraße wird das Land offener, die Gestalt des Geländes tritt deutlicher hervor. Es ist ein welliges Felsplateau, zuweilen unterbrochen von einem langgestreckten, höheren und steileren Rücken, der von ferne den Eindruck eines Gebirgszuges macht; an den tiefern Stellen blitzt wohl der Spiegel eines stillen Sees auf. Beständig führt die Straße bergauf, bergab über hölzerne Brücken; erreicht der Wagen die Höhe, dann treibt unser Rosselenker sein Dreigespann zum schärfsten Trabe hinunter und an der andern Seite des Thales wieder hinauf, bis er die stärkste Steigung überwunden hat; von Schleifzeug und Hemmschuh ist keine Rede. An Stellen, wo er langsamer fahren muß, lagern mit schlauer Berechnung Rudel von Kindern am Wege, hellblond und rotbäckig, dürftig, aber reinlich gekleidet; unermüdlich bieten sie Körbchen und Schuhe aus Birkenbast an, oder knotige „Imatrastöcke," laufen unverdrossen dem rollenden Wagen im Staube nach, bis endlich die Kraft nachläßt oder irgend ein Reisender sich erweichen läßt. Die kleine Gesellschaft gehört den zahlreichen Dörfern an, an denen die Straße vorüberführt. Ohne sichtbare Ordnung liegen die Höfe durcheinander, die Gebäude durchweg von Holz genau in der Art wie in Ingermannland gebaut, nur etwas umfänglicher, obwohl selten mit einem Anfluge von Wohlstand, mit Ausnahme der wenigen gutsherrlichen Höfe. Charakteristisch ist ihnen nur die Getreidedarre. Ziemlich ausgedehnte Wiesen und Felder liegen in der unmittelbaren Nachbarschaft der Orte, die letzteren in ziemlich breiten Streifen, die oft durch Gräben getrennt sind, mit Gerste, Hafer und Roggen bebaut und damals — Anfang August — z. T. schon abgeerntet, wobei man das Getreide in Puppen setzt, welche genau dieselbe Form haben wie in Mitteldeutschland. Dazwischen starren oft mächtige Blöcke roten Granits. Alles ist mit leichten Holzstaketen eingefriedigt, wie in unsern Alpen, denn das Vieh läuft den ganzen Sommer auf der Weide und bringt auch die Nacht in einem Pferch am Dorfe zu. Höchst fremdartig aber wirken neugebrochene Ackerfluren in größern Entfernungen von den Dörfern, denn sie führen einen Zustand vor Augen, der bei uns am Anfange aller Geschichte liegt, die Brennwirtschaft. Auf einem mäßig großen Stücke wird der Wald, meist Birken, geschlagen, dann alles, Stämme, Laub, Gestrüpp und Unterholz angezündet, in den durch die Asche gedüngten Boden Korn gesät, das vortrefflich gedeiht. Die gefällten, nur angekohlten Stämme liefern das Material zur Einzäunung, die verkohlten Baumstümpfe bleiben stehen. Nach der Ernte läßt man das Stück etwa zwanzig Jahre lang liegen, um ein andres in An-

griff zu nehmen, bis neues Gehölz aufgeschossen ist, dann wiederholt sich der ganze Vorgang. Denn der Wald ist hier fast ohne Verkaufswert, soweit er nicht bequem genug liegt, um Holz für Dampfschiffe und Lokomotiven zu liefern.

So ging es vierunddreißig Werst, fast fünf deutsche Meilen, weit fort, mit nur einmaligem Pferdewechsel nach vierzehn Werst; allmählich senkte sich der Abend über die fremdartige, melancholische Landschaft, dunkler Wald nahm uns auf. Da scholl von fern durch die stille Nacht dumpfes, gleichmäßiges Tosen, das war der Imatra, und plötzlich bei einer Wegbiegung tauchte ein schönes, in Holz aufgeführtes, ausgedehntes Gasthaus vor uns auf, das „Hotel Imatra,“ eine Kulturoase in der Wildnis. Es war gegen halb zehn Uhr. Ein vortreffliches Zimmer eröffnete erfreuliche Aussichten für die Nacht, ein geräumiger hoher Speisesaal bot nach mehr als zwölfstündiger, kaum unterbrochener Fahrt auf Eisenbahn, Dampfer und Post durchaus zivilisirte Genüsse, welche die Speisekarte auch in deutscher Sprache zur Verfügung stellte, wie denn auch die meisten Kellner des Deutschen mächtig waren. Das Haus war wenig besetzt; das stattlichste Kontingent zu den Gästen stellten etwa fünfzig Zöglinge der Petersburger Marineschule, hübsche Jungen drunter, alle in Matrosentracht. An langer Tafel genossen sie ihr Nationalgetränk, den unübertrefflichen russischen Thee, zum Abendimbiß, dann traten sie auf ein Hornsignal zum Gebet zusammen, im Chore respondirend. Draußen aber toste mit gleichförmigem, majestätischem Donnerhall der Imatra.

Ein wundervoller Morgen zeigte ihn in hellem Sonnenlicht, denn ein tiefblauer Himmel wölbte sich über Wald, Fels und Wasserschwall. Der Imatra ist kein Fall, sondern eine riesige Stromschnelle. Kurz oberhalb der Stelle, wo sich jetzt das Hotel erhebt, breitet sich der Wuoksen, der einzige Abfluß des Saimasees nach dem Ladogasee, weit aus, eine waldige Insel umschlingend; dann sich wieder vereinigend, wird er durch vortretende Felsen zusammengepreßt und schießt nun hinein in die Enge, indem er auf einer Strecke von dreihundert Metern um zwanzig Meter fällt. Zwischen dunkelroten, schroffen Granitfelsen, die düstere Tannen und weißstämmige Birken krönen, tost die riesige Wassermasse pfeilschnell herab, ganz aufgelöst in weißen Schaum, zuweilen wie zornig hochaufbäumend und den feinen Sprühregen emporsendend über das Ufer. Von unten gesehen, da, wo ein Vorsprung, halb von den Schaumwellen überspült, in den Strom hineinragt, gleicht er einer einzigen, wildbewegten, weißen Masse. Nach solcher tollen Jagd strömt er in ein weites, rundes Becken hinein, immer noch in wilden Wirbeln sich windend und hier jene sonderbar kreis- oder eirund geformten flachen Steine abschleifend, die als geologische Merkwürdigkeit hier überall feilgeboten werden, bis endlich der Schwall sich langsam glättet.

Noch voll von dem mächtigen Eindruck des gewaltigen Schauspiels, bestiegen wir um elf Uhr den Wagen, der uns nach dem nächsten Landungsplatze des Saimasees, Jakosensranta, bringen sollte. Die Fahrt ging beständig an-

steigend durch ein offenes, wohlangebautes Land, häufig einen Blick eröffnend auf die glitzernden Wendungen des Wuoksen, und brachte uns in einer Stunde zur Stelle. Ein kleiner Dampfer führte uns dann aus der felsenumkränzten, lieblichen Bucht in den Saimasee hinaus, den „See der tausend Inseln.“ Es ist eine traumhafte Fahrt. Stundenlang zeigt sie immer wieder in den Grundzügen dasselbe Bild, aber in immer neuer Abwechslung und deshalb niemals ermüdend: bald hochaufragende, bald flache Granitufer, von dunkelm Walde gekrönt, dazwischen ähnlich geformte Inseln der verschiedensten Größe, alles bald eng zusammenrückend, bald weiten Ausblick gestattend in scheinbar endlose Hintergründe, vor die im nächsten Augenblicke kulissenartig sich wieder Inseln und Landzungen schieben, und überall dasselbe stille, dunkle, tiefe Wasser, auf dem das Fahrzeug lautlos gleitet, alles unendlich einsam und menschenleer, zuweilen eine Stunde lang kein Haus, kein Segel. Auf der mehr als dreistündigen Fahrt tauchten nur zwei Orte auf, an denen der Dampfer, von zahlreichen Einwohnern und Passagieren erwartet, anlegte, Joutseno und Lauritssala, der Anfangspunkt des Saimakanals, und begegneten uns nicht mehr als zwei Schiffe. Doch ist überall in den engeren Gewässern die Fahrstraße sorgfältig bezeichnet. Wenn über dem Ganzen ein heller Himmel strahlt, wie ihn dieser Reisetag spendete — nur im Süden stand blauschwarzes Gewittergewölk —, dann giebt das eine anmutige, wiewohl nicht eigentlich heitere Szenerie, etwa wie die Havelseen, nur daß diese nicht so einsam sind; unendlich melancholisch aber muß diese finnische Seelandschaft wirken, wenn Nebel, Gewölk und Regen graue Schleier über sie breitet.

Endlich stieg am hohen Gestade Willmannstrand auf, links das von Russen und Schweden vielumkämpfte, jetzt verfallene Schloß, rechts das Städtchen, ganz und gar unrussisch, mit breiten Straßen zwischen niedrigen, saubern Holzhäusern. Die Straßenaufschriften sind auch hier in drei Sprachen gehalten, aber die Ladenfirmen nur finnisch und schwedisch, bei manchen auch nur finnisch, obwohl eine „russische Volksschule“ die Bemühungen verrät, die „Reichssprache“ auch unter das Volk zu tragen, und der junge Bursche, der uns den weiten Weg zum Bahnhof führte, auch russisch sprach. Von Willmannstrand leitet seit 1885 eine Zweigbahn nach Simola zum Anschluß an die finnische Hauptbahn nach Wiborg durch meist offenes Land. Nach etwa zwei Stunden war die Stadt erreicht, die mit ihrem alten düstern Schlosse in hellster Abendbeleuchtung sich ausbreitete, ganz von glänzenden Wasserspiegeln umgeben. Nur im Südosten nach Petersburg hin stand, von purpurgoldnen Rändern umrahmt, eine finstere Wolkenwand, wie symbolisch, denn von dort sind immer und immer wieder die Kriegsstürme über Finnland aufgestiegen. Vor der russischen „Kultur“ aber hat es sich zu wahren gewußt.

Kleinere Mitteilungen.

Ein Hindernis deutscher Einigkeit. Der kleine Aufsatz in Nummer 24 der Grenzboten (S. 546) mit der Ueberschrift „Ein hübsches Zeichen deutscher Einigkeit“ ist ein Wort zu seiner Zeit, und die Klage über unsre orthographischen Zustände vollkommen berechtigt. Wenn aber der Verfasser desselben, wie es scheint, Baiern und Württemberg für die Fortdauer dieser Zustände verantwortlich machen will, insofern beide süddeutsche Staaten auf das Gesuch des Börsenvereins der deutschen Buchhändler um einfachen Anschluß an die preußische Rechtschreibung nicht eingegangen seien, und wie zu ihrer Beschämung die Bereitwilligkeit Sachsens hervorhebt (das sich von Anfang an ganz im preußischen Lager befunden, also ein Opfer nicht zu bringen hat), so verkennt er doch einigermaßen die Sachlage. Baiern ist bekanntlich mit der Regelung der deutschen Rechtschreibung vorangegangen, und Preußen war es, das ihm gegenüber in einzelnen Punkten bedauerlicherweise eine abweichende Stellung eingenommen hat, in welcher Beziehung hier nur an die geschichtlich unberechtigte und der ganz überwiegenden Aussprache widersprechende Schreibung giebst, giebt erinnert sei; Württemberg, das zuletzt auf dem Plane erschien, ist in der Nachgiebigkeit gegen Preußen bis an die äußerste Grenze gegangen, hat aber doch nicht umhin gekonnt, teils in einzelnen Punkten, namentlich wo es sich um eine Verschiedenheit der nord- und süddeutschen Aussprache handelt, sich an Baiern anzuschließen, teils selbständig seinen Weg zu gehen, wo Preußen entschieden nicht das Richtige getroffen zu haben schien. Unter diesen Umständen war es eine ziemlich starke Zumutung an die süddeutschen Staaten, ohne weiteres ihr Gutes gegen das nach ihrer Ueberzeugung minder Gute einzutauschen, und selbst wenn sie der Einheit dieses Opfer gebracht hätten, wäre damit noch keine Bürgschaft für die Erreichung des zu erstrebenden höchsten Zieles, der so wünschenswerten Einigung aller Deutschen, geboten gewesen, denn es läßt sich wohl mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß Oesterreich und die Schweiz, wenn sie bei Regelung der orthographischen Frage beiseite gelassen würden, gegen einzelne anstößige preußische Bestimmungen sich niemals zustimmend verhalten würden. Eben weil es sich in dieser Sache neben wissenschaftlich zu entscheidenden Fragen auch um einen Ausgleich zwischen Nord und Süd in Beziehung auf die Aussprache handelt, hatten Baiern und Württemberg umso mehr Grund, ohne diese süddeutschen Stammesbrüder einen entscheidenden Schritt nicht zu thun. Baiern war daher vollkommen in seinem Rechte, wenn es erklärte, daß zur Erzielung der Einheit eine einfache Annahme des preußischen Regelbuches nicht der richtige, dem Gang der Sache und dem Verhältnis der verbündeten Staaten entsprechende Weg sei. Um aus der orthographischen Misere herauszukommen, giebt es keinen andern Weg als den der Vereinbarung; nur wo jeder Teil gehört wird und seine Meinung geltend machen kann, läßt sich mit Fug erwarten, daß der Einzelne sich dem schließlichen Gesamtwillen unterwirft und seine Eigentümlichkeiten, selbst wenn sie nicht ohne Berechtigung sind, einer durchschlagenden, von nun an alle Glieder des deutschen Volkes umfassenden Einheit zum Opfer bringt. Baiern hat sich zu solchen Verhandlungen bereit erklärt, an Württembergs Beteiligung ist nicht zu zweifeln, die Sache scheint für eine Entscheidung reif. So wie die Dinge jetzt liegen, sind die

Verschiedenheiten in der Schreibung gerade groß genug, um ihr Fortbestehen unleidlich erscheinen zu lassen, anderseits doch auch wieder so wenig tiefgreifend, daß es wunderbar zugehen müßte, wenn nicht sachverständige, besonnene Männer bei gutem Willen in kurzer Zeit und ohne viele Schwierigkeiten zu einer allseitig befriedigenden Lösung gelangten.

Ein Versuch in dieser Richtung ist bereits gemacht worden. Der schweizerische Bundesrat hat es auf Ersuchen einer Versammlung von Schulbehörden und Schulmännern übernommen, eine Versammlung von Abgeordneten der Staaten deutscher Zunge zur Erzielung einer einheitlichen Orthographie in Anregung zu bringen. Nach amtlichen Nachrichten in öffentlichen Blättern ist der Versuch als gescheitert zu betrachten. Worin er bestand, ist nicht gesagt worden, aber der Natur der Sache nach läßt sich nichts andres annehmen, als daß die deutsche Vormacht um ihre Vermittlung angegangen wurde, aber einen ablehnenden Bescheid erteilte. In Berlin wird also das Hindernis der Einigung zu suchen sein, nicht in den andern deutschen Staaten. Daß es früher oder später überwunden wird, dafür wird hoffentlich die immer stärker werdende Ueberzeugung von der Notwendigkeit einer Abhilfe sorgen.

Der Reichstagsabgeordnete Herr „Guerber." Als vor etlichen Wochen die Verhaftung des französischen Polizeikommissärs Schnäbele Europa in Aufregung versetzte und in französischen Zeitungen oft von der Affaire Schnébélé zu lesen war, verfehlten die Redakteure und Korrespondenten großer und kleiner deutscher Zeitungen nicht, ihren Witz an dem „Herrn Schnäbele oder Monsieur Schnébélé" zu üben. Ob die französische Schreibart von dem Polizeikommissar selbst herstammt, wissen wir nicht; die Witze darüber waren, auch wenn dies der Fall war, jedenfalls ziemlich überflüssig: Schnäbele hatte für Frankreich „optirt," er war Franzose geworden, und wie er als solcher seinen Namen schreiben wollte, ging uns Deutsche nichts an; wenn er glaubte, durch die französische Schreibart die Franzosen über seine deutsche Abstammung zu täuschen, so konnten wir es den Franzosen überlassen, sich über die tête quarrée ihres Landsmannes lustig zu machen; ihren Witz hätten die deutschen Journalisten für andre Fälle sparen können, wo er eher am Platze war.

In den letzten Wochen sind im Reichstage mehrere Gesetze über elsaß-lothringische Angelegenheiten beraten worden; als Redner gegen diese Gesetze war häufig zu lesen: „Guerber (Elsässer)." Wie heißt dieser Mann? War sein Vater oder Großvater vielleicht ein Perser oder Türke Namens Gu-Erbr? oder gehört er einer deutschen Familie Gürber an, die — wie es ja in Deutschland oft vorkommt — ihren Namen etwas absonderlich schreibt: Guerber statt Gürber, wie Mueller statt Müller, Goethe statt Göthe, Goedeke statt Gödeke? Keineswegs; der Herr heißt Gerber, Gerber haben sich seine Vorfahren geschrieben und hat er sich vermutlich selbst bis zum Jahre 1870 geschrieben, sein Name ist so deutsch und so verständlich wie etwa der des (vormaligen) sozialistischen Reichstagsabgeordneten Pfannkuch. Wozu aber dann das u in dem Namen des deutschen Reichsboten? Es fällt im ganzen deutschen Reiche gewiß keinem Menschen ein, den Namen für einen fremden, französischen zu halten, den Herrn als „Herrn Scherbeh" oder „Scherbär" anzureden; der Grund für das u ist einfach: der edle Herr will damit gegen die Annexion von Elsaß-Lothringen protestiren; „ich bin und bleibe mit Leib und Seele Franzose, ich hasse euch so, daß ich nicht einmal meinen Namen in eurer Sprache schreibe, ob sie gleich meine Muttersprache ist," das alles liegt in dem

einen kleinen Buchstaben; mon cœur est français, erklärt mit diesem u Herr Gerber, wie vor Jahren Herr von Beust, über dessen feurigen deutschen Patriotismus wir kürzlich aus einer österreichischen Feder in der Münchner Allgemeinen Zeitung eine erbauliche Belehrung erhielten. Herr von Beust habe da nur einen harmlosen Witz gemacht, meinte sein Lobredner; macht Herr Gerber mit seinem französischen u vielleicht auch nur einen harmlosen Witz? Man sollte es fast glauben; die Protokolle des Reichstags führen als Redner den Herrn Guerber auf, die deutschen Zeitungen berichten von den Reden des Herrn Guerber, die deutschen Behörden richten ihre Zuschriften an den Herrn Guerber; nirgends der leiseste Protest gegen das französische u!

Der gutmütige deutsche Michel war es gar zu lange gewohnt, jeden Fremden sich auf der Nase herumtanzen zu lassen, als daß wir uns wundern könnten, wenn er jetzt nicht sofort jeden ihm gebotenen Hohn mit dem gehörigen Nachdruck zurückweist. „So gönnt ihm doch das kindliche Vergnügen," sagen die einen; „was schadet uns der kindische Trotz des Herrn Gerber?" fragen die andern. Nein! wir gönnen ihm das kindliche Vergnügen nicht, denn wir erachten es des deutschen Volkes unwürdig, wenn es sich von einem Französling Trotz bieten, sich in seiner Sprache verhöhnen läßt. Der Vater, der den Trotz seines unartigen Buben nicht zu brechen vermag, macht sich zum Gespött der Leute, und für den Schaden hat er gewiß später auch nicht zu sorgen! Und der deutsche Reichstag, das deutsche Volk setzt sich dem gerechten Spotte aus, wenn es sich den im kleinen oder im großen ihm gebotenen Hohn der elsässischen Protestler ruhig gefallen läßt, und auch der Schade wird nicht ausbleiben: die Elsässer Bauern werden im Pfarrer Guerber einen ganz andern Mann erblicken als im Pfarrer Gerber: das stumme u predigt ihnen täglich laut: „Nur Geduld! bald werden wir wieder französisch sein, dann wird aus dem Pfarrer Guerber wieder euer alter Pfarrer Gerber."

Allein was thun? Kann man den Herrn Gerber zwingen, seinen Namen so oder so zu schreiben? Ein unmittelbarer Zwang ist freilich unmöglich, der Herr ist über das Alter hinaus, wo der Schulmeister mit schlagenden Gründen den Respekt vor der deutschen Rechtschreibung erzwingt; allein eines unmittelbaren Zwanges bedarf es auch gar nicht. „Man kann es einem Narren nicht verwehren, wenn er zu seinem Heu »Stroh« sagen will," lautet eine schwäbische Redensart; das Heu bleibt Heu, auch wenn der verrückte Bauer es Stroh nennt; so mag auch nach wie vor der Herr Gerber seinen guten deutschen Namen durch das französische u entstellen: so lange er — gern oder ungern — deutscher Reichsbürger ist, so lange bleibt er der Herr Gerber; und damit ist schon gesagt, wie man seinen Trotz zu brechen hat: der deutsche Reichstag, der deutsche Beamte, der deutsche Zeitungsredakteur und Berichterstatter hat einfach das französische u als nicht vorhanden anzusehen und den Herrn in jedem Protokoll, in jeder Ladung, in jedem Bericht mit seinem deutschen Namen Gerber zu nennen; wir wollen doch sehen, wie lange er dann fortfahren wird, sich als Herrn „Guerber" zu unterzeichnen.

Seine französisch-patriotische Entrüstung samt derjenigen der ganzen Patriotenliga wird allerdings groß sein; er wird die Briefe, die unter seinem echten Namen an ihn kommen oder auf deren Adresse der Postbeamte das u durchgestrichen hat, zurückweisen, er wird den amtlichen Ladungen und Anordnungen, die an ihn unter seinem echten Namen ergehen, keine Folge leisten wollen. Allein Briefe, die vielleicht wichtige Nachrichten enthalten, zurückzuweisen ist bedenklich, und noch bedenklicher ist der Ungehorsam gegen amtliche Befehle, wenn, wie es den Anschein hat, im Reichslande mit der deutschen Autorität künftig mehr als bisher Ernst gemacht

wird. Der Herr „Guerber“ möge es einmal darauf ankommen lassen, eine Ladung oder Aufforderung, die von der Behörde an ihn unter der Adresse des Herrn Gerber ergeht, unbeachtet zu lassen; der deutsche Beamte, der die Ehre des von ihm vertretenen deutschen Reiches zu wahren hat und zu wahren weiß, wird sich Gehorsam erzwingen, und wenn der Herr Pfarrer mit derselben Stirn, mit der in den allerletzten Tagen die elsässischen Mitglieder der Patriotenliga vor dem Reichsgericht erklärt haben, die Ziele dieses Bundes nicht zu kennen, dem Richter oder andern Beamten erklären sollte: er habe nicht gewußt, daß die Ladung des Herrn Gerber ihn angehe, so wird der Beamte diese Erklärung als das bezeichnen, als was das Reichsgericht jene Erklärung der Herren Blech und Genossen bezeichnet hat: als eine bewußte Unwahrheit, und wird auf seiner Strafverfügung beharren, und jede vorgesetzte deutsche Behörde wird sie bestätigen. Hat aber Herr Gerber erst ein paar mal recht eindringlich die Wahrheit des Kapuzinerspruches an sich erfahren:

Hinter dem U kommt gleich das V,
Das ist die Ordnung im ABC!

dann wird er wohl bald dem an den Herrn Gerber ohne u ergehenden Ruf Folge zu leisten sich gewöhnen, ja er wird wohl bald auf das Privilegium, das wir ihm vor allen andern hohen und geringen „Gerbern“ Deutschlands gewahrt wissen wollen, auf das Vorrecht, seinen eignen Namen stets falsch zu schreiben, freiwillig verzichten; denn wir denken, wenn er seinen ehrlichen Namen immer und überall in ehrlichem Deutsch geschrieben sieht, dann wird ihn ein Gefühl überkommen, das er sich hoffentlich aus seiner französischen Zeit nach Deutschland herüber gerettet hat: die Furcht, durch Gebrauch des Privilegiums sich lächerlich zu machen.

Der Mann im Monde. In Berlin und einigen andern Städten ist in letzter Zeit allabendlich ein großes Volksstück in fünf Bildern von Jakobson mit außergewöhnlichem Erfolge auf den weltbedeutenden Brettern zur Aufführung gelangt, welches „Der Mann im Monde“ heißt. Hat auch dieses Theaterstück mit der gleichbenannten Erzählung von Wilhelm Hauff nichts als den Titel gemein, so dürfte es doch vielleicht gerade jetzt, wo dieser Titel wieder häufiger genannt wird, nicht unwillkommen sein, einiges über die Entstehung des Hauffschen Werkes zu erfahren.

„Der Mann im Monde“ von Hauff ist bekanntlich eine Persiflage auf die frivolen Erzählungen von Heinrich Clauren (Hofrat Karl Heun in Berlin), einem ebenso fruchtbaren wie sittenverderbenden Schriftsteller, und wird in unsern Literaturgeschichten auch nur als solche erwähnt. Ziemlich unbekannt aber dürfte es sein, daß Hauff durchaus nicht eine Spottschrift auf Clauren hatte schreiben wollen, sondern vielmehr ursprünglich wirklich eine leichtfertige Erzählung verfaßt hatte. Er brachte eines Tages das Manuskript dem berühmten Kritiker Wolfgang Menzel in Stuttgart, um es ihm vorzulegen. Es war ein Machwerk ganz à la Clauren, und zwar in vollem Ernste so gemeint. „Schämen Sie sich denn nicht?“ sagte Menzel, nachdem er Einsicht genommen hatte. „Wollen Sie denn auch den Berliner Hofrat nachahmen? Können Sie denn nicht höher fliegen?“ Nach einer Weile milderte er aber den Ton und fuhr fort: „Kehren Sie den Spieß um, tragen Sie das Claurensche Kolorit noch viel stärker auf, lassen Sie dann das Buch unter Claurens Namen erscheinen, und jeder wird sagen, Sie hätten eine köstliche Satire auf Clauren geschrieben.“ Und richtig, Hauff befolgte den Rat und begründete seinen Ruf mit dem „Mann im Monde,“ dem er später eine geistreiche „Kontroverspredigt“ anfügte.

Menzel erzählte diesen Vorfall einst Karl Gutzkow, als dieser ihm das Manuskript seiner „Briefe eines Narren an eine Närrin" vorlegte, wobei ihm Menzel einen ähnlichen Rat erteilte wie früher Hauff, und von Gutzkow ist die Geschichte uns wieder mitgeteilt worden. J. Br.

Literatur.

Geographisch-statistisches Weltlexikon. Von Emil Metzger. Stuttgart, Felix Krais, 1887.

Wir machen hiermit unsre Leser auf ein in Lieferungen erscheinendes geographisches Lexikon aufmerksam, das in möglichst knapper Form die Beschreibung jedes überhaupt nennenswerten Ortes der Erde enthalten soll. Das Werk verfolgt einen rein praktischen Zweck und kann daher allen Büreauvorstehern, Geschäftsleuten u. s. w. als Nachschlagebuch bestens empfohlen werden. Wir haben viele Artikel in der vorliegenden ersten Lieferung geprüft und alle Angaben als zuverlässig befunden und können daher nur wünschen, daß der Verfasser wie der Verleger für die großen Mühen und Opfer, die sie sich mit der Herausgabe dieses Werkes auferlegt haben, durch starken Absatz reich belohnt werden.

Der Kaukasus und seine Völker. Nach eigner Anschauung von R. von Erckert. Leipzig, P. Frohberg, 1887.

Ein deutscher General in russischen Diensten, der zwei Jahre zu wissenschaftlichen Zwecken den Kaukasus bereist hat, giebt hier die Ergebnisse seiner Beobachtungen und Untersuchungen, die vornehmlich in das Gebiet der Anthropologie und Ethnographie fallen. Seine Schilderungen beanspruchen und verdienen insofern besondres Interesse, als er in seiner Stellung vieles genauer gesehen und erfahren hat als andre Reisende, und als seine Wege ihn auch in Gegenden und zu Stämmen des Gebirges geführt haben, die von den gewöhnlichen Reisestraßen nicht berührt werden. Unsre Kenntnis des Gegenstandes wird durch seine Schrift nicht nur vielfach ergänzt, sondern auch in wesentlichen Stücken berichtigt, und das Buch gewinnt weitern Wert dadurch, daß es uns die Zustände der Kaukasusvölker vorführt, wie sie sich jetzt, nach Beendigung der Kämpfe Rußlands mit Schamyl und den Tscherkessen und infolge eines langjährigen Friedens, darstellen. Daß auch die Wissenschaft manches von dem durch ihn Gesammelten und Verglichenen (wir denken dabei an seine Schädelmessungen, seine Wörterverzeichnisse und seine Deklinations- und Konjugationsproben) wird brauchen können, wenn auch nur als Material, ist uns nicht zweifelhaft. Dem größern Publikum werden die Lichtdrucke und andern Illustrationen, welche dem Buche beigegeben sind und welche Typen kaukasischer Stämme sowie einige Ortschaften, z. B. Gunis, die letzte Zufluchtsstätte Schamyls, darstellen, willkommen sein, wie es uns die ethnographische Karte des Verfassers gewesen ist.

Zur Beachtung.

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 3. Vierteljahr ihres 46. Jahrganges, welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten um schleunige Erneuerung des Abonnements.

Leipzig, im Juni 1887. Die Verlagshandlung.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

as Manu-
m Menzel
Geschichte
J. Br.

art, Felix

ndes geo-
chreibung
verfolgt
Geschäfts-
ben viele
s zuver-
der Ver-
de dieses

Erckert.

enschaft-
Beobach-
gie und
insofern
rfahren
tämmen
berührt
cht nur
s Buch
er vor-
yl und
uch die
denken
ations-
ist uns
1 Illu-
tämme
stellen,
en ist.

Jahr-
des zu
erung

ig.

ipzig.


Princeton University Library
32101 064095068